Oncken
Allgemeine
Geschichte

Schiemann,
Geschichte Russlands.
I.

A B
250 XVIII

KAISERL. DEUTSCHE OBER-POSTDIREKTION
BROMBERG

Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, F. v. Bezold, Alex. Brückner, Const. Bulle, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, Gust. Hertzberg, F. Hommel, E. O. Hopp, Ferd. Justi, B. Kugler, S. Lefmann, Ed. Meyer, A. Müller, W. Oncken, M. Philippson, H. Prutz, S. Ruge, Th. Schiemann, B. Stade, A. Stern, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Zweite Hauptabtheilung.

Zehnter Theil.

Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert.

Von Theodor Schiemann.

Erster Band.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1886.

DEUTSCHE OBER-POSTDIRECTION
KÖSLIN 2.

II. B 250
X. Vol. 18. I

Rußland, Polen und Livland

bis ins 17. Jahrhundert.

Von

Dr. Ch. Schiemann

Stadtarchivar in Reval.

Mit Illustrationen und Karten.

Erster Band.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1886.

KAISERL. DEUTSCHE OBER-POSTDIRECTION
BROMBERG

VI. 62.



Übersetzungsrecht wie alle anderen Rechte vorbehalten.

19073



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.
Beginn des Satzes am 10. Juni 1884.

Vorwort.

Das vorliegende Werk, ein Theil der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen", behandelt die Geschichte Rußlands bis zur Regierung Iwan des Schrecklichen. In seiner Fortsetzung wird es die Geschichte Polens und Livlands bis in dieselbe Zeit führen und der Abschnitt „Iwan der Schreckliche und seine Zeit" wird das Ganze abschließen und in kurzem Abriß in das 17. Jahrhundert hinüberleiten.

Der Verfasser hat in diesem ersten Theile seiner Arbeit mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Sein von der großen Heerstraße abliegender Wohnort nöthigte ihn zu häufigen Reisen, um das nöthige Material an Büchern zu beschaffen, und ohne die große Liebenswürdigkeit, mit welcher sowohl die kaiserliche Akademie der Wissenschaften als die Dorpater Universitätsbibliothek ihn durch Zusendung von Büchern unterstützten, wäre es überhaupt nicht möglich gewesen, zu einem Abschluß zu gelangen.

Bei Behandlung der russischen Geschichte kann man sich nicht auf eine als mustergiltig anerkannte Darstellung stützen und deren Resultate wiedergeben. Zwar die großen Arbeiten von Karamsin, Solowjew, Kostomarow und auch die deutsche von Strahl-Herrmann bieten zusammenhängende Schilderungen, die in einzelnen Partien ganz vortrefflich gearbeitet sind, überall aber hat in neuerer Zeit die in hundert Zeitschriften verstreute Specialforschung eingegriffen; neue Gesichtspunkte sind durch die Publication archivalischer Materialien eröffnet worden, während wiederum ganze große Perioden der russischen Geschichte so gut wie gar nicht bearbeitet sind.

Galt es einmal, jener Specialforschung nachzugehen und ihre Resultate zu prüfen, so mußte andererseits der Versuch gemacht werden, auch über die brach liegenden Theile zu einer eigenen Ansicht zu gelangen. Bei dem Mangel einer kritischen russischen Quellenkunde und — wenn man von Bonnells Specialarbeiten absieht — gründlicher chronologischer Arbeiten war dieser Theil der Aufgabe besonders schwer und der Verfasser verhehlt sich nicht, daß seine Darstellung in vieler Hinsicht nicht im Stande ist, strengen Anforderungen zu genügen. Erfordert doch eine erschöpfende Neubearbeitung des hier dargestellten Theiles der russischen Geschichte mehr als die Kraft eines Mannes und mehr als die kurze Frist weniger Jahre.

Fast ebenso groß aber war die Schwierigkeit, den spröden Stoff in eine lesbare Darstellung zusammenzufassen, wie die allgemeine Geschichte sie mit Recht fordert. Wer je sich mit der Geschichte der russischen Theilfürsten-

thümer beschäftigt hat, wird wissen, wie das wirre Nebeneinander der sich gegenseitig bedingenden Ereignisse sich gegen eine übersichtliche Darstellung sträubt und wie schwer es ist, durch Weglassen oder bloßes Streifen des minder Wichtigen die Hauptmomente recht hervortreten zu lassen.

Wie weit es dem Verfasser gelungen ist, in dieser Hinsicht das Rechte zu treffen, wird der Leser beurtheilen. Das beste Kriterium wird die Erwägung bieten, ob es leicht oder schwer ist, das Gelesene zu behalten.

Erschöpfende Vollständigkeit aber darf von diesem Werke nicht beansprucht werden. Der dem Verfasser nur knapp zugemessene und trotz aller Selbstbeschränkung überschrittene Raum verbot jede Breite. Man wird daher, wo die Mittheilung einer oder der anderen Thatsache vermißt wird, das Richtige treffen, wenn man annimmt, daß der Verfasser mit Absicht darüber hinweggegangen ist. Nicht selten geschah es mit dem Gefühle lebhaften Bedauerns. Namentlich gilt das von den letzten Abschnitten, bei denen die reichlich fließenden Quellen eine viel größere Ausdehnung gestattet hätten.

Auch in den Quellenangaben und Citaten hat eine Selbstbeschränkung eintreten müssen. Die überall benutzten Darstellungen von Bestushew, Solowjew, Karamsin ꝛc. sind nicht besonders hervorgehoben worden. Doch soll an dieser Stelle die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß Karamsin auch noch heute nirgends übersehen werden darf und daß gerade eine Vertiefung in die russische Geschichte die Achtung vor diesem bedeutendsten russischen Historiker steigert.

Dem Herrn Stadtbibliothekar G. Berkholz in Riga und dem Herrn Akademiker Kunik in Petersburg auch an dieser Stelle für ihre Unterstützung seiner Arbeiten zu danken, ist dem Verfasser angenehme Pflicht.

Reval, im März 1884.

Dr. Th. Schiemann.

Geschichte Rußlands

bis zu

Iwan dem Schrecklichen.

Erstes Kapitel.

Urgeschichte der Slaven.

Die Geschichte der Völker des nördlichen und mittleren Europa datirt von ihrem Zusammentreffen mit Griechen und Römern oder mit denjenigen Nationen, welche das Erbe des classischen Alterthums antraten. Erst die Berührung der Cultur läßt den Schleier sinken, der das Antlitz der keltischen, germanischen und slavischen Völkerschaften verhüllte, lange Jahrhunderte nachdem sie, von kleinen Anfängen ausgehend, bereits im Wesentlichen die weiten Sitze eingenommen hatten, welche ihnen heute eigen sind. Was vor die Zeit jener ersten Berührungen fällt, nennen wir Urgeschichte, ohne uns dabei zu verhehlen, daß hier mit demselben Wort höchst verschiedenartige, einander durchaus nicht deckende Culturzustände bezeichnet werden.

Die Kelten z. B. zeigen uns schon im 4. Jahrhundert v. Chr. und noch mehr in späterer Zeit die Spuren einer alten, ganz eigenartigen Cultur, die freilich in unglaublich kurzer Frist von dem römischen Wesen absorbirt wurde und im Grunde auch der zu wahrhaft humanitärer Bildung führenden Keime entbehrte. Die Germanen dagegen standen um eben jene Zeit auf einer viel niedrigeren Stufe der Cultur, und da wir sechshundert Jahre später den ersten greifbaren Spuren der slavischen Völkerschaften begegnen, finden wir sie auf annähernd gleicher Entwickelungsstufe mit den Germanen Cäsars. Es wäre bei alle dem nicht richtig, auf einen Zeitpunkt zurückzuschließen, in dem jene Völkerschaften „Wilde" gewesen sind. Diese Zeit liegt — wenn überhaupt sie je gewesen ist — so weit zurück, daß wir kein Mittel haben, in dieselbe einzudringen. Es gilt auch hierbei das schöne Wort Jacob Grimms [1]: „Mir widerstrebt die hoffärtige Ansicht, das Leben ganzer Jahrhunderte sei durchdrungen gewesen von dumpfer unerfreuender Barbarei .... in alle, auch die verschrieensten Weltalter wird ein Segen von Glück und Heil gefallen sein, der edelgearteten Völkern ihre Sitte und ihr Recht bewahrte."

Was wir von der Urgeschichte der Slaven wissen, danken wir, da die moderne Archäologie ihre auf das älteste Rußland bezüglichen Funde noch nicht ethnographisch zu bestimmen vermocht hat, ausschließlich der vergleichenden Sprachforschung. Sie hat den Slaven ihren Platz unter den arischen Völkern

1) Deutsche Mythologie I, p. VIII.

zugewiesen. Der Wortschatz, der allen arischen oder indogermanischen Völkern gemeinsam ist, führt uns in die Periode unserer grauesten Vergangenheit, welche man die gemeinsam arische Zeit genannt hat. In eine spätere Entwickelung versetzt uns die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas, während wieder ein neues Stadium uns im Wortschatz der slavo-deutschen Spracheinheit entgegentritt. Nach Abtrennung der Germanen bilden darauf die Slavo-Letten ein gleichsprachiges Volk, aus welchem die Slaven und die Letto-Littauer herauswuchsen, so daß erst die Summe der allen slavischen Sprachen gemeinsamen Worte uns in die Zeit einführt, in welcher eine Trennung der Slaven in einzelne Volksgruppen noch nicht stattgefunden hatte.

Die Geschichte jener höchst allmählichen Wandlungen entzieht sich freilich unserem Auge ebensosehr wie das tägliche Wachsthum einer Pflanze. Das Gedächtniß der Völker hat keine Spuren derselben auf uns gebracht, nur die Culturzustände, wie sie zu Ende einer jeden dieser nach Jahrhunderten zählenden Epoche waren, können wir an der Hand der vergleichenden Sprachforschung, in Zukunft vielleicht durch ihre jüngere Schwester, die vergleichende Mythologie, unterstützt, in großen Umrissen feststellen.[1])

Wir wollen, um zu einem sicheren Facit in Bezug auf den Entwickelungsgang zu gelangen, den die Slaven vor ihrem Auftreten in der Geschichte druchmachten, die vier bedeutsamsten dieser Perioden in rascher Uebersicht uns vergegenwärtigen.

Die Sprache, die von allen Ariern gemeinsam gesprochen wurde, beweist deutlich, daß jenem Urvolke in seiner ursprünglichen Heimath eine gewisse Cultur eigenthümlich war. Für die Grundlage aller Gesittung, die festen Bande der Familie, für die nächsten Verwandtschaftsgrade finden wir die entsprechenden Ausdrücke. Worte wie Vater, Mutter, Mann und Frau, Tochter, Sohn, Enkel, Jüngling, Jungfrau und Wittwe bezeugen das Bestehen der Ehe, die der Tod trennt, ohne daß die Sitte vom Weibe verlangt hätte, daß sie dem Gatten nachfolge. Vielweiberei und Knechtung des Weibes sind den Indogermanen fremd, dem Hausherrn pati entspricht patnîâ die Herrin. Die gesellschaftlichen Ordnungen sind die dem Hirtenleben eigenthümlichen, doch ist die Wohnung nicht mehr das Zelt des Nomaden, sondern das durch die Thür geschlossene Haus. Clan und Familienverbände einigen größere Gruppen, an deren Spitze der vikpati Clanherr steht. Auch das Wort râgan für König hat sich erhalten. Vertrag und Satzung (dharma und dhâ-man) sind ursprüngliche Rechtsausdrücke, neben denen noch andere minder sicherer Ableitung aufgeführt werden. Die wichtigsten Haus-

1) Vgl. A. Fick, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, 2. Aufl., und Fick, Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas. (Göttingen 1873.) — J. Schmidt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen, Weimar 1872. — Geitler, Litauische Studien, Prag 1875, konnte erst beim Schluß der Arbeit benutzt werden. Das Buch von Schrader: Sprachvergleichung und Urgeschichte ist mir nicht zugänglich gewesen.

thiere sind bereits gezähmt. Rind, Schaf, Ziege, Pferd, Schwein und Hund sind allen arischen Völkern unter denselben lautlichen Bezeichnungen bekannt. Die Feinde der Heerden sind Wolf und Bär, von nutzbaren Jagdthieren tritt uns nur der Hase und vielleicht das Buntwild entgegen. Auch der Ackerbau in seiner primitivsten Form läßt sich nachweisen. Einige Körnerfrüchte werden gebaut, einige Geräthe zur Bearbeitung des Bodens werden uns überliefert; auch die Handmühle, auf der das Korn zu Mehl zerrieben wurde, und die Worte für Kochen und Rösten sind altarisch. Ein süßer Trank, dessen Hauptbestandtheil Honig war, bildete die Würze des aus Fleisch, Milch, Fleischbrühe und zerstampfter, zu Kuchen gebackener Feldfrucht bestehenden Mahles. Salz war bekannt und gesucht. Man ging nicht nackt. Die Bezeichnungen für weben, flechten, nähen, gürten geben uns einen Fingerzeig über die Bekleidung unserer Urahnen. Als älteste Handwerke übten sie die des Töpfers und Zimmermanns. Flüsse und Seen befuhren sie auf Schiffen, welche sie durch Ruder fortbewegten. Das Meer kannten sie noch nicht. Auch für Krieg und Streit sind die Ausdrücke vorhanden, von Waffen werden jedoch nur Schwert und Bogen überliefert, von Metallen Gold, Silber und Erz (Kupfer). Man zählte nach Zehnern von 1—999, unterschied drei Jahreszeiten und beobachtete den regelmäßigen Wechsel des Mondes. Wenn wir noch hinzufügen, daß ein den Ariern gemeinsamer Lichtcultus festgestellt ist, der die Vorstellung eines Vater Himmel, vielleicht auch einer Mutter Erde kannte und den Begriff der Unsterblichkeit erfaßt hatte, daß die Sprache die Vorstellung eines gemäßigten Klimas aufbewahrte, so haben wir im Großen und Ganzen erschöpft, was wir über diese gemeinsame arische Periode wissen.

Es folgte die Trennung der Völker. Mit ihren zweirädrigen, von Stieren oder Pferden gezogenen Wagen hat es sie in die Ferne getrieben, die einen nach Süd und Ost, die anderen nach Nord und West. Wann jene Trennung erfolgte, ist unerfindlich. Wir folgen der westlichen Gruppe, die als Gesammtvolk der Europäer in sprachlicher Einheit uns entgegentritt. Ein unzweifelhafter Fortschritt der Bildung hat inzwischen stattgefunden. Genauere Bezeichnungen für das Familienleben und die Verwandtschaftsverhältnisse sind nothwendig geworden (Großvater, Mannesschwester, Schwestersohn). Im Staat ist neben den König die Gemeinde getreten, die den nicht zu ihr Gehörigen als Fremden bezeichnet. Für „Gesetz" ist ein Ausdruck gefunden, und wer fremdes Eigenthum an sich nimmt, „stiehlt" (klap-stehlen). Die Viehzucht wird noch in alter Weise getrieben, auch ist bis auf die Ente kein neues Hausthier erworben, aber die Bezeichnungen sind reicher geworden, namentlich das Geschlecht der Thiere wird durch besondere Namen geschieden. Die schon früher übliche Ausbeutung der Bienen hat an Umfang gewonnen, vor Allem aber bedeutend ist der Fortschritt auf dem Gebiete des Ackerbaues. Wir sahen, wie schon das Urvolk die Anfänge desselben betrieben hatte. Um die Zeit, da die Europäer in eine nördliche und südliche Gruppe sich trennten, war die Wandlung vollzogen, die aus den „seßhaften Viehzüchtern" Acker-

bauer gemacht hatte, welche ihren Unterhalt zunächst dem Felde und erst in zweiter Linie ihrem Bestande an Vieh dankten. Schon werden Hirse, Weizen, Gerste und Hafer gebaut, und dabei tritt uns eine nicht unbedeutende Gartencultur entgegen. Erbse, Bohne, Mohn, Rübe, Lauch und Hanf werden im umhegten Raum gezogen. Die hier genannten Pflanzen geben uns, im Verein mit den überlieferten Baum- und Thiernamen, die Mittel, auch annähernd geographisch die Sitze jener europäischen Arier zu bestimmen. Ulme, Erle, Hasel, Eiche, Fichte, Weide, Salweide und Buche, dazu Hirsch oder Elen, Luchs, Schildkröte, so wie von Seethieren Hummer und Robbe beweisen, daß wir in Ost- oder Mitteleuropa diese Sitze zu suchen haben und daß das dem Urvolke unbekannte Meer dieselben berührte. Das Geräth war theils aus Stein, theils aus Holz und Metall, für letzteres treten aber neben den alten Namen neue auf. In Betreff der Handarbeit scheint namentlich die Arbeit in Leder und die Kunst des Flechtens Fortschritte gemacht zu haben. Auch hat man gelernt, Leim und Pech zu gewinnen. Endlich tritt uns als Schutzwaffe jetzt der Schild entgegen, während neben Bogen und Schwert Speer, Lanze und Spieß zum Angriff dienen. Der Fortschritt, der auf all diesen Gebieten stattgefunden hat, ist zu augenscheinlich, um nochmals hervorgehoben zu werden. Wir finden es daher natürlich, daß nach der Absonderung von Kelten und Gräkoitalikern das zurückgebliebene Volk der slavodeutschen Spracheinheit sich entsprechend weiterentwickelt hat. Ohne bei dem Einzelnen zu verweilen, mag es gestattet sein, das Bedeutsamste dieser späteren Entwickelung hervorzuheben.

Die religiösen Vorstellungen zeigen uns die Gottheit mit dem Prädikat „Walter" valdharia, woraus sich auf die Anschauung von einem Eingreifen derselben in die Geschicke der Menschen schließen läßt. Für den Ackerbau ist in dem Roggen (rugha) ein neues Getreide gewonnen. Die Bestellung des Ackers und die Sorge für den Viehstand scheint rationeller geworden zu sein. Apfel und wilde Pflaumen sind als Fruchtbäume hinzugekommen, Esche, Ahorn, Birke weisen auf nördlichere Sitze, für Biber, Igel und Storch finden sich gemeinsame Bezeichnungen. Die Otter war vielleicht schon früher bekannt. Einen bedeutsamen Fortschritt erkennen wir in der bahnbrechenden Bekanntschaft mit dem Eisen und der durch dasselbe gestiegenen Wehrhaftigkeit des Volkes. Auch in Gewerbe und Hausgeräth findet kein Stillstand statt; wichtiger noch ist aber die Entwickelung des Rechtslebens. Der Ausdruck kantaria, Hundertschaft, scheint uns auf eine Gliederung des Volkes hinzuweisen, das sein Recht (rekta) in der Gerichtsverhandlung (tengha) sucht und als Beweismittel den Eid (aita) gelten läßt. Dabei haben sich die alten Bezeichnungen für König râga und Stammherr vikpati erhalten. Auch Handel und Wandel scheinen zugenommen zu haben; neben den alten Wörtern für tauschen und für Lohn, Miethe, finden wir ein neues für „ein Pfand einlösen" vadh.

Eine genauere Betrachtung verlangt für unseren Zweck die Zeit nach Abtrennung der Germanen, die Periode der letto-slavischen Spracheinheit. Sie

bildet die Grundlage, auf der wir unsere Darstellung von der Cultur der Slaven bei ihrem Eintritt in die Geschichte gründen müssen; was uns die historischen Quellen im engeren Sinne des Wortes zubringen, ist zum Theil lückenhaft, zum Theil ungenau und muß die Kritik der sprachlichen Ueberlieferung bestehen können.

Was zunächst die religiösen Vorstellungen betrifft, so finden wir hier die geringste Wandlung. Der Gottesbegriff ist derselbe geblieben, nur scheint das Bestreben lebendiger geworden, den Willen der Gottheit zu erkunden. Schon in der slavodeutschen Spracheinheit finden wir einen Ausdruck für Wahrsagung oder Zauber „saita". Bei den Lettoslaven, die dasselbe Wort bewahrten, tritt kera Zauber und zvaisdininka Sterndeuter hinzu. Auch szventikia der Heilige weist darauf hin, daß man von einzelnen Menschen glaubte, sie ständen der Gottheit näher als andere.

Den Grund des Staatslebens bildet nach wie vor die Familie, deren Verzweigungen bereits voll ausreichende Bezeichnungen finden und deren Ausdehnung nach unten hin das Gesinde szaima bildet, während sie nach oben zu im Stammherrn viszpati ihr Haupt hat. Auf besondere Verbindungen weisen die auch bei den Slavo-Germanen vorkommenden Ausdrücke für Hundertschaft und Brüderschaft. Dagegen ist das Wort raga, König, verloren gegangen. Man wohnte in Dörfern (kaima) bei einander, wahrscheinlich zu kleineren staatlichen Körpern geeinigt, wie die Worte valsti Herrschaft, Reich, valdya Macht, valdâria der da waltet bezeugen. Das Thing, jetzt tenka, war von der früheren Periode herübergenommen, und einen Einblick in die Besitzverhältnisse geben Ausdrücke wie ska besitzen, sebra der Theilhaber, talkâ Arbeitshilfe, misdâ Lohn, tâti der Dieb. Der Handel ist fortgeschritten. Nach der Forderung praszna, einigt man sich über den Preis; parkyâ, die Schuld, für welche ein Pfand (vad Pfand einlösen) bürgt, wird in ein Kerbholz, ramba, eingetragen. Doch fehlt noch das Wort für Geld; maina der Tausch charakterisirt die Art des Handels.

Im heimathlichen Dorf lag die Wohnstätte, maisa, und das Wohnhaus, visz. Die Sonderwohnung hieß salitvâ. Das Haus wurde durch die Thür, dver, die Wohnstätte durch das Thor, varta, geschlossen, welches der Thorhüter, vartininka, bewachte. Die Verfertigung des Hauses war höchst einfach. Pflöcke, Klötze (gemba und tranka) und Stangen werden mit dem Beil, bardu, dem Hobel skapa und der Säge pinkla bearbeitet; Wände, Diele tela, Decke luba und Dach, letzteres wahrscheinlich auf Sparren, spara, errichtet. Nicht unwahrscheinlich ist, daß dabei pikya, das Pech, smala Theer und mala Kalk oder Lehm zur Verwendung kamen. Daß eine Thür nicht fehlte, wissen wir bereits, dagegen vermissen wir das Wort für Fenster. Auch auf die innere Einrichtung dürfen wir schließen. Der Ofen (apna), der Stuhl klampi, der Tisch skomia, lages das Bett, werden überliefert und als Geräth kennen wir auch den Korb, kasia, ein Gefäß pada, mit Henkel ansa, den Schlauch maisa, die Schale lanzkâ, den Löffel lizika, das Sieb seita,

den Sinter sendra, die Bratpfanne skvarda. Wohl in keinem Hausstande fehlte die Handmühle gernâ, auf welcher die Frau das Korn zu Mehl zerrieb, malêyâ, die Müllerin, der Ausdruck für Müller fehlt. Dagegen giebt es ein Wort für Mühle maluna. Ihre Aufgabe wird es auch gewesen sein, das Lein lina, den Hanf kanapyâ, oder die Schafwolle, velna, zu Fäden, giâ, zu weben (penati). Worte wie tan, Gewebe spannen, pana Gewebe, masga Masche, szeiwa Weberspuhle weisen auf diese Seite ihrer Thätigkeit. Auch für das Schlagen der Wäsche haben wir den lettoslavischen Ausdruck plak. Ein wichtiger Hausbedarf waren Stricke, lenkia, und Seile, seila, veroyâ, die wohl aus Bast, lunka oder aus Weiden, viti, (Gewinde, vitia die Weide) geflochten plekteti, wurden. Als schwierige Beschäftigung lag dem Manne das Nähen ob (su, siu, siuva die Naht, siuvikia der Näher). Zur Beleuchtung diente, wie noch Jahrhunderte darauf, das Kienholz darva. Wer das Haus verließ, kam in das Gehege (garda) mit seinen Nebengebäuden, dem Stall, stana und der Badstube, perti, in welcher ganz wie heute mit Dampf, para, der Körper erhitzt und mit dem Badequast geschlagen (schlagen par perti) wurde. Auch szaltinis, der Brunnen, ist lettoslavisch.

Ein sehr wichtiges Gewerbe war das des Schmiedes (utria), von dessen Geräthen wir nächst kuya, dem Hammer, vagya, dem Keil, noch dalbta, ein Instrument zum Schlagen von Löchern in Eisenplatten kennen. Ihm lag die Anfertigung der Waffen und wohl auch der Schmuckgegenstände ob. Wir wissen bereits, daß aus der vorausgegangenen Periode die Bekanntschaft mit dem Eisen stammt. Gold, Silber, Erz blieben natürlich im Gebrauch, neu ist das Blei, alva, hinzugekommen. Eine sogenannte Bronzezeit scheint ganz an den Lettoslaven vorübergegangen zu sein. Zur Verfertigung der Bronze fehlte das Zinn, und die in Gräbern aufgefundenen Bronzegegenstände stammen, wie J. R. Aspelin nachgewiesen hat, aus Asien.[1]) Für den Rost, den bittersten Feind des Eisens, ist ein neues Wort, rudya, erfunden. Die Waffen sind noch dieselben: Pfeil strela und Bogen lanka, dazu das Zeitwort stralya Pfeile schießen. Die Bogensehne hieß temptîva. Es gab jedoch noch einen Namen für Bogen kelpa, der zugleich Schlinge bedeutet. Für die Lanze finden wir nur eine Bezeichnung lankya, gegen drei der vorigen Periode. Der Degen karda wurde sorgfältig geschärft, wie der Ausdruck nagi für Schneide zeigt. Von Schutzwaffen sind uns der Schild skuta und der Helm, letzterer in doppelter Form als kalma und szalma überliefert. Die kriegerischen Bezeichnungen sind bei geringen lautlichen Veränderungen dieselben geblieben. Einen neuen Begriff finden wir dagegen in karya Heer. Der Ackerbau ist auf der vorigen Stufe stehen geblieben, auf rationelleren Betrieb der Viehzucht deuten szaina Heu und skara Mist, was freilich den Gebrauch des Düngers noch nicht beweist, auch hatte man gelernt dem Pferde einen Stangenzaum, zambâk-la, anzulegen. Von den Krankheiten des Viehes waren Räude

1) Polewoi otscherki p. 54. (russisch.)

sausya und Rotz smarka bekannt, von denen des Menschen Husten kasâ, Niesen kus, gelga Kropf oder Drüse, trauda Durchfall und zwei allgemeinere: mara Sterben, Pest, vaya krank, weh.

Von geographischer Bedeutung zur annähernden Bestimmung der Sitze des letto-slavischen Volkes sind die Naturbezeichnungen und die Namen der damals bekannten Pflanzen und Thiere. Im Allgemeinen wird die Vorstellung eines feuchten Niederlandes bei uns erregt. Nur garba Bergrücken weist auf Höhen hin, dem stehen aber lanka die Flußniederung, lenda das Thal, pensura der Sand, bala und lakma Sumpf, Bruch, lugya die Pfütze, lugina sumpfig und wohl auch luta der Schmutz, zur Seite. Auch die zahlreichen Bezeichnungen für Wasser fallen auf: api, ura, wada; dazu azara der Teich, spaina Schaum, vilna Welle. Szal frieren, szarma Reif, grada Hagel, leda Eis, krusa Eisscholle, snaiga Schnee, szavara der Nordwind weisen auf einen kalten Winter hin. Dazu stimmen die erhaltenen Pflanzennamen. Die Buche finden wir nicht wieder, dagegen Birke, Espe, Esche, Eibe, Tanne, Ahorn, Linde, Fichte, Weide, Eiche. Von Fruchtbäumen nur abala der wilde Apfelbaum, krausia die wilde Birne und slivâ die Schlehe. Die Frucht des wilden Apfels und der wilden Birne gehörten übrigens bereits zur Nahrung derjenigen Völker, welche uns ihren Speisezettel in den sogenannten „Küchenabfällen" hinterlassen haben. An wilden Thieren kannte man velka den Wolf, epra den Eber, luszi den Luchs, lapa den Fuchs und sveri für wildes Thier überhaupt. Dazu als Jagdthiere und Fangbeute: alni den Hirsch, kauna den Marder, bebru den Biber, brenda das Elen, vavarya das Eichhorn, udra die Otter. Sperling, Rabe, Krähe, Drossel, Schwalbe, Lerche, Kuckuck, Kranich, Wildgans, Schwan und Adler repräsentiren die Vogelwelt. Daß eine wilde Hahnenart, tatara, bekannt war, steht fest, zweifelhafter steht es dagegen mit dem Haushahn. Fick führt zwar kakata Hahn als zur letto-slavischen Spracheinheit gehörig an, findet jedoch den Beleg für dies Wort nur im Kirchenslavischen, nicht im Lettischen oder Littauischen. Man wird deshalb Hehn folgen müssen, der nachweist, daß Slaven und Littauer zur Zeit, da der Hahn in Mittel- und Nordeuropa eindrang, von einander gesondert waren. Auch gewinnen wir hier eine höchst interessante und greifbare Zeitbestimmung. „Da der Hahn — sagt Victor Hehn in seinen „Culturpflanzen und Hausthiere" — nicht vor der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. in Griechenland erschien, so werden wir seine Ankunft im inneren Europa nicht vor das 5. Jahrhundert setzen können." Es müßte daher die Entwickelungsphase der Slavo-Letten, die wir betrachten, in die Zeit vor Ausbruch der Perserkriege fallen.

Besondere Beachtung verdienen außerdem zwei, den Slavo-Letten bekannte Fische: esztra der Stör, laszi der Lachs. Beide Wörter fehlen in der slavo-deutschen Spracheinheit, die nur die allgemeine Bezeichnung ghu für Fisch kennt, welcher das letto-slavische zuvi entspricht. Der Stör aber ist zu allen Zeiten local begrenzt gewesen. Er heißt littauisch

erszketras, preußisch esketres, kirchenslavisch jesetru, russisch osetr. Es können hier nur zwei Störarten in Betracht kommen: der Sterlet (Acipenser ruthenus) und der Hausen (Acipenser huso). Beide bewohnen das Schwarze Meer, der Sterlet auch das Kaspische, und steigen in die verschiedenen Zuflüsse derselben hinauf. Die Flüsse des Nördlichen Eismeeres, der Ostsee und in geringerer Zahl der Nordsee werden ebenfalls von ihm besucht. Die Hauptfangstellen aber sind Donau, Dniester, Dniepr, Don, Wolga und Ural. Der Lachs dagegen kommt nur in die Flüsse, welche in das Eismeer und in die nördlichen Theile des Atlantischen Oceans, incl. Ostsee und Nordsee münden. Da nun auch angarya, der Aal, weder im Stromgebiet des Kaspischen noch des Schwarzen Meeres vorkommt und der vierte den Letto-Slaven bekannte Fisch, die Quappe, ruba, überall zu Hause ist und für geographische Eingrenzung nicht in Betracht kommt, so hätten wir das Centrum der slavolettischen Ansiedlungen im Gebiet der Wasserscheiden von Ostsee, Eismeer, Schwarzem und Kaspischem Meer zu suchen, was mit der eben aufgeführten Pflanzen- und Thierwelt vortrefflich stimmt.[1]) Es wäre der Landstrich zwischen dem 55. und 58.° nördlicher Breite, während nach Süden hin die Zone der Buche die Grenze bilden würde.

Den Schluß dieser Betrachtung mag ein Ueberblick über die Nahrungsmittel der Lettoslaven bilden. Die Kunst des Bratens, Backens und Kochens war natürlich bewahrt worden. Die Hauptnahrung bildeten Fleisch, Brot und Milch. Besondere Bezeichnungen finden wir für Fett, Schinken, Speck und Käse, für Suppe, Graupen, Saft, für Salz, Honig und Bier oder Meth. Daß man sich an letzterem auch zu viel thun konnte, zeigt pâtu das Gelage. Fügen wir noch hinzu, daß als Farben schwarz, roth, grau und blau unterschieden wurden, so haben wir erschöpft, was sich aus dem sprachlichen Material über diese Periode ergiebt.

Wir haben die Urgeschichte der Slaven so bis zu der Epoche verfolgt, in der sie uns als Sondervolk entgegentreten. Es scheint festzustehen, daß sie als solches das mitteleuropäische Flachland einnahmen, das längs Don, Dniepr und Weichsel zur Ostsee sich hinzieht; nördlich begrenzt von finnischen Stämmen, im Westen von Letto-Littauern und Germanen, im Süden endlich von Skythen und Sarmaten.[2]) Mit Erwähnung des letzteren Volkes gelangen wir an eine der schwierigsten ethnographischen Fragen. Man hat in den Skythen die alten Slaven wieder erkennen wollen, und namentlich den durchaus arischen Typus der auf der berühmten Nikopolschen Silbervase in der kaiserlichen Eremitage zu Petersburg in getriebener Arbeit dargestellten Skythen als Beleg angeführt. Heute steht fest, daß die Skythen eranischer Herkunft sind. Die Vermuthung wird jedoch erlaubt sein, daß wir in den hinterskythi-

1) Geitler l. l. führt noch von Fischen an, zobrys, die Zährte, dazu kommen noch zebris, der Auerochs und kertus, die Spitzmaus. Ob sykis, russisch sig, der salmo lavaretus, letto-slavisch ist, scheint mir nicht sicher.

2) Vgl. Gregor Krek, Einleitung in die slavische Literaturgeschichte, Graz 1874.



Skythische Silbervase. (Petersburg, Kaiserl. Eremitage.)



Die sogen. Nikopol'sche Silbervase; mit Darstellungen von Skythen in der oberen Bordure.
(Petersburg, Kaiserl. Eremitage.)



Die sogen. Nikopol'sche Silbervase; mit Darstellungen von Skythen in der oberen Bordure.
(Petersburg, Kaiserl. Eremitage.)

schen Völkern Herodots letto-slavische, resp. bereits rein slavische Elemente zu suchen haben, bevor wir zu den nördlich wohnenden Finnen gelangen. Die ganze complicirte Frage nach der Ethnographie und Völkerfolge am Nordgestade des Pontos läßt sich so zusammenfassen:

1. Die eranische Periode — Skythen, Sarmaten, Alanen, Roxolanen, Jazygen, nebst noch manchen seltener genannten Völkern, wie Aorsen, Siraker ꝛc.

2. Die 150 Jahre dauernde gothische Episode, die aber von den nach Osten zurückgedrängten Alanen und den im Westen sich behauptenden Jazygen überlebt wurde.

3. Die türkische Zeit — Hunnen, Bulgaren, Avaren, Chazaren, Petschenegen, Polowzer bis zum Mongolensturm, der aber keine mongolische Volksmasse niedersetzte. Dazwischen die Magyaren als einzige finnische Einwanderung. [1])

Wie dem auch sein mag, für die neue Periode der slavischen Spracheinheit finden wir dasselbe sprachliche Material, auf welches hin die früheren Entwickelungsstufen geschildert wurden. Im Allgemeinen ist der Fortschritt der Entwickelung seit Trennung von den Letto-Littauern kein großer. Viehzucht und Bienenzucht bilden nächst dem Ackerbau die Beschäftigung des Volkes. Doch tritt die später zurückgehende Begabung der Slaven für die Bodencultur in der Vervollkommnung des Pfluges hervor. Schon finden wir Namen für einzelne Theile desselben: für den Pflugbalken und die Pflugschleife, auch eine Gesammtbezeichnung für das Getreide shito ist gefunden. Die Bearbeitung des Bodens ist dieselbe geblieben, auch treten uns im Speisezettel, wie ihn

---

1) Nach einer schriftlichen Mittheilung vom Stadtbibliothekar G. Berkholz in Riga. Neues Licht bringt in die dunkele skythische Frage eine Studie von Bonnell: Beiträge zur Alterthumskunde Rußlands, Bd. I. Herodot, seine Vorgänger und einige spätere Schriftsteller, Petersb. 1882. — Bonnell ist auf einem anderen Wege zu einem ähnlichen Resultat wie wir gekommen. Er sagt am Schluß seines Werkes: „Die Skythen und Sauromaten gehörten zu einem eranischen Volke, welches im 2. Jahrtausend v. Chr. aus Centralasien durch ein anderes arisches Volk über die Wolga gedrängt war, und welches vom Don aus während mehrerer Jahrhunderte (bis Ende des VI. a. Ch.) alles Land im Westen bis zum Istros und nach Süden bis zum Kaukasus erobert hatte. Dasselbe eranische Volk hatte sich am reinsten erhalten in den königlichen oder eigentlichen freien Skythen.... Die Sauromaten waren wahrscheinlich als Mischvolk entstanden aus den Ehen der eigentlichen Skythen mit den Frauen der besiegten Kimmerier im Osten der Maeotis, d. h. des Herrn- und Kriegerstandes dieses Volkes.... Die Kimmerier waren den Skythen urverwandt, sie waren Urkelten und zum Theil Vorfahren der Letto-Slaven.... Die eigentlichen Skythen und Sauromaten (wenigstens ein Theil derselben) sind für Vorfahren der Germanen (namentlich die eigentlichen Skythen für Vorfahren der Gothen) zu halten; aber ein anderer Theil der Bevölkerung des skythischen Reiches muß, obgleich er mit dem allgemeinen politischen Namen Skythen oder Sarmaten bezeichnet wurde, doch wegen der in ihm noch überwiegenden Menge Kimmerier zu den Kelten und Letto-Slaven gerechnet werden." — Für die Beweise und das Detail müssen wir auf die uns leider erst bei Abschluß dieses Werkes zugegangene vortreffliche Arbeit Bonnells verweisen. Doch scheint uns die Annahme, daß die königlichen Skythen Vorfahren der Germanen gewesen sind, mindestens sehr kühn.

die Sprache bewahrt hat, keine neuen Nahrungsmittel entgegen. Aber das Haus in seiner Einrichtung ist vollkommener geworden. Ueber die Stiege gelangt man durch die Thür ins Vorhaus, von dem die Stube unterschieden wird. Die Ausdrücke für Fenster, Ofen, Tisch und vielleicht Bank sind erhalten. Das Dach und der Dachfirst haben besondere Namen, Hof, Stall, Tenne und Thor finden sich wieder wie bei den Letto-Slaven, neu hinzugetreten ist der Keller (pivnica). Auch die ursprünglichste Form der Befestigung, der grad, ein von Pallisaden und einem Schanzgraben, okop, umgebener Raum, aus dem später die Benennung für Stadt gorod hervorgegangen ist, wird uns in jener gemeinsamen slavischen Periode bezeugt. Sonst zeigt sich keine weitere Ausbildung der kriegerischen Seite des Lebens. Wohl aber ist es möglich, an der Hand der Sprache tiefer in die Familienverfassung dieser Epoche einzudringen. Die Bewohner eines Ortes bilden die durch Blutsverwandtschaft geknüpfte Sippe, deren Glieder denselben Namen führen und Hab und Gut zu gemeinsamem Eigenthum besitzen. Gewählte Aelteste stehen an der Spitze der Sippe, die, wenn der Boden die angewachsene Bevölkerung nicht mehr zu erhalten im Stande ist, Zweigansiedlungen in die noch unbesetzten Striche der Nachbarschaft entsendet. Ein Kreis solcher Sippen, die übrigens den Zusammenhang unter einander nie aufgaben, bildet den Stamm plemjä, dessen Haupt der von den Geschlechtsältesten gewählte Stammesälteste ist. Auch der Stamm führt einen Sondernamen, meist ein Appellativum, der zugleich den vom Stamme bewohnten Landstrich bezeichnet. Diese Stämme nun bildeten in weiterer Zusammenfassung Einzelvölker (narod), wie sie bereits in historischer Zeit uns entgegentraten. Eine Vereinigung der Sondervölker zu einem großen Volke bestand nicht, doch muß die Gemeinsamkeit von Sprache, Glaube und Recht das Bewußtsein eines Zusammenhanges lebendig erhalten haben. Die Begriffe Recht und Gesetz fanden wir bereits auf einer früheren Entwickelungsstufe der europäischen Arier, bei den Slaven findet sich ein gemeinsamer Schatz an Gewohnheitsrechten, die in die Periode der slavischen Spracheinheit hinabreichen und deren älteste Formulirung zum Theil noch heute erhalten ist. Höchst charakteristisch ist, daß die Bezeichnungen für Erbe und Eigenthum fehlen. Die Art der slavischen Familienverfassung machte beides entbehrlich (Gemeindebesitz).

Während wir in der letto-slavischen Periode noch höchst lückenhafte und allgemein gefaßte Spuren eines Naturcultus fanden, ohne die einzelnen Göttergestalten fixiren zu können, stehen wir nunmehr auf festerem Boden. Der Gegensatz zwischen den wohlthätigen und den zerstörenden Kräften tritt deutlich hervor. Bog und Bes, letzterer später der christliche Teufel, stehen einander gegenüber; beiden werden Opfer gebracht; dem Einen zum Dank, dem Andern zur Abwehr, aber nicht von Priestern, sondern von den Aeltesten, die auch hier die Vertretung der Sippe und ihrer Erweiterungen übernehmen. Der Ort, der die Seele (duscha) der Abgeschiedenen aufnimmt, wird rai (heute Paradies) genannt. Die Vorstellung von einem Ort der Qual läßt sich nicht nachweisen.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Auch die kosmogonische Vorstellung von der Entstehung der Welt aus dem Meeressande, den der Gott aus der Tiefe emportrug, um daraus die Erde zu schaffen, so daß die Erde auf dem Meeresspiegel schwamm, scheint in diese Periode zu gehören. [1])

Es liegt in der Natur der Sache, daß innerhalb des weiten von den Slaven eingenommenen Raumes allmählich sich Dialekte entwickelten, die schließlich zwei deutlich zu unterscheidende slavische Sprachgruppen erzeugten, eine nord-ost-südliche und eine westliche Abtheilung. Durch weitere Differenzirung erfolgte dann im Rahmen dieser Hauptabtheilungen die Bildung neuer slavischer Sprachen, deren chronologische Einordnung noch nicht sicher festgestellt ist. Wo das erste Licht der Geschichte auf die Slaven fällt, ist dieser Proceß bereits im Wesentlichen vollzogen.

Zweites Kapitel.

Die slavische Völkerwanderung.

Während die übrigen Völker der indo-europäischen Sprachgruppe in verhältnißmäßig früher Zeit unter heftigen Kämpfen sich neue Sitze errangen, haben die Slaven sich geräuschlos und, wie es scheint, fast kampflos ausgebreitet. Sie wuchsen zu volkreichen Stämmen heran, welche, als sie an das Licht der Geschichte traten, durch ihre Kopfzahl das Erstaunen der Zeitgenossen erregten.

Die erste unzweifelhafte Erwähnung der Slaven finden wir bei Plinius und Tacitus, von welchen der erstere die kurze Notiz giebt, daß, wie Einige überliefern, das Gestade des nördlichen Oceans vom Osten her bis zur Weichsel hin von den Sarmaten, Weneden, Skiren und Hirren bewohnt werde. Der Wortlaut des Textes zeigt, daß schon vor ihm ein Anderer die Weneden erwähnt hat, und er dieser Quelle seine Nachricht dankt. Wer der Andere gewesen, ist freilich unerfindlich, jedenfalls ein Geograph, der frühestens in das augusteische Zeitalter zu setzen wäre. Tacitus bestimmt die Sitze der Weneter zwischen denen der Peuciner und Finnen. Der Name Weneden, Weneter oder Winden giebt uns die Bezeichnung der Germanen für ihre slavischen Nachbarn, eine befriedigende Erklärung der Urbedeutung dieses Namens ist aber bisher nicht gefunden [2]), Serben dagegen nannten sich die Slaven selber, und der Sinn des Namens ist „Volk".

Der auf die Slaven bezogene Name Anten bezeichnet keine Slaven, sondern nur asiatische Dynasten, vielleicht tscherkessischer Herkunft, die im

1) Vgl. Jirecek, Geschichte der Bulgaren, Prag 1876, p. 103.

2) Rößler: „Zeitpunkt der slavischen Ansiedelung an der Donau" entscheidet sich für die Auffassung „Die Weidenden, oder Bewohner der großen Weide, d. i. des Flachlandes."

6. Jahrhundert die nördlich vom Schwarzen Meere hausenden Slaven beherrschten. [1])

Die heute übliche und allgemein gewordene Bezeichnung „Slaven" in ältester einheimischer Form Slowané, Slowené mit den Nebenformen Slowenci, Slowáci ist ihrer Ableitung nach zweifelhaft. Gegenüber den üblichen Erklärungen, die von slowo (Wort) und slawa (Ruhm) ausgehen, dürfte auch hier Schafarik im Recht bleiben, wenn er einen geographischen Namen zum Ausgangspunkt nimmt und die bisherigen mehr oder minder zweifelhaften etymologischen Erklärungen zurückweist. Erst im 9. Jahrhundert n. Ch. ist Slave die Bezeichnung geworden, welche alle Volksparcellen zusammenfaßt, die uns bisher unter zahlreichen, ihrer Ableitung nach strittigen und auch geographisch nur zum kleineren Theil sicher fixirten Namen entgegentreten.

Wie viel größer die Schwierigkeiten sind, welche dem Erforscher des slavischen Alterthums hier entgegentreten, kann man schon aus dem Umstande ersehen, daß die wenigen zuverlässigen historisch-geographischen Nachrichten, die uns bis auf das 9. Jahrhundert n. Ch. erhalten sind, stets durch eine viele Jahrhunderte umfassende Lücke unterbrochen werden. Erst Plinius und Tacitus, darauf Jordanis und Prokop und mehr als ein halbes Jahrtausend darauf der sogenannte Nestor, der uns endlich auf einen verhältnißmäßig sicheren Boden stellt. Alles Uebrige ist lückenhaft und zusammenhanglos. Wir geben, ohne näher auf die einzelnen Controversen einzugehn, das feststehende Resultat der neuesten Forschungen.

In urältester Zeit, d. h. spätestens vom Jahr 500 v. Ch. bis zum 2. Jahrhundert n. Ch. breiteten sich die Slaven von ihren Stammsitzen, deren Mittelpunkt die Ufer des oberen und mittleren Dniepr bildeten, nach Norden hin aus, wo im heutigen Rußland fast widerstandslos die nicht fest organisirten finnischen Völkerschaften ihnen den Platz räumten. In den vier folgenden Jahrhunderten, vom 3. bis zum 7., findet, nächst der fortgesetzten offenbar sehr langsamen Ausdehnung nach Norden hin, eine zwiefache Bewegung statt: von Norden nach Süden und von Osten nach Westen und Südwesten. Die einzelnen Stadien derselben lassen sich verfolgen. Schon im 3. Jahrhundert haben die Weichselslaven das ganze Obergebiet besetzt, zwischen 454 und 495 dringen sie an die Elbe vor, und nur wenig später besetzten sie die Länder an der Donau. Die tabula Peutingeriana [2]), jene Karte des römischen Reiches, die in ihrer letzten Fassung spätestens in das erste Viertel des 5. Jahrhunderts fällt, zeigen uns die VENADI SARMATAE in den Ländern hinter den Karpathen und später die VENEDI weiter östlich in der Nähe des Schwarzen Meeres; von Norden aus haben sie dann wahrscheinlich noch im 5. Jahr-

1) Vgl. Kunik: Die Nachrichten Al-Bekri's u. A. über Rußland und die Slaven. I. p. 147. Pet. 1878 (russisch).

2) Wir citiren die tabula Peutingeriana übrigens nicht ohne Bedenken, da die Quelle derselben vielleicht eben jene „quidam" sind, die der Notiz des Plinius hist. nat. 4, 97 zu Grunde liegen.

hundert dasselbe erreicht. Fast gleichzeitig geht nun nach Zerfall des Hunnenreiches, vom Pontos und von der Weichsel der Strom der slavischen Wanderung nach Westen hin weiter. Es war, wie treffend bemerkt worden ist, das Signal zur Entfesselung der Slaven. Sie dringen in das Land zwischen Elbe und Saale und an die westliche Küste der Ostsee vor, während andere slavische Völkerwellen schon vor der Mitte des 6. Jahrhunderts über die Donau ziehen, Mösien und Pannonien zu besetzen beginnen und das byzantinische Reich ängstigen. Unter dem Druck der Avaren und Bulgaren werden sie weiter in den südlichen Theil der Balkanhalbinsel gedrängt. Bereits Prokop (6. Jahrhundert) nennt uns slavische Ortsnamen in jenen Ländern, die bald bis in den Peloponnesos hinab mit zahlreichen slavischen Elementen versetzt sind. Im 10. Jahrhundert ist es bereits so weit gekommen, daß wir den Kaiser Constantin Porphyrogenetos klagen hören, ganz Hellas sei slavisch und barbarisch geworden.[1])

Vom Donaugebiete aus erfolgte dann die Besiedelung eines Theils der heutigen österreichischen Monarchie: Oberösterreich, Steiermark, Kärnten — das slavische goroten, d. h. Bergland, woraus Carnatum, Kärnten entstand — wurden nach dem Abzuge der Longobarden, wie es scheint, sehr rasch occupirt, bis nach Tirol einerseits und Friaul nebst Istrien andrerseits drangen sie vor. Vom Fuß der Karpathen aus wurde Mähren, wahrscheinlich von Norden her Böhmen von slavischen Einwanderern besetzt, deren Ausläufer bis in die deutschen Gebiete der Baiern, Franken, Thüringer und Sachsen nach Helvetien zu geschoben wurden.[2])

In staatlicher Selbständigkeit treten uns diese Slavenvölker nirgends entgegen. Erst den Gothen, darauf den Hunnen, endlich den Avaren unterworfen, ist ihre politische Rolle eine entschieden passive, und während die deutsche Völkerwanderung aller Stämme uns eine stattliche Reihe von heldenhaften Führern bewahrt hat, klingt kaum ein Name aus dem Dunkel des slavischen Alterthums zu uns herüber.

Die Ardagast, Musok, Piragast brauchen nur den germanischen Ermanarich, Alarich, Theodorich, Alboin, Chlodwig gegenüber gestellt zu werden, um den Unterschied auf das Grellste zu bezeichnen.[3])

Ein im Charakter der ganzen Race liegender Mangel an Initiative und das damit in Zusammenhang stehende Fehlen einer kriegerischen Organisation und ständischer Gliederung erklären die Thatsache.

Die erste wirklich hervorragende Erscheinung der älteren slavischen Geschichte ist Samo, der die böhmischen Slaven vom fast unerträglichen Joch der Avaren befreite und in fünfunddreißigjähriger Regierung einen mächtigen Staat

1) Vgl. Herzberg, Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart I, Gotha 1876. Herzberg führt auch die Frage von der Slavisirung Griechenlands auf ihr richtiges Maß zurück.

2) Vgl. Riezler, Geschichte Baierns I, Gotha 1878.

3) Vgl. Rösler l. l. p. 124.

begründete, der mit Böhmen als Mittelpunkt nach Norden hin die Havel erreichte, nach Westen Main und Rednitz berührte und im Süden und Osten an den steirischen Alpen und den Karpathen seine Grenze fand. Samo, der von 627 bis etwa 662 regierte, ist jedoch kein Slave gewesen, sondern ein Franke, wahrscheinlich aus der Quellgegend der Ems[1]), der mit einem Gefolge kriegerischer Kaufleute zu den Slaven nach Böhmen zog und ein Reich ins Leben rief, das, wie der spätere Erfolg zeigte, nur durch seine Person zusammengehalten wurde. Die Ueberlieferung der Slaven hat deshalb auch seinen Namen vergessen, „Samo's Ruhm zerfiel fast zugleich mit seinem Körper", während die Erinnerung an das Avarenjoch noch Jahrhunderte nachklingt.

Diese Avaren, sagt die älteste russische Chronik, kriegten gegen die Slaven, quälten die Dulebier (in Böhmen und Mähren), welche Slowenen waren, und thaten ihren Weibern Gewalt an. Wenn ein Avare fahren wollte, so ließ er weder Pferde noch Ochsen einspannen, sondern befahl drei bis vier oder fünf Weiber an den Wagen zu spannen und den Avaren zu fahren; und so quälten sie die Dulebier, denn die Avaren waren groß an Körper und stolzen Sinnes. Und Gott vertilgte sie wegen ihres Hochmuths; und sie starben alle dahin, nicht ein einziger Avare blieb nach und es ist das Sprichwort in Rußland bis diesen Tag: „Sie sind untergegangen wie die Avaren, von denen nichts mehr ist, weder Stamm noch Erbe."

Das Reich Samo's hat übrigens die Machtstellung der Avaren nur zeitweilig zu erschüttern vermocht. Nach seinem Tode haben sie ihre frühere Bedeutung wiedererlangt und erst anderthalb Jahrhundert darauf, 796, hat Karl der Große durch seinen Sohn Pipin das Fundament ihrer Macht gebrochen. Dagegen haben die Erfolge Samo's unzweifelhaft dazu beigetragen, den Chorbaten oder Kroaten und den Serben die zu Anfang des 7. Jahrhunderts erfolgte Besiedelung des südlichen Pannonien und Dalmatiens zu erleichtern. Damit ist zu Ende des 7. Jahrhunderts die slavische Völkerwanderung beendigt. Von denjenigen Stämmen, welche den Osten, im Gebiet des heutigen Rußland, behauptet hatten, erfahren wir für diesen ganzen ungeheueren Zeitraum gar nichts. Nur so viel steht fest, daß die zahlreichen Völker, welche durch das kaspische Thor und die südrussischen Steppen nach Westeuropa zogen, ihnen wenig Unheil zufügten, da sie fast ausschließlich die Süd- und Ostgrenze der slavischen Sitze berührten. Doch hat die Entwickelung der Wanderzeit dahin geführt, die Periode der slavischen Sprach-

1) Fredegar c. 48. Natione Francus, de pago Sennonago, wobei go, wie Schafarik richtig bemerkt, Gau bedeutet. Sennonago ist, wie ich meine, mit der Senner Haide identisch. Ein Gau dieses Namens ist bisher nicht erwiesen. Die slavischen Forscher, neuerdings z. B. Krek, bestehen noch auf seiner slavischen Herkunft.

Die Unzuverlässigkeit des Anonym. de. Conv. Carant. der allein von unseren Quellen den Samo für einen Slaven ausgiebt (Samo quidam nomine, Sclavus) hat Schafarik selbst nachgewiesen l. l. II, p. 417, Anm. 2.

einheit definitiv zu durchbrechen und die sprachlich und politisch in sich abgeschlossenen Volksindividualitäten ins Leben zu rufen, die uns im 8. und 9. Jahrhundert in eingewohnten Sitzen, welche sie als ihr Stammerbe betrachten, entgegentreten.

Drittes Kapitel.

Die Sitze der Slaven im 9. Jahrhundert.[1]

Die slavischen Völker zerfallen in zwei Hauptgruppen: eine ost-südliche und eine westliche.

Zu ersterer gehören:

1. Die russische Abtheilung.
2. Die bolgarische Abtheilung.
3. Die illyrische Abtheilung.
   a) Die Serben jenseits der Donau.
   b) Die Chorwaten.
   c) Die Slaven in Kärnthen oder die Winden (Slowenzen).

Zur westlichen Ordnung gehören:

1. Die lechische Abtheilung.
   a) Lechen oder Polen.
   b) Schlesier.
   c) Pommern.
2. Die tschechisch-slowakische Abtheilung.
   a) Tschechen.
   b) Mähren.
   c) Slowaken.
3. Die Polabische Abtheilung: Die Slaven in Norddeutschland.

Wir beginnen mit den westlichen Stämmen.

Unter den Polaben versteht man alle westlich von der Oder, dem Bober und dem Erzgebirge zu beiden Seiten der Elbe wohnenden slavischen Völker. Im Norden bildete die Ostsee die Grenze, im Westen das rechte Ufer der Saale von ihren Quellen bis zu ihrer Mündung in die Elbe, von dort den Lauf der Elbe entlang zur Stecknitz und Trave bis Lübeck und am Plönersee vorbei an den Eiderkanal bis Kiel. Schafarik, auf den wir hier unsere Darstellung gründen, zählt unter drei Hauptgruppen nicht weniger als sieben-undvierzig Stämme auf für diesen nach annähernder Schätzung 1200 Quadratmeilen einnehmenden Landstrich. Die Polaben, wohl das kriegerischste aller slavischen Völker, die erbittertsten Feinde ihrer Nachbarn, der Sachsen, sind seit den Zeiten Samo's, dessen Oberhoheit auch sie anerkannten, in stetem

---

1) Vgl. Schafarik II, p. 50.

Kampf, der viertehalb Jahrhunderte währte, bis zur Vernichtung unterworfen worden. Heinrich der Löwe ist es, der der Selbständigkeit dieser Stämme, welche darauf überraschend schnell germanisirt wurden, für immer ein Ende gemacht hat.

Die tschechischen Slaven nahmen im Großen und Ganzen dieselben Sitze ein, wie heut zu Tage, d. h. Böhmen und Mähren innerhalb ihrer natürlichen Grenzen, die Slovaken saßen im nordwestlichen Ungarn und südlich von ihnen bis zum Plattensee andere verwandte slavische Stämme. Diese Völker hatten eine kurze Periode des Glanzes, als das Großmährische Reich unter Rastislav und Swatopluck erblühte. Mit dem Tode des Letzteren 897 beginnt jedoch eine Zeit des Verfalls, welche Mähren und seine südlichen Nachbarn in die Knechtschaft der Ungarn führte, während Böhmen zunächst in Abhängigkeit von Deutschland seine eigenen Wege ging.

Die Slaven der lechischen Abtheilung — ein Name, den wir zunächst mit Vorbehalt acceptiren — grenzten westlich an die polabischen Stämme, stießen im Süden an den Böhmerwald, das Mährische Gesenke und die Karpathen, im Osten an Weichsel und Narew, während nördlich die Ostsee den Abschluß machte. Den Theil, der zwischen Weichsel und Oder liegt, nahmen die Pommern ein, den Landstrich zwischen Oder, Bober und den böhmisch-mährischen Gebirgen die Schlesier; so bleibt für die eigentlichen Polen das Gebiet zwischen Oder und mittlerer Weichsel mit dem Stromgebiet des Narew und des mittleren Bug.

Die Geschichte der Völkerschaften dieser Gruppe wird, da sie zum polnischen Reiche zusammengefaßt wurden, einen besonderen Band unseres Werkes umfassen.

Von der Gruppe der illyrischen Slaven saßen die Serben an den südlichen Zuflüssen von Sau und Donau bis zum Timok. Die Geschichte derselben ist die des griechischen Mittelalters; der Höhepunkt ihrer Macht war die Mitte des 14. Jahrhunderts, die Tage des Zaren Duschan, da ganz Makedonien, Albanien, Thessalien, Bulgarien und Griechenland ihnen unterthänig waren. Die Chorwaten bildeten zu Anfang des 9. Jahrhunderts zwei Staaten, von welchen der Dalmatische im Westen an das Land der Serben, im Norden an eine Linie, die ungefähr vom heutigen Zengg an die Mündung der Unna zu ziehen ist, grenzte, und im Westen mit Ausnahme einiger Stadtgebiete an das Adriatische Meer stieß. Das Land der pannonischen Chorwaten lag nördlich davon am Flußgebiet der Kulpa und zwischen Sau und Drau in ihrem mittleren und unteren Lauf.

Die Geschichte beider Reiche mündet in die der Franken, Byzantiner, Venetianer und Ungarn aus.

Die korutanischen Slaven, von zeitgenössischen Schriftstellern stets Winden genannt, saßen nördlich von den Chorwaten in Steiermark, Kärnten, Krain und beiden Oesterreich bis nach Tirol und Baiern hinein — von den Quellen der Drau bis zur Salzach, diese bis zu ihrer Mündung verfolgend, darauf

vom Inn bis zur Donau, nördlich der Donau von Passau bis Wien — und sind bereits zu Ende des 8. Jahrhunderts so völlig von den Franken unterworfen, daß sie seither nie wieder eine selbständige Rolle gespielt haben. Nach diesen Stämmen und um diese Zeit erhielt der Volksname Slave die Nebenbedeutung Knecht, Sklave, die, wahrscheinlich von Deutschland aus, auch von den romanischen Völkern aufgenommen wurde. Sklave, Sclavus, Σκλάβος, Slave, Slaef, Esclave, Esclavo, Schiavo.

Den Namen eines türkischen Volkes tragen die Bolgaren, „ein Ueberrest des großen, aus allerhand Völkern bestehenden Hunnenheeres“ [1]), eine Bezeichnung, unter welcher Schafarik alle Slaven zusammenfaßt, die ehemals in der Moldau und Walachei, in Siebenbürgen und Südungarn, auf dem linken Ufer der Donau, vom Pruth bis zur Mündung der Drau, auf dem rechten von den Donaumündungen zur Morawa, weiter südlich in Thrakien, Makedonien, Albanien, Thessalien durch Griechenland bis auf den Peloponnes und die benachbarten Inseln verbreitet waren.

Daß die Donaubolgaren türkischer Herkunft sind, ist erst kürzlich bewiesen worden, seit es gelang, in dem Popowschen Verzeichniß bulgarischer Fürsten die in einer fremden Sprache gegebenen Angaben der Regierungszeit zu erklären. W. Radloff hat in den mémoires der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften sprachwissenschaftlich jene Zahlwörter untersucht und den türkischen Ursprung derselben unzweifelhaft sichergestellt. Das Verdienst, die Entdeckung angeregt und ermöglicht zu haben, gebührt Kunik. [2])

Die vom Ende des 5. bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts slavisch colonisirten Landschaften der Balkanhalbinsel, welche die Oberhoheit der byzantinischen Kaiser anerkannten, wurden von den ursprünglich an Don und Wolga ansässigen Bolgaren unterjocht. Im Laufe zweier Jahrhunderte aber verwandelten sich diese Türken in Slaven, die, wie es ähnlich in Rußland geschah, Sprache und — so weit das möglich ist — Nationalität des unterjochten Volkes annahmen, diesem aber ihren Namen gaben. Um das Jahr 860 ist diese Bewegung bereits zu ihrem Abschluß gekommen. Ganz verschwunden ist das Bolgarenthum, seit beide Nationen durch die Annahme des Christenthums zu einem Ganzen geeinigt wurden. Seit dem 8. Jahrhundert ist der Name Bulgaria zur Bezeichnung des Landes der üblichere, obgleich das später gänzlich verdrängte Sclabinia noch vorkommt. Die Geschichte der bolgarischen Slaven, die zur Zeit des Einfalls der Bolgaren aus sieben Stämmen bestanden und wahrscheinlich aus den nordöstlichen slavischen Ursitzen in jene südlichen Striche gezogen waren, liegt außerhalb des Bereiches unserer Aufgabe.

Als letzte Gruppe der slavischen Völker sind so die russischen Slaven übrig geblieben, die eingehender behandelt werden sollen.

---

1) Kunik in Dorns Caspia p. 238.

2) Vgl. Dorns Caspia 238 und Kunik Al-Bekri p. 118 ff. In letzterem Werk ist auch das Verzeichniß der bulgarischen Fürsten und die Erklärung der Zahlen durch Radloff nebst dem Commentar Kuniks gedruckt.

Viertes Kapitel.

Aelteste Sitze und Stämme der russischen Slaven.

Von dem großen Flachland, welches nach Westen hin dem Ural vorgelagert ist, nahmen die russischen Slaven, ohne irgendwo das Meer direct zu berühren, den westlichen Theil ein. Während nach Norden und nach Süden zu der 60. resp. der 50. Grad nördlicher Breite die Grenze bildeten, der nach Süden zu ein Dreieck vorgelagert war, das seine nach unten stehende Spitze an der Stelle der Karpathen fand, wo die Aluta entspringt (47° nördl. Breite), ging die Ostgrenze von der Mündung des Wolchow in den Ladogasee zur Oka, etwas unterhalb des heutigen Rjäsan, und von dort ziemlich gradlinig bis zur Einmündung des Ugol in den Dniepr (49° nördl. Breite). Nach Westen zu sprangen die Grenzen stufenartig vor, den Peipus entlang gradlinig nach Süden bis etwa zum 55. Breitengrade, dann nach Westen bis zum letzten Knie des Niemen, hinunter zum Bug bis Brest Litowsk, um endlich nach nochmaligem westlichen Vorsprung etwa unter dem 40° östlicher Länge von Ferro aus wiederum die Karpathen zu berühren. Wir verzichten hierbei absichtlich auf die genauere Grenzbestimmung, wie sie z. B. Schafarik giebt (l. l. II. pag. 52), und verweisen für das Detail auf denselben, dagegen wird es nöthig sein, die geographische Beschaffenheit des Landstriches näher in Betracht zu ziehen. Bei einer Länge von 150 Meilen und einer Breite, die von 50 Meilen im nördlichen Theile bis etwa 140 im Süden schwankt, sind die klimatischen Gegensätze doch nicht bedeutend genug, um durchgreifende nationale Unterschiede auszubilden.

Das wesentliche Moment ist das Ueberwiegen des Waldes in den nördlichen Theilen, während im Südwesten bis zum 50. Grad, im Südosten bis zum 55. Grad das Gebiet der schwarzen Erde mit seinem fruchtbaren Kornboden sich erstreckt, um weiter nach Süden zu in die Steppe überzugehen.[1]) Die innerhalb der angegebenen Grenzen wohnenden slavischen Stämme nahmen demnach ein Land ein, welches kein einziges Stromgebiet ganz umschloß. Nach allen Himmelsrichtungen führten große Wasserstraßen, deren oberen und unteren Lauf sie inne hatten, ohne zunächst zum Mündungsgebiet, das von fremden Stämmen besetzt war, gelangen zu können.

Im Süden, Osten, Norden und Nordwesten haben sie im Lauf der Zeit dies Ziel erreicht, im Westen haben die Deutschen in Jahrhunderte langem Kampfe die Meeresküste behauptet. Der Kampf um jene Stromgebiete bildet den Inhalt der russischen Geschichte in ihrem äußeren Gang, die Einigung der slavischen Stämme des Landes zu einem Ganzen, und die Slavisirung der eroberten Landstriche zeichnet den Weg ihrer inneren Entwickelung.

---

1) Vgl. Iljin, statist. Atlas des russ. Reiches. Petersb. 1874.

Es ist nun von größter Wichtigkeit für die Entwickelung der russischen Slaven gewesen, daß die natürlichen Schwierigkeiten, welche ein Stromgebiet von dem anderen trennten, verhältnißmäßig geringer waren als heut zu Tage. Der bedeutend größere Waldreichthum hatte eine entsprechende Verstärkung des Wassergehaltes der Flüsse zur Folge, so daß die Schiffbarkeit derselben näher zu den Quellen hin begann als jetzt, und eine Reihe von Nebenflüssen, die heute theils zu Sümpfen geworden sind, theils ihren zusammenhängenden



Die Slaven nördlich von der Donau um 900.

Wasserfaden verloren haben, damals den wenig tiefgehenden Fahrzeugen jener Zeit bequemen Durchgang boten. So hat man z. B. an den Nebenflüssen der Desna, Snow [1]) und Woster in der Nähe ihrer Quellen die Bruchstücke großer Fahrzeuge gefunden. Noch im 13. Jahrhundert konnte der Dniestr stromauf und stromab befahren werden und von den neun Stromschnellen,

1) Der Snow bildet heute den Sumpf von Samglai. Vgl. Barsow, Grundzüge der russischen historischen Geographie (russisch). Petersb. 1873.

die man heute am Dniepr zählt, überliefert uns Constantin Porphyrogenetos nur sieben. Er übergeht die Surski- und Lochanski-Schnelle, was gewiß nicht Zufall ist, sondern in dem höheren Wasserstande des Dniepr im 10. Jahrhundert seine Erklärung findet. Die Wasserscheiden zwischen den einzelnen Stromgebieten bildeten nun die natürliche Grenze, welche die slavischen Völkerschaften von einander trennte. Man nannte jene mit jungfräulichem Walde bedeckten Höhenzüge Wolok. Es waren Trag- oder Schleppstellen, über welche die Fahrzeuge von einem Fahrwasser in das andere hinüber gebracht wurden. Uebrigens ist wolok später technischer Ausdruck geworden zur Bezeichnung des Landstriches, der das Gebiet der nördlichen Zuflüsse der Wolga (Mologa, Schekšna, Kostroma, Unscha und Kama) vom Stromgebiet des Ladoga- und Onegasees, sowie des Weißen Meeres trennt. Was jenseit dieser Scheide liegt, hieß und heißt noch heute Sawolotschje oder das Land jenseit des wolok. Wolga, Dniepr, Düna, Don und die Zuflüsse des Ilmensees umfassen innerhalb der oben skizzirten Grenzen die russischen Stämme zur Zeit, da sie uns von der ältesten russischen Chronik, dem sogenannten Nestor, geschildert werden. Im Beginn des 12. Jahrhunderts wahrscheinlich von Silvester, Abt des Michaelklosters von Widubez in Kiew, zusammengestellt, enthält die Chronik unzweifelhaft ältere Bestandtheile; sie giebt aber in Bezug auf die geographische Vertheilung der einzelnen Stämme das Bild, wie es um 1110 sich dem Zeitgenossen darstellte. Danach zerfielen die russischen Slaven in folgende Gruppen:

Die Slowenen am Wolchow und um den Ilmensee nahmen die nördlichsten Sitze ein, ihnen zunächst saßen südlich die Kriwitschen im Quellgebiet von Dniepr, Düna und Wolga und als Zweig dieses volkreichsten aller Stämme die Polotschanen am rechten Ufer der Düna bei der Mündung der Polota in dieselbe. Zwischen Dniepr, Düna und Pripet die Drjägowitschen, zu beiden Seiten des Sosch die Radimitschen, an diese schlossen sich am Dniepr von der Desna zur Sula die Sewerjänen und am mittleren Dniepr die Poljänen mit ihrer Hauptstadt Kiew, deren Gründung in mythische Zeit hineinfällt.

Die Drewljänen wohnten im Gebiet des Pripet, westlich von ihnen am Bug die Bushanen, zwischen Bug und Styr die Duleben, am Fuß der Karpathen endlich die Chorwaten und bereits im Steppengebiet am Dniestr und Prut die Ulitschen und Tiwerzen. Die äußersten Vorposten im Nordosten an der Oka bildeten schließlich die Wjätitschen, welche die Chronik von den Lechen, also von einem westslavischen Zweige herleitet. Noch zur Zeit, da die älteste russische Chronik zusammengestellt wurde, im Anfang des 12. Jahrhunderts, fielen wesentliche Culturunterschiede zwischen diesen Stämmen auf.

„Die Poljänen", sagt der älteste Chronist, „hatten ihrer Väter Gewohnheiten: sie waren still und sanft und bewiesen den Eltern und Verwandten große Ehrfurcht; auch Ehegebräuche verrichteten sie. Die Drewljänen aber lebten auf thierische Weise, wie das Vieh. Einer brachte den anderen um, und sie

aßen jegliches Unreine. Ehen waren bei ihnen nicht, sondern sie raubten durch Entführung beim Wasser die Mädchen sich zu Weibern."

Aehnlich schildert er Radimitschen, Wjätitschen und Sewerjänen, und in der That hat ein Gegensatz zwischen den rauhen Völkerschaften der nördlichen Waldregion und den Bewohnern des milden fruchtbaren Südens bestanden. Aber wenn wir auch annehmen dürfen, daß die östlichen und nördlichen Slaven denen des Westens in ihrer Entwickelung nachstanden, was wir vorhin von dem Culturstande der Slaven überhaupt kennen gelernt haben, gilt unzweifelhaft auch von ihnen, so daß das ungünstige Bild, welches die ältesten byzantinischen Quellen z. B. von den Wohnungen der Slaven entwerfen, danach zurechtgestellt werden muß. Die schmutzigen, auf weite Entfernungen verstreuten Hütten aus Flechtwerk und Lehm, von denen sie erzählen, werden durch die weit älteren Bezeichnungen für das Haus und seine Theile widerlegt. Eine wesentliche Aenderung aber läßt sich deutlich verfolgen: der in seinen Grundfesten schon an der Donau erschütterte Geschlechterstaat beginnt allmählich in die Gemeindeverfassung auszumünden. Nur bei einzelnen Stämmen können wir noch in der warägischen Zeit die Spuren der alten Geschlechtsverfassung verfolgen, so bei den Poljänen, von denen die Chronik sagt: „sie lebten für sich und regierten über ihre Geschlechter und ein jeder lebte mit seinem Geschlechte in seinen Ortschaften." Aehnliches gilt von den Drewljänen und vielleicht von den Nowgorodern. Bei diesen Stämmen finden wir einheimische Fürsten (knjäsja), die Geschlechtsältesten des Stammes, die freilich eine dauernde Bedeutung sich zu sichern nicht verstanden. Dagegen steht fest, daß im 9. Jahrhundert bei den russischen Slaven Privatgrundeigenthümer vorhanden waren, welche durch ihre günstigere Stellung sich aus der Masse der Gemeindegenossen hervorhoben, und aus denen die späteren Landschaftsbojaren hervorwuchsen.[1] Im Großen und Ganzen bildete aber die Dorfgemeinde den Kern aller politischen und wirthschaftlichen Organisation der ostlavischen Stämme. Es war eine besondere juridisch und ökonomisch abgeschlossene Welt; die Gemeinde die Eigenthümerin von Grund und Boden, den sie unter ihre Glieder, die Vorsteher der einzelnen Familien, aus denen sie bestand, vertheilte, die Versammlung der Gemeindeglieder die Körperschaft, die alle Dinge beurtheilte und entschied, welche die Gemeinde betrafen. So verstehen wir die einander scheinbar widersprechenden Berichte der Byzantiner, die einmal erzählen, daß die Slaven keinerlei Regierung kennen und keinem einzelnen Mann gehorchen, andererseits von einer Volksregierung wissen, die von Alters her bestand, und erzählen, „daß über alle Dinge gemeinsam berathschlagt werde und viele kleine Fürsten an ihrer Spitze ständen."

Es liegt in der Natur der Sache, daß die für eine Dorfgemeinde ausreichende Verfassung einen anderen Charakter gewinnen mußte, sobald die Ansiedlung an Umfang gewann und einen städtischen Charakter annahm.

1) Vgl. Polewoi, Skizze der Geschichte Rußlands (russisch) p. 116 ff.

Descriptio ciuitatū & regionū ad septentrionalē plagā da
nubu · Isti sunt qui ꝓpinquiores resident finibus danaorū
quos uocant nortabtrezi ubi regio in qua sunt ciuitates
L · iii · ꝑduces suos parutę · Yuilci in qua ciuitates xcv · &
regiones iiii · Linaa · ē populus qui hab & ciuitates vii ·
ꝓpe illis resident quos uocant betbenici & smeldingon ·
& morizam · qui habent ciuit̄ xi · Iuxta illos s̄ qui uocan
tur beb feldi · qui habent ciuitates viii · Iuxta illos ÷ re
gio qua euocatur surbi · in qua regione plures sunt quae ha
bent ciuit̄ L · Iuxta illos s̄ quos uocant̄ talaminzi · qui ha
bent ciuitates xiiii · Betheimare in qua s̄ ciuit̄ xv · Marba
rii hab̄ ciuit̄ xi · Yulgarii regio ē in m̄sa & populus mul
tus habens ciuit̄ v · eo q̄ multitudo magna ex eis sit & non
sit eis opus ciuit̄ habere · Est populus quē uocant mereha
nos · ipsi h̄t ciuitat̄ xxx · Iste sunt regiones quę t̄minant
in fimb · nr̄is · Isti s̄ quiuxta istorū fines resident · Osterab
trezi · in qua ciuitates plusquā c · sunt · Miloxi · in qua ciuitates
Lx · vii · Phesnuzi · hab̄ ciuit̄ Lxx · Thadesi · plusquā cc · urbes
hab̄ · Glopeani · in qua ciuit̄ · cccc · aut eo amplius · Zuireani · ha
b̄ ciuit̄ ccc · xxv · Busani · hab̄ ciuit̄ cc · xxx · i · Sittici · regio
in m̄sa populis & urbib · munitissimis · Stadici · in qua ciuit̄ ·
d · xvi · populusq · infinitus · Sebbirozi · hab̄ ciuit̄ xc · Yn
lizi · populus multus · ciuit̄ ccc xviii · Neriuani · hab ciuit̄ ·
Lxxviii · Attorozi · hab̄ c xL · viii · populus ferocissimus ·
Eptaradici · hab̄ ciuit̄ cc Lxiii · Yuillerozi · hab̄ ciuit̄ c Lxxx ·
Zabrozi · hab̄ ciuit̄ cc xii · Znetalici hab̄ ciuit̄ · Lxx · iiii ·

Zabrozi

Aturezam · hab̄ ciuit̄ · c · iiii · Chozirozi · hab̄ ciuit̄ · cc · L ·
Lendizi · hab̄ ciuit̄ · xr · viii · Thafnezi · hab̄ ciuit̄ · cc · L ·
vii · Zeriuani · q̄d tantū ē regnū ut ex eo cunctę gentes
sclauorū ex orte sint & originē sic affirmant ducant ·
Prissani ciuit̄ Lxx · Yelunzam ciuit̄ Lxx · Bruzi plus
ē undiq · quā de enisa ad rhenū · Yuizunbeire · Caziri ·
ciuit̄ · c · Ruzzi · Forsderen · Iudi · Fresiti · Serauici · Luco
lane · Yngare · Yuislane · Sleenzane · ciuit̄ xv · Lun
sizi · ciuit̄ xxx · Dadosesani · ciuit̄ xx · Milzane · ciuit̄
xxx · Besunzane · ciuit̄ · ii · Yerizane · ciuit̄ x ·
Fraganeo · ciuit̄ xL · Lupiglaa · ciuit̄ xxx · Opolini · ci
uit̄ xx · Golensizi · ciuit̄ v ·

Sucui n̄ s̄ nari · s · seminati ·
Berre non dicunt̄ bauarii · s · boiarii · a boia fluvio ·

Facsimile aus der Handschrift des „baierschen Geographen."
Blatt 149 und 150. (München, Kgl. Centralbibliothek Nr. 560, 4°.)

Aturezam · hab ciuit · c · iiii · Chozirozi · hab ciuit · cc · L ·
Lendizi · hab ciuit · xr · viii · Ibafnezi · hab ciuit · cc · L ·
vii · Zeriuani · qd tantu e regnu ut ex eo cunctę gentes
sclauoru ex orte sint & origine sic affirmant ducant ·
Prissani ciuit L xx · Yelunzam ciuit Lxx · Bruzi plus
e undiq · quadeenisa ad rhenu · Yuizunbeire · Caziri ·
ciuit · c · Ruzzi · Forsderen · liudi · Fresiti · Serauici · Luco
lane · Yngare · Yuislane · Sleenzane · ciuit xv · Lun
sizi · ciuit xxx · Dadosesani · ciuit xx · Milzane · ciuit
xxx · Besunzane · ciuit · ii · Yerizane · ciuit x ·
Fraganeo · ciuit xL · Lupiglaa · ciuit xxx · Opolini · ci
uit xx · Golensizi · ciuit v ·

Sucui n s nari · s · seminati ·
Berre non dicunt bauarii · s · boiarii · a boia fluuio ·

des „baierschen Geographen."
Kgl. Centralbibliothek Nr. 560, 4°.)

Städte aber erscheinen schon früh im nordöstlichen und südwestlichen Rußland. Zu Ende des 9. Jahrhunderts hatte Kiew als große und volkreiche Stadt einen weithin klingenden Ruf. Außer ihr kennt Constantin Porphyrogenetos noch Nowgorod, Smolensk, Ljubetsch, Tschernigow, Wyschegrad und Wititschew; zu Zeiten Igors können aber bereits mehr als 20 russische Städte aufgezählt werden. Die Frage über Entstehung der russischen Städte hat eine weitschichtige Literatur ins Leben gerufen und namentlich in jüngster Zeit einen lebhaften Streit erregt.[1])

Die Hauptschwierigkeit liegt in der Erklärung des sogenannten baierschen Geographen, an der seit Karamsin und Schafarik viele sich versucht haben, ohne jedoch eine voll befriedigende Lösung geben zu können. Der „baiersche Geograph", ein Schriftsteller des 9. oder 10. Jahrhunderts, zählt bei Beschreibung der nördlichen Slaven gegen 20 verschiedene Völkerschaften mit mehr als 3760 Städten auf. Er nennt sie theils civitates, theils urbes, ohne daß jedoch möglich wäre, auf Grund der gewählten Bezeichnung einen sachlichen Unterschied zu begründen, so daß nur übrig bleibt, unter beiden Ausdrücken Siedelungsstätten zu verstehen. Heute wird die Frage nach jenen ältesten russischen Städten folgendermaßen beurtheilt. Unter grad, der älteren Form für das jetzige gorod „Stadt", verstand man ursprünglich jeden umhegten Raum, sei es, daß er von Palisaden oder von einem Erdwall umgeben war. Man unterschied danach irdene und hölzerne Städte. Den Anlaß zu solchen Gründungen bot die Nothwendigkeit, in Kriegszeiten Schutz zu finden, und es ist daher begreiflich, daß jede Gemeinde an geschützter Stelle ihre „Stadt" hatte. Nur in den Gegenden, welche durch unzugängliche Wildnisse und Sümpfe natürlichen Schutz boten, war das Bedürfniß geringer, so daß der waldige und feuchte Norden weniger Städte hatte und brauchte als der offene Süden. Zahlreiche Ueberbleibsel alter Erdaufschüttungen setzen uns in den Stand, Verbreitung und Anlage dieser ältesten slavischen Ansiedelungen zu verfolgen: Sie sind unter dem Namen gorodischtsche bekannt[2]) und wurden früher für Opferplätze gehalten. Sie stellen bald einen regelmäßigen Kreis dar, bald einen doppelten eckigen Wall mit verschiedenen Aufschüttungen und Vorwerken. Einige von ihnen sind völlig gleichmäßig geschüttet und zeigen keinen Zugang, andere sind auf der einen Seite höher als auf der anderen und haben mehrere Zugänge. Alle sind sie klein, 180 bis 300 Schritt im Umfang und nicht mehr als achtzig Schritt im Durchmesser, nur sehr selten werden größere oder kleinere gorodischtsche gefunden. Ihrer Lage nach sind sie theils in abgelegenen, theils an offenen Stellen zu finden, an Flüssen, steilen Bergabhängen, aber auch mitten in Sümpfen und dichten Wäldern.

1) Vgl. Samokwassow, Die alten Städte Rußlands (russisch). Petersb. 1873 und Leontowitsch' Kritik dieser Arbeit im Journal für Staatskunde (russisch) T. II. 1875. Dazu Polewoi l. l. Petersb. 1879.

2) Abbildungen in den „Arbeiten des ersten archäologischen Congresses zu Moskau" (russisch), Bd. II und danach bei Polewoi l. l. p. 121.

Bei Ausgrabungen zeigt sich die Oberfläche mit verrottetem Dünger und Bauschutt bedeckt, und in dieser Schicht, sowie gleich unter derselben findet man Scherben, Asche, Kohlen, Thierknochen und allerlei Hausgeräth, wie Schlüssel, Schlösser und Nägel, mitunter auch Schmucksachen. Ein fester Plan in der Anlage dieser gorodischtsche ist nicht nachweisbar, sie müssen je nach Bedürfniß entstanden sein.

Verschieden von diesen Erdaufschüttungen waren die Holzstädte, die, ursprünglich zu Handelszwecken errichtet, wohl erst später geschlossen und umzäunt worden sind, so daß sie auch den Zwecken der Vertheidigung dienen konnten. In günstiger Lage, an offenen Handelsstraßen errichtet, zogen sie die Landbevölkerung an sich, die dort Absatz und Schutz fand und mit Nothwendigkeit in eine gewisse Abhängigkeit von der Stadt gerathen mußte. Die größeren Verhältnisse, die sich hier ausbildeten, verlangten umfassendere Ordnung des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, für welche die in der Dorfgemeinde gefundenen Formen zwar den Grund bildeten, aber auf die Dauer nicht ausreichen konnten. Die Fragen, welche das Gesammtinteresse der Stadt betrafen, fanden ihre Erledigung zunächst in der Wetsche, die mit der Versammlung der Gemeindeglieder in den dorfartigen Siedelungen große Aehnlichkeit hatte. Das Bedürfniß jedoch nach einer Macht, welche neben der Wetsche die laufenden Angelegenheiten erledigte, war in diesen Städten lebhafter als anderweitig und begünstigte die Entwickelung der ursprünglich stark beschränkten Gewalt des Knjäsen oder Fürsten, der gewählt wurde, dessen Würde jedoch weder lebenslänglich noch erblich war. Auch ein stehendes kriegerisches Gefolge hat er nicht gehabt; sein Ansehen war ein rein persönliches und ist in das Detail hinein nicht zu bestimmen. Unzweifelhaft steht fest, daß die gesetzgeberische Gewalt nicht in seinen Händen, sondern bei der Wetsche ruhte. Ueberhaupt sind wir über die politische Organisation jener ältesten Periode der Geschichte Rußlands ausnehmend schlecht unterrichtet. Wir gewinnen einen lebhafteren Eindruck von dem, was fehlt, als von dem, was da ist. So fällt vor allen Dingen der Mangel einer kriegerischen Organisation auf. In Zeiten der Gefahr griff zu den Waffen, wer sich vertheidigen konnte und wollte, der Rest flüchtete dorthin, wo gerade die Sicherheitsplätze des Stammes oder der Gemeindegenossen lagen. Auch eine ständische Gliederung ist für die Slaven des heutigen Rußland nicht nachzuweisen. Alles, was darüber gesagt worden ist, beruht auf Muthmaßungen. Nur soviel steht fest, daß schon vor dem 9. Jahrhundert durch Rußland ein schwunghafter Handel längs der Straße ging, die vom Finnischen Meerbusen über den Ilmensee zur Düna und dann den Dniepr hinab über das Schwarze Meer nach Griechenland führte. Es war der vielgenannte Weg von den Warägern nach Griechenland, an dem die ältesten Holzstädte lagen, auf dem unter mancherlei Gefahren die Producte und Waaren des Südens zum Austausch gegen die Rohstoffe des Nordens gelangten. Da in jener Zeit der Handel nicht ohne Gefahr betrieben werden konnte, mußte der Kaufmann zugleich Krieger sein, und in jenen Handelsbeziehungen, die mit kriegerischen Mitteln friedlichen Verkehr ertrotzten, haben

wir mit Sicherheit die bedeutsamsten Bildungskeime des alten Rußlands zu suchen. Wer den Weg entdeckt hat? Uns scheint kein zwingender Grund vorzuliegen, die Ehre der Entdeckung den Slaven abzusprechen, obgleich unzweifelhaft feststeht, daß schon vor der Mitte des 9. Jahrhunderts Normannen auf dieser Straße nach Byzanz gelangten. Die Raub- und Handelsfahrten dagegen, welche nach sicheren Zeugnissen „Russen" im 10. Jahrhundert und früher im Asowschen und Kaspischen Meere und darüber hinaus zum Kaukasus und zu den Küsten Persiens hin unternahmen, sind nicht von Slaven, sondern von Skandinaviern ausgegangen.

Wir verweilen noch einen Augenblick bei den religiösen Vorstellungen der russischen Slaven. Im Allgemeinen finden wir sie auf einer sehr niedrigen Stufe der religiösen Entwickelung. Alle übrigen arischen Völker, die Westslaven mit eingeschlossen, zeigen sich ihnen nach dieser Seite hin überlegen. Weder ein Priesterstand noch Götterbilder, noch endlich greifbare Göttertypen lassen sich nachweisen. Der Fortschritt, der hier seit der Zeit gemacht ist, da die Slaven sich in Völker und Stämme theilten, ist ein äußerst geringfügiger.



Ein Beispiel der sog. Kamennaja baba: Steinweiber (steinerne Colossalfiguren meist auf Grabhügeln aufgestellt); im Stadtgarten zu Nowotscherskask.

Die arabischen Reisenden wissen fast einstimmig davon zu erzählen, daß die Slaven Rußlands die Sonne anbeten, byzantinische Schriftsteller und andere Quellen aus der Zeit vor dem 9. Jahrhundert berichten, daß der Glaube an ein höchstes Wesen bestanden habe, das die Welt regiere. Man nimmt nun mit ziemlicher Sicherheit an, daß dieser höchste Gott Swarog geheißen und eine Personification des Lichtes und des Himmels gewesen, und daß Sonne und Feuer seine Kinder waren. So weit ließen sich beide Gruppen vereinigen, der Sonnencultus der Araber wäre auf die Verehrung des Swarog zurückzuführen.[1] Auch Perun, der Donnergott, und Weles, der Heerdengott, welche der älteste Chronist nennt, müssen zur Sonne in Beziehung gebracht werden.[2] Dazu tritt jedoch eine neue Schwierigkeit.

1) Vgl. Polewoi l. l. p. 128 ff. und Bestuschew Rjumin, Gesch. Rußlands, deutsch von Th. Schiemann, Mitau 1874, Kap. II. — 2) Vgl. darüber und über die wahrscheinlich den Persern oder den Finnen entlehnten anderen Göttergestalten: W. Stasow, Bemerkungen über die Russen Ibn Fadhlans, p. 287 (russisch).

Es ist nämlich in höchstem Grade wahrscheinlich, daß Perun und Weles nicht Götter der Slaven, sondern der Waräger waren und erst von diesen ihren Unterthanen zugetragen wurden. — Zu einem in sich abgeschlossenen Bilde der Mythologie gelangen wir jedoch nicht. Das Wasser wurde ebenfalls heilig gehalten und wie der Wald mit Wesen belebt, welchen man opferte, da man ihnen Beziehungen zu den Menschen zuschrieb. Wasser, Feuer und Erde waren endlich mit der Vorstellung des Todes eng verbunden. Die Russalki, die Schatten der Verstorbenen schwammen im Wasser umher und die Leiber der Verstorbenen wurden dem Feuer übergeben, um auf diesem Wege ihnen den Uebergang ins Todtenreich zu erleichtern. Ueberhaupt sind wir über die Bestattungsgebräuche sehr gut unterrichtet und deshalb mag hier etwas länger bei ihnen verweilt werden.



Der Grabhügel (Kurgan) bei Alexandropol.
Im Kreise Jekaterinoslaw; 150 Fuß Umfang, 10 Faden hoch, Plateau 9 Faden breit.

Die Leichenverbrennung war nicht die einzige Bestattungsart, wohl aber die gebräuchlichste. Man errichtete einen hohen Scheiterhaufen und verbrannte den Todten auf demselben, sammelte die Ueberreste der Knochen und die Asche in ein Lehmgefäß und schüttete über demselbe einen Hügel auf. Doch kam es auch vor, daß man das Gefäß auf einer Säule an den Weg stellte. Sklaven, ein Weib und Hausthiere wurden mit verbrannt. Der Verbrennung ging ein Schmaus vorher, zuweilen auch Kämpfe und andere Spiele zu Ehren des Verstorbenen. Diese ältesten Nachrichten unserer Quellen werden durch neuere Ausgrabungen ergänzt und bestätigt. Man unterscheidet eine zweifache Art der Verbrennung. Man verbrannte entweder den Todten neben der Stelle, auf welcher ihm der Hügel errichtet war, und stellte nachher das Gefäß mit Asche und Knochen auf denselben, um darauf eine Erdschicht von ein bis drei Fuß Dicke darüber zu schütten, so daß der ganze Hügel eine

Höhe von etwa sieben Fuß erreichen konnte, oder aber man erbaute den ungeheueren Scheiterhaufen über einer Erdschüttung von rundlicher Basis; darauf wurde der bekleidete und geschmückte Todte auf den Scheiterhaufen getragen, Waffen, Haus- und Spielgeräth, Pferdegeschirr und Münzen, Brod und auf dem Grabe geschlachtete Thiere dazu gelegt und das Ganze in Brand gesteckt. Ueber das Aschenfeld häufte man eine Schicht Erde von zwei bis zehn Fuß Höhe und erst darauf genau in der Mitte der oberen Fläche wurde das Gefäß mit den Gebeinen des Opferthieres gestellt. Darüber folgte dann eine neue Lage Erde, so daß der ganze Hügel bis 22 Fuß Höhe erreichte. [1])

Einen Bericht von einer solchen Leichenbestattung hat uns Ibn Fadhlan hinterlassen, ein arabischer Schriftsteller, dessen Beobachtungen in die Jahre 921 bis 922 fallen. Seine Erzählung bietet nur die eine Schwierigkeit, daß wir die Nationalität des Bestatteten nicht mit Sicherheit feststellen können. Er nennt ihn einen Russen, aber wenn auch ein Skandinavier darunter zu verstehen wäre, müssen wir doch annehmen, daß die Bestattung in slavischer Weise stattfand. [2])

Er erzählt: „Man sagte mir, sie (sc. die Russen) trieben mit ihren Oberhäuptern Dinge, wovon das Verbrennen noch das Geringste ausmache. Ich wünschte dies näher kennen zu lernen, als man mir endlich den Tod eines ihrer Großen berichtete. Den legten sie in sein Grab und versahen es über ihm mit einem Dach für zehn Tage, bis sie mit dem Zuschneiden und Nähen seiner Kleider fertig waren. Zwar ist es ein armer Mann, — so bauen sie für ihn ein kleines Schiff, legen ihn hinein und verbrennen es. Beim Tode eines Reichen aber sammeln sie seine Habe und theilen sie in drei Theile, das eine Drittel ist für seine Familie, für das zweite schneiden sie ihm Kleider zu, für das dritte kaufen sie berauschendes Getränk, um es an dem Tage zu trinken, wo das Mädchen sich dem Tode preis giebt und mit ihrem Herrn verbrannt wird. Sie überlassen sich aber dem Genuß des Weines auf eine unsinnige Weise und trinken ihn Tag und Nacht hindurch.

---

1) Vgl. Samokrassow, Geschichte des russischen Rechts (russisch) T. I p. 198 ff. Warschau 1878.

2) Stasow, Bemerkungen über die Russen Ibn Fadhlans im Journ. des Min. der Volksaufklärung, Bd. CCXVI, Abth. II, p. 281—315 will nachweisen, daß die Russen Ibn Fadhlans weder Skandinavier, noch Slaven, sondern ein Volk finnisch-türkischer Mischung gewesen seien. Gegen ihn ist neuerdings Golubowski, Die Nachrichten Ibn Fadhlans über die Russen in den Mittheilungen (iswestija) der Universität Kiew 1882, Heft 6, mit Erfolg aufgetreten, so daß der Bericht Ibn Fadhlans als gerettet betrachtet werden kann. Ouvaroff in seinem trefflichen Werk „les Mériens“ bemerkt: „Nous devons ajouter que sous la dénomination de Russes ou de marchands russes les auteurs arabes comprenaient vraisemblablement, sans égard à leur vraie nationalité, tous les individus qui se rendaient chez eux, des contrées du Nord-ouest, habitées par des Slaves ou par des peuples d'autre race.“

Oft stirbt unter ihnen einer mit dem Becher in der Hand. Wenn ein Oberhaupt von ihnen gestorben ist, so fragt seine Familie dessen Mädchen und Knaben: wer von euch will mit ihm sterben? Dann antwortet einer von ihnen: „ich." Wenn er dies Wort ausgesprochen, so ist er gebunden und es bleibt ihm nicht freigestellt, sich jemals zurückzuziehen. Und wollte er es ja, so läßt man ihn nicht. Größtentheils sind es aber die Mägde, die es thun. Als daher jener Mann, dessen ich oben erwähnte, gestorben war, so fragten sie seine Mädchen: „Wer will mit ihm sterben?" Eine von ihnen antwortete: „Ich". Da vertraute man sie zweien Mädchen an, die mußten sie bewachen und sie überall, wohin sie nur ging, begleiten, ja bisweilen wuschen sie ihr sogar die Füße. Die Leute fingen dann an, sich mit der Sache des Verstorbenen zu beschäftigen, die Kleider für ihn zu schneiden und Alles, was sonst erforderlich ist, zuzubereiten. Das Mädchen trank indessen alle Tage, war fröhlich und guter Dinge. Als nun der Tag gekommen war, an dem der Verstorbene und das Mädchen verbrannt werden sollten, ging ich an den Fluß, in dem sein Schiff lag. Aber dieses war schon ans Land gezogen, vier Eckblöcke von Chalendsch [1]) und anderem Holze wurden für dasselbe zurechtgestellt und um dasselbe herum wieder große, menschenähnliche Figuren von Holz. Darauf zog man das Schiff herbei und setzte es auf das gedachte Holz. Die Leute fingen indeß an, ab- und zuzugehen und sprachen Worte, die ich nicht verstand. Der Todte aber lag noch entfernt in seinem Grabe, aus dem sie ihn noch nicht herausgenommen hatten. Darauf brachten sie eine Ruhebank, stellten sie auf das Schiff und bedeckten sie mit wattirten gesteppten Tüchern, mit griechischem Goldstoff und mit Kopfkissen von demselben Stoffe. Alsdann kam eine Alte, der Todesengel genannt, und spreitete die erwähnten Sachen auf der Ruhebank. Sie ist es, die das Nähen der Kleider und die ganze Ausrüstung besorgte, sie auch, die das Mädchen tödtet. Ich habe sie gesehen: es war ein Teufel mit finsterem, grimmigem Blicke. Als sie zu seinem Grabe kamen, räumten sie die Erde von dem Holze, schafften dies selbst weg und zogen den Todten in dem Leichentuche, in welchem er gestorben war, heraus. Da sah ich, daß er von der Kälte des Landes ganz schwarz geworden war. Mit ihm aber hatten sie in sein Grab ein berauschendes Getränk (Nabis) gethan, Früchte und eine Laute, welches Alles sie nun auch herauszogen. Der Verstorbene aber hatte sich, die Farbe ausgenommen, nicht verändert. Sie bekleideten ihn dann mit Unterbeinkleidern, Oberhosen, Stiefeln, einem Kurbak (Jacke) und Kaftan von Goldstoff mit goldenen Knöpfen und setzten ihm eine Mütze aus Goldgewebe auf, die mit Zobel verbrämt war. Darauf trugen sie ihn in das in dem Schiffe befindliche Gezelt, setzten ihn auf die mit Watte gesteppte Decke, unterstützten ihn mit Kopfkissen, brachten das berauschende Getränk, Früchte und Basilienkraut

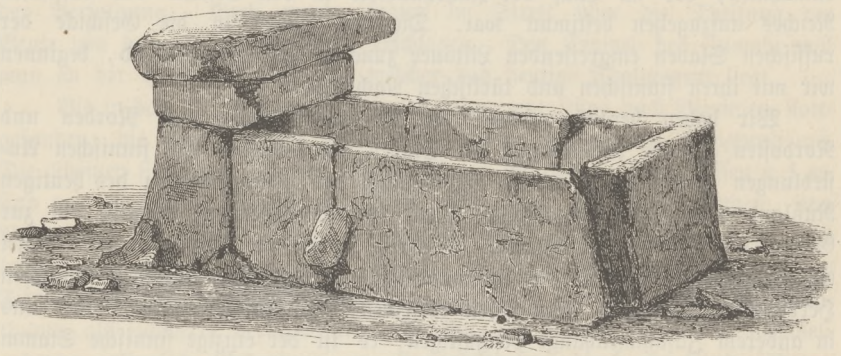
1) Vielleicht die Birke nach Frähn: Ibn Foszlans und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit. Petersb. 1823.

und legten das Alles neben ihn. Auch Brot, Fleisch und Zwiebeln legten sie vor ihn hin. Hierauf nahmen sie einen Hund, schnitten ihn in zwei Theile und warfen die ins Schiff; legten dann alle seine Waffen ihm zur Seite; führten zwei Pferde herbei, die sie so lange jagten, bis sie von Schweiß troffen, darauf mit ihren Schwertern zerhieben und das Fleisch derselben ins Schiff warfen. Alsdann wurden zwei Ochsen herbeigeführt und ebenfalls zerhauen und ins Schiff geworfen. Endlich brachten sie einen Hahn und ein Huhn, schlachteten auch die und warfen sie ebenfalls da hinein. Das Mädchen, das sich dem Tode geweiht hatte, ging indeß ab und zu und trat in eines der Zelte, die sie dort hatten. Da legte sich der Inwohner desselben zu ihr und sprach: „Sage deinem Herrn, nur aus Liebe zu ihm that ich das.“ Als es nun Freitag Nachmittag war, führte man das Mädchen zu einem Ding hin, das sie gemacht hatten und das dem vorspringenden Gesims einer Thür glich. Sie setzte ihre Füße auf die flachen Hände der Männer, sah auf dieses Gesims hinab und sprach dabei Etwas in ihrer Sprache, worauf sie sie herunterließen. Dann ließen sie sie wieder aufsteigen und sie that wie das erste Mal. Wieder ließ man sie hinunter und zum dritten Mal aufsteigen, wo sie sich wie die beiden ersten Male benahm. Alsdann reichten sie ihr eine Henne hin, der schnitt sie den Kopf ab und warf ihn weg. Die Henne aber nahm man und warf sie ins Schiff. Ich erkundigte mich beim Dolmetscher nach dem, was sie gethan hätte. Das erste Mal, war seine Antwort, sagte sie: „Sieh, hier sehe ich meinen Vater und meine Mutter.“ Das zweite Mal: „Sieh, jetzt sehe ich alle meine verstorbenen Anverwandten sitzen.“ Das dritte Mal aber: „Siehe, dort ist mein Herr, er sitzt im Paradiese. Das Paradies ist so schön, so grün. Bei ihm sind Männer und Knaben, er ruft mich, so bringt mich denn zu ihm.“ Da führten sie sie zum Schiffe hin. Sie aber zog ihre beiden Armbänder ab und gab sie dem Weibe, das man den Todesengel nennt und das sie morden wird. Auch ihre beiden Beinringe zog sie ab und reichte sie den zwei ihr dienenden Mädchen, die die Töchter des Todesengels genannt werden. Dann hob man sie aufs Schiff, ließ sie aber nicht in das Gezelt. Nun kamen Männer herbei mit Schildern und Stäben und reichten ihr einen Becher berauschenden Getränks. Sie nahm ihn, sang dazu und leerte ihn. Hiermit, sagte mir der Dolmetscher, nimmt sie von ihren Lieben Abschied. Darauf ward ihr ein anderer Becher gereicht. Sie nahm auch den und stimmte ein langes Lied an. Da hieß die Alte sie eilen, den Becher zu leeren und in das Zelt, wo ihr Herr lag, zu treten. Das Mädchen aber war bestürzt und unentschlossen geworden; sie wollte schon ins Zelt gehen, streckte jedoch (nur) den Kopf zwischen Zelt und Schiff. Stracks nahm die Alte sie beim Kopfe, brachte sie ins Gezelt und trat selbst mit ihr hinein. Sofort begannen die Männer mit den Stäben auf die Schilder zu schlagen, auf daß kein Laut des Geschreies gehört würde, der andere Mädchen erschrecken und abgeneigt machen könnte, dermaleinst auch den Tod mit ihren Herren zu verlangen. Dann traten sechs Männer ins Gezelt und wohnten

sammt und sonders dem Mädchen bei. Darauf streckten sie sie an die Seite ihres Herrn. Und es faßten sie zwei bei den Füßen, zwei bei den Händen. Und die Alte, die der Todesengel heißt, legte ihr einen Strick um den Hals, reichte ihn zwei von den Männern hin, um ihn zu ziehen, trat selbst mit einem großen breitklingigen Messer hinzu und stieß ihr das zwischen die Rippen hinein, worauf sie es wieder herauszog. Die beiden Männer aber würgten sie mit dem Stricke, bis sie todt war. Nun trat nackend der nächste Anverwandte des Verstorbenen hinzu, nahm ein Stück Holz, zündete das an, ging rückwärts zum Schiffe, das Holz in der einen Hand, die andere Hand auf seinem Hintertheile haltend, bis das unter das Schiff gelegte Holz angezündet war. Darauf kamen auch die übrigen mit Fackeln und anderem Holze herbei; jeder trug ein Stück, das oben schon brannte, und warf es auf jenen Holzhaufen. Bald ergriff das Feuer denselben, bald hernach das Schiff, dann das Gezelt und den Mann und das Mädchen und alles, was im Schiffe war. Da blies ein fürchterlicher Sturm, wodurch die Flamme verstärkt und die Lohe noch mehr angefacht wurde. Mir zur Seite befand sich einer von den Russen, den hörte ich mit dem Dolmetscher, der neben ihm stand, sprechen. Ich fragte, was ihm der Russe gesagt, und erhielt die Antwort: „Ihr Araber, sagte er, seid ein dummes Volk: ihr nehmt den, der euch der Liebste und Geehrteste unter den Menschen ist, und werft ihn in die Erde, wo ihn die kriechenden Thiere und Würmer fressen. Wir aber verbrennen ihn in einem Nu, so daß er unverzüglich und ohne Aufenthalt ins Paradies eingeht." Dann brach er in ein unbändig Lachen aus und setzte darauf hinzu: „Seines Herren Liebe zu ihm macht's, daß schon der Wind weht und ihn in einem Augenblick wegraffen wird." Und in Wahrheit, es verging keine Stunde, so war Schiff und Holz und Mädchen mit dem Verstorbenen zu Asche geworden. Darauf führten sie über dem Orte, wo das aus dem Fluß gezogene Schiff gestanden hatte, etwas einem runden Hügel Aehnliches auf, errichteten in dessen Mitte ein großes Büchenholz und schrieben darauf den Namen des Verstorbenen nebst dem des Königs der Russen. Alsdann begaben sie sich weg."

Neben der Verbrennung fand jedoch, wie ebenfalls durch Ausgrabungen erwiesen ist, die wahrscheinlich ältere Form der Beerdigung statt, der später, nach Annahme des Christenthums, der Sieg zufallen mußte. Im Zusammenhang mit den religiösen Vorstellungen stand wahrscheinlich auch der reiche Schatz ritueller Volkspoesie, Verwünschungen, Besprechungen, Zaubersprüche, ja sogar ganzer Lieder, die noch bis heute ihre Bedeutung nicht verloren haben. Endlich wird die musikalische Begabung jener Ostslaven, die sowohl Streich- als Blasinstrumente führten, von den Arabern direct bezeugt. Auch haben wir Spuren, daß Schriftzeichen wenigstens im südlichen Rußland früh im Gebrauch waren. Ueber das Aussehen und die Kleidung der russischen Slaven geben die Araber gute Nachrichten. Sie schildern sie uns als ein hochgewachsenes, starkes Volk, das blondhaarig mit röthlichem Barte war. Als Sklaven waren sie gesucht, und uns sind Fälle überliefert, in welchen

freigelassene slavische Sklaven beim Kalifen zu hohen Ehrenstellen gelangten. Die Kleidung der Männer bestand entweder aus einem kurzen Halbkaftan oder aus einem groben Mantel, der so auf die eine Schulter geworfen war, daß der rechte Arm zum Gebrauch der Waffen frei blieb. Den Kopf bedeckte eine Mütze. Um den Hals trug man Gold- und Silberschmuck, in einem Ohr einen Ring. Der Schmuck der Frauen bestand aus zahlreichen Ketten, welche über die Brust hingen, und aus Glasperlen, die einen höchst einträglichen Handelsartikel der Araber bildeten. Namentlich hoch wurde die grüne Sorte geschätzt. Auch sie trugen ein Messer, das an einem Ringe hing, der je nach dem Vermögen des Mannes aus edlerem oder unedlerem Metalle bestand.



Steingrab; bei Kraszeowkutsk gefunden.

So finden wir die russischen Slaven als ein in zahlreiche Stämme zerfallendes, ansässiges, Jagd, Ackerbau und Handel treibendes Volk. In staatlicher Beziehung auf der Uebergangsstufe vom Geschlechterstaate zur Gemeindeverfassung stehend, ohne jede das Ganze zusammenfassende Centralgewalt, waren sie bei mangelnder kriegerischer Organisation und bei der Feindseligkeit, mit der sich die einzelnen Stämme und innerhalb derselben die einzelnen Geschlechter gegenüberstanden, wenig geeignet, fremden Eindringlingen dauernden Widerstand zu leisten. Auch der Religion fehlte es an Eigenartigkeit und Organisation. Das Land fand seinen Hauptschutz in der geographischen Lage und an den Stämmen slavischen Blutes, die den Anprall des Westens für ihre östlichen Stammesgenossen ertrugen. Die Steppe im Süden mit ihren Nomadenvölkern war nur durch zeitweilige Raubzüge gefährlich und von negativer Bedeutung, weil sie die Wege zum Schwarzen Meere sperrte; die finnischen Stämme im Nordwesten und Norden wurden theils zurückgedrängt, theils traten sie in freundschaftliches Bündniß. Um so gefährlicher waren aber die kriegerischen Normannen, die von jenseit des Meeres herüberkamen, und der eigenartige Culturstaat der Chasaren, der im Osten das untere Gebiet der Wolga inne hatte. Zur Zeit, da die Geschichte Rußlands beginnt

finden wir die slavischen Stämme des Nordens in Abhängigkeit von den Normannen, die des Ostens von den türkischen Chasaren. Es schien, als sollte die politische Selbständigkeit allmählich ganz verloren gehen. Da kam die Rettung gerade von den scheinbar gefährlichsten Feinden, den Normannen.

Fünftes Kapitel.

Die Nachbarn der Slaven.

Finnen, Türken und in letzter Reihe Littauer sind es, welche den Boden einnahmen, der im Lauf der Jahrhunderte in den Bestand des russischen Reiches aufzugehen bestimmt war. Die erst später in die Geschicke der russischen Slaven eingreifenden Littauer zunächst bei Seite lassend, beginnen wir mit ihren finnischen und türkischen Nachbarn.

Wir haben bereits gesehen, wie die vom Dniepr nach Norden und Nordosten gehende Ausbreitung der Slaven fast kampflos die finnischen Ansiedlungen zurückdrängte, welche ursprünglich den ganzen Norden des heutigen Rußland und einen bedeutenden Theil des Wolgagebietes beinahe bis zur Grenze der Steppen einnahmen. Keilartig waren die Slaven in das Gebiet eingedrungen, so daß sie den Zusammenhang zwischen den einzelnen finnischen Herrschaften sprengten. Ein Theil derselben, die heutigen Esten, wird uns in anderem Zusammenhange beschäftigen; es ist der einzige finnische Stamm des heutigen Rußland, der, von den früher zu Schweden gehörenden Bewohnern des heutigen Finnlands abgesehen, Dank der Herrschaft des deutschen Ordens, seine Nationalität nicht eingebüßt und doch den Culturgrad erreicht hat, welcher den Uebergang zu westeuropäischer Bildung ohne sonderliche Schwierigkeiten gestattet. Die übrigen finnischen Stämme sind theils in die russische Nationalität übergegangen, theils verkümmert, ohne dauernde Spuren hinterlassen zu haben. Unter diesen heute verlorenen Stämmen ragten besonders die Biarmier hervor, die zwischen dem Weißen Meer, dem Ural und der Wolga wohnten und an den Mündungen der Dwina und Petschora die äußersten Stapelplätze ihres sehr bedeutenden Handels hatten. Lange vor der Entdeckung Grönlands, als Island sich eben erst dichter zu bevölkern begann, sind skandinavische Wikinger in diese Gegenden eingedrungen. Walroßzähne und Pelzwerk scheinen der Haupthandelsartikel des Landes gewesen zu sein. Zur Zeit König Alfreds des Großen hatte Otter als erster diese Gestade besucht, später folgten viele seinen Spuren zu Handel oder zu Raub, wenn möglich Beides verbindend. Höchst charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Erzählung der Wikinger Karli und Torer Hund, die in den Tagen Olaf des Heiligen ihre Schiffe nach Biarmien lenkten. Sie gaben sich für Kaufleute aus, kauften Pelzwerk und entfernten sich darauf scheinbar, die Anwohner sicher zu machen. In der That aber rüsteten sie sich zu einem

Beutezuge, den sie unter Leitung des, finnischen Zaubers kundigen, Torer unternahmen. Er hatte ihnen von den Schätzen erzählt, welche die Grabhügel der Biarmier und der Tempel ihres obersten Gottes, des Jumala, bergen. So gingen sie, indem sie ihren Weg durch Abreißen der Rinde von den Bäumen bezeichneten, bis sie zur Wiese kamen, auf der, von hohem hölzernen Zaun umgeben, der Tempel stand. Die Wächter waren weggegangen. Torer kletterte über den Zaun, öffnete die Pforte, und die Wikinger traten in den Tempel. Sie wühlten die Grabhügel auf und fanden viel Gold; im Tempel stand ein Abbild Jumalas, auf dessen Knieen eine Schüssel mit Gold lag. Dieser bemächtigte sich Torer; Karli aber schlug dem Götzen das Haupt ab, um sich seines goldenen Halsschmuckes zu bemächtigen.[1]) Auf den Lärm liefen die Wärter herbei, stießen ins Horn, und nur mit Mühe entkamen die Wikinger der Verfolgung. Karli wurde später im Streit über die Theilung der Beute von den eigenen Genossen erschlagen. Den Tempel des Jumala will man an der Stelle erkennen, auf welcher das heutige Cholmogori liegt.

Bis in das 13. Jahrhundert hinein haben jene Züge nach Biarmien stattgefunden; die Geschichte des Landes geht später in die von Nowgorod auf. Die übrigen finnischen Stämme, Wesen, Meren, Muromer, Tscheremissen u. s. w. sind von geringerer Bedeutung, keiner von ihnen hat es verstanden, dem Vordringen der Slaven irgend nachhaltigen Widerstand zu leisten. Sie alle lebten in Stämmen, kannten die Anfänge des Ackerbaues, trieben Jagd und Fischfang, waren in religiöser Beziehung noch auf der Stufe des Schamanenthums, als Zauberer berühmt und gefürchtet und erhielten nur dort vorübergehende culturliche Bedeutung, wo Handelsstraßen durch ihr Land führten, oder wo sie, durch ihr Aufgehen in die slavische Nationalität, dieser eine eigenthümliche Schattirung gaben. Ueber ihre staatliche und kriegerische Organisation fehlt uns jedes zuverlässige Material. Von bei weitem größerer Wichtigkeit sind die beiden türkischen Reiche der Chasaren und Bolgaren.

Die Nachrichten, welche wir über die Chasaren besitzen, gehen fast ausschließlich auf die arabischen Schriftsteller des 8. bis 10. Jahrhunderts zurück. Ursprünglich zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meere ansässig und durch ihre Kriege mit den Armeniern bekannt, geriethen die Chasaren zeitweilig in Abhängigkeit von den Hunnen, erscheinen aber bald nach dem Untergange der hunnischen Herrschaft als mächtiger und kriegerischer Stamm, gegen welchen das persische Reich sich nur mühsam durch Erdwälle und Steinmauern zu schützen vermochte. Das 7. Jahrhundert scheint den Höhepunkt ihrer Macht zu bezeichnen.

Sie treten in nahe Beziehungen zu Byzanz, chasarische Prinzessinnen besteigen den byzantinischen Kaiserthron, die Wolgabolgaren werden unterworfen, und ein großer Theil der Krim, so wie die größte slavische Stadt des Südens, Kiew, fällt in ihre Hände. Die Chasaren schienen bestimmt, die

1) Vgl. Ant. Russes I, p. 448 ff.

Vermittler zwischen dem fernen Osten und Europa zu sein. Da wurde ihre Macht zunächst im Süden erschüttert. Die Eroberung Persiens durch die Nachfolger Mohammeds schwächte ihre Stellung am Kaspischen Meere, dessen Bassin sie bisher völlig beherrscht hatten. Nach siebzigjährigem Kampfe behielt das Kalifat die Obergewalt und die endliche Ansiedlung von 14,000 Arabern in Derbent sicherte diesem den ruhigen Besitz des südlichen kaspischen Ufers. Einen Ersatz bot freilich die Ausdehnung der Chasaren nach Norden und Westen. Die slavischen Stämme der Poljänen, Sewerjänen, Radimitschen und Wjätitschen erkannten ihre Oberhoheit an und waren ihnen tributpflichtig. Einen gefährlichen Nachbarn erhielten sie jedoch an den immer weiter in die südrussische Steppe vordringenden Petschenegen, gegen welche sie nur mühsam mit byzantinischer Hilfe ihre Stellung behaupteten. Außer der gegen diese Nomaden erbauten Grenzfestung Sarkel oder Belaja Wesch, sind Semender und Itil die hervorragendsten Städte der Chasaren. Beide lagen am Kaspischen Meere, Semender zwischen Derbent und der Wolga, Itil an der Stelle des heutigen Astrachan. Etwa acht Karawanentage trennten beide Städte von einander, die durch Handelsinteressen eng mit einander verbunden waren. Von fünf verschiedenen Seiten trafen die Handelsstraßen in Itil zusammen. Zu Lande von jenseit des Kaukasus ging der Weg über Semender, während die verschiedenen Handelsstädte am Kaspischen Meere ihre Waaren zu Wasser nach Itil beförderten. Karawanenzüge aus Kwârizm, Bukhâra und Mawarânasr vermittelten den Austausch mit Indien, während von Norden und Westen her die Straßen theils von der Wolga aus Bolgarien und dem Kiewschen Rußland ausgingen, theils an den Küsten des Schwarzen Meeres begannen, um über den Don durch Sarkel zur Wolga und diese hinab nach Itil zu fahren. Es war ein eigenartiges Leben, das hier pulsirte. Die halb nomadische Bevölkerung lebte theilweise noch in jenen Woilokjurten, die wir heute bei den nomadischen Kirghisen finden. Nur die Reicheren erbauten sich Lehmhäuser und der Chakan allein hatte hohe Ziegelgebäude. Dem Chakan zur Seite stand der Beg, sein Statthalter, und das Verhältniß beider zu einander ist treffend mit der Stellung des Siogun zum Mikado, wie es noch vor wenigen Jahren in Japan bestand, verglichen worden. Der Chakan war das religiöse Oberhaupt, während namentlich die militärische Vertheidigung und Führung des Landes dem Beg zufiel. Nach zwei Seiten hin nahmen die Chasaren noch eine ganz außergewöhnliche Stellung ein. Einmal sind sie das einzige Volk, von dem wir wissen, daß es zum jüdischen Glauben übergetreten ist — unter dem Zaren Bulan im 8. Jahrhundert — und die Briefe des Rabbi Chasdai Ibn-Schafrut an den Chasaren Chakan, Joseph, Sohn Aarons, sowie dessen Antworten sind eine der bedeutsamsten Quellen zur Sittengeschichte des merkwürdigen Volkes[1]); dann gebührt ihnen die Ehre, von allen Völkern des

1) Diese Correspondenz fällt in das Jahr 960 und war bisher nur in einer verkürzten Ausgabe bekannt. Einen vollständigen Text fand erst 1870 der bekannte

Mittelalters in Europa zuerst ein stehendes Heer gehalten zu haben. Es waren die Larssiei, mohammedanische Söldner und Contingente, die von dem wohlhabenderen Theile der Bevölkerung gestellt wurden, im Ganzen zwölftausend Mann. Ueberhaupt liegt die Bedeutung der Chasaren, auch abgesehen von der geographischen Wichtigkeit des Gebietes, welches sie besaßen, in der frühen Ausbildung fester staatlicher Formen bei ihnen.

Im Knie, welches die Wolga nördlich von den Chasaren bildet, wohnten die den heutigen Tschuwaschen nahe stehenden Wolga-Bolgaren, oder silbernen Bolgaren, ebenfalls ein handeltreibender, kräftiger, türkischer Stamm, den die innerasiatischen Karawanen aus Chiwa und Bukhára zum Ziel nahmen, während nach Norden hin ihre Waaren den Weg nach Biarmien einschlugen. Von Itil ins Land der Bolgaren dauerte die Karawanenreise einen Monat, in Booten die Wolga stromauf zwei Monate. An Unternehmungsgeist waren die Bolgaren den Chasaren weit überlegen, und die Schilderungen, welche die arabischen Schriftsteller von ihnen entwerfen, zeigen, daß sie die übrigen Völker Nordosteuropas an Bildungselementen überragten. Ihre Hauptstadt Bolgar zählte gegen 10,000 Einwohner und hatte Holzhäuser. Im 10. Jahrhundert haben sie sogar Münzen geprägt — die älteste bolgarische Münze, die wir kennen, stammt aus dem Jahre 949 —, die freilich ganz nach arabischem Muster gebildet wurden und sich nur durch den Namen des bolgarischen Zaren von ihnen unterschieden. Die Bolgaren zerfielen in drei Stämme: Die Bersula, Isegel und die eigentlichen Bolgaren, und sollen nach dem nicht ganz wahrscheinlichen Zeugniß Kardisi's aus 50,000 Familien bestanden haben. [1])

Im Jahr 922 trat der Zar Almusch zum Islam über, mit ihm ein großer Theil des Volkes. Diesem Umstande danken wir den interessanten und auch für die russische Geschichte bedeutsamen Bericht des Ibn Fadhlan, der als Gesandter des Kalifen in Bolgar eintraf. Die Bolgaren waren Ackerbauer und trieben Viehzucht; ihre Hauptbeschäftigung war aber der Handel; Pelzwerk, Mammuthknochen und Walroßzähne, offenbar der Handelsgewinn aus dem hohen Norden, wurden nach Asien exportirt, während von dorther kostbare Stoffe, Edelsteine und die bereits erwähnten grünen Perlen importirt wurden.

Ueber den Handel nach Norden hin haben wir ein interessantes Zeugniß in dem Bericht des Ibn Batuta, der zwar aus späterer Zeit stammt, aber offenbar uralte Gewohnheiten schildert. Er erzählt: „Ich wollte in das Land des Dunkels reisen, welches vierzig Tagereisen hinter Bolgarien liegt, später gab ich diesen Plan auf, weil das Unternehmen sehr schwierig ist, ich mir auch wenig Ausbeute davon versprach. In diesem Lande reist man nur in kleinen Schlitten, welche von großen Hunden gezogen werden. Denn das Land ist

Reisende Abraham Firkowitsch und nach derselben wurde die erste vollständige deutsche Uebersetzung von Dr. A. Harkavy mit einem erläuternden Anhange veröffentlicht. Russische Revue 1874 p. 69—97.

1) Vgl. über sie Kunik, Die Abstammung der Bolgaren in seinem Al-Bekri.

von Eis bedeckt, auf welchem die Füße der Menschen und die Hufe der Thiere ausgleiten, aber die Hunde haben Klauen und ihre Pfoten gleiten nicht auf dem Eise. In diese Wüstenei reisen nur reiche Kaufleute, deren jeder nicht weniger als hundert Fuhren mit Eßwaaren, Getränken und Holz haben muß, weil es da weder Bäume, noch Steine, noch Wohnstätten giebt. Zum Führer des Reisenden dient ein Hund, der oft in diesen Gegenden gewesen ist. Der Preis eines solchen Thieres beträgt gegen tausend Denare. Eine Fuhre wird an seinen Hals gespannt, dann werden noch drei Hunde dem Gespanne zugefügt. Dieser Leithund geht voran, die übrigen folgen. Der Herr schlägt oder schilt diesen Hund niemals. Wenn gegessen wird, so füttert man die Hunde zuerst. Thut man es nicht, so geht der Leithund unzufrieden fort und läßt seine Herren umkommen." Selbst wenn hier arabische Phantasie oder bolgarische Unzuverlässigkeit mancherlei zugethan haben, wird man an den von Hunden gezogenen Schlitten doch festhalten müssen. Auch über den stummen Handel der Bolgaren mit den Völkern am Ural haben wir gute Nachrichten. Von der Staatsordnung des Volkes wissen wir nur, daß ein Zar an der Spitze stand und diesem zahlreiche kleine Fürsten, wahrscheinlich Stammhäuptlinge, untergeordnet waren. Sie kämpften meist zu Pferde, hatten geschmiedete Waffen und trugen Panzerhemden.[1]) — Türkischer Herkunft waren endlich auch die Petschenegen, die seit dem Ende des 9. Jahrhunderts sich der Nordküste des Asowschen und Schwarzen Meeres bemächtigt hatten. Man zählte dreizehn Stämme, die in acht Bezirke fielen und unter erblichen Fürsten standen.[2]) — Im Kriege unter einem Führer geeinigt, waren sie namentlich als kühne und rasche Reiter gefürchtet, die mit Wurfspieß und Pfeilen sich ihren Gegnern schrecklich machten. Auch sie waren nur halbansässige Nomaden und in ihrer Kultur von den übrigen asiatischen Reiterhorden kaum verschieden.

So sind unserer Betrachtung nur noch die westlichen Nachbarn der russischen Slaven, die littauischen Stämme, übrig geblieben. Auch für sie ist vorauszuschicken, daß, was wir an Kulturelementen der letto-slavischen Sprach-einheiten feststellen konnten, auf sie bezogen werden muß. Weiter aber läßt sich für jene ältere Periode nichts von ihnen sagen. Unsere Quellen stammen aus dem 13. Jahrhundert und sind auch da zum Theil noch sehr unzuverlässig. Höchstens ließe sich der aus dem Ende des 9. Jahrhunderts stammende Bericht Wulfstans über die Preußen auf sie übertragen, da ja die Unterschiede zwischen den Abtheilungen eines Volkes desto geringer gewesen sind, je weiter man in der Geschichte zurückgeht. Ganz decken können sich die Zustände der Preußen und Littauer aber schon deshalb nicht, weil die ersteren Bewohner der Meeres-küste waren, die letzteren nirgend das Meer berührten. Wir kommen daher

1) Vgl. Galitzin, Allgemeine Kriegsgeschichte des Mittelalters, deutsch von Streccius I, p. 175. Cassel 1880.

2) Eine neue treffliche Arbeit über die früheren Bewohner der südrussischen Steppe findet sich in den Mittheilungen der Universität Kiew 1883 von Golebowski, Petschenegen, Torken und Polowzer bis zum Einfall der Tataren (russisch).

in anderem Zusammenhange auf sie zurück und bemerken hier nur, daß Alles, was über das ausgebildete Priesterthum und das hochentwickelte Göttersystem der Littauer gesagt worden ist, in das Gebiet der historischen Fabeln gehört. In zahlreiche Stämme zerfallen, an deren Spitze kleine Fürsten standen, sollten sie in den Lauf der Weltverhältnisse erst handelnd eingreifen, als sie Nationalität und heimischen Glauben gegen Angriffe von außen her vertheidigen mußten und im Drange der Noth zu einem Einheitsstaat zusammengeschweißt wurden. Darüber sollten aber noch Jahrhunderte hingehen.

Sechstes Kapitel.

Die Warägo-Russen und die Gründung des russischen Staates.[1]

Zu den Elementen, welche dauernd feste Sitze auf dem Boden des heutigen Rußland eingenommen hatten und in mehr oder minder folgenreiche Beziehungen zu den slavischen Stämmen des Landes traten, kam ein neues hinzu in den skandinavischen Warägo-Russen. Seit undenklichen Zeiten hatte, wie wir gesehen, eine Handelsstraße von den Gestaden des Finnischen Meerbusens über Ilmensee und Wolchow den Dniepr hinab ans Schwarze Meer geführt. Sie vermittelte den Verkehr zwischen Byzanz und den Slaven, sowie zwischen diesen und dem skandinavischen Norden. Die tapferen Bewohner Schwedens und Norwegens, im Abendlande unter dem Namen Normannen bekannt, haben ihre ersten kriegerischen Unternehmungen gegen ihre finnischen und slavischen Nachbarn gerichtet. Zur See zogen die kleinen Flotillen der See-Konunge gegen die Küsten des Baltischen Meeres, wo noch jetzt zahlreiche Ausgrabungen unzweifelhafte Spuren derselben nachgewiesen haben, während andrerseits die Erinnerung an jene Heldenfahrten in den nordischen Sagas fortlebt. War doch Austrvegr, der Ostweg, der technische Ausdruck geworden für die Fahrt in das Land der Finnen und Slaven am Finnischen Meerbusen und weiter hinein landeinwärts. Gardar nannten die von Finnen und Slaven ungern gesehenen skandinavischen Gäste die Ansiedlungen jener Nordslaven, und auch Städte wie Aldeigiaborg am Wolchow, kurz vor dessen Mündung in den Ladogasee, Holmgardr — das slavische Nowgorod — Kaenugardr, Kiew, war ihnen bekannt. Mikligardr, die altnordische Bezeichnung für Constantinopel, ist ebenfalls ein Name, dessen Etymologie beweist, daß er

1) Wir versagen uns hier auf die Controverse über die Herkunft der Warägo-Russen einzugehen. Der noch immer zwischen Normannisten und Antinormannisten wogende Kampf ist unserer Meinung nach in allen Hauptsachen entschieden. Es ist vor allen Dingen das Verdienst Kuniks, hier das entscheidende Wort, zuletzt in einer Reihe meisterhafter Abhandlungen in Dorns Caspia, gesprochen zu haben. Neuerdings ist die ganze Frage in geschmackvoller Darstellung auch dem deutschen Publikum mundgerecht gemacht worden durch den Kopenhagener Professor Dr. W. Thomsen, Der Ursprung des russisch. Staates. Drei Vorlesungen. Deutsch von Bornemann. Gotha 1879.

über Rußland zu den Skandinaviern gekommen ist. Die Slaven dagegen nannten jene skandinavischen Stämme mit dem Namen, welchen ihnen die Finnen beigelegt hatten, und der noch heute in ihrem Munde die Schweden bezeichnet, Rús. Die Skandinavier aber, von welchen die spätere Gründung des russischen Staates ausgehen sollte, und die den Ueberschuß ihrer Kriegsmannen nach Osten schickten, wohnten, wie wiederum die erhaltenen Namensformen zeigen, in Upland, Södermannland und Oestergotland, also an der Ostküste Schwedens, nördlich und südlich vom Mälarsee. In diesen Landen nun, wie überhaupt im skandinavischen Norden, nannte man Mannen, welche durch ein Gelübde persönlicher Ergebenheit und Treue in ein Dienstverhältniß zu einem Kriegsherrn traten, Vaeringr, im Plural Vaeringjar, altschwedisch Wâreng, eine Benennung welche die Ostslaven in wariäg umbildeten und schon vor 860 allgemein zur Bezeichnung nordischer Kriegsleute gebrauchten. Man verband damit die Vorstellung, daß sie seekundig und meist schwedischen Stammes waren. Als in viel späterer Zeit jene Nordmänner als Leibwächter in den Dienst der byzantinischen Kaiser und Kaiserinnen traten, bildete sich etwa im letzten Viertel des 10. Jahrhunderts in der griechischen Volkssprache (der *κοινὴ διάλεκτος*) die Form Warang für dieselben aus, welche danach auf alle in griechische Kriegsdienste Tretenden übertragen wurde.[1])

Diese Russen und Waräger, oder wenn man will, Warägo-Russen sind es gewesen, welche den Grund zum heutigen russischen Reiche legten. Die älteste Ueberlieferung, welche, wie wir sahen, im sogenannten Nestor auf uns gekommen ist, wird heute schwerlich mehr für volle historische Wahrheit gehalten werden.

Auch die vom Chronisten überlieferten und seither allgemein angenommenen Zeitbestimmungen lassen sich nicht aufrecht erhalten. Es dürfte thatsächlich nur so viel feststehen, daß, nachdem um die Mitte des 9. Jahrhunderts der Strom der Skandinavier mit erneuter Gewalt gegen die finnischen und slavischen Ansiedlungen am Ladogasee und südlich von demselben andrängte, eine zeitweilige Unterwerfung des Landes durch jene Fremden stattfand.[2]) Gegen den gemeinsamen Feind erhoben sich die finnischen und slavischen Stämme, die in einem heute nicht mehr zu bestimmenden Bundesverhältniß zu einander standen, und vertrieben sie. Bald jedoch wieder in Uneinigkeit und Hader zerfallen, faßten eben jene Stämme — wir wissen nicht, auf welche Weise — den Beschluß, von jenseit des Meeres sich Fürsten zu holen. Sie sandten zu den Warägern, „nämlich zu den Russen", und beriefen drei Brüder, die mit ihren Geschlechtern hinüberzogen. Es waren Hrurekr, Sikniutr und þorvardr, oder wie ihre Namen sich in slavischem Munde ummodelten, Rurik, Sineus und Truwor, die sich dort in den Hauptorten der Stämme, die sie berufen hatten, Ladoga, Bjeloosero und Isborsk, festsetzten. Für dieses Ereigniß wird wohl

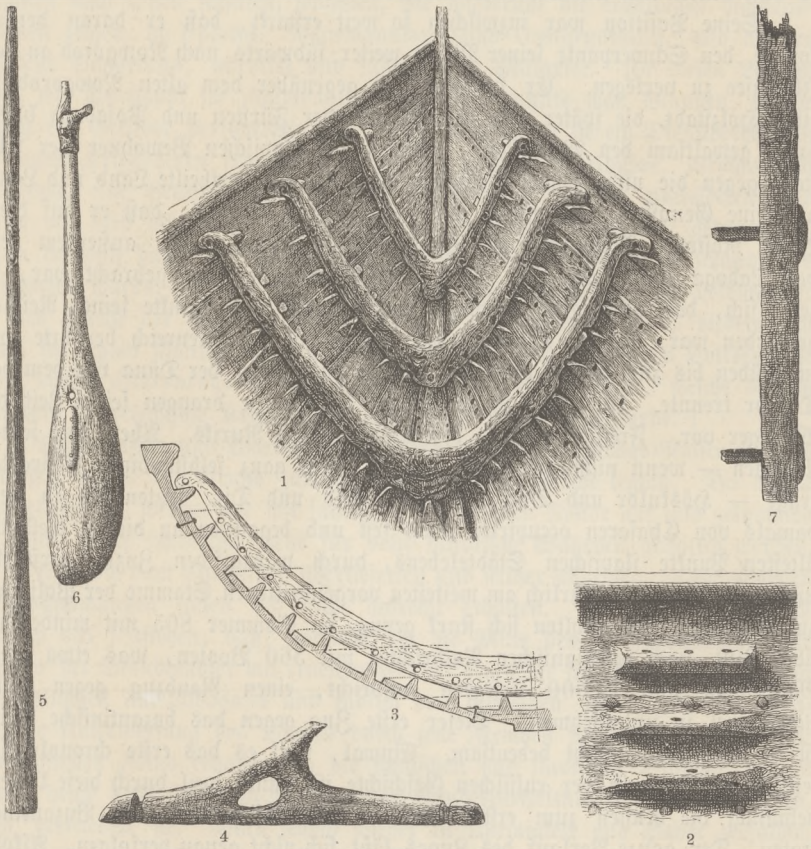
1) Vgl. Kuniks Abhandlungen über diese Frage in Dorns Caspia an mehreren Stellen. — 2) Sollten nicht diese Skandinavier ihre Sitze nördlich vom Ladoga-See gehabt haben? Die Hypothese hat den Vorzug große Schwierigkeiten wegzuräumen, und darf den gleichen Grad der Wahrscheinlichkeit beanspruchen wie die heute geltenden Annahmen.

nur auf Grund trüglicher Rechnung das Jahr 862, das officielle Gründungsjahr des russischen Reiches, angenommen, während wahrscheinlich die Berufung der Waräger schon früher stattfand. Die Ueberlieferung erzählt weiter, daß die drei Brüder zunächst einmüthig dahin arbeiteten, ihre Herrschaft zu festigen; schon nach zwei Jahren aber waren Sineus und Truwor gestorben, so daß Rurik als Alleinherrscher nachblieb.[1])

Seine Position war inzwischen so weit erstarkt, daß er daran denken konnte, den Schwerpunkt seiner Macht weiter südwärts nach Nowgorod an den Ilmensee zu verlegen. Er befestigte sich gegenüber dem alten Nowgorod in einer Holzstadt, die später Sitz der Nowgoroder Fürsten und Posadniki blieb, brach gewaltsam den Widerstand, welchen die slavischen Bewohner der Altstadt gegen die unbequemen Nachbarn erhoben, und vertheilte Land und Leute an seine Genossen; namentlich wird uns direct berichtet, daß er auf diese Weise Rostow, Bielooſero und Polozk besetzte. Halten wir außerdem fest, daß Ladoga schon von ihm selber in Vertheidigungsstand gebracht war, so zeigt sich, daß Nowgorod nunmehr wirklich zum Mittelpunkte seines Reiches geworden war, das im Osten an der Wolga das Chasarenreich berührte und im Süden bis zum Wolok vorrückte, welcher das Gebiet der Düna von dem des Dniepr trennte. Und auch in das Becken des Dniepr drangen seiner Zeit die Waräger vor. Freilich nicht in directem Auftrage Ruriks. Aber zwei seiner Mannen — wenn nicht die Unternehmung einen ganz selbständigen Charakter trägt — Höskuldr und Dyri, slavisch Askold und Dir, setzten sich in dem damals von Chasaren occupirten Kiew fest und begannen an diesem vielleicht ältesten Punkte slavischen Städtelebens, durch warägischen Zuzug verstärkt, unter dem damals culturlich am weitesten vorgeschrittenen Stamme der Poljänen zu herrschen. Sie fühlten sich stark genug, im Sommer 865 mit mindestens über 200, nach venetianischen Nachrichten mit 360 Booten, was etwa einer Mannschaft von 14,000 Kriegern entspricht, einen Raubzug gegen Constantinopel zu unternehmen. Dieser erste Zug gegen das byzantinische Reich ist in doppelter Hinsicht bedeutsam. Einmal, weil es das erste chronologisch feststehende Ereigniß der russischen Geschichte ist, dann, weil durch diese Unternehmung die Russen zum ersten Mal in den Gesichtskreis der Byzantiner traten. Der ganze Verlauf des Zuges läßt sich nicht genau verfolgen. Askold und Dir scheinen zunächst durch den Bosporus in die Propontis gedrungen zu sein und die Prinzeninseln geplündert zu haben. Erst danach wandten sie sich, da Kaiser Michael III. gerade abwesend war, gegen Constantinopel

1) Seine Regierung und die der nächstfolgenden Fürsten ist uns nicht in historisch glaubwürdiger Weise überliefert. Die mündliche Tradition, welche nicht zusammenhängende Dinge verknüpfte, und eine künstliche chronologische Construction trüben unsere Erkenntniß. Rurik regiert 17 Jahre, seine beiden nächsten Nachfolger je 33, also ziemlich genau das Doppelte. Die fünf ersten Fürsten zusammen 110 Jahre. Sogar so wichtige Ereignisse, wie die Taufe Olga's, werden vom Chronisten, wie sich aus byzantinischen Zeugnissen ergiebt, falsch datirt. Nichts desto weniger ruht jene älteste Periode russischer Geschichte auf einem Fundament echter Ueberlieferung.

und drangen ohne Hinderniß in den Hafen. Es war jedoch gelungen, dem Kaiser Nachricht von der seiner Hauptstadt drohenden Gefahr zu geben. Er kehrte um und drang — wir wissen nicht wie — in die Stadt, welche nicht durch griechische Tapferkeit, sondern durch ein Wunder der Mutter Gottes gerettet wurde. Sie erregte einen Sturm, der die Schiffe der heidnischen Seeräuber



Details vom Wikingerboot.

1. Innere Ansicht des einen Endes. 2. Ansicht der Planken von der Innenseite. 3. Durchschnitt zur Veranschaulichung der Rippenbefestigung. 4. Ruderklampe. 5. Ruder. 6. Steuerruder. 7. Ein Stück Eichenplanke mit eisernen Nägeln.

zerschellte und sie zur Flucht nöthigte. Daß die Russen es auf eine Eroberung der Stadt abgesehen hatten, ist übrigens an sich unwahrscheinlich, dazu waren ihre Streitkräfte zu gering und die Mauern von Constantinopel zu fest. Es war ein Beutezug, der vielleicht zum Ziel hatte, einen Handelsvertrag zu ertrotzen, wie er später den Russen thatsächlich zugesprochen werden mußte.

Askold scheint darauf Christ geworden zu sein; wenigstens erstand später über der Stelle, die seine Gebeine trug, eine christliche Kirche. Die nächste



Zwei Ansichten des im Moor bei Nydam (Schleswig) am 18. August 1863 entdeckten Wikingerbootes. (Kiel.)

Es war durch unter der Wasserlinie in die Planken geschlagene Löcher absichtlich versenkt. 77 Fuß lang vom Steven zum Stern gemessen; in der Mitte zehn Fuß zehn Zoll breit; aus elf Eichenplanken, fünf auf jeder Seite, gebaut; auf 28 Ruder eingerichtet.

Folge dieses Zuges war, daß der griechische Patriarch Photius vor Ende des Jahres 866 einen Bischof in Kiew einsetzen konnte, so daß hier die ersten Keime des Christenthums auf dem Boden des heutigen Rußland gelegt wurden. Der wesentliche Unterschied aber zwischen der Occupation Kiews durch die beiden Wikinger und ihr Gefolge und der Festsetzung von Ruriks Geschlecht im Norden ist darin zu sehen, daß Askold und Dir es nicht verstanden, das Bewußtsein gemeinsamer Interessen in der slavischen Bevölkerung wachzurufen, unter der sie lebten, während von Norden her die Waräger mit ganz anderer materieller Kraft und Stetigkeit das Ziel der Einigung der Slavenstämme zu einem Reiche verfolgten. Als nun Rurik im Jahre 879 starb, hinterließ er nur einen minderjährigen Sohn Ingvarr oder Igor, für den sein älterer Verwandter Helgi, slavisch Oleg, die Regierung übernahm, nicht als Vormund, sondern als Selbstherr. In ihm tritt uns bereits eine, wenn auch noch sagenumwebte, so doch greifbarere historische Persönlichkeit entgegen. Drei Jahre lang weilte er in Nowgorod, um in den von Rurik gewonnenen Gebieten sein Ansehen zu festigen und die Vorbereitungen zu einem Unternehmen in großem Stil zu treffen. Nicht mehr mit den warägischen Gefolgschaften allein, sondern mit der Kriegsmacht der ihm botmäßigen slavischen und finnischen Stämme, der Tschuden, Meren, Wesen, Ilmenslaven und Kriwitschen zieht er nach Süden und setzt sich dann im Lande der Kriwitschen des oberen Dniepr fest. Ihre Stadt Smolensk wird in Vertheidigungszustand gesetzt und einer der Mannen des Fürsten mit der Behauptung des Platzes vertraut. Dann geht es weiter den Dniepr hinab in das Land der Sewerjänen, deren Stadt Ljubetsch in ähnlicher Weise wie Smolensk in Olegs Hände übergeht. Nur noch ein großer Ort im Süden war übrig geblieben, die Stadt Askolds und Dirs, Kiew, die Grenzstadt zur Steppe hin, das Ende der großen Straße von den Warägern nach Byzanz. Die Bewältigung derselben war für Oleg eine Nothwendigkeit, er durfte sich den Weg nach Süden nicht versperren lassen. Durch List gelang es ihm, Askold und Dir in seine Gewalt zu bekommen. Er ließ sie erschlagen, „denn", das waren die Gründe, welche der Chronist ihm in den Mund legt, „denn ihr seid keine Fürsten, noch von fürstlichem Geschlecht, ich aber bin fürstlichen Geblüts, und hier ist der Sohn Ruriks." Das geschah im Jahre 882, nachdem die Herrschaft Askolds circa 22 Jahre gedauert hatte. Die Stadt und das Gefolge der Erschlagenen wagten keinen Widerstand zu leisten. Oleg faßte Fuß in Kiew und beschloß diese Stadt zu seiner Residenz zu machen.

Zunächst galt es dann, das gewonnene Gebiet nach Süden zu durch Anlage von befestigten Orten und Schutzwehren gegen die Steppe zu sichern, darauf die Beziehungen zu den übrigen Slaven und zu den Finnen zu regeln, welche seine Oberhoheit bereits anerkannten. Ihnen allen wurde ein Tribut auferlegt; Nowgorod mußte eine besondere Abgabe von 300 griwni oder 150 Pfund Silber entrichten, um die Warägischen Söldner zu unterhalten, denen der Schutz der Nordgrenze oblag; man nannte sie später gridi, Leib-

wächter, mit einer altnordischen Bezeichnung, deren Grundbedeutung den Wohnort, die Heimath mit dem Nebenbegriff eines Dienstverhältnisses angiebt. Nach schweren Kämpfen mit den Drewljänen, die sich schließlich zur Zahlung eines Tributs bequemen mußten, befreite er die Stämme der Sewerjänen und Radimitschen vom Joche der Chasaren und vereinigte sie mit seinem Reiche. Um so hartnäckiger war jedoch der Widerstand der Duleben, Chorwaten, Ulitschen und Tiwerzen, von denen die letzteren nicht völlig und die Ulitschen gar nicht bezwungen wurden. Trotzdem war seine Stellung so weit gefestigt, daß er an ein größeres auswärtiges Unternehmen denken konnte. Byzanz, das Sehnsuchtsziel aller Nordmänner, schwebte auch ihm vor und er beschloß mit den gesammten Kräften des von ihm unterworfenen Landes in größerem Maßstabe das Unternehmen Askolds und Dirs wieder aufzugreifen.

Der Zeitpunkt war ungemein günstig gewählt. Der schlaffe Kaiser Leo VI. hatte die griechische Flotte verfallen lassen und kürzlich erst durch den Piraten Leo von Tripolis eine furchtbare Niederlage vor Thessalonice erlitten, während andererseits die Bulgaren das Reich aufs Aergste ängstigten. Als daher Oleg im Jahre 907 mit 2000 Böten [1]), von denen jedes 40 Mann trug, im Bosporus erschien, begnügten sich die Rhomäer damit, den Hafen zu schließen. Oleg aber zog seine Schiffe ans Land, plünderte und brandschatzte die reiche Umgegend der Stadt und bereitete sich zur Belagerung derselben vor. Er stellte, wie die in der ältesten Chronik bewahrte Volkstradition erzählt, seine Schiffe auf Räder, ließ die Segel spannen und fuhr so zum Schrecken seiner Feinde auf seinen Fahrzeugen zu Lande gegen die Stadt. Da beschloß man in Constantinopel die Russen abzukaufen. Nachdem ein Versuch, sich mit vergifteten Speisen Olegs und der Seinen zu entledigen, an der Umsicht des Fürsten gescheitert war, kam ein Vertrag zu Stande, der im Wesentlichen nächst einer einmaligen Zahlung von zwölf Griwnen oder sechs Pfund Silber für jedes Schiff und einer besonderen Abgabe für diejenigen russischen Städte, in welchen Mannen Olegs als Statthalter saßen, den Russen freien Handelsverkehr mit Constantinopel sicherte. Ihre Kaufleute sollten das Recht erhalten, während eines sechsmonatlichen Aufenthalts aus der Stadt Lebensmittel zu beziehen, die Badstuben zu besuchen und auch zur Rückfahrt sich mit Lebensmitteln und Schiffsgeräth zu

1) Ein Wikingerboot des 9. Jahrhunderts ist im Sommer 1880 in der Nähe des Seebades Sandefiord in einem Hünengrabe aufgefunden worden. Aus Eichenholz erbaut, ist es 23 Meter lang und 5 Meter breit. Zugleich zum Rudern und Segeln eingerichtet, zählt es 20 Rippen und 16 Riemen auf jeder Seite des Schiffes. Vergl. Werner: Das Seewesen der germanischen Vorzeit, in Westermanns Monatsheften. 1882. October. Ein zweites Boot dieser Gattung ist im Moor Nydam bei Ost-Satrup im Sundewit ausgegraben worden. Es liegt heute im Kieler Schleswig-Holsteinschen Museum vaterländischer Alterthümer. „Das Fahrzeug läuft an beiden Steven gleichmäßig spitz zu, so daß es, ohne zu wenden, vorwärts und rückwärts gehen konnte, und war daher trotz seiner Länge, nicht nur auf offener See, sondern auch in schmalen Gewässern und Flüssen brauchbar. Das Steuerruder hing angebunden zur Seite.... Die Kielplanke ist sehr flach, damit das Boot leicht ans Land zu ziehen sei." ...

versorgen. Von griechischer Seite wurde die Beschränkung hinzugefügt, daß den Russen ein bestimmter, abgegrenzter Raum zwischen den Stadtmauern und dem Bosporus, dort wo das Kloster des heiligen Mamas stand, zur Wohnstätte angewiesen werden solle. Nur unbewaffnet, in Schaaren von höchstens 50 Mann und unter Begleitung eines kaiserlichen Beamten wird ihnen erlaubt, durch ein bestimmtes Thor die Stadt selbst zu besuchen, in der sie abgabenfrei handeln dürfen. Dieser nur mündlich vereinbarte Vertrag wurde vom Kaiser Leo und seinem Mitkaiser Alexander auf das Kreuz beschworen, während Oleg und seine Mannen den Eid auf ihre Götter Perun und Weles leisteten. Die Ueberlieferung knüpft an den darauf folgenden Aufbruch Olegs einen echt skandinavischen Zug. Der Sieger habe seinen Schild an die Mauern der gedemüthigten Stadt befestigt, er und die Russen seien mit seidenen Segeln abgezogen; die Slaven seines Heeres hätten weniger kostbare Segel aus Nesseltuch erhalten; die aber habe der Wind bald zerrissen, so daß sie wieder zu ihren groben Leinsegeln griffen, „denn es ist den Slaven nicht gegeben, mit feinen Segeln zu fahren."

So kehrte Oleg, reich mit Beute beladen, heim, und der Handelsvertrag mit Constantinopel wurde so eifrig ausgenutzt, daß schon nach vier Jahren eine genauere Festsetzung der Einzelbestimmungen desselben nöthig wurde. Daher schickte Oleg im Jahre 911 eine Gesandtschaft von vierzehn Männern [1]) zu den Griechen. Dieser äußerst merkwürdige Vertrag — ein Unicum in der gesammten Geschichte des früheren Mittelalters — wurde im Namen Olegs, seiner Großen und aller Russen einerseits und der damals gleichzeitig regierenden byzantinischen Kaiser Leo VI., Alexander und Constantin Porphyrogenetos andrerseits abgeschlossen. Man fertigte ihn in zwei Exemplaren aus, auf Pergament mit Zinnoberschrift, wohl in griechischer und slavischer oder nordischer Sprache. [2])

Der Inhalt des Vertrages ist ein dreifacher. Zunächst versprechen beide Theile einander Friede und Freundschaft zu halten und treffen Bestimmungen über die Strafen, denen diejenigen verfallen sollen, die durch gewaltthätige Handlungen (Mord und Beschädigung oder Diebstahl) die Eintracht stören. Dann folgen Bestimmungen, durch welche die Russen verpflichtet werden, verunglückten griechischen Schiffern Hilfe zu leisten, endlich Festsetzungen über Auslösung von Kriegsgefangenen und Sklaven, über entlaufene oder gestohlene Knechte und über den Nachlaß in Griechenland gestorbener, in Diensten des

1) Lauter Skandinavier: Karl, Farulfr, Vermundr, Hróleifr, Steinvidr (die Etymologie des letzteren Namens ist unsicher). Diese fünf hatten bereits den Vertrag vom Jahre 907 mitbeschworen. Dazu kamen noch Ingjaldr, Gudi, Hróaldr, Karni, Fridleifr, Hróarr, Angantyr, Thróandr, Vefastr. Vermundr (Welmud) und Steinvidr (Stemir) werden, wohl mit Unrecht, von russischen Historikern als slavisch in Anspruch genommen.

2) Weshalb die Abfassung in letzterer Sprache ausgeschlossen wird, ist nicht recht ersichtlich.

byzantinischen Kaisers stehender Russen. Also ausschließlich Fragen, welche durch den bestehenden regen Handelsverkehr brennend geworden waren, und deren Regelung in beiderseitigem Interesse lag. Höchst auffallend ist nun der achte Punkt des Vertrages, der von der Unterstützung Schiffbrüchiger handelt. Er lautet: „Wenn der Sturm ein griechisches Fahrzeug auf fremdes Land wirft und dort sich Russen befinden, so werden Letztere es sammt der Ladung in Sicherheit bringen und in das Christenland wieder abfertigen; es auch durch alle gefährlichen Orte lootsen. Wenn aber ein solches Schiff entweder wegen Sturmes oder sonst eines anderen Hindernisses nicht in die Heimath wieder gelangen kann, so sollen wir Russen den Matrosen helfen und die Waaren bergen, wenn sich dieses in der Nähe des griechischen Gebietes ereignet. Sollte aber ein solches Ungemach einem griechischen Schiffe — hier scheint im Text der Urkunde eine Lücke zu sein, etwa „näher nach Rußland hin" — zustoßen, so wollen wir es nach Rußland führen und mag man dessen Ladung verkaufen. Was aber von dem Fahrzeuge verkauft werden kann und das Schiff selbst wollen wir Russen, entweder wenn wir nach Griechenland gehen oder als Gesandte zu eurem Kaiser geschickt werden oder wenn wir als Handelsleute zum Einkaufe kommen, ehrlich mitbringen und das für Waaren gelöste unangetastet überliefern. Fände sich aber, daß ein Russe auf diesem Fahrzeuge einen Menschen erschlagen oder irgend etwas geraubt habe, so werde dem Verbrecher die oben angesetzte Strafe zu Theil." [1])

Es fällt hierbei auf, daß die Voraussetzung dieses Punktes des Vertrages, der wie alle übrigen unzweifelhaft in Folge vorhergegangener, dahin zielender Thatsachen vereinbart wurde, einmal ein anderweitig nicht überlieferter reger Verkehr russischer Fahrzeuge an den von griechischen Schiffen befahrenen Küsten ist, während andrerseits der Wasserweg aus Rußland und nach Rußland, wie er unzweifelhaft seit den Tagen Askolds und Dirs, also seit 865 bestand, den Dniepr hinauf und hinab sicher sein mußte. Auch daß die Bezeichnung „Rußland" zum ersten Mal auftaucht, ist bemerkenswerth. Wir müssen daher annehmen, daß Oleg in guten Beziehungen zu den Petschenegen stand, die seiner Zeit das von den Madjaren erst kürzlich verlassene Gebiet der pontischen Steppe besetzt hatten. Daß man in Byzanz mit dem Resultat dieser Vereinbarungen wohl zufrieden war, zeigten die reichen Geschenke, welche die Gesandten heimbrachten, als sie 912 wieder in Rußland eintrafen.

Der hochbejahrte Oleg hatte inzwischen noch einmal die Orte besucht, von welchen die Macht seines Geschlechtes ihren Ausgang nahm, Nowgorod und Ladoga. Im Herbst des Jahres 912 ist er, wir wissen nicht wo, gestorben. Ladoga und Kiew streiten um die Ehre, seinen Gebeinen die letzte Ruhestatt zu geben.

---

1) Die beste Textausgabe giebt Wladimirski-Budanow in seiner Chrestomathie des russischen Rechtes. 1. Lieferung, 2. Auflage. Kiew 1876. p. 1—9 (russisch). Daran sind sehr instructive Anmerkungen geknüpft.

Ihm gebührt der Ruhm, die einzelnen slavischen Stämme zu einem Reich geeinigt zu haben. Die Sage hat sich seiner Person bemächtigt und sowohl in russischen wie in der skandinavischen Ueberlieferung finden wir die Nachklänge derselben.

Die Regierung ging ohne jede Schwierigkeit auf Ingvarr, slavisch Igor, den Sohn Ruriks über, der, wenn die Berechnung des Chronisten zuverlässig wäre, damals 35 Jahre zählte. Er hatte sich im Jahre 903 mit Helga, slavisch Olga, einer aus Pleskau gebürtigen Skandinavierin fürstlichen Geschlechtes vermählt. Die Ueberlieferung hat uns nur einzelne Züge von ihm, nicht ein zusammenhängendes Bild seiner Regierung bewahrt. So lange Oleg lebte, tritt er nur wenig hervor; im Gehorsam gegen den älteren Verwandten erzogen, nicht selbständigen Sinnes, hat er keinen Versuch gemacht, irgend zur Geltung zu gelangen. Auch da er Alleinherrscher geworden ist, fühlt er das Bedürfniß nach Bevormundung. Die Leitung der inneren Angelegenheiten, namentlich das Eintreiben der Tribute von den slavischen Stämmen, überläßt er einem seiner Mannen, dem Svenald, oder wie die nordische Form seines Namens lautet, Sveinaldr. Nachdem Igor die Drewljänen und Ulitschen nur halb bezwungen und zur Zahlung eines Tributs genöthigt hat, muß Svenald ihre Unterwerfung beenden. Nach dreijähriger Belagerung gelingt es ihm, die Stadt Pereßjetschen zu nehmen, und zur Belohnung überläßt ihm Igor den vollen Ertrag des Tributs, den diese Stämme entrichten mußten. Es sind Anzeichen erhalten, daß die Mannen Igors mit dem Einfluß und dem Reichthum Svenalds durchaus nicht einverstanden waren. Sie suchten in auswärtigen Unternehmungen, die ohne Igor in Angriff genommen wurden, den Spielraum für ihren Hang nach Abenteuern, Gefahren und Beute. Im Jahre 914 finden wir eine Flotte von 500 russischen Schiffen im Kaspischen Meere, die persischen Küsten plündernd. Der Araber Massudi hat uns den höchst interessanten Raubzug bis in das Detail hinein beschrieben. Eine andere Schaar kämpft um diese Zeit in Italien, wieder andere finden wir in byzantinischen Diensten. So schickte das russische Reich seine Wehrkraft außer Landes. Unter diesen Verhältnissen ist es begreiflich, daß jetzt auch die Steppenvölker begannen aggressiv gegen das russische Reich vorzudringen. Ein Einfall, den sie im Jahre 915 unternahmen, endete jedoch mit einem Frieden, der, soweit ersichtlich ist, den Russen den freien Durchzug durch die Steppe sicherte. Nun fehlen für die Dauer eines Vierteljahrhunderts alle Nachrichten. Der Handel mit Byzanz mag anfänglich fortgedauert haben; er erlitt aber Störungen, die schließlich zu einem offenen Bruch führten, und im Jahre 941 machte sich deshalb die Heeresmacht der Russen wieder nach außen hin furchtbar. Diesmal tritt Igor selbst an die Spitze der Seinen. Wir können heute nicht mehr feststellen, mit wie großen Streitkräften dieser Zug, der gegen das byzantinische Reich gerichtet war, unternommen wurde. Unsere Quellen geben bald 10,000, bald 1000 Schiffe an, doch auch die letztere Angabe dürfte noch übertrieben sein. Wir folgen der Erzählung, welche

Liudbrand nach dem Bericht seines Stiefvaters, der als Augenzeuge den Hergang erlebte, uns überliefert hat. „König Inger", erzählt er, „kam mit tausend und mehr Schiffen vor Constantinopel", wie anderweitig bezeugt wird am 11. Juni. „Der Kaiser Romanos war nicht wenig bestürzt, als er dieses erfuhr, denn er hatte seine Seemacht gegen die Sarazenen und zur Beschützung der Inseln entsendet. Während er nun hierüber voller Sorgen die Nächte schlaflos zubrachte, und Inger alle Küsten plünderte, ward ihm gemeldet, er habe noch fünfzehn halbverfaulte Schiffe, welche allein als zu alt zu Hause gelassen waren. Sobald der Kaiser dieses hörte, ließ er die Schiffsleute holen und sprach zu ihnen: „Ihr sollt unverzüglich und eiligst die zurückgelassenen Fahrzeuge in Stand setzen, und sie nicht blos vorne, sondern auch am Steuer und auf beiden Seiten mit dem Geschütze versehen, aus welchem das Feuer geschleudert wird." Diesem Befehle gemäß wurden also die Schiffe ausgerüstet; dann besetzte der Kaiser sie mit den allergeschicktesten Leuten und ließ sie gegen den König Inger auslaufen. Und sie segelten ab. Als aber der König Inger sie auf der hohen See erblickte, befahl er seinem Heere, sie nicht umzubringen, sondern lebendig zu fangen. Aber der gütige und barmherzige Gott, welcher dem Volke, das ihn verehrte, ihn anbetete und zu ihm um Hilfe rief, nicht nur seinen Schutz, sondern auch den Sieg verleihen wollte, ließ die Winde ruhen und glättete das Meer, denn sonst wäre es den Griechen schwer gewesen, das Feuer zu werfen. So aber drangen sie mitten unter die Russen und warfen dann das Feuer nach allen Seiten aus. Als die Russen dieses erblickten, stürzten sie sich alsbald aus ihren Schiffen ins Meer; sie wollten lieber in den Wellen umkommen, als durchs Feuer verbrannt werden. Einige, die mit Panzer und Helm beladen waren, versanken sogleich in die Tiefe, um nie wieder gesehen zu werden; andere wurden schwimmend selbst in den Fluthen des Meeres vom Feuer verzehrt, und Niemand entkam an jenem Tage, mit Ausnahme derer, denen es gelang, ans Ufer zu flüchten. Denn die Fahrzeuge der Russen können wegen ihrer Kleinheit auch über solche Stellen kommen, wo sehr wenig Wasser ist, was den Schiffen der Griechen, weil sie tiefer gehen, unmöglich ist. Inger kehrte darauf mit großer Schande heim; die siegreichen Griechen aber zogen frohlockend nach Constantinopel und brachten eine Menge Gefangener mit, welche Romanos sämmtlich in Gegenwart des Gesandten vom König Hugo, nämlich meines Stiefvaters, enthaupten ließ." Diese Niederlage, bei welcher die Russen zum ersten Mal die Schrecken des griechischen Feuers kennen lernten [1]), war übrigens nicht so schlimm, wie der Bericht Liudbrands glauben macht; erst nachträglich erlitten sie — wie byzantinische Quellen zeigen — die vernichtenden Schläge. Sie waren von Constantinopel raubend an die kleinasiatische Küste gezogen, dort aber wurden sie eingeholt und geschlagen, so daß sie mit Mühe nach Thrakien entkamen,

1) Ueber das griechische Feuer vergl. Galitzin l. l. p. 100, wo nach Marcus Graecus die Bereitung desselben angegeben wird.

wo eine dritte Niederlage ihre Macht völlig brach und nur kümmerliche Reste mit Igor nach Rußland heimkehrten.[1]) Die Schmach dieses Mißerfolges bewog Igor zu energischen Anstrengungen. Unter den slavischen und finnischen Stämmen seines Reiches ließ er Vorbereitungen zu einem zweiten Zuge in größerem Maßstabe treffen. Seine Boten gingen über das Baltische Meer ins skandinavische Stammland und luden die kriegslustige Jugend des Landes zur Theilnahme an dem Unternehmen Igors. Wir können nicht feststellen, wie Viele dem Rufe Folge leisteten. Jedenfalls hat nur ein Theil derselben sich ihm angeschlossen, die Uebrigen zogen, sei es aus Mißtrauen gegen die Leitung Igors, sei es in der Hoffnung, dort größere Beute zu erringen, nach Osten über das Kaspische Meer, den Kur hinauf, nach Berdaa, nahmen die Stadt ein, schlugen die ihnen entgegenziehenden moslemischen Heere und drangen unter Zurücklassung ihrer Fahrzeuge an der Mündung des Kur bis nach Maragha, südlich vom Tabrissee. Erst eine Seuche, die in Folge übermäßigen Genusses der südländischen Früchte ausbrach, nöthigte sie zur Umkehr. Inzwischen war auch Igor mit seinem Heere nach Süden gezogen und bis an die Donau gedrungen. Hier bewogen die Gesandten des byzantinischen Kaisers Romanos I. ihn durch Geschenke zur Umkehr, und ein im folgenden Jahre (945) durch byzantinische Gesandte abgeschlossener Vertrag stellte die friedlichen Beziehungen beider Reiche wieder her.[2]) Es haben in dieser Angelegenheit drei Gesandtschaften stattgefunden. Erst gingen griechische Gesandte nach Kiew, die Präliminarien zu regeln. Eine russische Gesandtschaft von fünfzig Personen, von denen fünfundzwanzig wahrscheinlich die Vertreter fürstlicher Familienglieder und hervorragender Russen waren, die übrigen fünfundzwanzig Kaufleute, ging darauf nach Constantinopel und vereinbarte die definitive Fassung des Vertrages. Von einer griechischen Gesandtschaft begleitet, kehrten sie nach Kiew zurück, wo der Vertrag beiderseitig beschworen wurde. Dieser Vertrag, dessen von einigen angestrittene Authenticität feststeht, ist in mehrfacher Hinsicht beachtenswerth. Im Allgemeinen finden wir die Bestimmungen wieder, die schon zu Olegs Zeiten getroffen wurden, einige Punkte stimmen sogar wörtlich überein. Nur macht sich die günstigere Stellung der Rhomäer überall geltend. Von den Kaufleuten und Gesandten, die ins Reich kommen, werden genaue Legitimationen gefordert. Der Verkauf von besonderen Stoffen wird verboten. Die Fischerei an den Mündungen des Dniepr wird den Bewohnern von Cherson (in der Krim) gesichert; die Russen, was besonders wichtig ist, werden verpflichtet, in Fällen der Noth dem griechischen Kaiser Zuzug zu leisten und das Gebiet von Cherson gegen Anfälle der Donau-

1) *μόλις σὺν δέκα λέμβοις ἐς τὸν Κιμμέριον ἀφίκετο Βόσπορον.* Leo Diaconus ed. Hase. p. 65 übertreibt vielleicht die Niederlage.

2) Vergl. Kunik: Sur l'éxpedition des Russes Normands en 944 vers les pays situés aux bords de la mer Caspienne d'après Nizâmi, Ibn-el-Athir et Ainy (Bullet. de l'Acad. de St. Petersb.). Kunik meint, daß die Normannen sich von Igors Heer erst trennten, nachdem dieser sich zur Umkehr entschlossen hatte.

bolgaren zu schützen. Diese Angriffe erfolgten wohl durch die Steppe; wenigstens ist von einer Seemacht der Bolgaren nichts überliefert. Endlich sind auch die Bestimmungen in Betreff des Loskaufs von Gefangenen den Griechen günstiger als den Russen. Während erstere je nach dem Alter des betreffenden Gefangenen zehn, acht oder fünf Goldstücke zu zahlen hatten, mußte jeder Russe mit zehn Goldstücken ausgelöst werden. Mit am charakteristischsten und ein urkundliches Zeugniß ältester russischer Sittengeschichte ist der Hergang bei der endlichen Eidesleistung, den wir deshalb nach dem Wortlaut der Vertragsurkunde hersetzen.

„Wir sämmtlich haben die Uebereinkunft auf zwei Pergamentblättern niedergeschrieben: eines davon ist für den griechischen Kaiser und dies haben wir Griechen beschworen und mit unseren Namen unterschrieben; das andere ist von uns Gesandten und Gästen unterzeichnet. Die mit den griechischen Gesandten abreisenden, sollen jenes dem russischen Großfürsten und dessen Leuten überbringen, und diese sollen nach Ueberlieferung desselben schwören, wahrhaft treu alles Das halten zu wollen, was wir verabredet auf dieses Pergament niedergeschrieben und mit unserer Namensunterschrift bekräftigt haben. Und wir, so viel unser getauft sind, haben in der Kathedrale zum heiligen Elias bei vorliegendem verehrungswürdigem Kreuze und diesem Pergamente geschworen, alles Das fest zu halten, was hierauf geschrieben und nichts davon übertreten zu wollen. Wer aber von unserer Seite, sei es der Fürst selbst oder ein anderer, ein Christ oder ein Ungetaufter, dieses übertritt, dem entgehe alle Hilfe von Gott, er werde Knecht in diesem und dem zukünftigen Leben und sterbe durch seine eigenen Waffen. Die nicht getauften Russen aber sollen dabei ihre Schilder, ihre entblößten Schwerter, ihre Ringkragen und übrigen Waffen auf die Erde legen und alles beschwören, was in diesem Pergamente enthalten ist, nämlich: daß Igor, sämmtliche Bojaren und alle Leute des russischen Landes auf immer und ewig dieses halten wollen. Wer aber nun, er sei Fürst oder russischer Unterthan, getauft oder nicht getauft, gegen den Inhalt dieser Pergamenturkunde handelt, der sei werth, durch sein eigenes Schwert zu fallen und sei verflucht von Gott und Perun, weil er seinen Eid bricht. Der Großfürst Igor möge aber gerecht sein, seine aufrichtige Liebe uns erhalten und sie nicht zerstören, so lange die Sonne scheint und die ganze Welt steht, in dieser und aller zukünftigen Zeit."

Wir finden hier, nächst der oben bei Gelegenheit von Askolds Tode gegebenen Notiz, das älteste Zeugniß für die Vertretung des Christenthums in Rußland, obgleich, wie schon das Bestehen der Kathedrale zum heiligen Elias beweist, dasselbe bereits längere Zeit vorher in Kiew Wurzel gefaßt haben mußte. Da der Vertrag vom Jahre 911 noch keinerlei Andeutungen enthält, die auf das Christenthum in Rußland hinweisen, hätten wir die erste energische Ausbreitung desselben in die Jahre von 911 bis 945 zu setzen. Es ergiebt sich weiter aus der Etymologie der Namen der oben angeführten Gesandten, die ja vor allen den Vertrag beschwören mußten, daß die in unserem Vertrage erwähnten Christen Russen, nicht Slaven waren.

Igor hat die Früchte des friedlichen Verkehrs mit den Griechen übrigens nur kurze Zeit genossen. Auf das Andringen seiner Gefolgschaft zog er in das Gebiet der Drewljänen, um einen Tribut von ihnen zu erheben, d. h. seine, wahrscheinlich lange nicht zur Geltung gekommene Autorität wieder herzustellen. Es wird uns direct überliefert, daß er Gewalt brauchen mußte, um zu seinem Ziel zu gelangen. Die Drewljänen fügten sich nur der Uebermacht seiner waffenkundigen Mannen. Als aber Igor gleich darauf, nachdem er das Gros seines Gefolges entlassen hatte, zum zweiten Mal wiederkam, um die nun unter wenige Genossen zu vertheilende Abgabe nochmals zu erheben, thaten sich die Drewljänen unter ihrem Stammesfürsten Mal — unzweifelhaft einem Slaven — zusammen und erschlugen ihn bei Korosten[1]), 945 im Herbst.

Igor hatte eine Wittwe Olga und einen minderjährigen Sohn Swjätoslaw hinterlassen, für welchen die Mutter ohne jeden Widerspruch die Regierung übernahm und bis 964 führte.[2])

Ihr zur Seite, ohne daß sie jedoch nachweislich direct in die Regierung eingegriffen hätten, standen als Vormund Swjätoslaws Asmundr, slavisch Asmud, und der uns bekannte Sweinaldr als Heerführer, beides Skandinavier, wie denn Swjätoslaw trotz seines slavischen Namens ganz in normännischen Anschauungen erzogen wurde. Trotz der Unzuverlässigkeit unseres Quellenmaterials geht doch aus allem mit Sicherheit hervor, daß Olga eine ungemein thatkräftige und tüchtige Herrscherin gewesen ist. Nachdem sie zunächst in schrecklicher Weise an den Drewljänen Blutrache genommen und ihnen einen schweren Tribut auferlegt hatte, schritt sie zur Feststellung der Tributverhältnisse überhaupt, die unter Igors Regierung offenbar in Verwirrung gerathen waren. Sie unternahm zu diesem Zweck eine Rundreise durch ihr Reich und regelte darauf in umsichtiger Weise die Verwaltung des fürstlichen Haushaltes. Die Chronik erzählt von den Maßregeln, die sie zur Sicherung der fürstlichen Jagd traf, die zu jener Zeit, da Pelzwerk einen Hauptexportartikel Rußlands

1) Heute Iskorosc an der Uscha, einem Nebenfluß des Dniepr von rechts.

2) Auch hier machen die chronologischen Angaben der Chronik Schwierigkeiten. Olga's Vermählung fällt in das Jahr 903, das Geburtsjahr Swjätoslaws ist 942, so daß Olga ihn nach 39jähriger Ehe geboren hätte. Aeltere Kinder aus dieser Ehe werden nicht erwähnt und scheinen nicht vorhanden gewesen zu sein. Nehmen wir, wie eine Handschrift der Chronik berichtet, an, daß Olga bei ihrer Vermählung zehn Jahre alt gewesen ist, so hätte sie den Swjätoslaw in ihrem 50. Lebensjahre geboren und im 53. Jahre die Regierung angetreten. Ihre Taufe fiele dann in ihr 64. Jahr, die Mündigkeitserklärung Swjätoslaws erst in dessen 22. Jahr. Lauter auffallende, schwer glaubliche Zeitbestimmungen. Ebenso auffallend ist das hohe Alter, welches die Chronik den Svenaldr oder Svenald erreichen läßt. Im Jahre 914 finden wir ihn als Wojewoden Igors im Kampf gegen die Drewljänen thätig, also offenbar in voller Manneskraft; in ähnlicher Stellung kämpft er zuletzt gegen denselben Stamm im Jahre 977 im Alter von jedenfalls mehr als 80 Jahren. Der ganze Bericht der Chronik über die Regierung Olga's ist überhaupt von Sagen durchwebt und in den Einzelheiten voll historischer Irrthümer.

bildete, eine bedeutende Einnahme lieferte. Es verdient dabei hervorgehoben zu werden, daß sie durch ihr persönliches Erscheinen in Nowgorod und Pskow den lange unterbrochenen Zusammenhang mit dem Norden wieder festigte, wie sie denn überhaupt nicht als Fürstin eines Stammes, sondern als Herrin des Ganzen auftritt. Die Chronik, welche diese Thätigkeit Olga's in das Jahr 940 setzt, weiß von dem folgenden Jahrzehnt nichts zu erzählen und geht sogleich auf ihren Zug nach Constantinopel über. Wir müssen annehmen, daß hier die Thätigkeit vieler Jahre zusammengedrängt ist. Mit dem byzantinischen Reiche hatte Rußland seit dem letzten Vertrage Igors in Frieden gelebt. In Frieden zog auch Olga mit großem Gefolge 957 nach Constantinopel, wo sie auf ihren Wunsch vom Patriarchen Theophylact in Gegenwart des Kaisers Constantin Porphyrogenetos, der als Pathe fungirte, die Taufe empfing.[1] Sie nahm, wohl nach der Gemahlin des Kaisers, den christlichen Namen Helena an. Es wäre müßig, über die Beweggründe, die Olga zur Annahme des Christenthums führten, in weitere Erörterungen zu treten. Wir haben allen Grund, anzunehmen, daß ihr von Kiew her, wo wir ja schon früher eine nicht unbedeutende christliche Gemeinde trafen, die christliche Lehre wohl bekannt war. Jedenfalls wurde das christliche Element in Rußland durch die Thatsache ihres Uebertritts wesentlich verstärkt, und während bisher in religiöser Beziehung in Kiew vollste Duldung zu Hause war, treten uns nun die ersten Spuren eines immer schärfer werdenden Gegensatzes zwischen Heiden und Christen entgegen. Es gelang Olga nicht, ihren damals fünfzehnjährigen Sohn für die neue Lehre zu gewinnen. Vielmehr tritt eine Entfremdung zwischen Mutter und Sohn ein, die auf dem Gegensatz beruhte, in welchen sich Swjätoslaws Gefolgschaft zum Christenthum stellte, das dem kriegerischen Sinne der sich immer wieder aus Skandinavien frisch ergänzenden Wikinger wenig entsprach.

Um das Jahr 964 begann der inzwischen voll erwachsene Swjätoslaw in planvollem Kriegszuge gegen seine östlichen Nachbarn vorzugehen, während

---

1) Das Jahr der Taufe Olga's, so wie der Ort derselben steht nicht mit Sicherheit fest. Wenn wir oben der üblichen Zeitangabe und Darstellung folgen, geschieht es unter Vorbehalt. Die griechischen Quellen, welche die Feierlichkeiten der Aufnahme Olga's in Constantinopel schildern, erzählen von einer Taufhandlung nichts, sie setzen vielmehr die Taufe als geschehen voraus. So müßte man annehmen, daß die Taufe in Kiew stattgefunden hätte und daß die Volksüberlieferung das, in Rücksicht auf die Heiden in aller Stille vollzogene, Ereigniß erst nachträglich mit der wirklich 957 erfolgten Reise nach Constantinopel in Verbindung brachte. Vielleicht ist 954 das richtige Jahr der Taufe, da der Mönch Jacob, der vor 30 Jahren entdeckte älteste russische Originalschriftsteller, in seiner Historie von Wladimir und Olga von ihr sagt, sie sei 15 Jahre Christin gewesen und 969 als ihr Todesjahr annimmt.

Siehe hierüber die Untersuchungen Golubinski's in seiner Geschichte der russischen Kirche, Band I. p. 65. ff. Sein Versuch, auch Igor entweder zu einem entschiedenen Gönner des Christenthums, vielleicht gar zu einem „innerlichen Christen" zu machen, scheint uns jedoch nicht gelungen.

die innere Verwaltung nach wie vor in den Händen Olga's geblieben zu sein scheint.[1]) Es galt, die letzten Spuren der Oberherrlichkeit der Chasaren über slavische Stämme zu beseitigen. Die Wjätitschen entrichteten ihnen noch einen Tribut und von Swjätoslaw wurde darauf ein Feldzug gegen die Chasaren selbst unternommen, der die Grundfesten ihrer Machtstellung brach. Nachdem er nämlich zunächst das Gebiet der Oka und der mittleren Wolga — das Land der Wjätitschen — wie es scheint nur vorläufig, seine Macht hatte fühlen lassen, zog er mit seinen Gefolgsmannen gegen das schon durch die Schläge Olegs geschwächte und neuerdings durch innere Zwistigkeiten zerrüttete Reich der Chasaren. Es ist überraschend, wie schnell diese östliche Großmacht in sich zusammenbrach, wie wenig widerstandsfähig sie sich den Angriffen Swjätoslaws gegenüber zeigte. Ihre Hauptstadt Belaja Wesch oder Sarkel wurde genommen, der Don überschritten und die im Nordwesten des Kaukasus wohnenden Jasen und Kasogen unterworfen. Bevor er sich aber gegen den Kern ihrer Macht an die untere Wolga wandte, zog er noch einmal nach Norden, verwüstete das Land der Wolga-Bolgaren und plünderte ihre Hauptstadt Bolgar. Dann erst zog er die Wolga hinab bis zur Mündung derselben, plünderte die Doppelstadt Kaseran und Itil (in der Gegend des heutigen Astrachan) und zog darauf, immer längs dem Westufer des Kaspischen Meeres bis nach Semender, welches demselben Schicksale unterlag. So gewaltig sind die Niederlagen, welche hier die Chasaren erlitten, daß sie fünfzig Jahre darauf vom politischen Horizont verschwanden. Nur in der Krim und im Kaukasus behaupteten sich noch später Reste dieses Volkes.[2]) Auch das Land an der Mündung des Kuban, wo später das Fürstenthum Tmutarakan entstand, mußte sich ihm unterwerfen, und darauf erst erlitten die Wjätitschen an der Oka die entscheidende Niederlage. Damit war das Gebiet der slavischen Stämme ganz in seine Hand gegeben, eine eventuell von Osten her drohende Gefahr beseitigt und Swjätoslaw konnte nunmehr daran denken, sein und seiner Mannen Sehnsuchtsziel, den Süden, in Angriff zu nehmen. — Die Datirung dieses Feldzuges bietet Schwierigkeiten, die orientalischen Schriftsteller setzen ihn in das Jahr 968, die russische Chronik auf 967 an. 968 ist Swjätoslaw, wie wir gleich sehen werden, bereits an der Donau.

Die Veranlassung zu diesem Unternehmen wurde von Byzanz selbst

---

1) Der Chronist setzt in diese Zeit die von Olga verordnete Abschaffung des „Fürstlichen", einer Abgabe, die von Tatischtschew und seinen Nachfolgern als eine Hindeutung auf das jus primae noctis gefaßt worden ist. Wir haben es aller Wahrscheinlichkeit nach jedoch nur mit einer Hochzeitsabgabe zu thun. Vergl. K. Schmidt: jus primae noctis. p. 220—25, der uns jedoch zu weit zu gehen scheint, wenn er die betreffende Stelle der Chronik ganz streichen will.

2) Vergl. Harkavy: Ein Briefwechsel zwischen Cordova und Astrachan zur Zeit Swjätoslaws, siehe auch daselbst die von Chakan Joseph gegebene sorgfältige Aufzeichnung des chasarischen Machtgebietes. Nach Westen hin scheint er seinen Einfluß zu überschätzen. —

geboten.[1]) Der Kaiser Nikephorus Phokas ließ Swjätoslaw durch den Patrizier Kalokyros um Unterstützung gegen die Donau-Bolgaren bitten, deren Herrschaft er durch einen von Norden und Süden her combinirten Angriff ganz zu brechen dachte. Durch Zahlung einer großen Summe — die Ueberlieferung spricht von 15 Centnern Goldes — wurde der russische Fürst leicht bestimmt und noch im Jahre 968 sehen wir ihn mit einer auserlesenen Mannschaft von 60,000 Kriegern den Dniepr hinab und von dort zur See in die Donau fahren. Die Bolgaren, die sich 30,000 Mann stark seiner Landung entgegenstellten, wurden zurückgeworfen und wie im Fluge eine Reihe bolgarischer Städte erobert. Besonders wichtig war die Einnahme von Perejaslawetz und Drster, letzteres das heutige Silistria, auch damals eine starke Festung, während die Lage von Perejaslawetz sich nicht mehr genau bestimmen läßt. Jedenfalls ist es nicht Marcianopel. Die Stadt lag an der Donau, wahrscheinlich östlich von Drster, wo das Delta der Donau beginnt. Die Stellung Swjätoslaws war aber um so günstiger, als ein Theil der Bolgaren ihm zufiel und Zar Peter, dem es eben gelungen war, Nikephoros zu einem Friedensschluß zu bewegen, am 30. Januar 969 starb. Er beschloß das eroberte Gebiet für sich zu behaupten und wurde in diesem Vorhaben noch durch die Versprechungen des Kalokyros bestärkt, der sich mit der Hoffnung trug, von Swjätoslaw unterstützt die byzantinische Krone erwerben zu können. Da traf die Botschaft ein, daß die Petschenegen Kiew umlagerten, daß die Stadt, welche die Mutter und die Kinder Swjätoslaws barg, bereits hart durch Mangel an Nahrung leide und schleunige Hilfe noth thue. Der Fürst ließ nun eine Besatzung in den beiden wichtigsten Städten, die er genommen hatte, Perejaslawetz und Drster zurück und zog eilig durch die Steppe nach Kiew. Es war die höchste Zeit. Nur durch List hatte der Wojewode Pretitsch es möglich gemacht, Olga mit ihren Enkeln in Sicherheit zu bringen. Die Petschenegen mußten von Swjätoslaw aufs Haupt geschlagen werden, ehe sie sich zu einem Rückzug in die Steppe und zu einem Frieden entschlossen. Die russische Ueberlieferung erzählt den hier skizzirten Vorgang mit großer Ausführlichkeit und deutlich klingt dabei die Unzufriedenheit des Landes mit den auswärtigen Unternehmungen seines Fürsten durch: „Du Knjäs, sagten sie, suchst fremde Länder und irrst herum, dich entschlagend der Deinigen .... Ist dir nicht Leid um dein Vaterland, weder um deine Mutter, die schon alt ist, noch um deine Kinder?“ — Aber Bolgarien lag ihm nun einmal in Herz und Sinn. Es duldete ihn nicht in der Heimath: Im Jahre 969 sagte Swjätoslaw seiner Mutter und seinen Bojaren: mir beliebt es nicht in Kiew zu sein, ich will in Perejaslawetz an der Donau leben, weil das der Mittelpunkt meines Landes ist, weil da alles Gute zusammenkommt, aus

1) Vergl. für den folgenden Abschnitt: Galitzin, Allg. Kriegsgesch. Deutsch von Streccius I. p. 226—34 und Jiricek: Geschichte der Bulgaren. Prag 1876. p. 185—89. Als Quelle den Leo Diaconus, den wir nach der Ausgabe von Hase citiren.

Griechenland seine Gewebe, Gold, Wein und Früchte, aus Böhmen und Ungarn Silber und Pferde, aus Rußland Pelzwerk, Wachs, Honig und Sklaven." Mit Mühe bewog ihn Olga, die sich im Sterben fühlte, noch einige Zeit zu bleiben. Als sie aber gestorben und auf ihren Wunsch christlich bestattet war, traf er die Vorbereitungen zu seinem endgiltigen Abzug.

Swjätoslaw war vermählt, der Name seiner Gemahlin wird nicht überliefert — und hatte zwei rechtmäßige Söhne: Jaropolk und Oleg. Außerdem hatte ihm eine Unfreie, die Maluscha, den Wladimir geboren. Maluscha war Beschließerin bei Olga gewesen, Tochter des Malko aus Ljubetsch und Schwester des Dobrynjä, durch dessen Einfluß die Nowgoroder bewogen wurden, um den Wladimir zu bitten, nachdem Jaropolk und Oleg sich geweigert hatten, dorthin als Fürsten zu ziehen. Unter diese drei Söhne theilte er nun sein Reich dergestalt, daß er dem ältesten zum Mittelpunkt Kiew gab, dem zweiten das Land der Drewljänen und den dritten zum Fürsten von Nowgorod machte, das sich ihn ausdrücklich erbeten hatte. Alle drei Brüder müssen, da der Vater erst achtundzwanzig Jahre alt war, noch sehr jung gewesen sein, im günstigsten Fall konnte Jaropolk nicht über dreizehn Jahre zählen. Es mußte für sie daher nothwendig eine Art Vormundschaft eintreten. Für Wladimir übernahm naturgemäß sein Oheim Dobrynjä diese Stellung, die Vormünder der anderen werden nicht erwähnt, doch ist nicht unwahrscheinlich, daß der Wojewode Blud dem Aeltesten während seiner Minderjährigkeit leitete. Der alte erfahrene Sveinaldr, der am ehesten berufen gewesen wäre, eine derartige Stellung einzunehmen, folgte Swjätoslaw auch auf dem zweiten Zuge nach Bolgarien, der zwei volle Jahre in Anspruch nahm. — Es ist nicht klar, welche Stellung Sveinaldr im Heere Swjätoslaws einnahm. Für eine Unterfeldherrnstelle bleibt ihm kein Raum, da Leo Diaconus ausdrücklich als zweiten nach Swjätoslaw den Ikmor, altnordisch Ingimar und als dritten Sfenkel (vielleicht Sveinkell) nennt. [1])

Swjätoslaw hatte sich selber nichts an Land und Leuten im eigentlichen Rußland vorbehalten. Er dachte nur an Bolgarien, das er jetzt nicht mehr für den byzantinischen Kaiser, sondern für sich selbst erobern wollte. Freilich fand er an Byzanz einen ganz anderen Gegner, als an den im vorigen Feldzuge so rasch von ihm unterworfenen Bolgaren; besonders bedenklich aber war es, daß er keine gesicherte Rückzugslinie hatte. Zwischen Bolgarien und Kiew lag die Steppe, und wenn er auch zur Zeit seines Aufbruchs in Frieden mit den Petschenegen stand, wer konnte dafür bürgen, daß das unstäte Reitervolk denselben einhielt, zumal wenn byzantinisches Gold zum Bruch desselben verlockte. In Constantinopel aber war am 10. December 969 der Kaiser Nikephoros Phokas ermordet worden, und sein Mörder, der Armenier Johannes Tzimiskes, ein hervorragender Feldherr, stand nunmehr an der Spitze des

1) l. l. p. 92 u. 93. Vergl.: Leo Diaconus, p. 83. *τρίτην ἔχων τιμὴν παρὰ Σκύθαις μετάγε Σφενδοσθλάβον. ἐκεῖνος γὰρ ἁπάντων κατῆρχεν.*

Staates. Schon Nikephoros war mit den bolgarischen Prinzen Boris und Romanus in ein Schutz- und Trutzbündniß getreten, als er die Absicht Swjätoslaws erkannte, in Bolgarien festen Fuß zu fassen. Tzimiskes war entschlossen, ihm keine Handbreit Landes freiwillig zu überlassen. Zwei Gesandtschaften, die den Zweck hatten, Swjätoslaw zum Abzug zu bewegen, blieben erfolglos. Es mußte sich zeigen, ob die Tapferkeit der Russen der überlegenen Kriegskunst der Rhomäer gewachsen sein werde.

Die Anfänge des Krieges waren Swjätoslaw günstig. Perejaslavl, das mittlerweile von den Bolgaren wiedergewonnen war, wurde von ihm nach glücklicher Fahrt über Dniepr, Schwarzes Meer und Donau mit Sturm genommen und in kurzer Zeit auch die übrigen bolgarischen Städte zum Anschluß bewogen, da er geschickt den Glauben zu erwecken wußte, daß er nur das Joch der Griechen zu brechen gedenke. Auch gelang es ihm, Ungarn und Petschenegen in Sold zu nehmen, so daß er mit einem Heer von gegen 30,000 Mann den Balkan überschreiten konnte. Bardas Skleros, der Schwager des Kaisers und Feldherr der Rhomäer, ein Mann, der militärische Gaben mit wahrhaft herkulischer Kraft verband, und dem die Deckung Thraciens anvertraut war, zog sich auf Arkadiopol (das heutige Lule-Burgas) zurück und vor den Thoren der Stadt kam es im Herbst 970 zu einer Schlacht, die mit der Niederlage der Russen endete und Swjätoslaw zum Rückzuge über den Balkan nöthigte. Nur dem Umstande, daß Bardas gerade in diesem Augenblick abberufen wurde, um einen in Cappadocien ausgebrochenen Aufruhr zu dämpfen, und daß die weitere Leitung der Kriegsoperationen dem unfähigen Johannes Kurkuas übertragen war, rettete ihn vor völligem Verderben. So aber konnte er sich unbehelligt nach Norden begeben, und es hätte in seiner Hand gelegen, die wichtigsten Balkanpässe zu besetzen, wenn er nur die nöthige Einsicht dazu gehabt hätte. Aber das war es gerade, was Swjätoslaw fehlte. Er ließ das Jahr 971 in ziemlich zwecklosen Raubzügen nach Makedonien verstreichen, während Tzimiskes die großartigsten Vorbereitungen zu seiner Vernichtung traf. Von zwei Seiten dachte er ihn zu fassen. Eine starke Flotte von kleinen Fahrzeugen war bestimmt, die Donaulinie zu behaupten, um ihm den Rückzug abzuschneiden, während im Süden Adrianopel der Mittelpunkt seiner Operationen gegen die Feinde werden sollte. Auch Bardas Skleros, der inzwischen Cappadocien beruhigt hatte, wurde dorthin dirigirt und mit einem auserlesenen Heere von 28,000 Mann, das zur Hälfte aus Reiterei bestand, konnte er im Frühjahr 972 die offenstehenden Gebirgspässe überschreiten. Er warf sich zunächst auf Perejaslawetz, wo Sfenkel — ein Waräger — den bolgarischen König Boris in Hut hatte; nahm, trotz der tapfersten Gegenwehr, die Stadt und hieb den größten Theil der Besatzung nieder. Sfenkel selbst schlug sich mit einer geringen Schaar zu Swjätoslaw durch. Besonders verhängnißvoll war aber, daß Boris mit Frau und Kindern in die Hände der Griechen gefallen war und Freundschaft und Bündniß mit Tzimiskes schloß. Die Fiction konnte nun nicht mehr aufrecht erhalten werden,

daß Swjätoslaw Befreier vom Griechenjoche sei. In dieser Noth aber entfaltete der Barbar — denn das war er den Griechen — eine bewunderungswürdige Thätigkeit. Er warf sich nach Drster, zog von allen Seiten Truppen an sich und stand binnen kurzem an der Spitze eines Heeres von 60,000 Mann. So fühlte er sich stark genug, den Griechen entgegenzurücken. Am 23. April stießen, vielleicht in der Gegend des heutigen Kutschuk-Kainardschi, die Heere auf einander. Es wurde beiderseitig mit großer Tapferkeit gekämpft, zwölfmal, erzählen die Griechen, ging der Sieg von einer Hand in die andere über, aber zuletzt wurde Swjätoslaw doch auf Drster zurückgeworfen. Es hatte sich auch hier gezeigt, daß der Mangel an Reiterei und das schlechtere Material seiner Waffen ihm verhängnißvoll wurde. Auch war er selbst weit mehr Krieger als Feldherr.

Drei lange Monate hindurch vertheidigte er sich nun gegen die durch die Donauflotille verstärkte Uebermacht der Griechen; als endlich der Hunger und die Verluste der zahlreichen Ausfälle sein Heer aufs äußerste reducirt hatten, beschloß er noch einmal Alles an einen letzten verzweifelten Kampf zu setzen. Die russische Ueberlieferung hat uns die Rede erhalten, mit welcher er sein Heer anfeuerte, und sie trägt den Stempel der Echtheit: „Schon können wir — rief er den Seinen zu — uns nirgend mehr hinwenden, freiwillig oder gezwungen müssen wir dem Feinde Stand halten, so laßt uns denn Rußland nicht schänden, sondern mit unseren Gebeinen uns hier hinlegen, denn die Todten schämen sich nicht. Wenn wir aber fliehen, werden wir Schande haben. Wir wollen nicht fliehen, sondern kräftig stehen, ich gehe euch voran. Wenn mein Kopf gefallen ist, dann denkt an euch.“ [1]) — Da antworteten seine Krieger: „wo dein Haupt liegen wird, da sollen auch die unsrigen liegen.“ So kam es zum letzten Entscheidungskampfe, den uns die Griechen bis in das Detail hinein wieder erzählen. Auch bei ihnen erregte der Heldenmuth Swjätoslaws Bewunderung. Lange schwankte die Entscheidung. Swjätoslaw selbst war vom griechischen Athleten Anemaches verwundet und vom Pferde gerissen worden, aber seine Krieger hatten ihn wieder befreit. Erst ein Gewitter, dessen Ungestüm vom Winde den Russen entgegengetrieben wurde, zwang sie zur Umkehr. Es schien ihnen, daß der Zorn des Donnergottes sich gegen sie wende. Mit dem Rückzuge aber vollendete sich das Unheil. Sie fielen in einen Hinterhalt und nur der geringen Minderzahl gelang es, in den Mauern Drsters Rettung zu finden. Swjätoslaw war gerettet, aber 15,000 seiner Mannen lagen todt auf dem Schlachtfelde. Es war keine Aussicht mehr für ihn, aus der ehernen Umarmung der Griechen zu entkommen. Da entschloß er sich, um Frieden zu bitten, und Tzimiskes ehrte die Tapferkeit des Feindes mit freiem Abzug, Bewilligung von Lebens-

1) Auch Leo Diaconus giebt uns die Rede Swjätoslaws wieder. Der Sinn ist derselbe, der Wortlaut ein anderer. Er läßt ihn schließen: *οὐδὲ γὰρ ἔθιμον ἡμῖν φεύγουσιν ἐς τὴν πατρίδα φοιτᾷν, ἀλλὰ ἢ νικῶντας ζῆν, ἢ εὐκλεῶς τελευτᾷν, ἔργα ἐπιδεδειγμένοις γενναίων ἀνδρῶν.* l. l. p. 93.

mitteln, Erneuerung der alten Handelsverträge und dem Versprechen, die Petschenegen zu veranlassen, Swjätoslaw auf seinem Heimwege nicht zu beunruhigen. Glaubten doch die Griechen selbst, ihren endlichen Sieg in dem schweren Ringen einem Wunder, der Hilfe des heil. Theodorus Stratelatos, zuschreiben zu müssen. Immer noch 22,000 Mann stark, wie die Griechen bei Vertheilung der versprochenen Lebensmittel feststellten, trat Swjätoslaw den Rückzug an. Wohl schweren Herzens. Das ersehnte Reich an der Donau war in nichts zergangen und daheim war das Reich unter seine Söhne getheilt. Doch er sollte Kiew nicht wiedersehen. Schon an den Mündungen des Dniepr ward ihm die Nachricht entgegengetragen, daß weiter oben an den Stromschnellen die Petschenegen seiner harrten. Offenbar war diese strategisch so bedeutsame Linie während Swjätoslaws Abwesenheit in die Hände der Feinde gerathen. — Er durfte mit seiner todtmüden Schaar den Versuch, sich durch ihre Mitte hindurchzuschlagen, nicht machen. Vielleicht kam auch Hilfe aus Kiew. So entschloß er sich in Bjelobereseh zu warten. Aber der Winter ging hin, Hunger lichtete die Reihen der Seinen, sie schlachteten ihre Pferde und verkauften den Kopf zu einer halben Griwne, die ersehnte Hilfe kam aber nicht. Da rieth Sweinaldr die Boote im Stich zu lassen und die Stellung der Petschenegen zu umgehen. Swjätoslaw aber konnte sich dazu nicht entschließen, er fuhr, als es Frühling geworden war, den Dniepr hinauf, wurde aber von dem Petschenegenfürsten Kurjä erschlagen, nur der greise Sweinaldr, den Swjätoslaw zu Lande vorausgeschickt hatte, entkam. Das geschah 973 Ende Februar oder März. Swjätoslaws Hirnschale aber legten die Petschenegen mit Gold aus und benutzten sie bei ihren Trinkgelagen als Becher.[1]) — So ist sein Leben wie auch sein Ende das eines Abenteurers. Er war kein Länderfürst, sondern einer jener nordischen Wikinger, wie sie vor Jahrhunderten schon in die Ferne gezogen sind. Ein Held, aber kein Feldherr und doch eine greifbare sympathische Gestalt. Die russische Ueberlieferung schildert ihn folgendermaßen: „Als er mannbar war, fing er an viele und tapfere Heere zu versammeln, denn er selbst war tapfer. Leicht wie ein Panther zog er umher und führte viele Kriege. Im Felde führte er keine Wagen mit sich, noch einen Kessel, noch kochte er Fleisch, sondern er aß in dünne Stücke zerschnittenes Pferdefleisch oder Wildbret oder Rindfleisch auf Kohlen gebraten. Er hatte auch kein Zelt, sondern breitete eine Pferdedecke aus und legte den Sattel zum Haupte." Und so waren seine Krieger alle beschaffen. Auch die Griechen haben uns eine Beschreibung des Helden hinterlassen. Nach dem Abschluß des letzten Friedens hatte nämlich eine Zusammenkunft zwischen Tzimiskes und Swjätoslaw auf dem rechten Ufer der Donau stattgefunden. Da hatten die Griechen alle Muße, ihn zu betrachten. Er war mittleren Wuchses, blauäugig mit buschigen Brauen. Die Nase war gedrückt, der Mund

1) Die Chronologie des Todes Swjätoslaws war strittig. Durch Kunik und Wassiliewski ist das Jahr 973 außer Zweifel gesetzt. Vergl. „Ueber das Todesjahr des Swjätoslaw Igorewitsch (russisch). Petersb. 1876.

von mächtigem Schnurrbart beschattet, der Kinnbart dünn, der Kopf bis auf eine nach zwei Seiten herabhängende Locke geschoren. Ein stämmiger Hals saß auf einem Oberkörper, die übrigen Gliedmaßen waren wohl proportionirt. Der Gesammteindruck war finster und wild. An dem einen Ohr hing ein Ring, der einen Rubin zwischen zwei Perlen trug. Sein weißes Obergewand stach nur durch Sauberkeit von dem seiner Krieger ab.

In Rußland scheint der Tod des Fürsten kaum beachtet worden zu sein. Er und seine Mannen waren dem Reiche entfremdet, der Zusammenhang so lange unterbrochen gewesen, daß man nicht einmal zum Bewußtsein eines Verlustes kam. Waren doch die drei Söhne seit Jahren schon in unbestrittener Herrschaft. Jaropolk in Kiew, Oleg im Lande der Drewljänen, Wladimir im Norden bei den Ilmenslaven und deren finnischen Nachbarn. Alle drei Fürsten waren noch minderjährig. Jaropolk konnte höchstens fünfzehn Jahre alt sein, war jedoch wahrscheinlich jünger. Sweneld zog zu ihm und scheint neben dem oben erwähnten Wojewoden Blud bald zu Einfluß gelangt zu sein.[1] Wir finden seinen Sohn Ljut in der Umgebung des jungen Fürsten und sehen ihn, nachdem Ljut im Jahre 974 auf der Jagd von den Mannen Olegs erschlagen war, den Jaropolk zum Kampf gegen den Bruder aufstacheln.[2] Erst drei Jahre darauf, 977, kam es jedoch zum Bruch; Oleg wurde geschlagen und ertrank, als er Owrutsch, seine Residenz, zu erreichen suchte.[3] Man hatte ihn im Gedränge der Flucht von der Brücke gestoßen. Nun wurde das Gebiet der Drewljänen mit Kiew vereinigt, ohne daß von weiterem Widerstande die Rede war. Der durch den Ehrgeiz des Bruders erschreckte Wladimir aber ergriff die Flucht, so daß Jaropolk nunmehr Alleinherrscher in Rußland war. Ueber zwei Jahre lang hatte das Reich Frieden. Inzwischen war aber Wladimir herangewachsen. Jenseit des Meeres, bei den Warägern, hatte er eine Zufluchtsstätte gefunden und im dritten Jahre, 977, kehrte er, von zahlreichen warägischen Söldnern begleitet, nach Rußland zurück. Nowgorod nahm ihn sogleich auf; der von Jaropolk eingesetzte Statthalter mußte weichen und Wladimir, dem sein Oheim Dobrinjä noch immer zur Seite stand, konnte unter den Nowgorodern, Tschuden und Kriwitschen ein großes Heer ausheben, als er sich entschlossen zeigte, erobernd gegen den Bruder vorzugehen. Vorher aber suchte er sich der Allianz des Fürsten von Polozk Rogwolod zu versichern. Rogwolod, oder wie die skandinavische Form des Namens lautet, Ragnvaldr, war ein selbständiger, dem Hause Ruriks nicht

1) Ob der Name Blud nordisch oder slavisch ist, steht nicht fest. Im ersteren Falle mußte er Ljótr oder Ljútr lauten, im Letzteren würde er „der Grausame" bedeuten.

2) Daß nicht Oleg selbst, wie die Chronik erzählt, den Ljut erschlug, ergiebt sich schon aus der Thatsache, daß Oleg im Jahre 974 höchstens vierzehn Jahre zählte, während Ljut viel älter sein mußte.

3) Der Chronist nennt den Ort Wrutschai, es ist das heutige Owrutsch an einem Nebenflüßchen der Uscha, die von rechts in den Pripet fällt.



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlg. in Berlin.

verwandter normännischer Fürst, dessen Herrschaft, wir wissen nicht wann und wie, an der mittleren Düna unter dem slavischen Stamme der Polotschanen begründet wurde.[1]) — Auch der ältere Bruder hatte hier angeknüpft und sich bereits mit Rogneda, skandinavisch Ragnheidr, der Tochter Rogwolods, verlobt. Als nun Wladimir mit seiner Werbung abgewiesen wurde — die stolze Fürstin machte ihm seine Abstammung zum Vorwurf: „ich will den Sohn einer Magd nicht entschuhen," ließ sie ihm sagen, „ich will den Jaropolk" — da zog er mit gesammter Macht gegen Polozk, erschlug den Fürsten nebst dessen beiden Söhnen und nahm die Rogneda zum Weibe. Ohne Verzug ging es darauf weiter gegen Jaropolk, der sich nicht stark genug fühlte, dem Bruder die Spitze zu bieten und, dem Rathe seines Wojewoden Blud folgend, ihn hinter den Mauern Kiews erwartete. Blud aber wurde durch das Versprechen eine leitende Stellung am Hofe Wladimirs zu erhalten, bestimmt an Jaropolk Verrath zu üben. Erst bewog er den ihm blind vertrauenden Fürsten Kiew zu verlassen und sich in Rodna einzuschließen, und als darauf Wladimir, ohne Widerstand zu finden, in Kiew einzog und Rodna umlagerte, veranlaßte er ihn, auf Gnade oder Ungnade sich dem Bruder zu ergeben. Trotz der Warnung eines Getreuen, der den Verrath durchschaute, begab sich Jaropolk zu Wladimir und ward von zwei Warägern, die an der Thür des Gemaches aufgestellt waren, erschlagen.

So wurde Wladimir Alleinherrscher.

Siebentes Kapitel.

Wladimir der Heilige.

Wir haben Grund anzunehmen, daß bei dem Ringen zwischen Jaropolk und Wladimir ersterer wegen seiner Hinneigung zum Christenthum nur laue Unterstützung bei seinen Mannen fand. Selbst unentschiedenen Charakters, vermochte er nicht die in Kiew unzweifelhaft vorhandene christliche Partei um sich zu schaaren, er ging an der Halbheit seiner Maßregeln, an dem Mangel an Selbstvertrauen zu Grunde. Wir sehen ihn eigentlich nie selbst handelnd auftreten; erst ist es Sweinaldr, der ihn zum Kampf gegen Oleg veranlaßt, dann geht all' sein Handeln auf Blud zurück. Ganz anders Wladimir. Auch er stand unter der Leitung eines älteren Mannes, aber Dobrinjä hatte den

1) Mir scheint es nicht unwahrscheinlich, daß diese Herrschaft neueren Datums war. Zu Ruriks Zeiten bestand sie jedenfalls nicht. Auch das ist auffallend, daß von einer Einnahme der Stadt Polozk durch Oleg nirgends die Rede ist. Oleg ging auf seinem Zuge von Nowgorod nach Kiew so systematisch vor, daß er ein selbständiges Normannenreich gewiß nicht in seinem Rücken geduldet hätte. So liegt die Vermuthung nahe, daß erst in den Tagen Swjätoslaws, da Rußland sich selbst überlassen war, jene Herrschaft entstand.

jungen Fürsten zur Selbständigkeit erzogen und namentlich mochte der fast dreijährige Aufenthalt in Skandinavien zur Ausbildung seines Charakters beigetragen haben. Vor Allem war er entschiedener Anhänger der alten Götter. Da er nun nach Niederwerfung des Bruders die ganze Macht des russischen Staates in seiner Hand vereinigte, dachte er den alten Göttern, die ihm zum Siege verholfen hatten, seinerseits mit glänzender Erneuerung ihrer Heiligthümer und eifriger Verehrung zu danken. So begann er denn in Kiew, das er zu seiner Residenz machte, Standbilder der Götter zu errichten. In der Nähe des Thurmhauses, welches der Fürst selber bewohnte, standen auf einem Hügel die Götterbilder: Ein Perun aus Holz mit silbernem Haupt und goldenem Schnauzbart, Chors, Daschbog, Stribog, Simargla, Mokosch, außer Perun lauter Göttergestalten, die uns fast nur dem Namen nach bekannt sind. Man ist versucht, anzunehmen, daß die russischen Slaven überhaupt erst durch ihre normännischen Fürsten zu bildlichen Darstellungen ihrer Götter gelangten — wenigstens weist keine Nachricht darauf hin, daß sie schon früher Götterbilder gehabt hätten — der Modus des Götterdienstes aber, der jetzt von Wladimir eingeführt wurde, trug einen blutigen, dem slavischen Wesen entschieden fremden Charakter.[1]) — Es ist ein Versuch, dem farblosen Religionssystem seiner Unterthanen eine Richtung zu geben, die es befähigen sollte, dem vordringenden Christenthum gegenüber das Feld zu behaupten. Sehen wir doch überall in Zeiten des Ueberganges ähnliche Erscheinungen. Aber eben an diesen Ausschreitungen erstarkte das Christenthum und die Opfer, welche dem Perun geschlachtet wurden, die Söhne und Töchter, die ihm dargebracht werden mußten, sollten die ersten und letzten sein, die in Rußland den heidnischen Göttern fielen. Schon fanden vereinzelte Fälle des Widerstandes statt, ein christlicher Waräger, auf dessen Sohn das Opferloos gefallen war, wies die Boten Wladimirs, welche ihn holen sollten, mit Hohn zurück, und wenn auch die wüthende Menge nun Vater und Sohn erschlug, der Stachel blieb und der Todesmuth der christlichen Opfer war nicht verloren.

Der Fürst selbst aber blieb zunächst noch ganz in den Banden seiner Götter, und maßlos zumal war er in den Genüssen der Liebe. Neben fünf rechtmäßigen Frauen hielt er sich — ein zweiter Salomo — einen Harem von achthundert Kebsweibern. Dreihundert in Wischegorod, dreihundert in Belgorod und zweihundert im Dorfe Berestow, alle nahe von Kiew gelegen. Und mit Kraft und Verschlagenheit wußte er sich seiner Feinde zu entledigen. Zunächst waren die Waräger ihm unbequem geworden; sie meuterten und verlangten, da sie Kiew nicht hatten plündern dürfen, eine Abfindungssumme von zwei Griwnen von jedem Bürger der Stadt. Aber Wladimir wußte sie hinzuhalten, gewann ihre Führer durch Verleihung von Land und Leuten und nahm darauf selbst eine so bedrohliche Haltung an, daß

1) Vgl. Stassow: „Bemerkungen über die Russen des Ibn Fadlhan" (russisch). Journal des Minist. der Volksaufkl. CCXVI. Abth. 2. p. 287.

die Waräger schließlich froh waren, von ihm nach Griechenland entlassen zu werden. Er schickte ihnen aber eine Botschaft an den Kaiser voraus und ließ ihm sagen: „Die Waräger ziehen zu dir, laß sie nicht in der Stadt bleiben, sonst werden sie Unheil stiften, wie hier. Vertheile sie in verschiedene Gegenden und laß keinen von ihnen hierher zurückkommen." — Er aber erzwang mit raschen Schlägen allseitig seine Anerkennung. Erst wurden im Osten die Wjätitschen gedemüthigt und zur Zahlung der früheren Abgaben gezwungen, dann entriß er noch im selben Jahre 981 den Polen einen Theil der von ihnen während der schwachen Regierung seiner Vorgänger occupirten festen Plätze im Lande der Chorwaten; Peremischl und Tscherwen wurden wieder russisch; freilich bedurfte es später noch einer Reihe von Feldzügen, um den Besitz derselben zu behaupten, so daß der Kampf mit Unterbrechungen bis in die ersten Jahre Boleslaws hinein dauerte. Die Ueberlieferung ist hier jedoch so getrübt, daß es uns nicht möglich ist, die einzelnen Stadien dieses Ringens zu verfolgen. Von vorübergehender Bedeutung war auch ein Feldzug, den Wladimir in das Waldgebiet der littauischen Jatwjägen unternahm, sie wurden, wie die russische Chronik berichtet, unterworfen und ihr Land eingenommen, in Wirklichkeit aber finden wir sie noch im 13. Jahrhundert in voller Unabhängigkeit. Wir haben es daher aller Wahrscheinlichkeit nach nur mit einem Streifzuge zu thun, der für einen Einfall der Jatwjägen in das benachbarte Gebiet der Drjägowitschen Rache nehmen sollte. Nachdem nun drei Jahre die Waffen geruht hatten, wandte sich Wladimir gegen die Radimitschen, den Stamm, der gerade das Herz des damaligen Rußlands, das Gebiet des mittleren Dniepr nördlich von Kiew, einnahm. Es ist auffallend, wie die einzelnen slavischen Stämme, die trotz der hundertzwanzigjährigen Normannenherrschaft noch durchaus nicht willig den Fremden ihren Tribut entrichteten, sich nie zum gemeinsamen Widerstande zu finden wußten. An allen Enden des Reiches flackern während der von uns betrachteten Periode Aufstände auf, aber immer ist es den Warägern möglich, einen nach dem andern zu bewältigen. Auf Nowgorod und Kiew, d. h. auf die Stämme der Slowenen und Poljänen, die dauernd treu sind, gestützt, bleiben sie die Herren der Situation. So hatten auch die Radimitschen die günstige Gelegenheit versäumt, die sich ihnen noch vor wenigen Jahren geboten hatte. Jetzt mußten sie die ganze Schwere der slavisch-warägischen Kriegsmacht allein tragen. Sie erlitten am Pischtschan, einem Nebenflüßchen des Sosch, eine völlige Niederlage, so daß ihr Widerstand für immer gebrochen wurde. Es ist, als ob mit diesem Sieg die Kriegslust in Wladimir neu erwacht sei. Wir sehen ihn schon im nächsten Jahre wieder in Kriegsrüstung. Diesmal galt es den Bolgaren an Wolga und Oka. Er selbst mit seinen Mannen benutzte die Wasserstraße, während türkische Söldner ihn reitend am Ufer begleiteten. Auch hier war das Glück ihm günstig; auf den Rath Dobrinjä's aber, der auch jetzt noch als maßgebender Leiter Wladimirs erscheint, wird Frieden geschlossen. Wir wissen nicht, unter welchen Bedingungen, doch

schwor man beiderseitig, ihn zu halten „bis die Steine schwimmen und der Hopfen im Wasser zu sinken beginnt.“ Trotzdem haben später noch zwei Feldzüge gegen die Bolgaren stattgefunden und erst gegen Ende von Wladimirs Regierung ward ein Handelsvertrag vereinbart, der von längerer Dauer sein sollte.

Alle bisherigen Unternehmungen des Fürsten machen den Eindruck des Planvollen, wohl Durchdachten. Gegen Ende des Jahres 987 hat er die Grenzen seines Reichs gesichert, im Innern die Ruhe hergestellt und unbestritten ist er Herr im Erbe seiner Väter. Wir haben kein Recht, anzunehmen, daß die nun folgende bedeutsamste Handlung Wladimirs, sein Zug gegen Cherson und die damit in Zusammenhang stehende Annahme des Christenthums, die Frucht eines Einfalls oder einer plötzlichen Eingebung gewesen sei. Vielmehr weisen die in der russischen Ueberlieferung erhaltenen Erzählungen dieses Herganges darauf hin, daß uns nur der Abschluß einer Kette von Ereignissen überliefert ist, deren Zusammenhang wir nicht recht übersehen können. Als feststehend dürfte das Folgende betrachtet werden. Wladimir war, wie wir gesehen haben, hauptsächlich mit Hilfe heidnischer Elemente zur Alleinherrschaft in Rußland gelangt. Er selbst war in Nowgorod erwachsen, wo das Heidenthum im Gegensatz zu Kiew noch unerschüttert dastand, und hatte während seines Aufenthalts in Schweden den dort noch lebenskräftigen nordischen Götterdienst genauer kennen gelernt. Daher sein Eifer zu Anfang seiner Regierung. Bald aber änderten sich die Verhältnisse. Die neue Residenz Kiew war von christlichen Elementen durchdrungen, dort bestand eine christliche Kirche, die bereits ihre Märtyrer aufweisen konnte, dort lag das christlich geweihte Grab seiner Großmutter Olga, „welche die weiseste unter allen Menschen war“, dorthin endlich gelangten, bei den stets fortdauernden lebhaften Handelsbeziehungen zum byzantinischen Reiche, die Berichte der heimkehrenden russischen Kaufleute und Krieger von der Pracht des byzantinischen Gottesdienstes, der mächtig abstechen mußte von der doch sehr primitiven Form des Gottesdienstes, wie sie bei den heidnischen Slaven Rußlands üblich war. Ein Zweites kam hinzu. Wladimir hatte sich genöthigt gesehen, die heidnischen Waräger, mit denen er seine Herrschaft begründet hatte, zu entlassen. Eine nicht wohl abzuweisende, in den nordischen Sagas erhaltene Ueberlieferung weiß von Kämpfen zu erzählen, die er gegen Schweden, das von Norden her erobernd vorzudringen suchte, führen mußte. So stockte der Zuzug an denjenigen Elementen, die am entschiedensten das Heidenthum aufrecht erhalten hatten. Wladimir war durch die Verhältnisse genöthigt, seine Hauptstütze unter den Slaven und zwar unter den stark mit christlichen Elementen zersetzten Poljänen Kiews zu suchen. Der Versuch einer Regeneration des Heidenthums war als gescheitert zu betrachten und er selbst konnte sich einer näheren Bekanntschaft mit den Lehren des Christenthums nicht entziehen. Die russische Ueberlieferung hat nun die Vorgeschichte von Wladimirs Uebertritt mit einem Sagenschleier umkleidet und läßt in naiver Weise Vertreter der jüdischen und

mohamedanischen Religion, der römisch-katholischen und der byzantinischen Kirche an ihn herantreten, alle bestrebt, ihn für ihren Glauben zu gewinnen. Am meisten Eindruck habe der Vertreter des Griechenthums durch seine Reden sowie durch eine Darstellung des jüngsten Gerichts auf ihn gemacht. Er habe aber trotzdem den rechten Entschluß nicht finden können, sondern gesagt: „ich will noch ein wenig warten und nach dem Glauben Aller forschen." Darauf, erzählt die älteste Chronik weiter, habe er seine Bojaren und — höchst charakteristisch — die Aeltesten der Städte berufen, ihnen seine Zweifel vorgelegt und auf ihren Rath beschlossen, Boten auszuschicken, die aus eigener Anschauung den Werth der verschiedenen Religionen erkunden sollten. So seien zehn Männer ausgezogen, erst zu den Bolgaren, dann zu den Deutschen, endlich nach Byzanz — zu den jüdischen Chasaren merkwürdiger Weise nicht — dessen prächtiger Gottesdienst auf sie einen bewältigenden Eindruck gemacht habe. Ihre Erzählung habe Wladimir bestimmt, den christlichen Glauben anzunehmen, und nur darüber habe noch Zweifel gewaltet, wo er mit den Seinen die Taufe empfangen solle. Nun sei Wladimir im folgenden Jahre, 988, gegen Cherson gezogen, das dem byzantinischen Kaiser gehörte, habe die Stadt belagert und endlich von einem Verräther den Rath erhalten, der Stadt das Wasser abzusperren, dann werde sie genöthigt sein, sich zu ergeben. Für den Fall des Gelingens aber habe der Fürst das Gelöbniß gethan, sich in Cherson taufen zu lassen. Cherson capitulirte und Wladimir habe nun Boten zu den byzantinischen Kaisern Basilius und Constantin geschickt und um die Hand ihrer Schwester angehalten. Man habe sie ihm bewilligt unter der Bedingung, daß er Christ werde. Als sie aber in Cherson eintraf, sei Wladimir so heftig an den Augen erkrankt, daß er nicht mehr habe sehen können; erst als er auf den Rath seiner Braut, der Prinzessin Anna, sich sogleich habe taufen lassen, sei ihm das Gesicht wiedergekommen. Dann sei er in der Kirche der Mutter Gottes zu Cherson getauft worden, die Stadt aber habe er den Griechen zur Mitgift um der Zarin willen zurückgegeben.

Dieß ist die Ueberlieferung in ihren wesentlichsten Zügen. Das Sagenhafte derselben fällt sogleich in die Augen. Die Gesandtschaften hin und her haben nie stattgefunden, ebenso wird man das Wunder der plötzlichen Genesung Wladimirs dem frommen Glauben späterer Erzähler zuschreiben müssen. — Ausschlaggebend ist hierbei, daß der Metropolit Ilarion, der fast als Zeitgenosse berichtet, von den Gesandtschaften schweigt. Dagegen ist der Zug nach Cherson historisch und ebenso der daran geknüpfte Uebertritt und die Vermählung Wladimirs mit Anna, der Tochter Kaiser Romanus II. Auch das hat viel innere Wahrscheinlichkeit, daß Wladimir den Erfolg seines Zuges gegen Cherson gewissermaßen wie ein Gottesurtheil betrachtete, das ihn für oder wider den neuen Glauben bestimmen sollte. Zu völliger Klarheit ist der äußere Hergang jedoch erst durch die vom Baron Rosen neuerdings entdeckte Chronik des Jachja von Antiochien gelangt. Der Chronist schrieb zur Zeit des Jaroslaw Wladimirowitsch und konnte daher fast als Zeitgenosse

berichten. Danach war der Hergang folgender. Als Wladimir einen Zug nach Cherson unternahm, hatte er einen für ihn sehr günstigen Zeitpunkt gewählt, da gerade damals die byzantinischen Kaiser Basilius und Constantin VIII. durch den Aufstand des Bardas Phokas, der sich in Cappadocien zum Gegenkaiser hatte ausrufen lassen, in die äußerste Bedrängniß gerathen waren. Um Hauptstadt und Thron zu retten, blieb ihnen nichts übrig, als sich an Wladimir um Hilfe zu wenden. Wladimir schickte ein Hilfscorps von 6000 Mann, das, wohl auf griechischen Schiffen nach Constantinopel gesandt, dem Kaiser Basilius zum Siege über die Insurgenten verhalf. Die Schlacht bei Abydos am 13. April 989 beendigte den Aufruhr. Cherson war damals noch nicht gefallen. Die Erwähnung eines schrecklichen Kometen und eines Nordlichtes, die den Fall von Cherson ankündigten, gestatten eine genaue Datirung. Das Nordlicht wurde in Aegypten am 7. April 989 gesehen, der Komet, welcher zwanzig Tage stand, bis zum 27. Juli des Jahres. Vor diesem Tage also als spätesten, und den 7. Juli als frühesten Termin, muß die Stadt gefallen sein. Erst nach der Einnahme von Cherson schickte Wladimir siegestrunken zwei Gesandte nach Constantinopel und verlangte die Hand der Prinzessin Anna. Sie wurde ihm zugesagt, und er gab als Brautgabe Cherson zurück, während die Byzantiner ihm die Regalien und angeblich auch den Titel *βασιλεύς* verliehen, die er sogleich auf seinen Gold- und Silbermünzen anbrachte. Ob die Prinzessin Anna noch im Sommer 989 in Cherson ankam und ob Wladimir noch in diesem Jahre oder 990 die Taufe annahm, ist nicht zu entscheiden. Daß die griechischen Kaiser sich entschlossen, dem Barbaren Anna zur Gemahlin zu geben, ist aber nach dem, was wir durch die Mittheilungen Jachja's erfahren, sehr verständlich.[1]) Die Vermählung

1) Nach einer brieflichen Mittheilung des Akademikers Kunik. Die betreffende Stelle des Jachja lautet in deutscher Uebersetzung:

„Und es empörte sich offen Barda Phoka und ließ sich zum Kaiser ausrufen am Mittwoch, am Tage des heiligen Kreuzes (den 14. Sept. 987)... Und es erschöpften sich seine (des Kaisers Basilios) Schätze und die Noth zwang ihn, zum Zaren der Russen zu schicken — sie sind aber seine Feinde — um sie zu bitten, daß sie ihm in seiner augenblicklichen Lage Hilfe brächten. Und er ging darauf ein, und sie schlossen mit einander ein Verwandschaftsbündniß und der Zar der Russen heirathete seine Schwester. Als aber die Frage wegen der Heirath zwischen ihnen entschieden war, trafen die Truppen der Russen dort ein und vereinigten sich mit dem griechischen Heere... Der Kaiser Basilius aber und sein Bruder Constantin trafen mit ihrem Heere und dem russischen auf Bardas Phokas bei Abydos und besiegten Phokas. Und er wurde getödtet am Sonnabend den 13. Nisan (April)..... Gedruckt in: Kaiser Basilius der Bulgarenkämpfer. Auszug aus der Chronik des Jachja von Antiochia. Herausgegeben vom Baron W. Rosen. Petersb. 1883. p. 22 ff...

Damit fällt die Ansicht Golubinski's, l. l. p. 103 ff. Er nimmt auf Grund der Nachrichten des Mönchs Jacob an, daß Wladimir erst zwei Jahre nach seiner Taufe, die, ähnlich wie die Taufe Olga's, anfänglich geheim gehalten wurde, Cherson genommen habe und kommt so auf das Jahr 987. Der Zug sei unternommen worden, „um Christen ins Land zu führen und Priester, die es unterrichten sollten." Die Chronologie Jacobs ist nicht zuverlässig, wie die auch von Golubinski angeführte Be-

ihrer Schwester Anna mit dem russischen Fürsten bot die Aussicht auf dauernd friedliche Beziehungen zu Rußland und vor Allem das unermeßliche Verdienst, ein ganzes Volk zum Christenthum gebracht zu haben. Gerade damals aber, da man dem Jahre 1000 entgegenging, mußte diese Betrachtung ausschlaggebend wirken. In der That hat Byzanz von nun an Ruhe vor Rußland gehabt und durch die Bekehrung der gefährlichen Nachbarn mehr erreicht, als es je durch seine Heeresmacht hätte erreichen können, die Prinzessin Anna aber, die, wie die Ueberlieferung erzählt, mit Thränen übers Meer ging, konnte an das Opfer, das sie brachte, die Hoffnung auf unvergänglichen Lohn knüpfen. Wladimir hat durch Gründung einer Kirche sein Andenken in Cherson dauernd zu festigen gesucht und ist dann, mit Reliquien wohl versehen, mit seiner Gemahlin und einer ansehnlichen Zahl griechischer Geistlichen heimgekehrt. In Kiew aber schritt er sogleich ans Werk, die alten Götter zu stürzen und dem Christenthum Raum zu schaffen. Der Hergang ist uns von der ältesten Chronik nach der im Volke damals noch lebendigen Ueberlieferung anschaulich wiedergegeben und es lohnt wohl, einen Augenblick dabei zu verweilen. Die Götterbilder wurden theils in Stücke geschlagen, theils verbrannt. Den Perun aber, dessen Verehrung am tiefsten in den Volksglauben übergegangen war, ließ er an den Schweif eines Pferdes binden und von der Höhe, auf der er verehrt wurde, ins Thal hinab an den Dniepr schleifen. Zwölf Männer, mit Stöcken bewaffnet, hieben dabei auf ihn ein und stürzten ihn endlich in die Fluthen des Stromes. An den Ufern aber waren, bis zu den Stromschnellen hin, sichere Leute aufgestellt, welche ihn zurückstießen, wenn die Strömung ihn ans Land trug, und die jammernden Heiden von dem mißhandelten Gott fern hielten. Endlich schwand er ihren Blicken, aber in der Petschenegensteppe warf ihn der Wind ans Gestade, das man noch ein Jahrhundert darauf Perunsufer nannte. Dann ließ Wladimir ausrufen, daß, wer sich von den Städtern, er sei reich oder arm, am nächsten Morgen nicht am Ufer des Dniepr einfinde, ihm als Feind gelten solle. „Als das die Leute gehört, gingen sie mit Freuden, freuten sich und sagten: wenn dies nicht was Gutes wäre, hätten es der Fürst und die Bojaren nicht angenommen. Am andern Morgen nun ging Wladimir mit den Priestern der Zarin und denen von Cherson an den Dniepr hinaus und Leute ohne Zahl kamen zusammen, stiegen ins Wasser und standen, Einer bis an den Hals, der Andere bis an die Brust, Kinder bis an die Brust vom Ufer entfernt. Andere aber hielten die Kinder. Die Erwachsenen wateten herum, die Priester aber standen und lasen Gebete vor, und es anzusehen war eine große Freude. Als nun die Leute getauft waren, gingen sie ein Jeglicher in sein Haus." Dies ist

merkung Jacobs zeigt, daß Wladimir zehn Jahre nach der Ermordung Jaropolks getauft worden sei, wir kämen dann auf das Jahr 988, das in keinem Fall richtig sein kann. Daß aber die Taufe Wladimirs in Zusammenhang mit seinen griechischen Beziehungen stand, zeigt die Thatsache, daß er den christlichen Namen Wassili annahm, der deutlich auf den Kaiser Basilius hinweist.

der anschauliche Bericht der ältesten Chronik. Wir wissen jedoch aus anderen Quellen, daß der Uebergang zum Christenthum nicht ganz ohne Widerspruch stattfand. Die eifrigsten Anhänger der heidnischen Götter entflohen aus Kiew in die Steppe oder in die nächsten Wälder. Denn zunächst war doch nur Kiew und der Fürst mit seinen Mannen übergetreten. Das übrige Rußland war heidnisch und ist es noch lange geblieben. Wenn auch in Kiew die Götterbilder gefallen waren und Kirchen an den Stätten errichtet wurden, wo sie früher gestanden hatten, wenn auch Kinder aus den vornehmsten Familien der Stadt in der neuen Lehre unterrichtet wurden, es blieb noch unendlich viel zu thun, ehe von einem christlichen Rußland die Rede sein konnte. Auch war doch sehr fraglich, ob überall der Befehl und das Beispiel des Fürsten so leicht Gehorsam finden werde. Vor Allem aber kam es auf die Haltung Nowgorods an. Wladimir hat nun keine Zeit verloren. Aus Constantinopel war der Metropolit Michael als geistliches Oberhaupt für Rußland in Kiew eingetroffen. Man beschloß systematisch vorzugehen und zunächst die Orte an der großen Wasserstraße von Kiew nach Nowgorod dem Christenthum zu gewinnen. Auch hier sind wir über den Verlauf der Ereignisse nur schlecht unterrichtet. Der Metropolit Michael ist noch über Nowgorod hinaus bis nach Rostow gekommen, aber schon 991 oder 992 gestorben. Er wurde in seinen Bestrebungen vorzüglich von Dobrinjä unterstützt, wohl mit Waffengewalt, da ein freiwilliger Anschluß des Nordens nicht zu erwarten war. Uebrigens scheint jene erste Bekehrung Nowgorods doch nur eine nominelle gewesen zu sein. Denn als Michaels Nachfolger Leontias (992 bis nach 1004) einen Griechen aus Cherson, den Joakim, zum ersten Bischof Nowgorods ernannte, kam es zu blutigem Aufstande. Das Haus Dobrinjä's wurde zerstört, seine Frau erschlagen und nur mit Feuer und Schwert konnte die Ordnung hergestellt werden. Erst jetzt wurden, wie früher, in Kiew die Götterbilder gestürzt und das Volk zwangweise in die Taufe getrieben.[1]) — In den Landschaften westlich vom Dniepr trat Wladimir selbst bekehrend auf, aber auch hier konnte natürlich nur von einer äußerlichen Annahme des Christenthums die Rede sein. Der Osten und Nordwesten aber blieben noch lange heidnisch. Immerhin war der erste entscheidende Schritt geschehen und die vollständige Unterdrückung des Heidenthums konnte nur eine Frage der Zeit sein. Auch in Rußland begannen, wie überall, wo das Christenthum Eingang fand, in seinem Gefolge die Keime höherer Kultur Wurzel zu fassen.

Zunächst drang mit der heiligen Schrift die Kunst des Lesens und Schreibens ins Land, wie sie unter den slavisirten Bolgaren seit den Tagen des Cyrillus und Methodius zu Hause war. Die Ueberlieferung will wissen, daß die ersten

1) Die Nachrichten der Joakimschen Chronik sind, obzwar aus späterer Zeit, doch nicht ganz zu verwerfen, da sie unzweifelhaft die Spuren einer alten echten Ueberlieferung zeigen.

Priester Bolgaren gewesen seien. Jedenfalls mußten sie der slavischen Sprache mächtig sei. Auch sahen wir bereits, wie Wladimir Sorge getragen hatte, Einheimische zu künftigen Lehrern des Volkes auszubilden. Dann verstand er es, der Feier christlicher Festtage einen Charakter zu geben, der dem Volke die verlorenen heidnischen Opferschmäuse ersetzte, und die Volksüberlieferung, wie sie uns außer in den Chroniken noch in Volksliedern erhalten ist, verweilt mit besonderem Behagen bei den Schmausereien, die er nicht nur seinem Gefolge, sondern allem Volke gab. Allwöchentlich schmausen die Gefolgsmannen und die Aeltesten der Stadt Kiew an Tafeln, die Wladimir ihnen an seinem Hofe errichten ließ, selbst dann, wenn er nicht persönlich in Kiew weilte. Ueberhaupt zeigt sich ein ganz besonders enger Zusammenhang zwischen Wladimir und seiner Drushina. Er war selbst nicht Kriegsheld im Sinne seines Vaters. Er zeigt sogar im Gegensatz zu der blutigen Härte, mit welcher wir ihn zu Anfang seiner Regierung auftreten sehen, später eine gewisse Milde, man möchte beinahe sagen, eine sentimentale Auffassung seines Herrscherberufes. Er scheute davor zurück, die Todesstrafe zu verhängen und mußte, als das Räuberunwesen in seinem Reiche in bedenklicher Weise überhand nahm, von den Bischöfen auf seine Herrscherpflichten aufmerksam gemacht werden. Auf ihr Andringen entschloß er sich, die Todesstrafe, die er durch Zahlung eines Wehrgeldes ersetzt hatte, wieder einzuführen. Auch sonst beginnt die Geistlichkeit auf die Leitung der äußeren und inneren Politik Einfluß zu gewinnen. Das Gefolge, die Geistlichkeit und in dritter Reihe die Stadtältesten theilen sich im Einfluß auf den Fürsten. Nach außen hin suchte man den Frieden aufrecht zu erhalten. Mit Polen glückte es ihm darin, wie wir in anderem Zusammenhang sehen werden, nur zeitweilig; dagegen walteten freundliche Verhältnisse zwischen ihm und den Böhmen und Ungarn, sowie mit dem deutschen Reiche ob. Auch mit Rom fanden dunkle, in ihrem Zusammenhang nicht aufgeklärte Beziehungen statt, jedenfalls thut man Unrecht, einen Gegensatz zum abendländischen Christenthum bei Wladimir vorauszusetzen. Die russischen Quellen wenden dem Abendlande nur geringe Aufmerksamkeit zu. Ihr Hauptinteresse nahmen die Kämpfe mit den wilden Nachbarn im Süden, den Petschenegen, in Anspruch. Im Jahre 992 finden wir die Heerhaufen Wladimirs und der Petschenegen einander in der Nähe von Perejaslawl gegenüberstehen. Ein Zweikampf soll die Entscheidung geben. Aber dem riesigen Kämpfer der Petschenegen wagt anfänglich kein Russe entgegenzutreten. Endlich erbietet sich ein Greis, seinen jüngsten Sohn, der zu Hause zurückgeblieben war und den bisher keiner habe bezwingen können, als Kämpfer zu stellen. Der Jüngling kommt, und nachdem er zunächst vor Wladimir an einem wüthenden Stier eine Kraftprobe abgelegt, beginnt im Angesicht beider Heere der Zweikampf. Die Gegner stürzen auf einander zu und umfassen sich in wüthendem Ringkampfe. Lange fällt keine Entscheidung, bis es dem Russen gelingt, in seinen starken Händen den Gegner zu erwürgen. Die Petschenegen ergreifen die Flucht und Wladimir gründet an der Stätte des

Kampfes Perejaslawl [1]) zu ewiger Erinnerung, daß hier der Ruhm von den Petschenegen zu den Russen übergegangen sei. Diese Erzählung trägt unzweifelhaft einen sagenhaften Charakter. Perejaslawl entstand bereits zu Olegs Zeiten. Der Hergang des Kampfes erinnert an David und Goliath. Immerhin ist die Erzählung charakteristisch. Drei Jahre lang ist nun Friede, dann folgen 995 und 997 zwei neue schreckliche Einfälle der Petschenegen, deren Wladimir sich nur unter großen Verlusten mit der äußersten Anstrengung erwehren konnte. Es war nothwendig, hier dauernde Abhilfe durch Befestigungslinien zu schaffen. So wurden städtische Ansiedlungen an den Flüssen Desna, Osta, Trubesch, Sula und Stugna angelegt, mit kriegstüchtigen Männern aus dem Norden, Nowgorodern, Kriwitschen, Tschuden und Wjätitschen besiedelt. Die Befestigungslinie am linken Ufer des Dniepr war demnach eine vierfache, während am rechten Ufer nur die Stugna befestigt wurde. Wir sehen daraus, daß die Gefahr nicht von Osten her kam und man sich bis in das Tschernigowsche hinein nicht sicher fühlen durfte. Es war eine Ueberführung der nordischen Elemente in den Süden, wie sie mehr oder minder freiwillig noch später sich wiederholt. Die wichtigsten dieser Gründungen waren Wassiljew (vielleicht das heutige Wasilkow) an der Stugna, das seinen Namen von dem christlichen Namen Wladimirs Wassili erhielt, und Bjelgorod am Dniepr. Wir besitzen in einem Brief des Erzbischofs Brun von Querfurt ein höchst interessantes Zeugniß von den russisch-petschenegischen Wechselbeziehungen. Erzbischof Brun stattet im Winter des Jahres 1008 dem Kaiser Heinrich II. Bericht über seine Missionsthätigkeit ab und erzählt dabei von seinem Besuch bei Wladimir und seinem Aufenthalt bei den Petschenegen folgendes:[2]) Nachdem ich ein volles Jahr vergeblich bei den Ungarn geweilt, begab ich mich zu den grausamsten aller Heiden, den Petschenegen. Der Fürst (senior) der Russen, Herr eines weiten Landes und großer Reichthümer, hielt mich einen Monat zurück, suchte meiner Absicht entgegenzuwirken und sorgte um mich, als sei ich einer, der sich freiwillig ins Verderben stürzen wolle. Ich solle nicht zu dem unsinnigen Volke reisen, bei welchem ich keinen Gewinn der Seelen, sondern nur den Tod und zwar in schmählichster Weise finden würde. Da er aber nichts über mich vermochte und ein mich Unwürdigen betreffendes Gesicht ihn schreckte, geleitete er mich mit seinem Heere zwei Tage lang bis an die äußerste Grenze seines Reiches, welche er wegen des unstäten Feindes mit einem äußerst festen und langen Pfahlwerk rings umschlossen hatte. Er saß ab, ich und meine Genossen gingen voran, während er mit den Vornehmsten seines Heeres nachfolgte. So schritten wir durch die Pforte. Er nahm auf einem Hügel, wir auf einem anderen Stand. Ich selbst trug das Kreuz, das

1) d. h. der Ruhm ist übergegangen scil. von den Petschenegen zu den Russen.

2) Vergl. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit II, p. 667—670. Der von ihm publicirte Text beruht auf einer Collationirung Jaffés, der das in Kassel liegende Original benutzte. Die von den russischen Historikern benutzte Ausgabe Hilferdings ist unzuverlässig.

ich mit den Armen umschlang und sang den bekannten Spruch: Petrus, wenn du mich lieb hast, weide meine Schafe! Nachdem der Wechselgesang beendigt war, schickte der Fürst einen seiner Großen zu uns mit folgendem Auftrage: „Ich habe dich zur Stelle geleitet, bei welcher mein Land aufhört und das der Feinde beginnt. So bitte ich dich um Gottes Willen, büße nicht mir zur Schmach dein junges Leben ein. Ich weiß, daß du morgen vor der dritten Stunde ohne Gewinn und ohne Ursache den bitteren Tod wirst schmecken müssen." Ich ließ ihm zurücksagen: „möge dir Gott das Paradies eröffnen, wie du uns den Weg zu den Heiden erschlossen hast." So brachen wir denn auf und gingen zwei Tage, ohne daß uns Jemand ein Leid anthat, am dritten Tage — es war ein Freitag — wurden wir drei Mal, am Morgen, zu Mittag und um die neunte Stunde, mit gebeugtem Nacken zur Hinrichtung gebracht und sind doch jedesmal unversehrt aus der Schaar der Feinde hervorgegangen. Am Sonntag gelangten wir zu einem größeren Stamme, und es wurde uns eine Gnadenfrist gegeben, bis durch Eilboten der ganze Stamm zur Berathung berufen sei. Um die neunte Stunde des nächsten Sonntags rief man uns zur Versammlung, und man geißelte uns und die Pferde. Da stürzte uns eine unzählige Menge mit blutunterlaufenen Augen entgegen, und sie erhoben ein schreckliches Geschrei. Mit tausend Aexten und tausend Schwertern, die über unserem Nacken gezückt wurden, drohten sie uns in Stücke zu hauen. Bis in die Nacht hinein wurden wir so gequält, bald hierhin bald dorthin geschleppt, endlich entrissen die Aeltesten uns gewaltsam ihren Händen. Sie hörten uns an und erkannten in ihrer Weisheit, daß wir in guter Absicht zu ihnen gekommen waren. So verweilten wir denn nach dem wunderbaren Willen Gottes und des heiligen Petrus fünf Monate bei diesem Volke, zogen durch drei seiner Gebiete, das vierte erreichten wir nicht, aber Boten der Edelsten desselben kamen zu uns. Nachdem gegen dreißig Seelen dem Christenthum gewonnen waren, schlossen wir auf die Hand des Herrn einen Frieden, wie ihn, ihrer Meinung nach, außer uns keiner hätte abschließen können. Dieser Frieden, sagten sie, ist durch dich geschlossen. Ist er, wie du versprichst, von Dauer, so wollen wir alle gern Christen werden, wenn aber der Fürst der Russen in der Treue nicht feststeht, dann müssen wir nur an den Krieg, nicht an das Christenthum denken. Zu diesem Zweck ging ich wieder zum Fürsten der Russen, der um Gottes Willen Genüge that und seinen Sohn zur Geisel gab. Wir aber weihten einen der Unsrigen zum Bischof, und den setzte er zugleich mit seinem Sohne in die Mitte des Landes. So herrscht nun zu größerem Ruhm und Lobe Gottes des Heilands christliches Gebot beim schlimmsten und grausamsten Volke, das von allen Heiden auf Erden lebt."

Leider brechen damit die Rußland betreffenden Nachrichten Bruns ab. Er ging nach Preußen und erlitt dort 1009 den Märtyrertod. Sein Bericht ist aber für uns von um so größerer Wichtigkeit, als es der einzige wirklich zeitgenössische Bericht ist, den wir über Wladimir besitzen. Im Allgemeinen tritt auch hier jene Weichheit des Charakters zu Tage, von dem die russische

Ueberlieferung spricht, ebenso sehen wir ihn auch hier im Kreise seiner Druschina. Sehr merkwürdig sind die Notizen über die Landesbefestigung.[1] Sie muß an der Wasserscheide zwischen Stugna und Krasnaja einer- und dem Ros andrerseits gelegen haben.[2] Die Spuren dieses Walles lassen sich noch heute verfolgen. Es ist eine im Volksmunde Schlangenwall genannte Befestigungslinie, die von Tripole am Zusammenfluß von Krasnaja und Stugna am rechten Ufer des Dniepr beinahe achtzehn deutsche Meilen weit nach Westen bis zum Dorf Bielki reicht.[3] Die beiden Hügel, welche am Ausgang der Pforte einander gegenüberliegen, sind offenbar Grenzzeichen, die einerseits von Wladimir, andrerseits von den Petschenegen errichtet waren. Auch das ist höchst auffallend, daß Wladimir einen seiner Söhne den Petschenegen als Geisel stellte. Die russische Ueberlieferung weiß davon ebensowenig, wie von der vorübergehenden Bekehrung der Petschenegen, daß aber Bruns Wirksamkeit nicht ganz vergeblich gewesen ist, erhellt schon aus der einen Thatsache, daß nunmehr bis zum Jahre 1015 Frieden zwischen den Nachbarvölkern waltete. Kurz vor seinem Tode hatte Wladimir noch den Kummer, daß sein Sohn Jaroslaw, der in Nowgorod saß, ihm die übliche Jahresabgabe verweigerte. Während der Vorbereitungen, die er traf, um den Widerspenstigen zu züchtigen, erkrankte er jedoch und am 15. Juli 1015 ist er im Alter von 55 oder 56 Jahren gestorben. Wann er heilig gesprochen wurde, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Er wird 1254 zum ersten Mal als Heiliger erwähnt und wir wissen, daß 1263 sein Todestag gefeiert wurde. Man beerdigte ihn in der von ihm erbauten Zehntenkirche, und sein Marmorgrab wurde neben dem seiner vor ihm gestorbenen christlichen Gemahlin aufgestellt. Bei der Zerstörung Kiews durch die Mongolen wurde auch Wladimirs Grab unter den Trümmern begraben. Erst 1635 fand der Metropolit Peter bei der Restaurirung der Kirche das Grab wieder auf und nahm die Gebeine heraus. Heute wird der Kopf in der großen Kirche des Höhlenklosters, ein Knochen der Hand in der Sophienkirche zu Kiew, ein Splitter vom Kopf in der Uspenskikirche zu Moskau bewahrt.

Es ist nicht leicht, sich ein klares Bild von der Persönlichkeit des verstorbenen Fürsten zu machen. Man hat ihn wohl einen der blutdürstigsten russischen Herrscher genannt, während er andrerseits als Kirchenheiliger in fast idealem Lichte gezeichnet wird. Dem Volke sind seine letzten guten Jahre im Gedächtniß geblieben, es hat die zügellose Wildheit vergessen, die in den ersten sechzehn Jahren seiner Regierung in oft abschreckender Weise hervortritt. Auch scheint in der That eine merkwürdige innere Wandlung in Folge der Annahme des Christenthums in

1) Sepes, wie es im lateinischen Text heißt, wird jedoch wohl nicht, wie Giesebrecht meint, eine Hecke, sondern ein Holzzaun, der die Grenzcastelle verband, gewesen sein.

2) Vgl. Barsow, Geographie, p. 117.

3) l. l., p. 118, 202—204.



Elf Münzen von Wladimir. Vorder- und Rückseiten.
Die beiden der ersten Reihe von Gold, die übrigen Silber.

Wladimir vorgegangen zu sein. In gewisser Beziehung nicht zum Vortheil. Er büßt an Thatkraft ein, die Unternehmungslust schwindet, und die mehr passiven Eigenthümlichkeiten seiner Geistesanlage treten in den Vordergrund. Trotz alledem ist gerade diese letzte Periode seiner Regierungszeit die bedeutsamere gewesen. Schon die Thatsache seines Uebertritts zum Christenthum war von unschätzbarer Tragweite. Rußland trat in dauernde Verbindung mit der Cultur des Abendlandes durch seine nunmehr nicht unterbrochenen Beziehungen zu Constantinopel, welches noch auf lange hinaus alle höheren geistlichen Würden mit Griechen besetzte. Diese aber hielten den Zusammenhang mit der Christenheit aufrecht und modelten durch den Einfluß ihrer Lehren auf Volk und Fürsten den Staat allmählich in einen christlichen um. Mit dem Christenthum aber kam auch das Bewußtsein der Einheit in jene ostslavische Welt hinein. Die Stammesgegensätze schwinden und auch das Fürstengeschlecht, das bisher noch immer altskandinavische Eigenthümlichkeiten gewahrt hatte, wird national. Jene Verschmelzung der einzelnen Stämme aber wurde wesentlich gefördert durch die Uebersiedlungen, die Wladimir aus dem Norden in den Süden hinein vornahm, durch das immer häufigere Hineinziehen reinslavischer Elemente in die Gefolgschaft des Fürsten, durch das nationale Heldenthum endlich, das sich im Kampfe gegen die Petschenegen zum Schutz des Vaterlandes ausbildete. Hatte man keine Lieder gefunden zur Verherrlichung der Thaten Swjätoslaws und seiner Genossen, so lag es daran, daß das Volk sich kühl, man möchte fast sagen feindselig seinen Unternehmungen gegenüber verhalten hatte. Wladimir aber hatte nur einmal die eigentlich russischen Grenzen überschritten. Endlich, Wladimir ist ein Städtegründer gewesen und ein Freund städtischen Lebens. Er hat auch Münzen prägen lassen und zwar nach byzantinischem Muster. Sie tragen auf dem Avers die Inschrift: Владиміръ на столѣ (Wladimir auf dem Throne), auf dem Revers a се его сребро (und dies sein Silber.[1]) Ein schönes Exemplar befindet sich im Dorpater Museum. Es zeigt auf dem Avers „die gerade aufgerichtete, bis zu den Knieen abgebildete Gestalt des Großfürsten. Er sitzt auf einem Thronsessel, von dem zu beiden Seiten des Fürsten die runden Armlehnen sichtbar sind. Auf dem Haupte befindet sich eine aus sechs großen Perlen gebildete Krone, von der zu beiden Seiten des Kopfes je eine Reihe Perlen sich bis zum Kinn erstreckt. Außerdem ist das Haupt von einer Art Heiligenschein umrahmt, welcher aus eben solchen Perlen besteht und seinen Anfang vom Kinn nimmt. Was das Gesicht betrifft, so ist es durch einen Schnurrbart geziert und zeichnet sich besonders durch ein energisches, hervorstehendes Kinn aus. In der rechten Hand hält der Großfürst einen Stab, die linke ruht auf der Brust.“[2])

---

1) Vgl. Tolstoi, Die ältesten russischen Münzen des Großfürstenthums Kiew. Pet. 1882. fol. (russisch).

2) Vgl. Sitzungsbericht der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat 1882, p. 242.

So hat er für lange seinem Volke die Wege gewiesen. Daß die Entwickelung sich nicht so günstig gestaltete, wie man wohl hätte annehmen dürfen, lag, wenn wir zunächst von der Eigenartigkeit des slavischen Volkscharakters absehen, an den steten Kämpfen der folgenden Herrscher um die Oberherrlichkeit und an der Entstehung der Theilfürstenthümer.

Auch hier weisen die Anfänge auf Wladimir.

Achtes Kapitel.

Wladimirs nächste Nachfolger.

Wladimir hat neben seinen zahlreichen Kebsweibern sechs oder sieben rechtmäßige Frauen gehabt. Drei, vielleicht vier von ihnen waren skandinavischer Herkunft: Olawa, die unglückliche Rogneda, Adelja und Malfrida. Außerdem wird eine Griechin und eine Tschechin (vielleicht auch zwei) genannt. Sie alle mußten der griechischen Kaisertochter weichen. Von Rogneda wissen wir, daß Wladimir ihr nach seiner Vermählung mit Anna einen seiner Großen zum Gatten geben wollte, sie aber ins Kloster ging und als Nonne den Namen Anastasia annahm. Das Schicksal der übrigen Frauen Wladimirs ist unbekannt.

Aus all diesen Ehen waren jedoch Söhne entsprossen und auch Anna gebar dem Wladimir zwei Söhne, Boris und Gleb, von denen, falls die früheren Ehen als nichtig angesehen wurden, der ältere, der bei Wladimirs Tode schon sechsundzwanzig Jahre alt sein konnte, der allein berechtigte Thronerbe sein mußte. Wirklich hat auch Wladimir die Söhne seiner christlichen Gemahlin besonders bevorzugt, zu einer völligen Verstoßung der anderen aber konnte er sich nicht entschließen. Wohl aber wissen wir, daß er mit den beiden Aeltesten auf höchst gespanntem Fuße lebte. Swjätopolk, den Sohn einer Griechin und Schwiegersohn Boleslaws von Polen, hatte er wegen verdächtiger Verbindungen mit Polen zeitweilig gefangen gehalten und bei Besetzung der nowgoroder Statthalterschaft übergangen, Jaroslaw, den Sohn der Rogneda, sahen wir in offener Empörung dem Vater entgegenstehen, Mstislaw, Sohn der Adelja, saß im fernen Osten in Tmutarakan; von den übrigen sieben Söhnen heidnischer Frauen waren zwei nachweislich gestorben, die anderen unbedeutend. Nun hatte Wladimir, als er in Berestow nach längerem Krankenlager starb, trotzdem keine Bestimmungen über die Thronfolge getroffen. Wie die Stimmung in der Umgebung des Fürsten war, sehen wir aus dem Umstande, daß man den Tod Wladimirs geheim hielt, um Swjätopolk, der gerade in Kiew war, keine Gelegenheit zu bieten, sich durch einen raschen Handstreich der Herrschaft zu bemächtigen. Zum Unglück war jedoch Boris, der allgemein zum Fürsten gewünscht wurde, auf einem Feldzug gegen die Petschenegen begriffen, so daß Swjätopolk sich zum Herrn

in Kiew machen konnte, ehe er heimkehrte. Nun trug zwar die Druſhina Wladimirs, die bei Boris war, dieſem die Herrſchaft an; er wollte jedoch den Bruder nicht bekämpfen, erkannte deſſen Altersvorrecht an und entließ ſein Heer. Swjätopolk aber bot ihm dafür ſchlechten Dank, er ließ ihn ermorden und wußte bald darauf auch den zweiten Sohn Anna's durch Liſt aus ſeinem entlegenen Sitze in Murom fortzulocken und umzubringen. Beide Brüder werden in der ruſſiſchen Kirche als heilige Märtyrer verehrt. Auf die Schreckenskunde dieſer Mordthaten ergriff ein dritter Bruder, Swjätoſlaw, der im Lande der Drewljänen, Kiew zunächſt, ſeinen Sitz hatte, die Flucht, aber auch ihn ereilten die Mordknechte Swjätopolks und erſchlugen ihn in den Karpathen. Swjätopolk aber, erzählt die Hiſtorie von Boris und Gleb, dachte in ſeinem Sinn, nun will ich alle Brüder tödten und allein über Rußland herrſchen. [1])

Hatten doch in jüngſter Vergangenheit die ſlaviſchen Nachbarfürſten durch ganz ähnliche Mittel ihre Machtſtellung begründet: Boleſlaw der Tapfere in Polen und Boleſlaw der Rothe in Böhmen. Weshalb ſollte Swjätopolk nicht ihrem Beiſpiel folgen? In ſeinem Gewiſſen mochte er ſich damit beruhigen, daß er unter all' ſeinen Brüdern keinen einzigen leiblichen Bruder hatte. Es lag nicht an ihm, daß ſein Plan nicht zur Ausführung kam. So ſchnell ſeine Schläge gegen die Brüder auch gefallen waren, das Gerücht trug ſie über Land und brachte den noch übrig gebliebenen rechtzeitige Warnung. Jaroſlaw erhielt Botſchaft durch ſeine Schweſter Preſlawa und machte ſich ſogleich nach Süden auf, nachdem er vorher einen blutigen Streit geſchlichtet hatte, der zwiſchen ſeinen warägiſchen Söldnern und den Nowgorodern ausgebrochen war. Mit einem Heere von 40,000 Mann Nowgorodern und 1000 bis 6000 Mann geworbener Waräger zog er die Waſſerſtraße entlang auf Kähnen gegen Kiew. In der Nähe von Ljubetſch, nördlich von Tſchernigow ſtießen die Brüder auf einander. Auch Swjätopolk war wohlgerüſtet. Die Streitkräfte des Südens und des Nordens ſtanden hier einander gegenüber. Nowgoroder den Kiewern und Waräger den Petſchenegen. Der Dniepr ſchied die feindlichen Lager und vier Tage lang wagte kein Theil den Angriff. [2]) Endlich benutzte Jaroſlaw eine Nacht, in welcher das ganze Heer Swjätopolks ſich einem Gelage hingegeben hatte, zum Uebergang auf das linke Ufer des Stromes. Trotz der Ueberraſchung des Feindes kam es noch zu heftigem Ringen. Das weſentliche Moment für die ſchließliche Entſcheidung zu Gunſten Jaroſlaws lag darin, daß Swjätopolk ſeine, durch einen See von ihm getrennte petſchenegiſche Reiterei nicht zur Verwendung bringen konnte, und ſelbſt mit ſeinen Schaaren auf einen zweiten See zurückgeworfen wurde, deſſen Eis unter der Laſt der Fliehenden zuſammenbrach. Nur mit Mühe entkam Swjätopolk nach Polen, Jaroſlaw

1) Chronik nach der Hypatiushandſchrift. Ausgabe der archeographiſchen Commiſſion, p. 98.

2) Wir folgen hier der gut unterrichteten Eymundar Saga. Die ruſſiſchen Chroniken laſſen die Heere einander drei Monate gegenüberliegen.



Eine Seite aus einer die Geschichte von Boris und Gleb behandelnden mit Miniaturen gezierten Handschrift.

Die Miniaturen stellen laut Inschriften dar: „Wladimir entsendet den Boris gegen die Petschenegen" und „Swjätopolk an der Leiche seines Vaters": er hebt mit seiner Frau die in einem Schlitten liegende Leiche empor.

aber konnte, ohne weiteren Widerstand zu finden, in Kiew seinen Einzug halten. Reich belohnt wurden die Heerschaaren der Nowgoroder in ihre Heimath entlassen.

Sehr fraglich war aber doch, ob Jaroslaw seine Herrschaft zu behaupten im Stande sein werde. Zwar hören wir nichts von Anhängern, die der Brudermörder Swjätopolk in Rußland zurückgelassen hätte, gefährlich aber waren seine Verbindungen mit Polen. Boleslaw der Kühne nahm damals eine gewaltige politische Stellung ein. Im Todesjahre Wladimirs 1015 war es ihm gelungen, Kaiser Heinrich II. zum Rückzug über die Elbe zu nöthigen und seine Nachhut in den Sümpfen des Bober zu vernichten. Mit Swjätopolk hatte er von jeher auf vertrautem Fuße gestanden, und eine Rückführung desselben nach Kiew mußte ganz in den Kreis seiner Interessen fallen. Es ist unter diesen Umständen begreiflich, daß Jaroslaw sich ohne Zögern der großen Coalition anschloß, durch welche Kaiser Heinrich II. im Jahre 1017 Boleslaws Macht zu brechen hoffte. Der Kaiser von Westen her, die Liutitzen von der Nordseite, die Böhmen im Süden und Jaroslaw von Osten aus, sollten sich in Polen die Hände reichen. Aber auch diesmal wurde der kühne Polenkönig Herr der Verhältnisse. Heinrich mußte schließlich zufrieden sein, im Frieden zu Bautzen die Wiederherstellung des status quo ante zu erhalten. Für Jaroslaw aber, der am Bug eine völlige Niederlage erlitten hatte, konnte er nichts thun. Die den Polen verbundenen Petschenegen waren vor Kiew gezogen, vor dessen Thoren ein blutiger Kampf entbrannt war, bei dem ein Theil der Stadt selbst eingeäschert wurde. Dies im Verein mit der Niederlage Jaroslaws durch die Polen brach seinen Widerstand, und im Gefolge Boleslaws zog Swjätopolk am 14. August 1017 in Kiew ein. Hier lernte man jetzt zum ersten Mal die polnische Fremdherrschaft kennen. Swjätopolk dachte niedrig genug, zu dulden, daß eine Schwester Jaroslaws, — doch immer die Tochter seines eigenen Vaters — von Boleslaw zur Beischläferin genommen wurde. Auch den Ausschreitungen der Polen wußte er so wenig zu steuern, daß erst ein Aufstand der Kiewer Boleslaw bewog, die Stadt zu verlassen. Aber eine Hälfte seines Heeres ließ er in Rußland zurück als Besatzung der Städte und zog dann mit dem Schatze Jaroslaws, zahlreichen Gefangenen und den als Geiseln mitgenommenen Bojaren heim. Unterwegs aber bemächtigte er sich noch, wohl auf Grund einer förmlichen Cession von Seiten Swjätopolks, der von Wladimir erworbenen tscherwenischen Städte.

Jaroslaw war inzwischen flüchtig nach Nowgorod gekommen. Er wollte übers Meer zu den Warägern. Aber gewaltsam hielten ihn die Nowgoroder zurück. Sie stellten ihm ihre gesammte Kriegsmacht zur Verfügung, besteuerten sich zu Kriegszwecken und bewogen ihn so noch einmal Swjätopolk entgegenzuziehen. Für Nowgorod wäre es politischer Selbstmord gewesen, anders zu handeln. Hatten sie von dem einen Fürsten Alles zu hoffen, so bedeutete der dauernde Sieg des andern für sie Verlust der Sonderstellung, welche

ihnen ihre Verdienste um das Herrscherhaus mit Recht eingetragen hatte. So lebhaft war das Bewußtsein von der Unentbehrlichkeit Jaroslaws in ihnen, daß sie ihm die Böte zerhieben, die er zur Fahrt übers Meer bereitet hatte. Der großen Rüstung des Nordens fühlte sich Swjätopolk nicht gewachsen. Er suchte, da der erzwungene Rückzug Boleslaws, wie es scheint, Mißhelligkeiten zwischen den Schwägern hervorgerufen hatte, Hilfe bei den Petschenegen. Im Jahre 1019 an der Alta, dort wo Boris ermordet war, kam es zu furchtbar blutigem Handgemenge. Endlich fiel der Sieg den kräftigeren Schaaren des Nordens zu. Swjätopolk floh und starb, vom Satan gequält, in unbekannter Gegend. Zwischen Tschechen- und Lechenland sagt die Chronik. Das ist jedoch ein sprichwörtlicher Ausdruck zur Bezeichnung des Unbekannten.[1]) Die Ueberlieferung der nordischen Sagas läßt ihn durch die Hand Eymunds fallen, eines Wickingers, dem die historische Realität nicht abzusprechen ist. Wie denn überhaupt in der Eymundar-Saga ein wichtiger Kern echter historischer Ueberlieferung enthalten ist und ein anschauliches Bild der Beziehungen jener warägischen Söldner zu den russischen Fürsten entworfen wird. Sie wußten sich ihre Freiheit zu wahren und führten im Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit dem Fürsten gegenüber eine stolze Sprache. Auch verstanden sie sich auf ihren Vortheil. Denn als Jaroslaw nach Besiegung Swjätopolks, im Glauben, nunmehr sicher zu sein, in Bezahlung des den Warägern schuldigen Soldes lässig ward, gingen sie zu seinem Neffen Brjätschislaw über, der in Polozk saß und von dort aus im Jahre 1021 einen erfolgreichen Beutezug gegen Nowgorod unternahm. In dem nunmehr ausbrechenden Kampfe läßt die russische Ueberlieferung Jaroslaw siegen und trotzdem mit Brjätschislaw einen ungünstigen Frieden schließen. Die Erklärung dieser auffallenden Thatsache finden wir in der Eymund-Saga. Es war den verschlagenen Warägern gelungen, sich Ingegerds, der einflußreichen Gemahlin Jaroslaws, zu bemächtigen, die Anerkennung der territorialen Stellung Brjätschislaws und die Abtretung der Städte Witebsk und Uswjät war der Preis ihrer Auslieferung. Von nun an hat Jaroslaw während des ganzen Verlaufes seiner Regierung die freundschaftlichen Beziehungen zum skandinavischen Norden aufrecht erhalten. Wir finden in der nächstfolgenden Zeit wiederum eine warägische Kriegerschaar in Jaroslaws Solde und ihr vor Allem hatte er es zu danken, daß er in dem bald danach ausbrechenden Kampfe mit seinem Bruder Mstislaw, der ihm an Thatkraft und kriegerischem Sinne weit überlegen war, verhältnißmäßig glimpflich davonkam.



Silbermünze von Swjätopolk.

1) Vgl. Antiquitées Russes II, Eymundar Saga, p. 171.

Von den noch lebenden Brüdern Jaroslaws saß nämlich Sudislaw in Pskow, Mstislaw in Tmutarakan. Beide aber hatten nach der Anschauung der Zeit das Recht, eine neue Reichstheilung zu verlangen, da die Gebiete ihrer übrigen Brüder keineswegs dem ältesten allein zufallen mußten, sondern ihnen nach den Grundsätzen der Erbfolge ebenfalls ein Antheil an denselben gebührte. Da nun Jaroslaw nicht Miene machte, auf ihre Wünsche einzugehen, vielmehr persönlich nach Nowgorod eilte, um dort die Verhältnisse zu ordnen, so daß Sudislaw, rings von Gebieten des Bruders umgeben, zunächst an eine Erhebung nicht denken konnte, trat Mstislaw von Osten her mit Heeresmacht auf, um seine Ansprüche gewaltsam durchzusetzen. Das ihm zugefallene Fürstenthum Tmutarakan umfaßte nächst der heutigen tamanischen Halbinsel am Asowschen Meere die nördlich davon gelegenen, den Chasaren entrissenen Landstriche, und aus Chasaren und den am Kaukasus wohnenden Kasogen hatte sich Mstislaw eine Kriegsmacht gebildet, mit der er eine Reichstheilung zu erzwingen hoffte. Im Jahre 1023 brach er auf und dachte sich durch einen Handstreich Kiews zu bemächtigen. Kiew aber blieb Jaroslaw treu, so daß Mstislaw sich auf Tschernigow zurückzog und hier im Lande der Sewerjänen eine Aushebung zum bevorstehenden Kampfe mit dem Bruder veranstaltete. Dieser wandte sich um Hilfe nach Skandinavien, woher ihm Hakon, den die russische Ueberlieferung in Folge eines Mißverständnisses Jakun den Blinden nennt, mit so zahlreichem Gefolge zu Hilfe kam, daß Jaroslaw nicht für nöthig hielt, weitere Truppen an sich zu ziehen. Nördlich von Tschernigow bei Listwen traten die Brüder in Kampf. Mstislaw hatte die Sewerjänen ins Vordertreffen gestellt und seine Kerntruppen, die Chasaren und Kasogen für den letzten entscheidenden Stoß zurückgehalten. Diese Maßregel hat ihm dann auch den Erfolg gesichert. Zwischen Warägern und Sewerjänen war heftig gekämpft worden, als dann Mstislaw mit seinen frischen Truppen eingriff, fiel ihm der Sieg zu. Aber in den Schrecken der finsteren Gewitternacht gelang es Jaroslaw und Hakon zu entkommen. Auf die Zeitgenossen machte es Eindruck, daß Letzterer dabei seinen prächtigen goldgestickten Mantel verlor. Erst in Nowgorod machte Jaroslaw Halt, und auch dann getraute er sich nicht nach Kiew zurückzuziehen, als Mstislaw ihm durch Boten sagen ließ, er strebe nicht nach der Oberherrlichkeit und wolle sich mit den Gebieten jenseits des Dniepr begnügen. So wurde Nowgorod zeitweilig seine Residenz, während in Kiew einer seiner Großen saß. Erst nach zwei Jahren 1026 zog er mit vielem Kriegsvolk nach Kiew zurück, und nun kam es zu einem Vergleich zwischen den Brüdern auf Grundlage der ursprünglichen Forderungen Mstislaws. Tschernigow, nur achtzehn geographische Meilen von Kiew, wurde sein Sitz und alles Land östlich vom Dniepr ihm zugewiesen. Von nun an aber herrschte Eintracht zwischen den Brüdern und es konnte nach langer Zeit wieder eine Ausbreitung der russischen Macht stattfinden. Die südlich und östlich vom Onegasee wohnenden Hamen, finnischer Herkunft, wurden unterworfen und ein Feldzug in das von Esten besetzte Ostseeland unternommen, der an günstiger Stelle zur Anlegung

einer Stadt Jurjew führte. Das geschah im Jahre 1030. Uebrigens spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß hier bereits eine Estenburg stand, die wohl nur erweitert und durch russische Besatzung gesichert wurde. Die russische Ansiedlung behauptete sich etwa dreißig Jahre. Um das Jahr 1060 erhoben sich



Helm Jaroslaws; 1802 im Gaue Wladimir gefunden.

die Esten und brannten die Stadt nieder. Erst im 13. Jahrhundert sollte an derselben Stelle die deutsche Stadt Dorpat als dauernde Gründung entstehen. Aber auch nach Westen hin gelang es, die Verluste, welche die Zeit der Bruderkriege herbeigeführt hatte, wieder einzubringen. Die nach dem 1025 erfolgten Tode Boleslaw des Kühnen ausgebrochenen Thronstreitigkeiten

wurden auch von Jaroslaw und Mstislaw, die diesmal ihre Heere vereinigten, zur Wiedererwerbung der tscherwenischen Städte benutzt. Sie sollen auch tief in das eigentliche Polen gedrungen sein und führten viele Gefangene heim, die von Jaroslaw im Gebiet des Ros[1]) angesiedelt wurden. Auch sorgte er durch Anlage von Befestigungen für die Sicherheit dieser Gegend. Kurz danach ist Mstislaw gestorben 1034, „ein starker Mann, von dunkler Gesichtsfarbe mit großen Augen. Er war tapfer im Kampfe und dabei gütig, liebte seine Gefolgschaft über Alles und war freigebig mit Land, Speise und Trank." Man hat ihn mit Swjätoslaw verglichen, und in der That finden wir in ihm etwas von jener Freude am Kampf wieder, die seinen Großvater zu so abenteuerlichen Schicksalen führte. Jaroslaw wurde durch seinen Tod Alleinherrscher, den letzten Bruder Sudislaw von Pskow warf er bald darauf in den Kerker, aus dem er erst nach Jaroslaws Tode befreit wurde; aber die Furcht vor den russischen Waffen mußte neu erkämpft werden. Die Petschenegen zogen vor Kiew, und als Jaroslaw, der gerade in Nowgorod weilte, um dort seinen Sohn Wladimir einzusetzen, eilig mit warägischen und nowgorodischen Truppen herbeikam, kostete es einen blutigen Kampf, der sich bis in die Stadt hineinzog, ehe sie besiegt wurden. Dafür war ihre Niederlage eine vernichtende; es ist der letzte große Raubzug, den sie gegen Rußland unternahmen. Die nächst folgenden Jahre werden durch Kämpfe zur Sicherung der westlichen Grenzen eingenommen. Wir finden die russischen Truppen auf Streifzügen gegen Littauer, Jatwägen und Masowier. Da letztere zugleich im Kampf mit Polen lagen, kam es zu einem Bündniß zwischen Kasimir von Polen und Jaroslaw. Ueber die Einzelheiten sind wir jedoch nur schlecht unterrichtet, und dauernde Folgen hat keine dieser Unternehmungen gehabt. Von viel größerer Bedeutung ist der letzte feindliche Zusammenstoß zwischen Rußland und dem byzantinischen Kaiserthum. Seit der Annahme des Christenthums durch Wladimir waren die Beziehungen beider Staaten ununterbrochen freundliche gewesen, und ein reger Handelsverkehr führte die russischen Kaufleute den Dniepr hinab nach Constantinopel. Nun brach, wahrscheinlich im Lauf des Jahres 1042, ein Streit zwischen russischen Kaufleuten und Byzantinern aus, der ein Handgemenge und schließlich den gewaltsamen Tod eines vornehmen Russen zur Folge hatte. Jaroslaw, den die griechischen Quellen bei diesem Anlaß einen jähzornigen und unruhigen Mann nennen, ergrimmte darüber und beauftragte seinen Sohn Wladimir, einen Rachezug gegen die Griechen zu unternehmen.[2]) Die Rüstungen waren in großem Maße angelegt. Die Byzantiner zählen 100,000 Mann oder, da die Expedition zu Wasser ging, mindestens 2500 Kähne, und auch der Codex Voskresenius, der hier die authentische Form der russischen Ueber-

1) Linker Zufluß des Dniepr südlich von Kiew.

2) Vergl. Ueber den Zug Kunik in Dorns Caspia, p. 32—40. Dazu Stritter mem. pop. II. 1019 ff.

lieferung giebt, spricht von „vieler Kriegsmannschaft an Warägern und Russen." Die Führung war nächst Wladimir dem Wojewoden Wyschata [1]) übertragen, und nachdem man die Stromschnellen des Dniepr umgangen, das Meer erreicht, und bis an die Donau gelangt war, ging zunächst die Meinung der russischen und warägischen Truppen darüber auseinander, welcher Weg zu wählen sei. Die ersteren wollten zu Lande ziehen, die letzteren den Seeweg nehmen. Wladimir entschied, offenbar gegen Wyschata, für die Waräger. So tritt hier noch einmal der Gegensatz zwischen den des Meeres ungewohnten Slaven und den seekundigen Normannen hervor.

Der Kaiser Constantinos Monomachos ging nur ungern an einen Krieg. Er hatte, ein durchaus unwürdiger Mann, nach dem Ausdrucke eines neueren Schriftstellers den Thron in der Hoffnung bestiegen, auf ihm ein Ruhebett seiner Lüste zu finden. Aber er und die lasterhafte Kaiserin Zoe, die ihn zu sich emporgehoben hatte, wurden von einem beispiellosen Glück begünstigt. So auch jetzt. Zweimal ließ Constantin der russischen Flotte, die bis zum Leuchtthurm vorgerückt war, welcher gleich nördlich vom Kaiserpalaste den Eingang in das goldene Horn beherrschte, Frieden anbieten. Aber mit Hohn wurden seine Anerbietungen zurückgewiesen, denn wenn Wladimir für jeden Mann seiner Flotte drei Pfund Gold verlangte, so war das eine ganz unerschwingliche Summe. Nun begann der kaiserliche Feldherr Basilius seinen Angriff mit sieben Brandern, und wieder zeigte sich das griechische Feuer den russischen Fahrzeugen verderblich. Dazu erhob sich ein Sturm aus Osten der sie zerschmettert ans Land warf, wo dann die byzantinische Reiterei über sie herfiel. Ohne einen eigentlichen Kampf erlitt Wladimir eine vernichtende Niederlage. Mit Mühe gelang es dem Fürsten und seinem Wojewoden, sich zu retten. Die Trümmer der großen Flotte mußten den Rückzug antreten. Die Byzantiner ließen ihnen jedoch Zeit, sich wieder zu sammeln; gegen 6000 Mann waren es, die sich ans Land gerettet hatten und entweder in den noch unversehrten Fahrzeugen keine Aufnahme finden konnten, oder aber das trügerische Element scheuten. Wyschata stellte sich an ihre Spitze, um sie nach Rußland zurückzuführen. Wahrscheinlich sind es hauptsächlich die Slaven gewesen, die ohnehin gegen den Feldzug zur See gestimmt, nun den Landweg einschlugen. Dafür spricht auch der Umstand, daß Wyschata sie als *sein* Gefolge bezeichnet. Sie gelangten jedoch nur bis Warna, wurden dort von den Rhomäern eingeholt und erlagen der Uebermacht. Man schleppte die Gefangenen, darunter Wyschata, nach Constantinopel, wo man viele von ihnen grausam blendete.

Glücklicher ging es Wladimir und seiner — wohl meist aus Warägern bestehenden — Flotte. Die zu seiner Verfolgung ausgesandten Schiffe wurden von ihm geschlagen, vier Schiffe geriethen in seine Hand, so daß er

1) Der Sohn dieses Feldherrn, Jan Wyschatitsch, ist durch seine Erzählungen Quelle des sog. Nestor geworden. Vergl.: Kunik, l. l. Anm. 11.

wenigstens mit einem halben Erfolge heimkehren konnte. Die Ehre war gerettet.

Drei Jahre vergingen, ehe man sich zu einem Frieden verstand, der die unglücklichen Gefangenen nach Rußland zurückführte und die alten Handelsbeziehungen wieder herstellte. Eine wichtige Folge aber hatte dieser Zug. Bald nachdem der Friede mit Byzanz geschlossen war, starb der russische Metropolit Theopempt, und Jaroslaw ließ den Sitz desselben vier Jahre lang unbesetzt. Erst 1051 berief er die russischen Bischöfe zu einer Synode, um einen neuen Metropoliten zu wählen. Die Stimmen vereinigten sich auf einen gebornen Russen Larion d. i. Hilarion, den Stifter des Höhlenklosters zu Kiew, einen allgemein verehrten tüchtigen Mann. Damit aber war die Emancipation der russischen Kirche von Constantinopel angebahnt. Die letzten Lebensjahre Jaroslaws sind im Ganzen ereignißlos hingegangen. Er hatte noch den Kummer, seinen ältesten Sohn Wladimir, der in Nowgorod saß, begraben zu müssen und ist dann im Jahre 1054 am 19. Februar gestorben.



Münzen Jaroslaws. Silber.

Seine Regierung ist in vielfacher Beziehung merkwürdig und seine Person vielleicht bisher noch nicht in rechter Weise gewürdigt worden. Zunächst fällt die eine Thatsache auf, daß unter ihm eine Auffrischung und Verstärkung des normännischen Elementes in Rußland stattfand und daß sein Bild uns aus dem nordischen Sagas fast lebendiger entgegentritt, als aus den russischen Chroniken. Jarisleifr, das war die nordische Umformung seines Namens, sowohl als seine Gemahlin Ingigerdr, die Tochter des Olaw Schooßkönig von Schweden spielen in der skandinavischen Ueberlieferung eine große Rolle. Außer der mehrfach erwähnten Eymundar-Saga, welche uns die ersten Zeiten seiner Regierung vorführt, kommen hier die Sagas von König Magnus dem Guten von Norwegen und Harald Hardrada vorzüglich in Betracht. Die

erste Saga [1]) erzählt, wie einst ein Streit zwischen Königin Ingegerd und Jaroslaw darüber entstand, wessen Palast schöner gebaut und ausgestattet sei, der Jaroslaws oder der Olaws von Norwegen. Als Ingegerd mit Entschiedenheit für den letzteren eintrat, vergriff sich Jaroslaw thätlich an ihr, und nur durch das Versprechen, einen norwegischen Prinzen an seinem Hofe zu erziehen, versöhnte er die beleidigte Fürstin. So kam der junge Magnus, der spätere König von Norwegen, nach Kiew. Er wächst am russischen Hofe zum Manne heran, zeigt früh Muth und Entschlossenheit und wird der Liebling Jaroslaws. Als daher nach Olaws Tode Swein (den die Saga hier mit Kanut verwechselt) sich des norwegischen Thrones bemächtigt, kommt es zum Bruch zwischen beiden Staaten; es gelingt Jaroslaw, einen norwegischen Kaufmann Karl in seine Gewalt zu bringen, und da er ihn auf Magnus' Fürbitte freigiebt, wird Karl nunmehr Parteigänger desselben. Er zieht nach Norwegen und weiß es unter großen Gefahren und allerlei Abenteuern dahin zu bringen, daß nicht nur eine große Partei der norwegischen Jarls sich für Magnus entscheidet, sondern daß schließlich eine Gesandtschaft nach Kiew zieht und sich von Jaroslaw den Prinzen zum König erbittet.

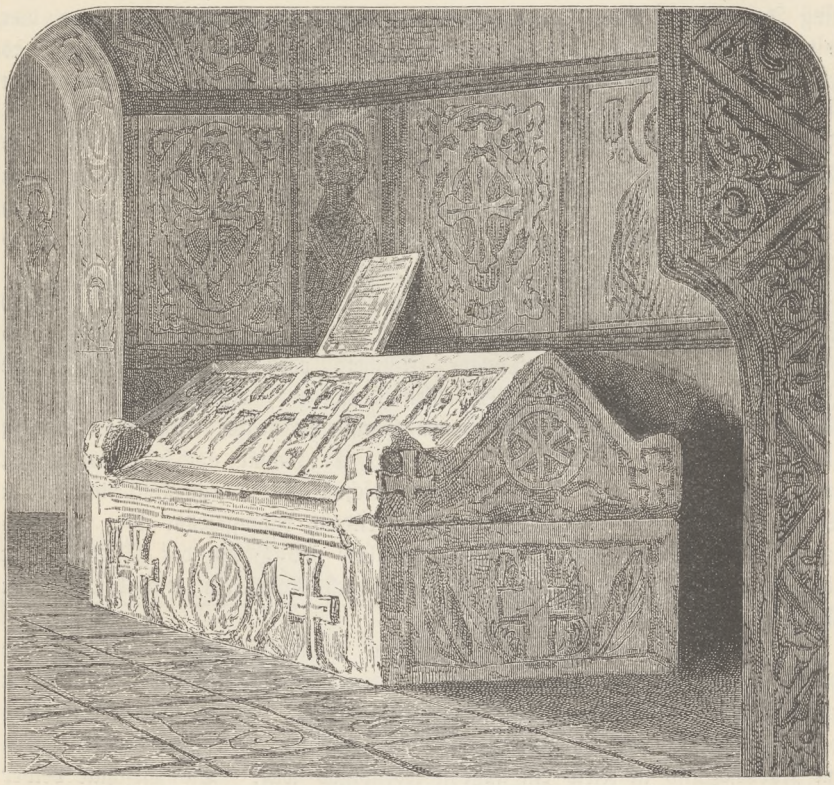
Die Saga von Harald Hardrada giebt uns ein Liebesidyll.[2]) Olaw Schooßkönig hatte seine Tochter Ingegerd dem Jaroslaw vermählt, und diese ihrem Gemahl eine Tochter Elisabeth oder Ellisif geboren. Die Jungfrau erwarb die Liebe eines edlen Norwegers, eines Nachkommen des Königs Harald Schönhaar, mit Namen Harald Hardrada. Um ihrer würdig zu werden, zieht Harald auf Abenteuer. Er kommt nach Constantinopel, wird dort Führer des Warägercorps, zeichnet sich durch Heldenthaten in Sicilien, Afrika und Asien aus und kehrt endlich ruhmgekrönt über Constantinopel nach Kiew zurück, wo ihm Jaroslaw die Hand der Tochter nicht länger verweigert. Dann kehrt er heim nach Norwegen und besteigt den Königsthron.

Nimmt man noch die in der schönen Eymundar-Saga — welche die historisch werthvollste ist — und im Heimskringla verstreuten Nachrichten zusammen, so gewinnt man vor Allem den Eindruck, daß zu Zeiten Jaroslaws das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zwischen den Fürstengeschlechtern im Norden und in Kiew ein äußerst lebendiges war. Die Geschicke beider Staatengruppen greifen in einander und namentlich Rußland ist damals auf das eingreifendste von normännischen Elementen beeinflußt worden.

Das Bild Jaroslaws tritt uns am wenigsten günstig in der Eymundar-Saga entgegen, die alles Licht auf ihren Helden Eymund wirft und Jaroslaw gegen ihn ganz in den Schatten stellt. Namentlich zeigt er Mangel an kühner Entschlossenheit; er läßt sich mehr schieben, als daß er selbst thätig eingriffe. Aber auch bei dieser Schilderung tritt der Grundzug seines

1) Vgl. Ant. Russes, II, p. 2—18.
2) Vgl. Ant. Russes, II, p. 19—60.

Charakters, eine gewisse Kühle des Verstandes, die ihn vor dem Handeln nach unvermittelten Impulsen schützt, hervor. Auch als knapper, das Seine zusammenhaltender Wirth wird er geschildert, während die übrigen Sagas ihn freigebig und gastfrei zeigen. Alle nordischen Ueberlieferungen stimmen darin überein, daß sie seiner Gemahlin, der Ingegerd, einen großen Einfluß zuschreiben, und auch die russische Volkspoesie hat die auffallende Thatsache, daß sie ihre eigene kriegerische Gefolgschaft hatte.



Das angebliche Grab Jaroslaws in der Sophien-Kathedrale in Kiew. Weißer Marmor.

Auf denn, Iwan Godinowitsch,
Nimm von mir, dem Fürsten, Mannen,
Hundert mächt'ge Russenhelden,
Hundert andre von der Fürstin.[1])

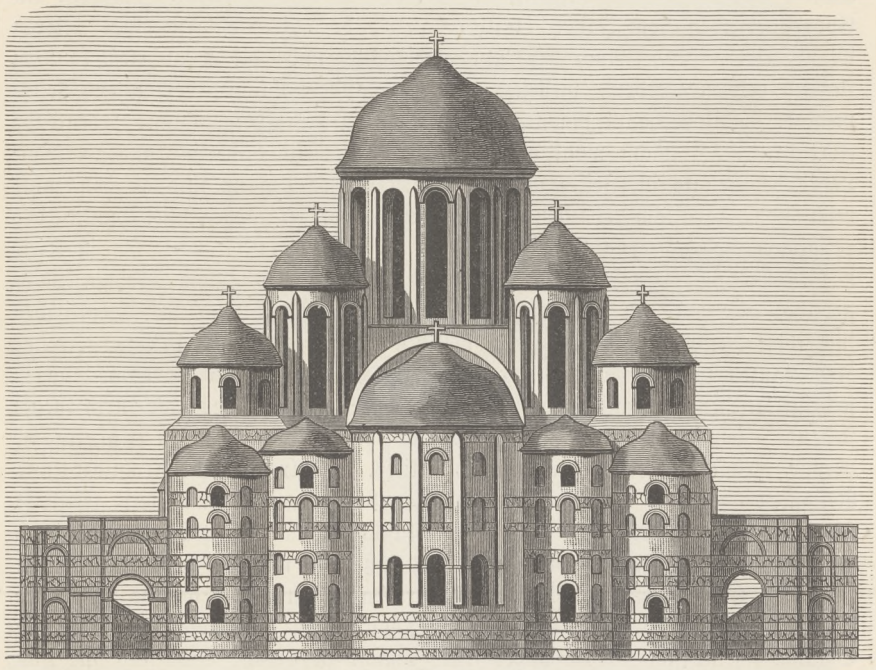
Auch die russische Ueberlieferung kennt keine Züge entschlossenen durchgreifenden Heldenthums an ihm, während sie in seinem Bruder Mstislaw ihr Ideal findet; dagegen finden wir in Jaroslaw einen zielstrebigen, kühlen

1) Vgl. Solowjew I, p. 245.

Politiker. Mit normännischer Hilfe gewinnt und behauptet er seinen Thron, von ihnen ist er in kriegerischen Unternehmungen abhängig. Die Gefolgschaft spielt daher auch unter ihm eine bedeutsame Rolle. Aber bereits treten andere Elemente auf, die einen Anspruch auf Beachtung verdienen. Die Geistlichkeit rückt in den Vordergrund, der Fürst liebt die Mönche und ist selbst schriftkundig. Er sorgt dafür, daß auch seine Unterthanen die Bekräftigung ihres Glaubens aus der Quelle schöpfen können. Dreihundert Söhne angesehener Nowgoroder hat er unterrichten lassen und wir haben sichere Kunde, daß die vier Evangelien in slavischer Sprache existirten. Noch ist ein Codex derselben vom Jahre 1056 erhalten, der die Abschrift eines älteren Manuscripts ist.[1]) Auch die Apostelgeschichte und die Propheten konnten slavisch gelesen werden, vielleicht auch noch andere Bücher des alten Testamentes. — Ueberhaupt machte die Ausbreitung des Christenthums bedeutende Fortschritte. Zunächst wohl dadurch, daß die mehr äußerlich angenommene Lehre dem Volke in Fleisch und Blut überzugehen begann und an den zahlreich von Jaroslaw erbauten Kirchen und Klöstern neue Mittelpunkte des religiösen Lebens erstanden. — Schon im Jahre 1037 hatte er in Kiew mit Erbauung der Sophienkirche begonnen, die der Hagia Sophia nachgebildet war, und im weiteren Verlauf seiner Regierung noch zwei Steinkirchen in seiner Residenz errichtet (dem heiligen Georg und der heiligen Irene). Im Ganzen mögen während der Regierung Wladimirs und Jaroslaws gegen sechzig Kirchen entstanden sein. Wir heben unter ihnen die noch heute stehende Sophienkirche in Nowgorod und die Erlöserkirche in Tschernigow hervor. Beide waren byzantinischen Stiles. Zahlreiche Heiligenbilder und Reliquien — meist aus Griechenland — boten der Frömmigkeit greifbare Idole, und in Boris und Gleb fand Rußland seine ersten Nationalheiligen. Wann Wladimir heilig gesprochen wurde, läßt sich, wie wir sehen, nicht nachweisen, doch spricht mancher Umstand dafür, daß schon zu Jaroslaws Zeiten der Cult des „Apostelgleichen" Großfürsten anhob. Auch durch die Anlegung von Schulen scheint sich Jaroslaw verdient gemacht zu haben; nur sind die uns erhaltenen Nachrichten wenig greifbar. Für Kursk sind Schulen constatirt und die Annahme liegt nahe, daß sie dann auch in den anderen größeren Städten bestanden haben. Uebrigens wäre es falsch, wollte man annehmen, daß gegen Ende von Jaroslaws Regierung das ganze Machtgebiet des russischen Staates christlich gewesen sei. Noch nach Jahrhunderten finden wir heidnische Gegenden im Osten und Nordosten, der von finnischen Stämmen besetzt war. Auch wo im Westen Rußland an lettisch-littauische und finnische Stämme grenzte, haben keinerlei Missionsversuche stattgefunden. Der christliche Glaubens- und Missionseifer des Abendlandes mit seiner begeisterten Opferfreudigkeit, sowie mit seinen schlimmen Ausschreitungen, ist Rußland

1) Die Abschrift wurde für den Nowgoroder Possadnik Ostromir angefertigt. Vgl. Beschreibung der Handschriften der Moskauer Synodalbibliothek. Mosk. 1855 (russisch).

ganz fern geblieben. Wir wissen von keinen Heidenverfolgungen, von keinen Ketzergerichten und von nur wenigen Opfern der Missionsthätigkeit in der russischen Geschichte. Jaroslaws Regierung bildet den Abschluß einer langen Entwickelungsphase der slavischen und finnischen Stämme des heutigen russischen Reiches. Die normannische Periode gelangt durch ihn zu ihrem Ende und in den zweihundert Jahren, die seit den Tagen Ruriks an uns vorübergegangen sind, hat sich unter diesen Stämmen das Bewußtsein nationaler und religiöser



Die Sophienkirche zu Kiew.

Zusammengehörigkeit ausgebildet, das in früher fehlenden festen politischen Formen und einer gewissen Uniformität der Denkweise seinen Ausdruck findet.

Ein großes slavisches Gemeinwesen — denn das normännische Element beginnt immer mehr zu schwinden — unter Fürsten ursprünglich nordischer Herkunft, die aber slavische Sprache und wohl auch Sitte angenommen haben, verbunden durch denselben Glauben, den sie mit gewissem Gegensatz den „rechten" nennen, tritt uns in sich geschlossen entgegen.

So ist an die Stelle der durch kein anderes Band als das der Sprache und eines wenig ausgebildeten Cultus geeinigten Stämme slavischer Herkunft nunmehr ein Volk getreten, das russische, welches so weit entwickelt ist, daß es eine eigene nationale Politik hätte treiben können.

Es fragte sich nur, ob die Fürsten, die ihre ursprüngliche Nationalität eingebüßt und die des Volkes angenommen hatten, das sie beherrschen, im Stande sein würden, auf national slavischer Grundlage das alte Staatsgebilde zu erhalten und neue fruchtbare politische Gedanken in dasselbe einzuführen.

Die Antwort auf diese Frage ist die Geschichte Rußlands unter den Theilfürsten.

Rußland unter den Theilfürsten.

Erste Periode (1054—1223).

Neuntes Kapitel.

Die Söhne Jaroslaws.

Werfen wir in Gedanken noch einmal einen Blick in die Entwickelung, welche Rußland während der Warägerperiode genommen, und fragen wir uns, weshalb Rußland in jener zweihundertjährigen Periode ein Einheitsstaat blieb, so fällt uns zunächst auf, daß der jeweilige Großfürst anfangs stets nur einen Sohn hinterließ. Sobald das aufhörte, wie nach dem Tode Swjätoslaws und Wladimirs, stritten die überlebenden Geschwister um die Herrschaft und der Kampf endete erst mit dem Untergang aller bis auf einen, der dann unbestrittener Herr blieb. Denn, daß nur die Nachkommen Ruriks Anspruch auf die Herrschaft über Rußland zu erheben hatten, das war über allen Zweifel erhaben. Die Idee einer Theilung des Reiches in der Weise, daß der älteste Sohn Oberherr, die übrigen Theilfürsten seien, war schon von Swjätoslaw gefaßt und kam nach Wladimirs Tode praktisch zur Geltung, in ein System aber ist sie erst von Jaroslaw gebracht worden, ohne daß er jedoch zugleich feste Bestimmungen über die Erbfolge hinterlassen hätte. Die älteste Chronik führt uns an Jaroslaws Sterbelager. Er ließ, erzählte sie, seine Söhne kommen, ermahnte sie und sprach: „Ich werde bald nicht mehr auf dieser Welt sein. Ihr seid Kinder eines Vaters und einer Mutter, ihr sollt euch nicht nur Brüder nennen, sondern einander auch von Herzen lieben. Wisset, daß Zwietracht euch persönlich Unheil bringt und den Ruhm und die Größe des Reiches, das unsere Väter und Ahnen gegründet haben, verdirbt. Haltet ihr Frieden und lebt ihr in Eintracht, so werdet ihr seine Macht vermehren.

„Isjaslaw, euer ältester Bruder, wird meine Stelle vertreten und in Kiew thronen. Ordnet euch ihm unter, wie ihr eurem Vater euch untergeordnet habt. Swätoslaw gebe ich Tschernigow, Wsewolod Perejaslawl, Wätscheslaw Smolensk.[1]) Jeder aber sei mit seinem Antheil zufrieden, wenn nicht, so

1) Ein fünfter Sohn Igor erhielt Wladimir in Wolhynien.

soll der ältere Bruder über euch zu Recht sitzen als Herr. Er wird den Bedrängten vertheidigen und den Schuldigen strafen." Ein staatsrechtliches System läßt sich aus diesen Bestimmungen noch nicht abstrahiren. Ueberall stoßen wir auf ungelöste Probleme, deren Entscheidung der Zukunft anheimfallen mußte. Nur so viel dürfte als feststehend anzunehmen sein, daß wo Lücken vorlagen, das Familienrecht ergänzend eingriff und daß zunächst ein Gefühl unklarer, rechtlicher Stellung nicht vorlag. Der Geschlechtsälteste tritt an Vatersstatt, um, wenn er stirbt, dem nächst ihm Aeltesten den Platz zu räumen. Wie weit die Befugnisse gingen, welche das Gewohnheitsrecht dem „Aeltesten" einräumte, zeigt die spätere Praxis. Eine fast sprichwörtliche Zusammenfassung der Rechte des Aeltesten giebt der Ausdruck: „Der Jüngere ritt nach dem Zügel des Aelteren, er hatte ihn zum Herren, stand in seinem Willen und sah auf ihn." In der Idee finden wir den in Kiew sitzenden „Großfürsten" als Herren über das gesammte Rußland. Er verfügt über die einzelnen Fürstenthümer, sobald sie erledigt sind; er ist Oberrichter und Oberfeldherr; jeder seiner Brüder aber hat — je nach Anciennität, wenn es erlaubt ist den modernen Ausdruck zu brauchen — Anwartschaft darauf, dereinst sein Nachfolger zu werden. Man rückte mit dem Tode der älteren Brüder dem großfürstlichen Sitz immer näher. Von Smolensk nach Perejaslawl, von dort nach Tschernigow, um endlich nach Kiew zu gelangen. Dabei galt aber die Vorstellung, daß nur derjenige ein Anrecht auf Kiew habe, dessen Vater diesen obersten Sitz bereits eingenommen hatte. Söhne eines Vaters, der vor Erreichung dieses Endzieles gestorben war, verloren die Anwartschaft, sie schieden rechtlich aus der Reihe der concurrirenden Fürsten aus und blieben, wenn anders man sie nicht vertrieb, mit Kind und Kindeskindern erblich auf dem Boden sitzen, den sie bei Lebzeiten ihres Vaters inne gehabt hatten. Die russische Sprache braucht für dies häufig wiederkehrende Verhältniß einen technischen Ausdruck. Isgoï nennt man die von der höchsten Staffel ausgeschlossenen Glieder des Fürstengeschlechtes, und die Bemühungen derselben, die Ungerechtigkeit dieser Bestimmung zu durchbrechen, haben nicht zum wenigsten dazu beigetragen, den blutigen und trostlosen Gang der Geschichte Rußlands in der vorliegenden Periode zu bestimmen. Es wirkten aber noch andere Momente zum selben Endziele hin. Die Stellung, welche dem Großfürsten, der in Kiew saß, zufiel, war durchaus nicht eine physisch die seiner Mitfürsten so weit überragende, daß es in seiner Macht gelegen hätte, überall den eigenen Willen durchzusetzen. Sie basirte auf der rein ideellen Vorstellung einer väterlichen Gewalt, der die thatsächlichen Verhältnisse nur so lange entsprachen, als es der Allen gemeinsame Vortheil gebot. Gingen die Interessen auseinander, so fiel auch die Idee und der Großfürst war genöthigt, sich durch Bündnisse zu sichern, wollte er, wie Jaroslaw es gern gesehen hätte, das Unrecht strafen und den Schwachen schützen. Wo Streitigkeiten vorlagen, mußte das Schwert entscheiden. Alle gegen einen, oder Coalition gegen Coalition, und glücklich konnte noch der Bürgerkrieg bezeichnet werden, in dem

nur russische Fürsten einander gegenüber standen. Es hat aber keinen gegeben, der es verschmäht hätte, im Falle der Noth bei den Nachbarn in der Steppe, in Polen oder in Ungarn Hilfe zu suchen. Der Fehler lag im System, und die Versuche, die gemacht worden sind, an demselben zu bessern, auf dem Wege des Vertrages und rechtlicher Festsetzung, haben nicht zum Ziele geführt. Immer verstand es der harte Egoismus des Einzelnen, sich über die Schranken hinweg zu setzen, welche ihn einengten.

Eine ausführliche Darlegung der Geschichte Rußlands unter den Theilfürsten gehört nicht in eine allgemeine Geschichte; wohl aber ist es zum Verständniß der späteren Ereignisse unumgänglich, die ersten Stadien der Bewegung zu verfolgen, die unter den Söhnen und Enkeln Jaroslaws die völlige Desorganisation des Reiches vorbereitete.

Jaroslaw hatte, wie wir sahen, fünf Söhne, welche ihn überlebten. Dem ältesten von ihnen, Isjaslaw, hatte er den großfürstlichen Stuhl hinterlassen und den übrigen die Fürstenthümer Tschernigow, Perejaslawl, Smolensk und Wladimir in Wolhynien zugewiesen.[1])

Von fürstlichem Geschlecht gab es jedoch noch einige männliche Glieder. Zunächst jenen unglücklichen Sudislaw, Sohn des heiligen Wladimir, der zweiundzwanzig Jahre im Kerker verlebte, erst 1058 aus demselben befreit wurde und fünf Jahre darauf als Mönch starb. Eine Persönlichkeit, die für die Geschichte nur insoweit in Betracht kommt, als nach den Anschauungen der Zeit Sudislaw der berechtigte Thronerbe und Großfürst hätte sein müssen. Wir finden aber keine Spur davon, daß er selbst oder Jemand für ihn mit derartigen Ansprüchen vorgetreten wäre. Er war durchaus ungefährlich. Anders stand es mit einem Enkel Jaroslaws, Rostislaw. Sein Vater Wladimir war 1052 als Fürst von Nowgorod gestorben, der Sohn hatte deshalb kein Anrecht auf den großfürstlichen Thron und war mit Rostow abgefunden wurden. Er war aber voller Ehrgeiz und Thatkraft und konnte eben deshalb von seinen Oheimen, den Söhnen Jaroslaws, nicht unbeachtet gelassen worden. Nachkommen des heiligen Wladimir saßen endlich in Polozk. Auch sie hatten keinerlei formelle Ansprüche auf Kiew. Isjaslaw, der Sohn Wladimirs und der Rogneda, war schon 1001 bei Lebzeiten des Vaters gestorben, seinem Enkel Wseslaw aber wurde es allgemach in Polozk zu enge. Er strebte nach Höherem und war so ebenfalls ein Element des Unfriedens. Es brauchte nur ein Funke in diesen Zündstoff zu fallen, um ganz Rußland in helle Flammen zu setzen. Sobald durch den Tod eine Lücke gerissen

---

1) Jaroslaw

Isjaslaw	Swätoslaw	Wsewolod	Wätscheslaw	Igor
v. Kiew	v. Tschernigow	v. Perejaslawl	v. Smolensk	v. Wladimir
I	II	III	IV	V

Die römischen Zahlen geben hier die Rangordnung an, die von Wladimir (V) nach Kiew (I) führte.

wurde und in Folge dessen die Bewegung von den ferneren und weniger angesehenen Sitzen auf Kiew zu begann, mußten nothwendig Ansprüche auftreten, deren Nichtbefriedigung das Signal zum beginnenden Kampfe werden mußte. Zwei Jahre lang geht Alles in bestem Frieden, da stirbt Wätscheslaw, Fürst von Smolensk. Es ist nun ganz in der Ordnung, daß Igor aus Wolhynien nach Smolensk vorrückt und ein großes Zugeständniß für Rostislaw, daß man ihn aus Rostow, das zu Perejaslawl geschlagen wird, nach Wolhynien in Igors bisheriges Fürstenthum versetzt. Es ist, als ob die Oheime ihn damit als ihresgleichen anerkennen. Er hat den Fuß auf die unterste Staffel der Leiter gesetzt, die nach Kiew führt. Es fragte sich nur, ob man gesonnen war, ihn noch weiter fortschreiten zu lassen. Die principiell hochwichtige Frage mußte entschieden werden, als 1060 auch Igor starb; war Rostislaw wirklich gleichen Rechtes mit den Söhnen Jaroslaws, so mußte ihm nunmehr Smolensk zufallen. Das geschah aber nicht, und Rostislaw war darauf angewiesen, sich selbst ein Recht zu erkämpfen, das ihm nicht zugestanden wurde. Wir wissen nicht, was ihn zunächst bestimmte, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Vielleicht die Thatsache, daß er sich der Coalition seiner drei Oheime nicht gewachsen fühlte, zumal diese auch mit dem Fürsten von Polozk in guten Beziehungen standen. Vier Jahre lang hielt er an sich. 1064 aber verließ er sein Fürstenthum in Gemeinschaft mit einigen vornehmen Nowgorodern und unzweifelhaft mit seiner — von der Chronik nicht ausdrücklich erwähnten — Drushina, um quer durch Rußland vom äußersten Westen in den äußersten Osten nach Tmutorokan zu ziehen. In diesem Lande saß als Fürst Gleb, der Sohn Swätoslaws von Tschernigow; er war dem kühnen Rostislaw nicht gewachsen und wurde verjagt. Auch das brachte ihm keinen dauernden Gewinn, daß Swjätoslaw ihn gleich im folgenden Jahre zurückführte. Rostislaw wich zwar vor dem Oheim, kaum hatte aber dieser den Rücken gekehrt, so war er wieder Herr in Tmutorokan. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß er in diesem kriegerischen Gebiete sich die Hilfsmittel zu schaffen gedachte, um seine Ansprüche durchzufechten. Der rührige und unternehmende Mann erregte aber die Besorgniß der Byzantiner, die sich seiner durch Gift entledigten und so ein Hinderniß des Friedens in Rußland beseitigten, 1066, den 3. Februar. Der Hergang ist charakteristisch genug, um hier mit den Worten der ältesten Chronik wieder erzählt zu werden: 1066. „Rostislaw saß in Tmutorokan und erhob Tribut von den Kassogen und in anderen Ländern. Die Griechen aber fürchteten sich vor ihm und schickten mit listigen Anschlägen den Kotpan. Der kam nun zu Rostislaw und gewann sein Vertrauen und ward von ihm geehrt. Als aber einst Rostislaw mit seiner Drushina beim Trunk saß, sagte Kotpan: „Fürst, ich will auf dein Wohl trinken.“ Er aber sprach, trinke. So trank er einen halben Krug und gab die andere Hälfte dem Fürsten zu trinken. Er berührte aber dabei den Krug mit dem Finger und warf ein verderbendes Gift hinein, das er unter dem Nagel verborgen hatte und das dem Fürsten nach acht Tagen den

Tod brachte. Kotpan wurde, als er sich seiner That rühmte, in Cherson von den Bürgern erschlagen."

Der Friede war aber damit nicht gesichert.

Von Asien aus war eine neue Völkerwelle in die südrussischen Steppen eingedrungen, die türkischen Polowzer, die noch schlimmere Noth als die vor ihnen her weiter nach Westen drängenden Petschenegen über Rußland bringen sollten. Wsewolod von Perejaslawl war zuerst mit ihnen in Berührung gekommen und hatte 1055 einen Frieden mit ihnen geschlossen, d. h. er hatte sie durch Geschenke zum Abzug bewogen. Einige Jahre hielten sie nun still. Als aber die drei älteren Söhne Jaroslaws und der Fürst von Polozk mit gemeinsamer Heeresmacht die ihnen stammverwandten Torken völlig schlugen, traten die Polowzer als Rächer derselben auf und brachten Wsewolod, der ihnen entgegen zog, eine Niederlage bei; sie verfolgten jedoch ihren Sieg nicht und zogen unter ihrem Chan Sokal wieder in die Steppe zurück. Das war 1061 gewesen. Erst die unter den russischen Fürsten ausbrechende Zwietracht sollte sie aufs Neue nach Norden ziehen.

Wir sahen, wie Wseslaw von Polozk mit seinen Oheimen gemeinsame Sache gemacht hatte im Kampf gegen die Torken. Es scheint, daß er einen Dank erwartet hat, den die Oheime ihm nicht gewährten. Da machte er Miene, zur Selbsthilfe zu greifen. Erst fiel er verwüstend in das Gebiet von Pleskow, da er aber die Stadt selbst nicht zu nehmen vermochte, drang er darauf ins Nowgorodsche und es scheint, daß er zeitweilig Herr der Stadt war. So bedenklich schien den südrussischen Fürsten das Vorgehen des kühnen Isgoi, daß Isjaslaw, Swjätoslaw und Wsewolod es für nöthig hielten, gemeinsam gegen ihn zu ziehen. Wseslaw vertheidigte sich tapfer, wurde zuletzt aber geschlagen. Da er aber trotzdem seine Stellung im Norden behauptete, griffen die Oheime zur List. Sie schlugen ihm eine friedliche Besprechung vor und verbürgten ihm Sicherheit und Freiheit durch den bei feierlichen Eiden üblichen Kreuzeskuß. Als nun Wseslaw mit seinen beiden Söhnen in der Nähe von Smolensk den Dniepr überschritt, ließ Isjaslaw die Arglosen ergreifen und nach Kiew schleppen, doch hielt man Kerkerhaft für ausreichend, und ließ sie am Leben. Nun aber kamen die Polowzer zum zweiten Male und brachten den Brüdern eine völlige Niederlage bei, so daß Swjätoslaw in Tschernigow, Isjaslaw und Wsewolod in Kiew eine Zuflucht suchten. Sie dachten hinter den sicheren Mauern der Städte den Nomadensturm abzuwarten und die vorübergehende Verwüstung des flachen Landes geduldig hinzunehmen. Anders aber dachten die Bürger von Kiew. In stürmischer Versammlung trat die Wetsche der Stadt zusammen und rief nach Waffen und als Isjaslaw ihnen nicht zu Willen war, befreiten sie den Wseslaw mit den Seinen aus dem Verließ, in dem sie schmachteten. Nun war Isjaslaws Bleiben nicht länger in Kiew. Er mußte die Rache Wseslaws fürchten und floh nach Polen. Die Kiewer aber erkannten Wseslaw als ihren Fürsten an (1068). Die von Jaroslaw geschaffene Ordnung war damit völlig umgestoßen. Ein Rechtloser

ПЛАНЪ КІЕВА въ Хвѣкѣ во времена СВ. КНЯГИНИ ОЛЬГИ.

Въ лѣто 881 Сѣде Олегъ Княжа въ Кіевѣ и рече Олегъ: се буди мати градомъ Рускимъ (Лѣт. Нестора)



Der älteste Plan von Kiew.

war Großfürst von Kiew geworden und die Position desselben um so stärker, als er den Besitz von Polozk mit der großfürstlichen Würde verband. Wseslaw brauchte nicht einmal gegen die Polowzer zu ziehen, da inzwischen Swjätoslaw sie durch eine siegreiche Schlacht zum Rückzuge in die Steppe genöthigt hatte. Die Fürsten von Tschernigow und Perejaslawl trafen aber keinerlei Anstalten, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen. Dagegen hatte Isjaslaw in Polen die gesuchte Hilfe gefunden. Noch waren sieben Monate nicht verstrichen, da erschien Boleslaw der Kühne mit einem Heere, um Isjaslaw wieder einzusetzen. Wseslaw machte anfangs Miene, ihm die Spitze zu bieten, im entscheidenden Augenblicke aber floh er nach Polozk, und in der That war seine Lage äußerst gefährlich. Vor ihm das polnische Heer und Isjaslaw, dessen Treulosigkeit er kannte, in seinem Rücken die anderen Oheime, von denen er annehmen konnte, daß sie den Vertriebenen begünstigten. Ebenso schlimm waren freilich die Kiewer daran. In ihrer Noth schickten sie Boten zu Swjätoslaw und Wsewolod und drohten Kiew in Brand zu stecken und mit Weib und Kind nach Constantinopel auszuwandern, wenn ihnen nicht die Verzeihung Isjaslaws verbürgt werde. Die erhoffte Verzeihung wurde ihnen zu Theil, d. h. Isjaslaw versprach und hielt sein Versprechen nicht, sobald er die Macht in Händen hatte. Er hatte nur versprochen, selbst nicht zu strafen, aber durch andere glaubte er seine Rachsucht befriedigen zu dürfen. Sein Sohn Mstislaw mußte für ihn die Rache an allen vollziehen, die irgend bei der Befreiung Wseslaws mitgewirkt hatten. Ihm folgte dann der Großfürst mit Boleslaw von Polen, der als Sieger in Kiew einritt, März 1069. Es wiederholen sich nun dieselben Ereignisse, die vor zwei Menschenaltern bei der Einnahme Kiews durch Boleslaw den Tapferen sich abgespielt hatten. Die Polen thaten, als wären sie Herren in der reichen Stadt und ließen es sich wohl sein. Ein Jahr lang ertrugen die Kiewer den Druck, dann fielen sie über die in verschiedenen Quartieren zerstreuten Polen her und ermordeten sie, so daß Boleslaw wie einst sein Ahnherr Stadt und Land räumen mußte. Der einzige bleibende Erfolg seines Zuges war die Einnahme von Peremischl. Die alte Ordnung in Rußland schien hergestellt, als nach längeren Kämpfen und darauf folgenden Unterhandlungen auch Wseslaw wieder in den Besitz von Polozk gelangte. Aber die Unzuverlässigkeit und Treulosigkeit des Großfürsten ließ ein Gefühl der Sicherheit und Ruhe nicht aufkommen. Man glaubte in Tschernigow und Perejaslawl zu wissen, daß er zu Wseslaw von Polozk in Beziehungen getreten sei, welche die Sicherheit und wohl auch das Anrecht der Brüder auf den großfürstlichen Thron beeinträchtigten. War doch seine Herrschsucht seit dem Abzug der Polen unverhüllt hervorgetreten. Es galt ihm zuvorzukommen. Unerwartet erschienen Swjätoslaw und Wsewolod vor den Thoren Kiews. Isjaslaw, der keinen Boden bei der Bürgerschaft hatte, mußte zum zweiten Male die Flucht ergreifen und nun wird Swjätoslaw Großfürst, während Wsewolod in Tschernigow einzieht, 1073. Isjaslaw ließ nichts unversucht, um seine Stellung zurückzugewinnen. Er war mit seinem

Schatz glücklich nach Polen entkommen. Boleslaw war aber nicht geneigt, ein zweites Abenteuer für ihn zu bestehen und „wies ihm den Weg". Günstiger fand er den deutschen König Heinrich IV. gestimmt, den er Januar 1075 in Mainz traf. Heinrich war bereit, eine Gesandtschaft an Swjätoslaw abzuschicken, an deren Spitze er den Erzbischof von Trier Burchard stellte, dessen Schwester Oda die Gemahlin des Großfürsten war. Wie zu erwarten stand, richteten die Königsboten jedoch nichts aus. Die russische Chronik hat



Das goldene Thor in Kiew nach der Ausgrabung.

Im Jahre 1073 von Jaroslaw errichtet. Vielleicht war nur die Kuppel vergoldet. Von 1240 an begann der Verfall des Thores; 1750 mit Erde zugeschüttet, 1802 ausgegraben. 14—30 Arschin hoch; mit griechischem Cement gemauert.

uns den Hergang erzählt: Swjätoslaw zeigte ihnen seine Schätze und es scheint wenig Eindruck auf ihn gemacht zu haben, daß die Deutschen ihm erklärten, Gold und Silber und kostbare Gewänder hätten wenig Werth, wenn der Schatz nicht benutzt werde, tapfere Männer an den Fürsten zu fesseln. Der Chronist hielt es aber für wichtig genug, uns den Ausspruch zu bewahren. Hatten doch die alten Warägerfürsten so gedacht und gehandelt. Uebrigens hat Isjaslaw den Erfolg dieser Gesandtschaft, die erst Sommer 1075 in Kiew eintraf, nicht abgewartet, sondern schon vorher einen Schritt gethan, der von den

größten Folgen hätte werden können. Von Deutschland aus hatte er seinen Sohn Jaropolk zu Gregor VII. nach Rom gesandt. Wir sind über diese Gesandtschaft nur durch einen Brief Gregors unterrichtet, der bisher nicht in seiner ganzen Tragweite verstanden worden ist. Jaropolk war in Rom erschienen und hatte vom Papste in Uebereinstimmung mit Isjaslaw die Uebertragung der Herrschaft über Rußland aus der Hand des Papstes erbeten.[1]) Es handelte sich also nicht blos — wie gewöhnlich interpretirt wird — um eine Wiedereinsetzung Isjaslaws, sondern um eine Belehnung seines Sohnes. Gregor willfährt der Bitte, „wir haben ihm die Regierung Eueres Reiches im Namen des heiligen Petrus übertragen . . ., jedoch unter der Bedingung, daß der heilige Petrus Euch, Euer Reich und alle Euere Güter . . . . behüte und Euch in Frieden, Ehre und Ruhm bis an Euer Lebensende behalten lasse . . . ."

Gleichzeitig hatte er Legaten abgeordnet, welche dem Großfürsten mit Rath und That beistehen und den Inhalt des Briefes weiter erläutern sollten.

Daß Gregor seine Unterstützung nur unter der Bedingung zusagen konnte, daß Isjaslaw und die Seinen die Oberhoheit des römischen Stuhles anerkannten, liegt so sehr auf der Hand, daß es keiner weiteren Erläuterung bedarf. Auch das dürfte als zweifellos anerkannt werden, daß jene Legaten beordert waren, die Einführung des Katholicismus in Rußland zu bewerkstelligen, wenn Isjaslaw erst wieder Herr in Kiew war. Gregor weist selbst darauf hin, daß er ihnen wichtige mündliche Instructionen gegeben hat.[2])

Dies Alles hätte nun von höchster Bedeutung werden können. Der Bruch zwischen der byzantinischen und römischen Kirche war noch sehr jungen Datums. Erst der 16. Juli 1054, da die Legaten des Papstes auf den Altar der Hagia Sophia die Bulle niederlegten, welche die byzantinischen Christen excommunicirte, darf als der entscheidende Tag aufgeführt werden. Rußland war christlich geworden, sechzig Jahre bevor die Scheidung sich vollzog und es schien durchaus nicht undenkbar, daß das junge Christenthum des Landes sich der lateinischen Kirche wieder zuwenden könne. Freilich, damit das geschehe, bedurfte es einer starken einheitlichen Leitung des ganzen Reiches, bedurfte es der starken Tradition eines an den päpstlichen Stuhl gebundenen Fürstengeschlechtes. Die Erbfolgeordnung, wie sie in Rußland galt, widerstrebte aber durchaus einer solchen Continuität und von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt es eine ganz andere Bedeutung, wenn wir vom Papste Jaropolk zum Nachfolger seines Vaters bestimmt sehen. Es wird

1) „regni vestri gubernacula sibi ex parte beati Petri tradidimus", vgl. Jaffé, Monumenta Gregoriana p. 198 (II. 74).

2) qui et ea quae in litteris sunt diligenter vobis exponent et, quae minus hic scripta sunt, viva voce explebunt. . . . quicquid vobis dixerint ex parte nostra, patienter audiatis atque indubitanter credatis; et quae ibi (wo? vielleicht in Kiew?) ex aucthoritate apostolicae sedis negocia tractare voluerint et statuere, nullorum malo ingenio turbare permittatis. .

damit die früher geltende Ordnung über den Haufen geworfen, mit Uebergehung der Brüder unter päpstlicher Aegide die Begründung der Einherrschaft in Rußland im Plane vorbereitet. Ein Plan, der, wenn er zur Ausführung gelangt wäre, eine völlige Umwälzung auf dem Boden des russischen Reiches hervorrufen mußte. Wir wissen zu wenig von der Geschichte Isjaslaws, um sagen zu können, was ihn bestimmte, die einmal betretene Bahn zu verlassen. Wahrscheinlich ist es der Umstand gewesen, daß noch im selben Jahre 1076 sein Bruder Swjätoslaw starb [1]), daß dessen Söhne es durch Eigenmächtigkeit mit Boleslaw von Polen verdarben, so daß dieser sich Isjaslaw wieder geneigt zeigte, daß endlich in Wsewolod eine Persönlichkeit den großfürstlichen Thron zu Kiew bestiegen hatte, deren milder Charakter die Möglichkeit einer gütlichen Einigung nicht ausschloß. Als nun Isjaslaw mit polnischen Hilfstruppen im Januar 1077 in Wolhynien eindrang, rückte ihm Wsewolod zwar entgegen, aber die Brüder verständigten sich dahin, daß Wsewolod Kiew räumte und nach Tschernigow zurückzog, Isjaslaw dagegen zum dritten Male als Großfürst anerkannt wurde (im Juni 1077). Selbstverständlich mußte dann Wsewolod die Nachfolge zugesichert werden und von Jaropolks Plänen war weiter nicht die Rede. Ebenso wenig von einer Rückkehr zum Katholicismus und einem Einfluß des Papstes. Innerer Hader, Kampf gegen jüngere Prätendenten blieb nach wie vor die traurige Losung.

Wseslaw von Polozk hatte seine ehrgeizigen Pläne noch immer nicht aufgegeben. Hatte er auf Kiew verzichten müssen, das die Straße nach Süden hin beherrschte, so wollte er doch Nowgorod bewältigen, den Schlüssel zum Warägermeere. Dort saß jetzt eben jener Gleb, den Rostislaw einst aus Tmutarakan vertrieben hatte. Die jüngere Generation der russischen Fürsten wechselte noch sprunghafter als die ältere den Sitz ihrer Herrschaft, heute im äußersten Nordosten an der asiatischen Grenze, morgen im rauhen Norden, wohin immer Ehrgeiz und Vortheil sie trieb. Durch drei Feldzüge, welche die südrussischen Fürsten gegen ihn unternahmen, wurde jedoch der Plan Wseslaws vereitelt. Polozk, Stadt wie Fürstenthum, wurden dabei entsetzlich verheert und es tritt bei dieser Gelegenheit zum ersten Male ein Fürst in den Vordergrund, der auf viele Jahre hin in das Schicksal Rußlands bestimmend eingreifen sollte, der Sohn Wsewolods, Wladimir Monomach, der Schwiegersohn des letzten angelsächsischen Königs Harald. Freilich zunächst in wenig rühmlicher Weise. Wladimir ist der erste russische Fürst gewesen, der Polowzer in Sold nahm, sie mußten ihm helfen das Land des tapferen Wseslaw zu

1) Wir besitzen im woskresenschen Kloster einen im Jahre 1073 geschriebenen Pergamentcodex, der auf seiner ersten Seite in Farben und Gold uns Swjätoslaw mit seiner Gemahlin und seinen fünf Söhnen zeigt. „Der jüngste Sohn ist als Kind dargestellt, die übrigen sind erwachsen; der Großfürst selbst trägt einen Schnurrbart. Alle tragen lange Gewänder, die durch einen Gürtel zusammengehalten werden, auf dem Kopf hohe blaue Hüte, die Fürstin eine Haube. Der Hut Swjätoslaws ist niedriger, über dem Gewande trägt er einen Fürstenmantel, seine Stiefel sind grün." Karamsin, Anmerkungen zur russischen Geschichte, Bd. II p. 85 (russische Ausgabe).

Grunde zu richten. Wseslaws weitere Schicksale lassen sich an der Hand der Chronik nicht verfolgen; jedenfalls ist er als Fürst von Polozk gestorben (1101) und noch lange lebte sein Andenken im Volke fort. Er galt für einen Zauberer und das Lied vom Heereszuge Igors erzählt, wie er in einer Nacht den Weg von Kiew nach Tmutarakan zurückgelegt und wie er in Kiew habe hören können, wie zu Polozk die Glocken der heiligen Sophienkirche läuteten. Wir sind wohl berechtigt anzunehmen, daß gerade die letzterzählten Ereignisse seine Thatkraft gelähmt und ihn zu dauerndem Frieden gebracht haben.

Der Großfürst selbst war wiederum schuld, wenn Rußland unmittelbar darauf in einen neuen Bürgerkrieg verwickelt wurde. Wir sahen, wie seine Brüder Wjätscheslaw und Igor früh dahinstarben. Beide hatten unmündige Söhne hinterlassen, ebenso Swjätoslaw. Aber während die Letzteren, zum Theil schon bei Lebzeiten des Vaters, mit Theilfürstenthümern versorgt waren, ließ man die Söhne der jüngeren Brüder leer ausgehen. Es ist nur zu begreiflich, daß sie gewaltsam zu erwerben suchten, was man ihnen verweigerte. Boris, der Sohn Wjätscheslaws, bemächtigte sich vorübergehend Tschernigows und floh, als er sich dort nicht behaupten konnte, nach der letzten Zufluchtsstätte aller Unzufriedenen, nach Tmutarakan. Sein Vetter Roman, der Sohn Isjaslaws, nahm ihn freundlich auf und seine Stimmung wurde dem großfürstlichen Oheim noch feindseliger, als bald darauf sein eigener Bruder Gleb aus Nowgorod anlangte. Isjaslaw hatte ihn vertrieben, hatte Oleg, einen anderen Bruder, der als Fürst im wolhynischen Wladimir saß, ebenfalls seiner Herrschaft beraubt, offenbar im Einverständniß mit dem anderen noch lebenden Oheim, Wsewolod. Sie vertheilten die so erledigten Gebiete an ihre eigenen Söhne. Der darüber ausbrechende Krieg sollte dem Großfürsten selber verhängnißvoll werden. Die Neffen waren anfänglich im Vortheil, Wsewolod wurde geschlagen und Tschernigow fiel in ihre Hände. Einer Allianz der Oheime aber, die durch die Unterstützung des nunmehr in Kiew sitzenden tapferen Wladimir Monomach noch gekräftigt wurde, waren sie nicht gewachsen. In der Nähe von Tschernigow fiel am 3. October 1078 die Entscheidung; nach furchtbar hartnäckigem Kampfe unterlagen die Neffen. Boris war in der Schlacht gefallen und Oleg mußte nach Tmutarakan zurück. Aber auch Isjaslaw hatte die Todeswunde erhalten, ein Opfer seiner eigenen Ungerechtigkeit. Die Chronik weiß viel von der Trauer zu erzählen, die sein Tod hervorrief, sie mochte mehr der Todesart und der Thatsache gelten, daß der erste Großfürst nach Jaroslaw im Bürgerkriege gefallen war.

Die nun folgende fünfzehnjährige Regierung Wsewolods (1078—1093) war für Rußland noch unheilvoller als die seines Bruders. Auch er verstand weder die Neffen zu befriedigen, noch der Unzufriedenen Herr zu werden. Dadurch, daß er nur den eigenen Söhnen und denen Isjaslaws Fürstenthümer zuwandte, verdarb er es mit allen anderen. Die Söhne Swjätoslaws und Igors, so wie die seines Neffen Rostislaw haben ihm in ewigem Kampf entgegen gestanden. Polowzer und Chasaren verwüsteten im Bunde mit den



Swjätoslaw und seine Familie.

Miniature in dem Iskornich Swjätoslaws vom Jahre 1073. Aeltestes Denkmal russischen Schriftthums; Schrift mit Metallfarben auf weißes Pergament geschrieben. Aufenthalt im woskresenschen Kloster. Abgebildet ist der Großfürst, seine Frau Oda, seine Kinder Gleb, Oleg, David, Roman und Jaroslaw. Dazu zwei drachenartige Thiere. Die Inschrift enthält die Namen der Abgebildeten und die Worte des 53. Psalms: „Verachte nicht, Herr, die Wünsche meines Herzens ꝛc.“

Aufständischen das Land. Ein Versuch, den er im Jahre 1084 machte, den Heerd, von dem aus die Flammen immer aufs Neue hervorbrachen, Tmutarakan in seine eigene Verwaltung zu nehmen, scheiterte kläglich, ja er verfeindete sich zuletzt sogar mit dem von ihm besonders bevorzugten Sohne Isjaslaws, Jaropolk, so daß dieser nach Polen flüchtete, um erst, nachdem sein Fürstenthum Wolhynien aufs Schlimmste verheert worden war, wieder heimzukehren. Er ward jedoch bald darauf ermordet und der Verdacht lag nahe, daß die Söhne Rostislaws, bei denen der Mörder Aufnahme und Schutz fand, um die That gewußt hatten. In dieser allgemeinen Verwirrung hat dann der alte Wseslaw von Polozk noch einmal zum Schwerte gegriffen und Smolensk gebrandschatzt. Es waren böse Tage. Der Großfürst saß meist krank in Kiew und sein Sohn Wladimir Monomach hatte die Aufgabe, überall einzugreifen, wo Gefahr im Verzuge war. Das hat er dann auch redlich mit Tapferkeit und Geschick gethan, so daß zuletzt der Großfürst doch die Oberhand behielt. Es trägt nichts aus, hier näher in das Detail einzugehen. Erwähnung verdient nur noch ein Versuch, den Wibert von Ravenna, als Papst Clemens III., um 1089 machte, eine Einigung, nicht eine Unterwerfung der russisch-griechischen Kirche mit der lateinischen herbeizuführen. Der damalige Metropolit von Kiew Johann II., ein Grieche, antwortete in einem mit großem diplomatischen Geschick verfaßten Schreiben, das unter dem Schein höflichster Bereitwilligkeit eine entschiedene Abweisung enthielt, die Irrthümer der katholischen Kirche aufzählte und den Papst an den Patriarchen verwies. Uebrigens schickte Johann dem Papste eine Gegengesandtschaft, deren Führer, ein Grieche mit Namen Feodor, 1091 aus Rom mit Reliquien heimkehrte. Erst Papst Innocenz III. hat nach mehr als hundert Jahren den Plan wieder aufgenommen, die Wirren der Kämpfe zwischen Kaiser und Papst hatten das Augenmerk des Stuhles Petri von Rußland abgelenkt.

Zehntes Kapitel.

Wladimir Monomach.

Als am 13. April 1093 Wsewolod, der letzte der Söhne Jaroslaws, in seinem 67. Lebensjahre starb, war keine der principiellen Fragen gelöst, von denen die Zukunft Rußlands abhing. Weder war es gelungen, ein festes allgemein anerkanntes Erbrecht zu schaffen, noch war irgend Erhebliches den auswärtigen Feinden, namentlich den Polowzern gegenüber geschehen. Und gerade seine letzten Jahre hatten nächst einem verheerenden Einfall der Nomaden noch andere Unglücksfälle über das Reich gebracht; furchtbare Dürre und Waldbrände, die sich weithin erstreckten, Hungersnoth und eine verderbliche Seuche, an der in der Zeit von Mitte November bis zum 1. Februar

1092 in Kiew allein 7000 Menschen umkamen, dazu erregten die Schrecken einer Sonnenfinsterniß und eines Erdbebens die Gemüther. Man sah mit Angst und Sorgen in die Zukunft. Wsewolod war der Lieblingssohn Jaroslaws gewesen; seine Regierung hat die Hoffnungen, die der Vater auf ihn setzte, nur wenig gerechtfertigt. Er hat zwei Söhne hinterlassen, Wladimir Monomach, dem Tschernigow zufiel, und Rostislaw, der Perejaslawl erhielt. Den großfürstlichen Thron in Kiew aber bestieg Swjätopolk, der Sohn Isjaslaws — sein älterer Bruder Jaropolk war, wie wir sahen, von Mörderhand gefallen. Es wäre Monomach leicht möglich gewesen, die Krone an sich zu bringen; war er doch der populärste der russischen Fürsten, schon damals durch seine Polowzersiege berühmt. Er hat sie während des Vaters Regierung zwölf Mal geschlagen. Aber er wollte das Recht des Aelteren wahren. So kam Swjätopolk zur Regierung 1093—1114, nicht zum Heile Rußlands, das nun nochmals alle Noth durchzukosten hatte, welche plündernde Barbaren und innerer Krieg hervorrufen können. Der Chronist lobt Monomach wegen seiner Enthaltsamkeit, es wäre glücklicher gewesen, wenn er unter Mißachtung der alten Ordnungen sich zum Nachfolger des Vaters aufgeworfen hätte.

Swjätopolk war ein harter gewaltsamer Mann, dem dabei im entscheidenden Augenblicke Besonnenheit und Ausdauer fehlten. Gleich der Beginn seiner Regierung ist durch einen argen Bruch des Völkerrechts gezeichnet. Die Gesandten der Polowzer, die einen Frieden mit ihm zu schließen erschienen waren, ließ er ins Gefängniß werfen. Natürlich war die Antwort ein Kriegszug der Geschädigten, die mit so bedeutender Macht erschienen, daß Wladimir und Rostislaw, die auf den Hilferuf des Großfürsten mit Heeresmacht gekommen waren, dringend riethen, den Abzug der Feinde zu erkaufen. Sie wurden jedoch nicht gehört und bei Trepol an der Stugna kam es am 23. Mai 1093 zur Schlacht. Swjätopolk mit seinen Kiewern bildeten den rechten Flügel, sie kämpften anfänglich tapfer, wandten sich aber zuletzt zur Flucht. Vergebens war nun der Widerstand des Centrums und des linken Flügels. Sie wurden auf die hoch angeschwollene Stugna zurückgeworfen, in deren Fluthen Rostislaw vor den Augen des Bruders ertrank. Mit Mühe nur gelang es Monomach und Swjätopolk sich zu retten. Der Eine flüchtete nach Kiew, der Andere nach Tschernigow. Als dann Swjätopolk im nächsten Jahre nochmals gegen die Polowzer zog, ward er so völlig aufs Haupt geschlagen, daß er mit nur zwei Begleitern sich in seine Hauptstadt retten konnte. Die Feinde aber zwangen die Stadt Tortschesk zur Capitulation und kehrten mit Gefangenen und sonstiger Beute reich beladen in die Steppe zurück. Es war von nur geringer Bedeutung, daß der Großfürst jetzt den Frieden erkaufte und sogar die Tochter des Polowzerchans Tugor zur Gemahlin nahm. Noch in demselben Jahre kehrten sie zurück und diesmal unter der Führung eines russischen Fürsten, des Oleg Swjätoslawitsch, der inzwischen in Tmutarakan geweilt hatte und den Augenblick für geeignet hielt, sich ein Fürstenthum zu ertrotzen und sein unzweifel-

haftes Recht zur Geltung zu bringen. Er stammte vom zweiten Sohne Jaroslaws, Tschernigow war der ursprüngliche Sitz seines Vaters gewesen und dort saß jetzt Wladimir Monomach, der nur vom dritten Sohne Jaroslaws abstammte. Die Väter beider waren Großfürsten gewesen, Oleg war kein Isgoi und wollte sich als solchen nicht behandeln lassen. Es war daher nur folgerecht, wenn er seinen Angriff gerade gegen Tschernigow und gegen Monomach wandte. Wie aber sollte der Widerstand leisten? Noch hatte er sich von der Schlacht an der Stugna nicht erholt, seine Drushina war auf nur hundert Mann zusammengeschmolzen, Weiber und Kinder mit eingeschlossen. Acht Tage lang hat er sich dennoch gehalten, dann wurde ihm freier Abzug nach Perejaslawl gewährt, wo er drei böse Jahre unter steten Anfällen der Polowzer verbrachte. Oleg aber behauptete sich in Tschernigow in stolzer, den Vettern feindseliger Haltung. Ein Bruch konnte nicht ausbleiben. Den äußeren Anlaß gab die Weigerung Olegs, sich an einem combinirten Feldzuge gegen die Polowzer zu betheiligen und die Ueberrumpelung der Stadt Smolensk, durch seinen Bruder David. Es entbrannte nun ein allgemeiner Kampf, der zwei Jahre lang dauerte, und sich über das ganze Gebiet des Reiches ausdehnte, von Nowgorod bis nach Murom und von da bis zur Steppe. Monomach und seine Söhne thaten auch diesmal das Beste, aber auch Oleg und seine Brüder David und Jaroslaw gaben keinen Fuß breit Landes ohne Kampf preis. Ein Sohn Monomachs fiel im Felde 1096, zwei andere Söhne brachten Oleg endlich die entscheidende Niederlage bei. Immerhin war seine Macht noch nicht so weit gebrochen, daß der Krieg nun sein Ende hätte finden müssen, das versöhnliche Auftreten Monomachs aber bestimmte ihn nachzugeben. Der Brief ist erhalten, den der, durch den Tod seines Sohnes tief bekümmerte, Monomach an ihn richtete.

„Ich schreibe Dir, weil Dein Taufsohn (Mstislaw, der Sohn Monomachs) mich dazu nöthigt: er hat einen seiner Mannen zu mir geschickt und einen Brief; er schreibt: wollen wir uns vereinigen und Frieden schließen. Meinen lieben Bruder hat das Geschick erreicht; wir aber wollen nicht Rache nehmen, sondern Alles in Gottes Hand legen. Vor Gott werden sie vor Gericht stehen, wir wollen Rußland nicht verderben. Als ich diese Ergebung meines Sohnes sah, wurde ich weich und fürchtete den Herren und dachte: Mein Sohn fügt sich, trotz seiner Jugend und Einfalt, und weist Alles dem Herrn zu; was aber thue ich sündigster aller Menschen. So folge ich denn meinem Sohne und schreibe Dir diesen Brief und will aus Deiner Antwort erkennen, ob Du ihn günstig oder mit Schimpf entgegennimmst. Ich habe Dir zuerst geschrieben und erwarte von Dir, daß Du stille hältst und in Dich gehst. Unser Herr ist kein Mensch, sondern der allmächtige Gott, was er will — das schafft er in einem Augenblicke und doch hat er Schmach, Speichel und Schläge hingenommen, er, der Herr über Leben und Tod. Was sind wir sündigen Menschen? heute leben wir und sind morgen todt. Heute stehen wir in Ruhm und Ehre und morgen liegen wir im Grabe und wissen von

nichts. Gedenke unserer Väter, Bruder! Was haben sie mitgenommen, wenn nicht was sie für ihre Seele thaten? Es wäre an Dir gewesen, Bruder, zuerst mit solchen Worten zu mir zu senden. Als man vor Deinen Augen meinen Sohn erschlug, der ja auch Dein Sohn ist, als Du sein Blut sahst, seinen Körper, der verwelkte wie eine kaum erblühte Blume, der dalag wie ein Lamm, das man geschlachtet hat, da hättest Du denken sollen: Wehe! was habe ich gethan! um der Eitelkeit dieser Welt willen habe ich eine Sünde auf meine Seele geladen, seinen Vater und seine Mutter habe ich in Thränen gestürzt! Vor Gott hättest du Buße thun sollen und mir meine Schwiegertochter schicken, die keinerlei Schuld trägt. Ich hätte sie umarmt, ihren Gatten beweint und die Hochzeit. Das wären meine Hochzeitslieder gewesen, denn um meiner Sünden willen habe ich weder ihre erste Freude, noch ihre Trauung gesehen. Ich bitte um Gott, schicke sie zu mir so bald als möglich; sie soll bei mir wohnen wie die Turteltaube, die auf abgestorbenem Baume den Tauber beweint, und Gott mag mir Trost geben. Siehe, welche Wege die Söhne unserer Väter gegangen sind: ihn aber hat Gottes Gericht getroffen. Hättest Du gethan wie Du wolltest, Murom genommen und Rostow nicht besetzt, wir wären abgezogen, aber urtheile selbst: ziemte es sich, daß ich zu Dir oder daß Du zu mir schicktest? Hättest Du aber meinem Sohne gesagt, „schicke zum Vater", ich hätte zehn Mal zu Dir geschickt. Daß ein Mann auf dem Schlachtfelde stirbt, ist nicht wunderbar; auch unsere Altvordern sind so gestorben: nur hätte er (Isjaslaw, der gefallene Sohn Monomachs) nicht nach Fremdem streben sollen und mich nicht in Schande und Trauer bringen. Das haben ihn die jungen Leute in seinem Gefolge thun lassen, ihm selber zum Verderben.

„Willst Du nun vor Gott Dich demüthigen und mit mir Frieden schließen, so schreibe einen Brief in Treuen und schicke mit ihm einen Boten oder Popen. Dann wirst Du in Güte Dein Gebiet einnehmen und Dir unsere Herzen zuwenden und wir werden besser leben als vorhin: ich bin Dir weder Feind noch Bluträcher. Ich habe auch in Starodub Dein Blut nicht gewollt, aber ich will bei Gott auch nicht zulassen, daß Du oder ein anderer Bruder Blut vergießt. Lüge ich aber, so mögen Gott und das heilige Kreuz mich strafen. Besteht mein Vergehen darin, daß ich, weil Du mit den Heiden Freund warst, gegen Dich nach Tschernigow zog, so thut es mir leid. Jetzt sind bei Dir Dein Taufsohn und sein kleiner Bruder und sie essen das Brot ihres Oheims, Du aber hast Dein Gebiet inne (Murom). So bestimme denn, und wenn Du es willst, tödte sie, sie sind in Deiner Hand; ich aber will nichts Böses, sondern das Beste für uns Brüder und für Rußland. Das Gebiet Deines Vaters, das Du haben willst, hätten wir Dir in Gnaden auch vor Starodub gegeben. Gott sei mir Zeuge, daß wir uns mit Deinem Bruder geeinigt haben, aber er kann ohne Dich nicht abschließen. Wir haben nichts Schlimmes gethan und ihm nur gesagt, beschicke Deinen Bruder, wir können uns danach versöhnen. Will aber einer von uns den Christen nicht Heil

und Frieden geben, so mag auch seine Seele in jener Welt vor Gott nicht Frieden finden.

„Ich schreibe Dir nicht weil die Noth mich drängt, ich stehe im Glück, wohl aber schreibe ich Dir um Gottes Willen, denn meine Seele ist mir theurer als Alles in der Welt."

Die von Monomach erstrebte Zusammenkunft der Fürsten fand denn auch wirklich in Frieden statt. In Ljubetsch, auf Tschernigow'schem Boden, am linken Ufer des Dniepr trafen sich die Fürsten. Es erschienen der Großfürst Swätopolk, Wladimir Monomach, Oleg und David, die Söhne Swjätoslaws, David der Sohn Igors und Wassilko, der Sohn Rostislaws. Man einigte sich nun dahin, daß der Großfürst Kiew und Turow erhielt, Wladimir Perejaslawl und dazu Smolensk und Rostow. Sein Sohn Mstislaw behielt Nowgorod. Das ganze große Gebiet von Tschernigow mit seinem Zubehör fiel an die Söhne Swätoslaws Oleg, David und Jaroslaw. Damit war den Söhnen der früheren Großfürsten der bei weitem umfangreichere und größere Theil des Reiches zugefallen. Es waren aber noch drei Isgoi zu befriedigen, die Söhne Rostislaws Wolodar und Wassilko; von ihnen erhielt der erstere Peremischl, der zweite Terebowl und endlich wurde David, der Sohn Igors, mit Wladimir in Wolhynien abgefunden. Polozk blieb in der Hand Wseslaws, der keine weitergehenden Ansprüche erhob.

Der Fürstentag zu Ljubetsch hat denn auch wirklich dem arg verheerten Norden Rußlands längere Ruhe gebracht. Ueber den Süden brach fast unmittlebar danach eine noch schlimmere Katastrophe herein. Von den Söhnen Rostislaws hatte Wassilko den kriegerischen Sinn des Vaters geerbt. Er trug sich mit großen Plänen. Schon früher hatte er in glücklichen Kriegen gegen die Polen sein militärisches Talent gezeigt. Jetzt, da die Streitigkeiten mit den Oheimen endgiltig beigelegt schienen, dachte er einen weitangelegten Plan zur Ausführung zu bringen. Er hatte große Schaaren von Nomaden in Sold genommen, wollte zuerst über Polen herfallen, dann gegen die Bolgaren an die Donau ziehen und endlich die Polowzer bekriegen. Er hatte nicht für nöthig befunden, seine nächsten Nachbarn, den Großfürsten und den Wolhynier David ins Geheimniß zu ziehen. Letzterer faßte Verdacht. Er glaubte, daß eine Verschwörung zwischen Monomach und Wassilko vorliege, wußte den Großfürsten zu überreden, daß wirklich Gefahr im Verzuge sei und beschloß gemeinsam mit ihm, den gefährlichen Gegner unschädlich zu machen. Man lockte Wassilko, der gerade in Kiew seine Andacht verrichtete, in den Palast des Großfürsten, warf ihn dort treulos in Ketten und schleppte ihn nach Belgorod. Hier, noch auf Kiew'schen Grunde, wurde in unsäglich grausamer Weise die Blendung an ihm vollzogen. Weil man seiner nicht anders Herr werden konnte, wurde dem starken Mann die Brust mit Brettern zusammengepreßt und dann ein Auge nach dem andern ausgebohrt. Ganz Rußland hallte wieder von Entrüstung und Entsetzen. Monomach rief die Söhne Swjätoslaws zu sich, mit Heeresmacht drangen sie gegen Kiew vor und ver-

gebens suchte der Großfürst die Schuld von sich ab auf David von Wolhynien zu wälzen. Nur der Vermittelung des Metropoliten und der Wittwe Wsewolods, der Mutter Monomachs, gelang es Frieden zu stiften, doch mußte der Großfürst sich verpflichten, selbst als Rächer Wassilko's aufzutreten. David, der ja unzweifelhaft die Hauptschuld am Frevel trug, lieferte den unglücklichen Wassilko an Wolodar aus, und wurde bald darauf 1099 durch den Großfürsten zur Flucht nach Polen genöthigt. Als aber dieser, nachdem er das Gebiet Davids besetzt hatte, sich höchst ungerechter Weise gegen die Rostislawitschen wandte, wurde er von Wolodar geschlagen und schloß nun ein Bündniß mit dem Könige Koloman von Ungarn. Die Allianzen verschieben sich jetzt völlig. David vereinigt sich mit den Rostislawitschen und dem Polowzer Chan Boujak und bei Peremischl schlagen sie den Großfürsten und seinen Verbündeten aufs Haupt. Der Krieg, der durch wiederholte Einfälle der Polowzer noch schrecklicher wurde, schien sich ins Endlose ziehen zu wollen, da David im Vortheile blieb, als endlich Monomach einen zweiten Congreß der Fürsten herbeiführte. Im August 1100, in Uwetitschi, im Kiew'schen, vereinigte man sich dahin, David Igorewitsch mit einigen Städten abzufinden und Wolhynien auf Jaroslaw, den Sohn Swjätopolks, zu übertragen. Die Söhne Rostislaws blieben dagegen in ungeschmälertem Besitz ihres Antheils. So war auf längere Zeit hin Ordnung geschaffen, die Leitung der russischen Politik lag aber kaum noch in Händen des Großfürsten. Ueberall tritt uns Monomach als der eigentliche Führer entgegen. Er ist es denn auch gewesen, der die Macht der südrussischen Fürsten zum Kampf gegen die Polowzer einigte. Es ist eine Reihe von Kriegszügen, die von den russischen Chroniken in ihrem Detail offenbar mit einander vermengt werden. Im Allgemeinen war dabei der Vortheil auf russischer Seite, doch hören wir nirgends von Maßregeln, die darauf abzielten, den unruhigen Feind dauernd unschädlich zu machen. Er schien den russischen Fürsten trotz ihrer Siege doch so gefährlich, daß sie sogar in verwandtschaftliche Beziehungen zu den verachteten Heiden traten. Wir sahen, wie der Großfürst selbst das schimpfliche Beispiel gegeben hatte, das Bewußtsein aber, daß solche Ehen der Nationalehre Eintracht thaten, wurde nicht lebendig: Monomach und die beiden Söhne Swjätoslaws, Oleg und David vermählten im Jahre 1107 ihre Söhne mit den Töchtern der Feinde und mußten doch in den folgenden Jahren fast ununterbrochen gegen sie kriegen. Erst das Jahr 1111 brachte nach all dem planlosen Rauben einen wirklichen Feldzug. Wiederum stand Monomach an der Spitze. Nachdem Dniepr und Worskla überschritten waren, drang das russische Heer tief in Feindesland bis zum Don vor. Zwei Städte der Polowzer wurden genommen, die eine, Sugrow, eingeäschert, der Don überschritten und am 24. und 26. März mit äußerster Anstrengung gekämpft. Der erste Schlachttag hatte einen jener entscheidungslosen Siege gebracht, welche die Chronik uns so häufig vorführt, der zweite aber sollte von wirklicher Bedeutung werden. Die russischen Truppen standen an der Sula, dem

letzten größeren Nebenflusse, den der Don vor seiner Mündung ins Asow'sche Meer aufnimmt, in höchst ungünstiger Position. Hier wurden sie von den Polowzern rings umschlossen und es kam zu blutigem Streit. Die Entscheidung lag darin, daß Monomach und David mit dem bisher zurückgehaltenen Kern ihrer Drushine über die bereits ermatteten Feinde herfielen und diese, von panischem Schrecken ergriffen, sich in wilde Flucht stürzten. Engel, erzählte die Ueberlieferung, gingen dem russischen Heere voraus und schlugen den Feind mit Blindheit. „Wie sollten wir Widerstand leisten", sagte ein gefangener Polowzer: „Andere reiten über euch in hellen schrecklichen Panzern und helfen euch." Es klingt aus der Erzählung des Chronisten ein Ton jener religiösen Erregung, die das abendländische Europa damals bewegte, aber wie bald verklingt er wieder, ohne nachhaltige Spuren zu hinterlassen. Kurz darauf ist Swjätopolk (16. April 1113) gestorben. Seine Regierung war stürmisch und unglücklich gewesen; auch im Norden, Nordosten und Nordwesten hatte es unaufhörliche Kämpfe gegeben. Dauerndes war nicht geschaffen, nur die kraftvolle Persönlichkeit Monomachs hatte das Reich vor völliger Zerrüttung bewahrt. Swjätopolk war wenig beliebt gewesen, noch weniger seine Söhne, die das Volk bedrückten, habsüchtig und ungerecht waren wie ihr Vater. Nur einem Fürsten gehörte die Sympathie ganz Rußlands, und das war Wladimir Monomach. Rechtlich aber gebührte der großfürstliche Stuhl nicht ihm, sondern seinem Vetter Oleg von Tschernigow, dem Sohne Swjätoslaws, und Monomach schien entschlossen, dies Recht anzuerkennen. Als er jedoch keinerlei Anstalten machte nach Kiew zu ziehen, Oleg andrerseits sich abwartend verhielt, brach ein Aufstand in Kiew aus, dessen Spitze zwar zunächst gegen die Juden gerichtet war, deren sich der verstorbene Großfürst zu fiscalischen Zwecken bediente, der aber weitere Dimensionen anzunehmen drohte. Ihn und keinen anderen, erklärten die Kiewer, wollten sie zum Fürsten haben. Da entschloß er sich nachzugeben. Wladimir II. Monomach regierte von 1113—1125. Wir gehen auf die Einzelheiten seiner Regierung nicht ein. Das Wesentliche ist darin zu finden, daß durch die Thatsache seiner Thronbesteigung das Geschlecht Swjätoslaws oder wie man es nunmehr nach Oleg nennt, die Olgowitschi, in die Reihe der vom großfürstlichen Thron ausgeschlossenen Geschlechter tritt und daß es Monomach gelingt, einen großen Theil Rußlands an sein Haus zu bringen. Auch die Kämpfe gegen die Polowzer, sowie gegen die Finnen im Norden und Osten und gegen die Polen im Westen hat er mit Glück fortgesetzt. Er hat während seiner Regierung die Steppe fast ganz gesäubert, so daß, wie die Ueberlieferung übertreibend erzählt, er die Polowzer sogar auf den Kaukasus zurückgeworfen hat. Seine Beziehungen zum byzantinischen Reiche sind noch nicht genügend aufgeklärt. Er selbst war der Sohn einer byzantinischen Prinzessin und es war ihm gelungen, auch seine Tochter Maria mit Leo, dem Sohn des unglücklichen Kaisers Romanus Diogenes zu vermählen, der 1071 geblendet und auf eine Insel verbannt wurde. Leo hatte darauf den Versuch gemacht, sich gegen Alexios Comnenos zu erheben, war



Großfürst Wladimir Monomach auf seinem Thronsessel.

„Großfürst Wolodimer Monomach."

„Und der Großfürst saß auf dem Throne seines Vaters Wsewolod von Kiew . . . und die Leute freuten sich und der Aufruhr legte sich." (Vgl. pag. 112.)

Der Großfürst sitzt auf dem Thron, mit langem Kaftan, der am Saum und am Gürtel Stickerei zeigt, bekleidet. Als Ueberwurf dient ein pelzverbrämter Mantel mit langen Aermeln. Die Kopfbekleidung trägt ebenfalls Pelzverbrämung. Die Stiefel laufen spitz zu. In der linken Hand hält er den Herrscherstab, während die Rechte zur Anrede erhoben ist.

Rechts vom Großfürsten stehen Bischöfe, links die Bojaren und eine Frau. Beachtenswerth ist die Kopfbedeckung. Der Hintergrund zeigt den Großfürstlichen Palast und Kirchenthürme. Vorn sieht man Theile der Stadtmauer.



Hochzeit des Fürsten Andrei Wladimirowitsch.

„Im selben Jahre (6626) vermählte Wlodimer Monomach seinen Sohn Andrei und nahm für ihn die Enkelin Turkhans des Fürsten der Polowzer."

Inneres des großfürstlichen Palastes in Kiew. Links der Großfürst Wladimir auf erhöhtem Sitze im pelzverbrämten Mantel und Diadem.

Links von ihm sein Sohn Andrei, der ebenfalls ein Diadem trägt und mit seiner Braut redet, hinter dieser das Gefolge ihrer Frauen. Eigenthümlich ist die Schleierartige Kopfbedeckung derselben. Rechts vom Großfürsten Bojaren, mit denen er poculirt, weiter rechts junges Volk, welches aufwartet. Die Scene im Thurm oben rechts stellt wieder den Großfürsten dar, wahrscheinlich wie er über die abzuschließende Ehe verhandelt.

„Aus den Historien von Fürsten und Zaren des russischen Landes." Ausgabe der archäographischen Commission. Zeichnungen und Handschrift gehören dem ausgehenden 16. Jahrhundert an: zur Geschichte der Costüme früherer Zeit sind sie daher nicht zu verwerthen.

aber 1116 an Gift, das der Kaiser ihm beibringen ließ, gestorben. Für die Ansprüche seines Sohnes Basilius trat nun Monomach als Großvater ein und schickte ein Heer an die Donau, das jedoch unverrichteter Sache heimkehren mußte. Eine spätere unter dem Einflusse Moskaus entstandene Ueberlieferung will wissen, daß der Kaiser Alexius, um der Verwüstung zu steuern, welche die russischen Truppen in Thrakien anrichteten, dem Großfürsten ein Diadem und die Krönungsinsignien geschickt habe und daß der Uebertragende, der Metropolit von Ephesus, Neophit, das Diadem dem Großfürsten aufs Haupt gesetzt und ihn Zar, d. h. Kaiser genannt habe.

Die Zeitgenossen wissen hiervon nichts, auch ist es an sich unwahrscheinlich, daß Byzanz einen Titel, auf dessen alleinigen Besitz es eifersüchtig wachte, dem im Grunde damals nicht mehr gefährlichen Großfürsten verliehen hätte. Dagegen ist bekannt, daß sechs Jahre nach jenem vermeintlichen Feldzuge nach Thrakien 1122 eine Enkelin Monomachs mit einem griechischen Prinzen des romanischen Hauses vermählt wurde.

Der Schwerpunkt der kriegerischen Thätigkeit Monomachs fällt in die Regierungszeit seiner Vorgänger. Er stand in seinem 61. Lebensjahre, als er die Regierung antrat, vermied jeden Kampf, der sich irgend vermeiden ließ und brauchte den übrigen Fürsten gegenüber nur da Gewalt, wo es zur Aufrechterhaltung seiner oberherrlichen Stellung durchaus nothwendig war. In diesem Sinne hat er in Minsk, in Nowgorod und im wolhynischen Wladimir sich geltend zu machen gewußt. Er war, soweit die Verhältnisse es erlaubten, Friedensfürst und eine Reihe höchst bedeutsamer organisatorischer Maßregeln ist auf ihn zurückzuführen. Es sind hier die in ganz Rußland zur Anerkennung gelangten gesetzlichen Bestimmungen über Wucherzinsen und über die Halbfreien, die sogenannten Zakupi gemeint. Rußland hatte unter den fortwährenden Bürgerkriegen und den immer wiederholten Einfällen der Polowzer unsäglich gelitten.[1]) Eine völlige Verarmung namentlich der kleinen Leute war die Folge. Da es ihnen nicht möglich war, auf ihren verheerten Grundstücken ihre Wirthschaft wiederum neu einzurichten, zogen sie in Massen auf die Güter der Reichen, die sie nun in völlige Leibeigenschaft zu bringen trachteten, oder aber sie nahmen Geld auf und wurden bei dem erschrecklich raschen Anwachsen der Schuld ebenfalls unfrei. Dies Verhältniß fand Wladimir vor und es mußte seine Sorge sein, es so zu regeln, daß beide Theile dabei keinen Schaden nahmen. Zunächst ordnete er die Wucher- und Zinsverhältnisse. Unter dem Einfluß der Juden, welche unter Swjätopolk eine Macht in Kiew gebildet, hatte der Zinsfuß die ungeheure Höhe von 120 Procent erreicht. Monomach stellte den Zinsfuß auf 20 Procent herab und bestimmte, daß wer, wie üblich war, von seiner Schuld vor Erlaß des neuen Gesetzes dreimal die Tertialzinsen erlegt hatte,

1) Chlebnikow, Staat und Gesellschaft in vormongolischer Zeit. Pet. 1872. p. 241 sq. (russisch).

der Schuld ledig sein solle. Gewiß mit Recht, da der Gläubiger in diesem Falle außer der Rückzahlung des Capitals noch 20 Procent Zinsen gezogen hatte. Zugleich hat er die Juden aus Rußland verbannt. Eine Bestimmung, die, wie zu erwarten stand, nicht von dauernder Bedeutung war. Schwieriger noch war es die Lage jener Zakupi oder Halbfreien zu regeln. Er that es indem er den Zakup zunächst principiell als Freien auffaßte, der zwar durch einen Vertrag, der in Geltung blieb, schollenpflichtig geworden war, aber freies Eigenthum erwerben konnte und nicht der Gerichtsbarkeit des Grundherrn unterstellt war. Auch die rechtliche und materielle Stellung dieser Halbfreien wurde darauf so festgesetzt, daß sie der Willkür ihrer Herren entzogen wurden. Nur wenn er dem Herrn entläuft oder wenn er flieht, wird er völlig unfrei; auch das wird bestimmt, für welchen Theil des herrschaftlichen Eigenthums er die Verantwortung trägt, was er an Zahlungen und welchen Theil der Ernte er zu entrichten hat. Es wurde so dem Grundherrn unmöglich gemacht, den verarmten Freien zu exploitiren und ihn zum rechtlosen Leibeigenen herabzudrücken. Wahrlich, eine rechtliche Wohlthat, die dem Großfürsten nicht hoch genug zur Ehre angeschlagen werden kann. Der humane Sinn, der aus diesen Bestimmungen spricht, ragt hoch über die Geistesrichtung der zeitgenössischen russischen Fürsten hervor und läßt uns verstehen, daß Monomach sich dauernde Liebe im Volke erwarb. Derselbe Geist weht uns auch aus der letztwilligen Verfügung des Großfürsten entgegen, die wir als culturhistorisch höchst bedeutsames Actenstück deshalb in charakteristischem Auszuge hier wiedergeben.

„Da mein Ende naht, schreibt Monomach in seinem Testamente, danke ich dem Allerhöchsten, daß er meine Tage gemehrt hat. Seine Hand hat mich bis ins Greisenalter geführt. Ihr aber, meine lieben Kinder, beobachtet die Lehren, welche diese Schrift enthält. Billigt euer Herz sie nicht, so verurtheilt nicht meine Absicht, sondern sagt nur, er hat unrecht geredet.

„Furcht Gottes und Menschenliebe sind die Grundlage aller Tugend .... Lobet den Herren, liebe Kinder und liebt auch die Menschen. Weder Fasten, noch Einsamkeit, noch Mönchthum wird euch retten, sondern Wohlthun. Vergesset der Armen nicht; sorgt für ihren Unterhalt und gedenket, daß Alles Gottes ist und euch nur zeitweilig verliehen wird. Vergrabt keine Schätze in die Erde, das ist nicht christlich. Seid Väter der Waisen, sitzet selbst zu Gericht über Wittwen und duldet nicht, daß der Starke den Schwachen verderbe. Tödtet weder Schuldige noch Unschuldige, denn das Leben eines Christen ist geweiht. Führet nicht immer den Namen Gottes im Munde; wenn ihr aber einen Eid durch Kreuzküssung bekräftigt habt, so brecht ihn nicht .... Verlasset die Kranken nicht und scheut nicht Todte zu sehen, wir sterben ja alle. Nehmet den Segen der Geistlichen in Liebe an und haltet euch nicht von ihnen fern; erweiset ihnen Gutes, so werden sie für euch beten. Seid nicht stolz in Sinn und Herz, sondern denket, wir sind sterblich; heute leben wir und morgen liegen wir im Grabe. Scheuet

vor Lüge, Völlerei und Wollust, sie verderben Beides, Leib und Seele. Ehret die Alten wie eure Väter und liebet die Jungen wie eure Brüder. Sehet in eurer Wirthschaft selbst fleißig nach Allem und verlasset euch nicht auf Knappen und Amtleute, sonst werden die Gäste Schlimmes von eurem Hause und eurem Mittag reden. Im Kriege seit thätig euern Wojewoden zum Vorbilde. Dann ist keine Zeit zu Gelagen und Belustigungen. Leget euch zur Ruhe erst nachdem ihr Nachtwachen ausgestellt habt. Ein Mensch fährt plötzlich dahin: leget deshalb die Waffen nicht ab, wo Gefahr drohen kann, und steiget früh zu Roß. Wenn ihr durch euer Land reiset, duldet nicht, daß eure Mannen das Volk beleidigen, sondern wo ihr Halt macht, sollt ihr euren Wirthen zu essen und zu trinken geben. Vor Allem aber ehret eure Gäste, die edlen und die unedlen, die Kaufleute und die Gesandten; wenn ihr sie nicht beschenken könnt, so stellt sie wenigstens mit Speise und Trank zufrieden. Denn die Gäste machen uns bösen oder guten Leumund in fremden Landen ... Liebet eure Frauen, aber laßt euch nicht von ihnen beherrschen ... Das Gute, das ihr hört, sollt ihr behalten, was ihr nicht wißt, lernen. Mein Vater konnte in fünf Sprachen reden .... Trägheit ist die Mutter der Laster: hütet euch vor ihr. Der Mensch soll stets beschäftigt sein. Wenn ihr auf Reisen seid, zu Roß und kein Geschäft habt, gebt euch nicht eiteln Gedanken hin, sondern sagt euer Gebet aus dem Gedächtniß her, wenn nicht anders das Kürzeste und Beste: Herr, erbarme dich! Schlafet nie ein, ohne euch zur Erde gebeugt zu haben, fühlt ihr euch aber unwohl, so verbeugt euch dreimal zur Erde. Nie treffe euch die Sonne im Bett. Gehet früh in die Kirche, Gott den Morgendank zu bringen, so hat es mein Vater gethan, so thaten es alle guten Männer .... Darauf saß man zu Rath mit der Drushina, oder zu Recht über das Volk oder man ritt zur Jagd. Um die Mittagszeit aber legte man sich zu Bette: denn nicht nur den Menschen, sondern auch den vierfüßigen Thieren und Vögeln hat Gott die Mittagszeit zur Ruhe bestimmt. So hat auch euer Vater gelebt. Ich habe stets selbst gethan, was ich durch meine Diener hätte verrichten können: auf der Jagd und im Kriege, am Tage und in der Nacht, in der Sommergluth und in der Winterkälte kannte ich keine Ruhe. Ich habe mich nicht auf meine Statthalter und Boten verlassen und nicht geduldet, daß Wittwen und Waisen von den Mächtigen bedrückt wurden; ich selbst führte die Aufsicht über Kirche und Gottesdienst, über Haushalt, Marstall, Jagd, Habichte und Falken [1] .... Feldzüge habe ich im Ganzen dreiundachtzig geführt, die geringeren ungezählt. Mit den Polowzern schloß ich neunzehn Friedensverträge, mehr als hundert ihrer besten Fürsten habe ich gefangen genommen und darauf frei gegeben, mehr als zweihundert aber habe ich hingerichtet und in Flüssen ertränken lassen. Wer ist rascher gereist als ich? Wenn ich in der Frühe von Tschernigow aufbrach, war ich vor dem Abend-

1) Es wurde auch der Habicht zur Beize benutzt.

gebet in Kiew ... Ich liebte die Jagd und oft habe ich mit eurem Oheim wilde Thiere gefangen. Mit eigener Hand habe ich im Dickicht des Waldes mehrere wilde Pferde zugleich gebunden.[1]) Zwei Mal hat der Ur mich auf seine Hörner genommen, der Hirsch hat mich gestoßen, das Elenn hat mich mit Füßen getreten; ein Eber riß mir das Schwert von der Hüfte, ein Bär hat mir den Sattel zerbissen, er warf sich auf mich, daß mein Pferd unter mir zusammenbrach. Wie oft bin ich gestürzt .... aber der Herr hat mich bewahrt. Darum, liebe Kinder, fürchtet weder Tod noch Kampf, noch wilde Thiere. Seid Männer, was immer Gott über euch verhängen mag. Hat die Vorsehung uns den Tod bestimmt, so können weder Vater noch Mutter noch Bruder uns retten. Nur Gottes Schutz sei die Hoffnung des Menschen."

Dies merkwürdige Actenstück, dem die deutschen Geschichtsquellen der Zeit nichts Gleichartiges an die Seite stellen können, giebt uns nicht nur ein anschauliches Bild der Denk- und Lebensweise Wladimirs, es ist zugleich ein letzter Ruhepunkt vor der neu beginnenden hundertjährigen Periode steter Kämpfe und Unruhen. Um 1117 hat Monomach die obige Aufzeichnung gemacht, acht Jahre darauf, am 19. Mai 1125, ist er gestorben. Die Chronik begleitet die Nachricht mit folgenden Worten: Es starb der rechtgläubige Fürst, der Christus liebende Großfürst ganz Rußlands, Wladimir Monomach, der das russische Land erleuchtet hat, denn von ihm ging Licht aus wie von der Sonne.

Sein Ruhm aber drang in alle Lande. Besonders furchtbar war er den Heiden, er liebte seine Brüder und die Armen und war ein guter Dulder für Rußland. Sein Tod aber erfolgte am 19. Mai und man barg seinen Leichnam in der Sophienkirche, bei seinem Vater Wsewolod und sang die üblichen Weisen über ihm ... Es weinte aber alles Volk um den heiligen und guten Fürsten, gleich wie Kinder Vater oder Mutter beweinen, es weinten seine Söhne Mstislaw, Jaropolk, Wjätscheslaw, Georg, Andrei und seine Enkel; und darauf gingen alle mit großem Leid auseinander, die Söhne jeder in sein Fürstenthum unter großen Thränen, denn jedem hatte er ein Fürstenthum zugewiesen.

Eine nicht ganz sicher bezeugte Ueberlieferung[2]) entwirft uns folgendes Bild Monomachs: er war von schönem Antlitz. Die Augen groß, das Haar röthlich und gelockt, die Stirn hoch, der Bart breit. Sein Wuchs war nicht besonders groß, aber der Körper kräftig gebaut und seine Stärke außergewöhnlich. Besonders geschickt zeigte er sich in der Ordnung seiner Heere. Er hat viele Feinde besiegt und unterworfen und selbst nur die eine Niederlage bei Tripole erlitten. Er wollte ihrer jedoch nie gedenken, theils weil sein Bruder Rostislaw, den er sehr liebte, dabei ertrunken war, theils weil er sich schämte, daß er durch die schlechte Haltung Swjätopolks dazu gebracht worden war.

1) Offenbar aus der Steppe in den Wald gedrungene verwilderte Pferde.
2) Tatischtschew, II, 229.



Darstellung des Großfürsten Wladimir Monomach von Kiew auf einer alten Kirchenfahne.

Uebersetzung der Inschrift: „Der treu-gläubige Großfürst Wladimir von Kiew."

Elftes Kapitel.

Das Sinken Kiews und die steigende Bedeutung Susdals.

In den nun folgenden vierundvierzig Jahren, in welchen das Ansehen des großfürstlichen Stuhles in Kiew progressiv bis zu fast völliger Bedeutungslosigkeit sank, ist die Oberherrschaft achtzehn Mal von Hand zu Hand gegangen, so daß im Durchschnitt kaum zweiundeinhalb Jahr auf die einzelne Regierung fallen. Und gleichen Schritt mit den diese ewigen Thronwechsel begleitenden Bürgerkriegen hielt die Verödung und Verwilderung Südrußlands, das bald unfähig wurde, fernerhin der Mittelpunkt des staatlichen Lebens zu bleiben. Ein rascher Ueberblick der politischen Geschichte jener bösen Jahre wird uns die bewegenden Ursachen dieser unheilvollen Entwickelung erklären. Wir sahen, wie Wladimir Monomach gegen das Näherrecht der Fürsten von Tschernigow, der Olgowitschi, auf den großfürstlichen Stuhl gelangte. Er hat auch in seinen letzten Lebenstagen nicht daran gedacht, dies Unrecht gut zu machen, ebenso wenig jedoch dafür Sorge getragen, durch eine feste Ordnung der Nachfolge seinem Geschlecht die Macht zu hinterlassen, welche den Ansprüchen der Tschernigower auf den großfürstlichen Stuhl ein überwältigendes Gegengewicht hätte entgegensetzen können. Allerdings war unter seine Söhne der größte Theil des Reiches vertheilt. Mstislaw, der älteste, hatte Kiew und Südrußland, seine Söhne saßen in Nowgorod, Kursk und Smolensk; Jaropolk hatte Perejaslawl; Wjätscheslaw: Turow; Georg: Susdal und Andreas Wladimir in Wolhynien. Dagegen waren die Fürsten von Polozk, das Geschlecht Isjaslaw des Aelteren, unabhängig; in Roth-Rußland oder Galizien saßen die Rostislawitsche und in Tschernigow die Olgowitsche, denen dazu noch Murom, Räsan, das alte Land der Wjätitschen und Radimitschen und im äußersten Südosten Tmutarakan gehörte. Blieben die Nachkommen Monomachs einig, saß ein kräftiger Großfürst in Kiew, dann war Aussicht vorhanden, daß trotz der ungünstigen Lage an der Steppe der Süden das Uebergewicht behielt. Jene Vorbedingungen fehlten aber durchaus. Zwar Monomachs nächster Nachfolger, der tapfere Mstislaw, den die russische Geschichte wohl kaum mit Recht den Großen nennt — es gab nichts wirklich Großes damals in Rußland — wußte sich in seiner Stellung nicht nur zu behaupten, sondern auch Polozk, dessen Fürsten nach Griechenland verbannt wurden, für seinen Sohn Isjaslaw zu erwerben. Aber er starb schon 1132 und ihm folgte jetzt sein tapferer aber tollkühner und schwankender Bruder Jaropolk, der in Folge eines Vertrages, durch Verleihung von Perejaslawl, dem ältesten Sohn seines Bruders die Anwartschaft auf die Nachfolge in Kiew gab. Dadurch hatte er aber seine drei jüngeren Brüder beleidigt, weil ihr Anrecht auf Kiew damit in Frage gestellt wurde und einer derselben, Juri oder Georg von Rostow mit dem Beinamen Dolgoruki, d. h. Langhand, suchte nun gewaltsam seine Ansprüche durchzusetzen. Gegen

den Oheim fand der Fürst von Perejaslawl Hilfe bei den Olgowitschen von Tschernigow, deren Haupt Wsewolod Olgowitsch sich mit ehrgeizigen Plänen trug, und den Hader im Geschlecht Monomachs ausnutzte, sich selber den Weg zum großfürstlichen Stuhl zu bahnen. Nur durch geschickte Benutzung dieser unglücklichen Verhältnisse ist es ihm auch gelungen, von 1139—1146 als Großfürst in Kiew zu herrschen. Gleich nach seinem Tode aber wurde sein Bruder, dem er die Nachfolge geschafft hatte, gestürzt, und Issjaslaw, der Sohn Mstislaws, dem Wsewolod durch Kreuzkuß die Nachfolge zugesichert hatte, kam zur Regierung 1146—54. Aber das Haus Monomachs zerfleischte sich in Bürgerkriegen. Zweimal gelang es Juri Dolgoruki aus Kiew, den Neffen zu verdrängen, der sich schließlich nur dadurch behauptete, daß er einen älteren Bruder Dolgoruki's eine Art Scheinherrschaft neben sich in Kiew führen ließ. Noch wirrer wurden die Verhältnisse nach dem Tode Issjaslaws. Eine Woche lang war sein Bruder, der Fürst Rostislaw von Smolensk, Herr in Kiew, dann wurde er von einem Fürsten von Tschernigow verdrängt, der seinerseits wieder dem Juri Dolgoruki Platz machen mußte, welcher nun bis zu seinem Tode (1157) sich behauptete. Dieser rührige, in seinem Wesen unsympathische Fürst, der, nur wenig bedenklich in der Wahl seiner Mittel, sein Lebelang nur das eine lockende Ziel gekannt hatte, die Krone in Kiew auf sein Haupt zu setzen, hatte nach allen Seiten angestoßen und nirgend zuverlässige Freunde erworben. Unwillig ertrug man in Kiew seine Herrschaft und im Norden bereitete sich eine große Coalition zu seinem Sturze vor. Schon waren die Fürsten von Smolensk, Tschernigow und Wolhynien unterwegs gegen Kiew, von Süden, von Osten und Westen dachten sie ihn gleichzeitig anzugreifen, da traf die Nachricht ein, daß er am 15. Mai 1157 gestorben sei. Er ist der letze Enkel Jaroslaws. Die jetzt folgende vierte Generation sollte das völlige Sinken Kiews erleben. Noch am Tage der Beerdigung Juris fielen die Kiewer über seine Anhänger her, mordeten und plünderten und ließen sie alles Leid entgelten, das der Großfürst in seinem wechselvollen Leben über die Stadt gebracht hatte. Die Conföderirten aber hielten nun ihren Einzug. Einer von ihnen wurde Großfürst, um schon nach acht Monaten einem andern zu weichen, der nur vier Monate regierte. Und so ging es fort in endlosem Wechsel. In den dreiundachtzig Jahren, die zwischen den besprochenen Ereignissen und der Einnahme Kiews durch die Tataren liegen, hat die Regierung dreißigmal gewechselt. Nicht nur dynastische Interessen, sondern die schwankende Laune der Bürger Kiews und der immer einflußreicher werdenden Steppenbewohner bestimmten über den Thron. Das deutlichste Zeichen des sinkenden Ansehens Kiews ist aber in dem Umstande zu erblicken, daß der mächtigste Fürst jener Zeit, der Sohn Dolgorukis, Andrei Bogoljubski von Susdal, dem zugleich der unbestrittene Altersvorzug zukam, es nicht einmal der Mühe werth hielt, das Großfürstenthum Kiew an sich zu reißen. Er hatte mit richtigem Blick erkannt, daß nicht dem Süden, sondern dem Norden Rußlands die Zukunft

gehöre und zog es vor, von dort aus seine Macht zur Geltung zu bringen. Nur aus einer Territorialmacht, die außerhalb des Kreises der um Kiew concurrirenden Fürsten lag, konnte der feste Mittelpunkt erstehen, der zur schließlichen Einigung des ganzen Rußlands führte. Als einer jener ohnmächtigen Großfürsten, Mstislaw Isjaslawitsch Miene machte, durch ein Bündniß mit dem mächtigen Nowgorod sich zu stärken, brachte er eine Einigung von elf Fürsten gegen Kiew zu Stande. Die Stadt wurde belagert und während der Fürst und die Bürger tapferen Widerstand leisteten, übten die torkischen Berendeer, die im Solde Mstislaws standen, Verrath. Dadurch gelang es den Belagerern, die Stadt am dritten Tage mit Sturm zu nehmen. Nur mühsam entkam der Großfürst, nachdem er fast alle seine Gefährten verloren hatte. Es folgte eine schreckliche Plünderung. Die Chronik giebt dieser Noth ergreifenden Ausdruck: „Die Stadt Kiew wurde erobert am 8. März, in der zweiten Fastenwoche, am Mittwoch, und zwei Tage lang plünderten sie die ganze Stadt, die hohen wie die niederen Stadttheile, die Klöster, die Sophien- und Zehntenkirche und keiner fand irgend Erbarmen. Die Kirchen flammten auf, die Christen wurden theils getödtet, theils in Fesseln geworfen, die Frauen wurden in die Gefangenschaft geführt und gewaltsam von ihren Männern getrennt und die Kinder jammerten um ihre Mutter. Und sie nahmen viele Habe fort und beraubten die Kirchen ihrer Heiligenbilder, Bücher und Gewänder und alle Glocken trugen jene Smolensker, Susdaler, Tschernigower und die Mannen Olegs fort und alle Heiligthümer wurden geraubt. Da ward auch das Höhlenkloster von den Heiden (es sind die zu den Eroberern übergegangenen Berendeer gemeint) in Brand gesteckt, aber Gott hat auf Fürbitte der heiligen Jungfrau das Kloster vor solchem Elend bewahrt. Und in Kiew war bei Allen Stöhnen, Jammern, tiefe Betrübniß und unversiegliches Weinen. Das Alles hat uns Gott verhängt um unserer Sünden willen."

Mstislaw, der Sohn Bogoljubski's, der das verbündete Heer geführt hatte, kehrte zum Vater heim, nachdem er seinen Oheim Gleb von Perejaslawl in Kiew eingesetzt hatte „mit großer Ehre und mit Ruhm", wie die Chronik sagt. Einige Handschriften aber schreiben; „unter Flüchen."

Es wäre trostlos, hätten wir über die ganze Zeit, die wir soeben durchflogen, nicht mehr zu berichten. Die Einzelheiten, mit denen die Erzählung sich füllen ließe, machen den Verlauf der Ereignisse nicht erquicklicher; sie lassen uns vielmehr den Jammer jener Tage nur noch lebendiger vor Augen treten. Der harte Egoismus und der kleine Ehrgeiz der Fürsten einerseits, der zunehmende Verfall des Volkes andrerseits werden durch eine Reihe erschütternder Thatsachen nur noch lebendiger veranschaulicht. Wir bleiben jedoch lieber bei den Erscheinungen stehen, welche von dauernder Bedeutung für die Entwickelung Rußlands werden sollten. Zwei Momente drängen sich dabei namentlich scharf in den Vordergrund: einmal der politische und materielle Bankerott des Südens, zweitens die Consolidirung und Festigung des Nordens.

Hand in Hand endlich mit beiden Erscheinungen die Entstehung fester, nunmehr in sich abgeschlossener Theilfürstenthümer.

Was den Süden zu Grunde richtete und Kiew seines Vorranges beraubte, haben wir zum Theil schon gesehen. Unzweifelhaft hat die geographische Lage am Rande der jedem Zuge nomadischer Räuberhorden offenstehenden Steppe nicht wenig dazu beigetragen. Diese Lage war aber von Altersher dieselbe gewesen und zu keiner Zeit haben der Steppe die räuberischen Bewohner gefehlt. Nun war aber in den letzten Jahren die Lage Kiews dadurch besonders schlimm geworden, daß das unzuverlässige nomadische Element von den Großfürsten sowohl, wie von ihren Gegnern in das politische Leben Rußlands mit hineingezogen wurde. Wladimir Monomach, der Besieger der Polowzer, ist doch zugleich der erste gewesen, der sie im Bürgerkriege verwandt hat, und nach ihm hat sich keiner gescheut, dieselben Wege zu wandeln. Namentlich waren es die Olgowitschen von Tschernigow, die durch stetes Heranziehen der Heiden — (pagannije) das waren jene Steppenbewohner damals noch beinah alle — schwer an Rußland gesündigt haben. Verhängnißvoller aber als diese Plünderungen und Raubzüge war der Umstand, daß seit dem Ende des XI. Jahrhunderts die westlichen Steppenvölker, die Torken, Berendeer und Petschenegen, die schon länger in Beziehungen zu Rußland standen, in das Volk überzugehen begannen und einen Theil des südrussischen Volksthums bildeten.[1]) Namentlich als im Jahr 1116 die Polowzer ihnen eine Niederlage beibrachten, fanden Torken und Petschenegen Aufnahme in Rußland. Schon früher finden wir einen Theil derselben um Perejaslawl angesiedelt, andere in der nach ihnen benannten Stadt Tortschesk an der Mündung des Ros. Um Ros und Dniepr sitzen sie von nun an fest und die drei Gruppen der Torken, Berendeer und Petschenegen, von den Russen unter dem gemeinsamen Namen der Schwarzkappen (tschornije klobuki) zusammengefaßt, greifen nunmehr in allen Lebensfragen Südrußlands handelnd ein. Auch im Tschernigowschen fanden sich verwandte Stämme. Wir müssen sie uns jedoch nicht als völlige Nomaden vorstellen. Da sie zum Theil in Dörfern bei einander wohnten, müssen sie Ackerbau getrieben haben und es ist bekannt, daß sie in Kriegsnöthen ihre Zuflucht in befestigten Ortschaften fanden. Bei der Todfeindschaft, die zwischen ihnen und den Polowzern bestand, wurden sie natürliche Verbündete der russischen Fürsten. Bald aber ergriffen sie auch Partei in den Kämpfen, welche die russischen Fürsten unter einander führten und es war stets von allergrößter Wichtigkeit, welchem Prätendenten auf den großfürstlichen Stuhl die Schwarzkappen sich anschlossen. Ihre Dienste wurden durch Ueberlassung fester Plätze und durch Landanweisungen belohnt. Sie wurden ansässig und ein Aufgehen in die slavische Bevölkerung Südrußlands, die dadurch eine höchst eigenthümliche Beimischung erhielt, bereitete sich all-

1) Vgl. Kostomarow, Züge aus dem Volksleben Südrußlands. Hist. Monographieen. 2. Aufl. Bd. 1, p. 187 ff.

mählich vor. Sie wurde bunter, beweglicher, eine Erscheinung, die dadurch noch gesteigert wurde, daß jeder der zahlreichen Fürsten, die in Kiew geherrscht haben, mit einem Gefolge erschien, das aus Kriegern bestand, die seinem früheren Fürstenthum entstammten. Daß dabei der Süden an Widerstandskraft einbüßen mußte, liegt auf der Hand. Ein steter Wechsel der bestimmenden Elemente fand statt. Es war weder möglich, daß eine feste politische Tradition sich bildete, noch konnte dabei eine Aristokratie oder ein einflußreiches Bürgerthum entstehen. Daß trotzdem das Volk nicht in ein haltloses Nomadenthum zurücksank, lag nächst der sittigenden Macht des Christenthums an den Beziehungen zu Byzanz, mit dem, wenn auch unter mancherlei Hindernissen, der alte Handelsverkehr aufrecht erhalten wurde. Schon drohte aber hier eine völlige Absperrung einzutreten und mehr als einmal sahen sich die südrussischen Fürsten genöthigt, mit ihrer gesammten Heeresmacht die aus Griechenland kommenden oder dahin ziehenden Waarenzüge zu geleiten. „So entstand in Südrußland — um Kostomarows Worte zu brauchen — eine Vermischung bürgerlicher und geistlicher Aufklärung mit Wildheit und Nomadenthum, eine Vermengung der Anfänge gesellschaftlicher Freiheit mit despotischer Willkür. Die Fürsten wurden durch die Stimme des Volkes gewählt und berufen, aber die Bedeutung des Volkes concentrirte sich auf einen zufällig zusammengewürfelten Haufen kühner Abenteurer. Bedrückungen und volksfeindliche Gewaltmaßregeln wurden durch das Gericht der Menge bestraft, aber dieser Masse fehlte die feste Organisation. Der Mangel ständischer Gruppen, das Fehlen eines Geschlechteradels und ständischer Privilegien, die Willkür der zeitweilig Mächtigen und die Knechtung der Schwachen und Ohnmächtigen, das sind die Züge des Volkslebens, die uns den Keim des künftigen Kosakenthums erkennen lassen."

Während so die wichtigste Stadt des Südens in Unbedeutendheit versank und unter dem Druck einer schweren Geschichte die Bevölkerung des Südens stetig an Widerstandskraft verlor, bildete sich im Norden ein neues Centrum staatlichen Lebens, das bestimmt war zum Einigungspunkt für ganz Rußland zu werden, das Fürstenthum Susdal-Rostow.

Schon Rurik hat im Gebiet der finnischen Meeren [1]) einem seiner Mannen die Stadt Rostow verliehen, die unzweifelhaft neben Nowgorod und Kiew zu den ältesten städtischen Ansiedlungen auf dem Boden des heutigen Rußlands zu zählen ist. Ebenso ist Susdal, oder wie die ältere Namensform lautet, Suschdal wohl spätestens um das Ende des 9. Jahrhunderts entstanden. Von der älteren Geschichte dieser Lande wissen wir nur wenig. Die Warägerfürsten scheinen sich mit der Erhebung von Tribut begnügt zu haben, erst unter Jaroslaw, der hier die Stadt Jaroslawl gründet, gewinnt dies Gebiet an Bedeutung. Zeitweilig zu Nowgorod geschlagen, wird es nach dem Tode

1) Vgl. Korsakoff, Die Meeren und das Fürstenthum Rostow (russisch) und Duwaroff, Les Mériens. Namentlich das letztgenannte Werk hat die Bedeutung des von den Meeren dem russischen Blute zugetragenen finnischen Elementes klargelegt.

Swjätoslaws 1076 mit dem südlichen Perejaslawl vereinigt. Auch Wladimir Monomach hat hier Spuren seiner Thätigkeit hinterlassen; er gründete an einem Nebenflusse der Oka, der Kljäsma, eine Stadt, die seinen Namen trug, und in Rostow hat er eine Kirche erbaut. Der Congreß zu Ljubetsch hat das ganze Gebiet definitiv dem Geschlechte Monomachs zugewiesen, und sein Sohn Juri Dolgoruki ist der erste selbständige Theilfürst von Rostow gewesen. Wir sahen, wie Dolgoruki sein Leben dem Kampfe um Kiew widmete. Dort, nicht im Norden, lagen seine Ideale und doch zeigt uns seine ganze Persönlichkeit den Typus der von den südrussischen Fürsten zu den von ihnen so grundverschiedenen Fürsten des mittleren Wolgagebietes hinüberleitet. Er ist nicht nur leiblich, sondern auch geistig das Zwischenglied zwischen Monomach und Andrei Bogoljubsky, die bereits vollkommene Gegensätze repräsentiren. Der listige, treulose und berechnende Fürst hat wenig Ansprechendes und wurde nicht geliebt. Aber während er immer wieder dem Süden zustrebte, hat er doch als Colonisator des ihm verhaßten Nordens bleibende Bedeutung erworben. Stets neue Schaaren von Einwanderern folgten ihm, wenn er aus dem Süden heimkehrte und auch aus Nowgorod, das von jeher einen Theil seiner Bevölkerung diesen Landen abgegeben hatte, zogen seine Parteigänger nach Susdal mit Weib und Kind. Wer immer mit den bestehenden Verhältnissen in der Heimath unzufrieden war, fand bei ihm eine Zuflucht. Wir wissen von drei Städten, die er gegründet hat, darunter Jurjew, aber wahrscheinlich sind es mehr gewesen. Auch Moskau wird von der Chronik zuerst unter ihm im Jahr 1147 erwähnt und die Volksüberlieferung schreibt ihm persönlich die Gründung dieser Stadt zu.

Wo jetzt Moskau steht, erzählt sie, lebte zu Zeiten Dolgorukis ein reicher Bojar mit Namen Stepan Iwanowitsch Kutschka. Einst machte der Fürst dort Halt und da der stolze Bojar ihm die üblichen Ehrenbezeugungen verweigerte, ließ er ihn hinrichten und seine Söhne, so wie seine schöne Tochter Ulita nach Wladimir zu seinem Sohne Andrei Bogoljubski senden. Da ihm aber der Platz gefiel, auf dem Kutschka's Hof stand, ließ er dort eine Holzstadt erbauen und nannte sie nach dem Flusse, an dem sie lag, Moskwa. Seine Residenz schlug Juri übrigens weder hier noch in Rostow, der wahrscheinlich größten Stadt seines Gebietes, auf, sondern in Susdal. Wie der Fürst in diesem Gebiete seine Oberherrlichkeit geltend machte, wissen wir nicht; wohl nicht anders, als es im Süden geschah d. h. er bereiste das Land, um Tribut zu erheben, zog seine Gefolgschaft und seine Söhne zu Rath, wo es nothwendig erschien, hatte Statthalter in den Städten, einen Tausendmann an der Spitze seiner Truppen und vergab größere Gebiete seinen Söhnen. Als er Großfürst wurde, kam das ganze Land an seinen Sohn Wassilko, während er dem älteren Andrei Wischgorod, gleich nördlich von Kiew gab, wohl um ihn zu seinem Nachfolger auf dem großfürstlichen Thron zu machen. Andrei aber fühlte sich in Südrußland nicht wohl. Er war im Norden geboren und konnte sich in das unstete Wesen des Südens nicht finden; auch mochte er das Unsichere

Erläuterung zu dem Bilde des Mirakels der heiligen Jungfrau in Nowgorod.

Uebersetzung der Inschriften:

Oben:

Es geschah ein Wunder in Groß-Nowgorod von dem Bilde der hl. Mutter Gottes, welches in der Eliasstraße ist, für die dort wohnenden Nowgoroder und ihr Gebiet. Als ihnen nämlich Gott einen Fürsten gegeben hatte, der sich nach Seinem Willen hielt, da wollten um diese Zeit die Bewohner des Dwina-Landes Nowgorod keinen Tribut geben und gaben ihn dem Fürsten Andrei von Susdal. Die Nowgoroder aber schickten einen Steuererheber an die Dwina und mit ihm von den 6 (sic!) Vierteln je hundert Mann. Der Fürst von Susdal schickte Krieger an Zahl 9600 Mann und sie begegneten einander an dem großen See und begannen zu kämpfen und Gott half den Nowgorodern und sie schlugen jene Männer und sie flohen und so wurde der Fürst Andrej verstreut. Und er begann ein Heer zu sammeln, er selbst aber machte sich frei und schickte seinen Sohn Riman gegen unsere Stadt.

Darunter:

Es kam der Fürst Roman von Susdal mit vieler
Heeresmacht nach Groß-Now-
Gorod und sie schossen Pfeile hinein.

Boten von Nowgorod. Boten von Susdal.

Darunter:

Und durch die Gebete der hl. Gottesmutter wurden die Verfluchten verblendet und darauf begannen sie einander selbst zu bekämpfen.

Die Zeit der Entstehung dieses Miniatures kann nicht genau angegeben werden; jedenfalls ist sie nicht vor 1169, in welches das dargestellte Ereigniß fällt, anzusetzen. Die paläographischen Merkmale weisen in spätere Zeit (14. Jahrh.?). Die Erzählung des Wunders findet sich in den Pskow'schen Annalen (Pskowskaja Ljetopis, her. v. Pogadin 1837) aufgezeichnet und sind die einzelnen Episoden desselben auf dem Bilde dargestellt; die Aufschriften ergänzen das, was der Pinsel nicht wiederzugeben im Stande war. Aeußerst wichtig in archäologischer Beziehung (Architektur, Bewaffnung 2c.). Die Fürsten, Heerführer und Gesandten sind in Mützen abgebildet. Die Chronik erzählt:

„Zur Zeit des Fürsten Roman Mstislawowitsch (1169) verbündeten sich gegen Nowgorod: Susdalj, „Rjäsan, Torovetz, Smolensk, Perejaslawsk und andere kleinere Städte. Der Bischof Johann von „Nowgorod betete für die hart bedrängte Stadt und da ward ihm eine Stimme von oben, er solle das „Muttergottesbild, welches sich in der Erlöserkirche auf der Iljinka (Straße) befand, hinaustragen und „auf der Burg den Feinden gegenüber hinstellen. In feierlichem Umzuge trug er das Muttergottesbild „aus der Kirche und stellte es an der äußersten Feste Nowgorod's auf. Als ein Pfeil, von einem „Susdaljzer geschnellt, das Gottesbild traf, wandte es sich plötzlich mit der Kehrseite den Feinden zu, „während die Vorderseite nach Nowgorod schaute, wobei (wie der Annalist berichtet) Thränen vom „Gottesbilde auf das Meßgewand Johann's fielen. Sofort ergriffen die Susdaljzer die Flucht und wurden „(nach den Nowgorod'schen Annalen) besiegt und mit Blindheit geschlagen."



Mirakel der heiligen Jungfrau in Nowgorod; in der Kirche zur Geburt der Jungfrau.

in der Stellung des Vaters durchschauen. Heimlich entfloh er aus Wischgorod mit einem wunderthätigen, angeblich vom Evangelisten Lucas gemalten Muttergottesbilde, das er geraubt hatte und zog nach Wladimir. Das Bild legte er in einer Kirche nieder, die er an der Stätte einer Vision erbaute und reich ausstenerte. Den Ort aber nannte er Bogoliubowo (Gottesliebe). Nach des Vaters Tode 1157 weigerten sich Rostow und Susdal, seinen jüngeren Brüdern zu gehorchen und beriefen Andrei zu ihrem Fürsten, zu ihm nach Wladimir kamen auch die aus Kiew flüchtenden Mannen seines Vaters. Es ist höchst charakteristisch, daß Andrei nun weder nach Susdal, noch nach Rostow zog, noch endlich Ansprüche auf den großfürstlichen Thron in Kiew erhob. Er blieb in Wladimir, entschlossen, diese Stadt, in der keinerlei alte Geschlechter und keine geschlossene Stadtgemeinde ihm entgegenstanden, zum Mittelpunkte seines Reiches zu machen. Ueberhaupt fällt bei näherer Betrachtung auf, wie fest und klar er sein Lebensziel im Auge behielt. Hier im Norden waren keine Anfälle der Nomaden zu befürchten, die östlich von ihm an der Wolga wohnenden Bolgaren waren im Niedergange und mußten seine schwere Hand mehr als einmal fühlen, seine Brüder Mstislaw, Wassilko und Wsewolod, die neben ihm im Susdal'schen regieren sollten, vertrieb er, — sie flohen mit ihrer Mutter nach Constantinopel, — zwei Neffen, die ebenfalls Ansprüche zu erheben hatten, mußten wie sie das Feld räumen, die Bojaren seines Vaters wurden verjagt, denn er liebte nicht sich von andern rathen zu lassen, und so geschah es, daß schon nach wenigen Jahren Andrei im Norden Alleinherrscher war (1161). Wie es ihm acht Jahre darauf glückte, Kiew zu Fall zu bringen, haben wir gesehen und ebenso wie er auf den von ihm verschmähten großfürstlichen Sitz seinen Bruder Gleb hob. Den Titel Großfürst aber nahm er auch für sich in Anspruch und nach Kiew schickte er später den Fürsten, der ihm gerade behagte. Gelang es ihm noch, das stolze Nowgorod zu unterwerfen, so war Niemand in Rußland, der sich ihm hätte widersetzen können. Es war der Schritt, der zur Alleinherrschaft führen mußte. Hier aber scheiterte er. Dieselbe Coalition, die ihm die Mauern Kiews gebrochen hatte, zog im folgenden Jahre schon gegen Nowgorod. Sie zweifelten so wenig am Erfolge, daß bereits die Straßen, die jedem zu plündern gestattet sein sollte, vertheilt waren, man hoffte in der reichen Stadt unermeßliche Beute zu machen. In Nowgorod kannte man den Umfang der Gefahr, die um so größer schien, als der im Winter unternommene Feldzug sie des Schutzes ihrer Sümpfe beraubte. Unter ihrem Fürsten Roman Mstislawitsch schlugen sie aber nicht nur den Angriff ab, sondern brachten den Alliirten noch eine Niederlage bei. Trotz alledem erreichte Andrei, wenn auch nicht in vollem Umfange, seinen Zweck. Als der tapfere Roman, auf die Kunde von seines Vaters Tode, Nowgorod verließ und nach Wolhynien zog, um dessen Sitz einzunehmen, bedrängte Andrei durch Sperrung der Getreidezufuhr die Stadt so lange, bis auch sie seine Oberhoheit anerkannte und aus seiner Hand einen anderen Fürsten (Rurik Rostislawitsch) empfing.

Auch auf kirchlichem Gebiete zeigte sich der eigenwillige und zielstrebige Charakter des Großfürsten. Der Bischof von Rostow, Leo, ist seiner Zeit zweimal verjagt worden, das letzte Mal 1162 aus rein politischen Gründen. Ja er trug sich damals mit der Hoffnung, in seiner Residenz Wladimir eine neue Metropole zu gründen. Schon stand eine prachtvolle der Mutter



Ueberreste des Palastes des Großfürsten Andrei Bogoljubski in Wladimir.

Gottes geweihte Kathedrale, die er für den künftigen Metropolitan errichtet hatte, da kehrten die Boten, die er nach Constantinopel schickte, um für seinen Candidaten Feodor oder Fedorz die Bestätigung vom Patriarchen Lucas Chrusovergos zu erhalten, mit entschieden abschlägigem Bescheid heim. Andrei mußte zunächst darauf verzichten seinen Plan auszuführen. Aufgegeben

hat er ihn deshalb aber nicht, er erhielt fürs erste von Constantinopel das bedeutsame Versprechen, daß in Zukunft kein russischer Metropolit mehr ohne die Zustimmung des Großfürsten erwählt werden solle. Handele der Patriarch dawider, so sollten die russischen Bischöfe befugt sein, sich selbst mit Erlaubniß des Großfürsten ihren Metropoliten zu wählen. Nun suchte Andrei sich auf andere Weise der päpstlichen Oberherrlichkeit des Metropoliten von Kiew zu entledigen. Eben jener Feodor sollte autokephaler Bischof von Rostow werden. Wirklich wurde Feodor mit Uebergehung des Metropoliten von Kiew in Constantinopel geweiht und, wie nicht anders zu erwarten stand, von Andrei anerkannt. In der nun zwischen Kiew und Rjäsan ausbrechenden geistlichen Fehde scheint Feodor sich auf eigene Hand für unabhängig vom Metropoliten erklärt zu haben. Andrei vermochte, aus uns unbekannten Gründen, nicht ihn zu schützen. Er lieferte ihn dem Metropoliten aus und dieser ließ den gefährlichen Gegner barbarisch umbringen. Erst nachdem ihm Zunge, rechte Hand und beide Augen geraubt waren, erhielt er den Gnadenstoß.[1]) Der Gedanke aber, den Mittelpunkt der geistlichen Macht in Rußland aus dem Süden nach Norden zu übertragen, und nicht minder das Streben nach Befreiung von der Oberherrlichkeit des Patriarchen blieben lebendig, und wurden auf dem Boden, den Andrei vorbereitet hatte, zur Wahrheit.

Wir gehen auf die Kriege, welche die letzten Jahre des Fürsten ausfüllten, nicht ein; sie zeigen uns den harten unnachgiebigen Charakter, den wir in allen Handlungen Andrei's wiederfinden; zur Klärung des welthistorischen Zusammenhanges tragen sie nicht bei. Aber ein Gefühl der Unsicherheit bemächtigte sich Aller, die um ihn waren, denn er duldete keine Selbständigkeit um sich und war mit Todesurtheilen rasch zur Hand. So bildete sich eine Verschwörung in seiner nächsten Umgebung, und am 29. Juni 1175 wurde er ermordet zu Bogoliubowo, in seinem Schlafgemach. Trotz der Wirren, welche dieser Mord zur Folge hatte, ging das Uebergewicht Susdals nicht verloren, als im Jahr 1177 der zweite Bruder Andrei's, Wsewolod Jurjewitsch, den spätere Quellen, wegen seiner zahlreichen Kinder, das große Nest nennen, zur Regierung gelangte. Auch er ein hervorragendes politisches Talent. Nicht nur verstand er es, die Stellung zu behaupten, die er überkam, er steigerte noch den Einfluß, den sein Bruder auf die Theilfürstenthümer ausgeübt hatte. Auch hier verzichten wir, auf die Einzelheiten einzugehen. Der Norden Rußlands gehorchte ihm unbedingt, auch die Olgowitschen in Tschernigow fügten sich, wenn gleich widerwillig, seinem Gebot. Nur im Westen und Süden fand er einen Gegner, dessen er nicht Herr werden konnte, in dem tapferen Roman Mstislawitsch von Wolhynien, der Galizien erobert hatte und zeitweilig auch über Kiew gebot.

Aber als dieser 1205 im Kampfe gegen Polen fiel und die Olgowitschen sich zu seinen Erben aufwarfen und in Galizien einfielen, wußte

1) Vgl. Golubinski, Gesch. d. russischen Kirche. Mosk. 1880. Bd. I, 1. p. 374 sq.; der die sehr getrübte Ueberlieferung meisterhaft klargelegt hat.

Wsewolod zunächst seine übermächtige Stellung durch die Eroberung von Rjäsan zu sichern und endlich auch Tschernigow zu erwerben, indem er Kiew durch Vertrag den Olgowitschen überließ. Ueberhaupt hat er weniger durch Waffengewalt als durch Schüren der inneren Zwietracht und durch geschickte Benutzung derselben seine Zwecke zu erreichen verstanden. Als er 1212 starb, war er der anerkannt mächtigste und meist gefürchtete Fürst jenes sonderbaren Staatenverbandes, der sich Rußland nannte. Die russische Ueberlieferung ist seines Ruhmes voll: „vor seinem Namen zitterten alle Lande und durch die ganze Erde ging sein Ruhm. Alle, die böse Anschläge führten, gab Gott unter seine Hand, denn in seinem Herzen war Gottesfurcht, er gab den Bedürftigen Almosen und sprach wahr und uneigennützig Recht." Die letzte Handlung seines Lebens aber war ein politischer Fehler. Sein ältester Sohn Konstantin, schon bei Lebzeiten des Vaters Theilfürst von Rostow, dachte nach des Vaters Tode das ganze Gebiet desselben in seiner Hand zu vereinigen. Wsewolod verlangte Verzicht auf Rostow, wenn er Wladimir und die großfürstliche Würde erhalten wolle, und als Constantin sich dessen weigerte, bestimmte er seinen zweiten Sohn, Juri, zum Nachfolger in Wladimir. Natürlich war gleich, nachdem der Vater die Augen geschlossen hatte, ein Bruderkrieg die Folge, während gleichzeitig die zahlreichen Feinde des susdalschen Fürstenhauses sich auf Kosten der Brüder zu bereichern strebten. Fünf Jahre lang, 1212 bis 1217, behauptete sich Juri, dann wurde er von Konstantin und dessen Verbündeten, in deren Reihen auch die Nowgoroder fochten, geschlagen und mußte diesem den Thron abtreten. Die Brüder schlossen Frieden unter der Bedingung, daß die Nachfolge in Wladimir einst Juri zufallen solle, während den Söhnen Konstantins das Rostow'sche Erbe zugesichert wurde. Wirklich ging, als Konstantin 1218 nach kaum zweijähriger Regierung starb, der Thronwechsel ohne jede Weiterung vor sich und Juri konnte nunmehr zwanzig Jahre lang, 1217—1237, unangefochten den großfürstlichen Stuhl in Wladimir einnehmen. Die Machtstellung seines Vaters hat er jedoch nie erreicht. Er focht mit Erfolg gegen die Bolgaren an der Wolga und hat als äußersten Vorposten im Nordwesten Nischni Nowgorod gegründet, 1221; an den Kämpfen aber im Süden und Osten Rußlands vermochte er keinen Teil zu nehmen, seine Hand reichte nicht mehr so weit. So haben die Petschenegen von der Steppe aus, Ungarn und Polen von Westen her die russischen Grenzgebiete, namentlich Halicz und Wolhynien, verwüstet. Nur mit Mühe gelang es schließlich, sie ohne Zuthun des Großfürsten von Wladimir zu vertreiben. Ganz Südrußland war aber durch diese Kämpfe aufs Aeußerste erschöpft, als eine neue Gefahr hereinbrach, der auch das Reich unter einheitlicher Leitung kaum hätte Widerstand leisten können, der es, in kleine Herrschaften zerrissen, an innerem Hader fast verblutend, rettungslos anheimfallen mußte. Es war das der Einfall der Mongolen.

Zwölftes Kapitel.

Die Kulturfortschritte Rußlands bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts.

Wenn das Bild der Geschichte Rußlands, wie wir es entworfen haben, auch in sich das Gepräge einer bestimmten Kulturhöhe trägt, ist es doch nothwendig, noch einmal die charakteristischen Elemente derselben hervorzuheben, bevor wir auf die Geschichtsperiode übergehen, welche durch das Hinzutreten einer fast dreihundertjährigen Fremdherrschaft theils die alten Zustände ummodelte, theils neue Keime gesellschaftlicher und politischer Organisation ins Leben rief, theils endlich lebenskräftige Eigenart erstickte.

Wir schicken dabei voraus, daß zur richtigen Beurtheilung der socialen und materiellen Lage der unteren Volksschichten die Grundlage einer wissenschaftlichen Geschichte der russischen Landwirthschaft fehlt, die allein viele Fragen aufhellen könnte, die heute noch dunkel sind.

Im Allgemeinen finden wir keine Spuren, daß auf dem Gebiete des bäuerlichen Lebens in den vierhundert Jahren, die seit der Ankunft der Warägerfürsten hingegangen waren, große Fortschritte stattgefunden hätten. Der Bauerstand hat zu allen Zeiten am Alten festgehalten, und wenn auch unter der Hand ihrer Fürsten das staatliche Bewußtsein sich kräftigte, durch die Einführung des Christenthums eine sittliche und religiöse Läuterung sich anbahnte, so waren Rurik und seine Nachfolger doch wenig geeignet, Lehrer ihrer Unterthanen in der Kunst zu werden, den Acker zu bestellen, und auch die auf Jaroslaw folgenden Fürsten haben, mit der vielleicht einzigen Ausnahme Monomachs, nach dieser Richtung hin nicht erziehend gewirkt. Der Gemeindebesitz dauerte nach wie vor fort, nur daß die Zahl derer, welche Privateigenthum erwarben und sich so aus der Masse hervorhoben, zunahm. Es war aber damals leicht, Grundbesitz zu erwerben, da es einmal jedem freien Manne zustand, Einöden zu besetzen und durch Bearbeitung sich zu eigen zu machen, andrerseits bei der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung der Vermögende billig kaufen konnte. Das damalige Rußland war noch mit ungeheuren Wäldern bedeckt und die Arbeitskräfte schwer zu haben. Deshalb waren die Eigenthümer bestrebt, Ansiedler durch Verleihung von Privilegien heranzuziehen. Der gewöhnliche Modus war, ihnen für ihre Arbeit einen Theil der Ernte, etwa die Hälfte, oder ein Drittel zu überlassen. Solche Hälftner ꝛc. hatten jedoch volle Freizügigkeit, nur Unfreie, Kriegsgefangene oder gekaufte Knechte konnten dauernd wider ihren Willen gefesselt werden. Diese finden wir denn auch vorzugsweise auf den fürstlichen Domänen. Uebrigens war der Modus der Landwirthschaft ein höchst primitiver, mit Beil, Sense und Pflug zog der Bauer in die Wildniß, den Wald zu roden und auszubrennen, nicht um sich dauernd niederzulassen. Hatte der neue Acker drei Jahre seine Früchte getragen, so schien seine Fruchtbarkeit erschöpft und

man zog weiter, denn das Land war, so weit es nicht schon in Privatbesitz übergegangen war, wie richtig gesagt worden ist, eine res nullius.[1]) So ging die Bewegung — in umgekehrter Richtung wie heutigen Tages — von Süden nach Norden. Es hat sich in den Quellen keine Spur davon erhalten, daß vor dem 15. Jahrhundert irgendwo in Rußland Düngung stattgefunden hätte.[2]) So ist es begreiflich, daß im Süden, wo die Bevölkerung dichter bei einander saß, die Wälder allmählich schwanden und die Steppe ihren Eroberungszug nach Norden machte. Die Bearbeitung der Felder geschah mit demselben einfachen Geräthe wie heut zu Tage und mit Ausnahme des Buchweizens (gretsch) wurden auch dieselben Getreidearten gebaut. Gemüse und Gartenkultur waren fast nur im Süden bekannt. Vielleicht noch überraschender, aber im Zusammenhang mit dem, was wir eben erfahren, verständlich, ist die unbestreitbare Thatsache, daß der Viehstand an Rindern wie an Pferden ein äußerst geringer war. Wie oft bei den russischen Heeren der Mangel an einer tüchtigen Reiterei sich fühlbar machte, zeigt die Geschichte ihrer Feldzüge. Erst in späterer Zeit wurde das anders, ohne daß jedoch der Bestand an Vieh und Pferden einen hervorragenden Antheil am Volkswohlstande gehabt hätte. Nur die Fürsten des südlichen Rußland führten als Beute ihrer Kriege mit den Steppenvölkern große Heerden heim und erst viel später ist durch die rationelle Wirthschaft der Moskau'schen Großfürsten der Viehstand des gesammten Reiches aufgebessert worden.

Es waren andere Erwerbszweige, die den russischen Bauer und das gesammte Volk bereicherten: Jagd, Fischerei und die Ausbeutung der wilden Honigbäume. Die Jagd, deren Ertrag an Pelzthieren eine Haupteinnahme des Fürsten bildete, war, wenn auch nicht monopolisirt, so doch stark beschränkt; sie wurde mit Fallen, Hunden, Falken, Habichten betrieben, ja, wir wissen sogar, daß die Parforcejagd auf Hasen stattfand. Selbstverständlich stand jedoch die bäuerliche Bevölkerung derartigem Sport fern; sie blieb auf die Jagd beschränkt, welche ihr ihre Gemeindewälder gestatteten, die ihrerseits wieder von den Fürsten nicht benutzt werden durften. Die Fischerei dagegen stand Jedermann auf seinem Flußgebiete frei. Flüsse und Seen galten als dem Gesammtvolke gehörig, mit Ausnahme derjenigen Stellen, die durch Kauf oder Schenkung in Privatbesitz übergegangen waren. Von den Nowgorodern wissen wir, daß sie die Fischerei auch auf dem offenen Meer (dem Weißen Meer) ausübten, wie denn überhaupt sicher ist, daß es eine geschlossene Schicht von Fischern gab.

Welche Fische vorzüglich gefangen wurden, wird zwar nicht überliefert, doch dürften, wie heute, Stör und Lachs die wichtigsten gewesen sein.

---

1) Vgl. Sowetow, System der Landwirthschaft. Pet. 1867 (russisch).

2) Die Nachweise für unsere Ausführung findet man in dem sehr beachtenswerthen Aufsatze von Golubowski: Petschenegen, Torken und Polowzer vor dem Einfall der Tataren. Mittheilungen der Universität Kiew 1883, Jan. ff.

Mit der Ausbeutung der Honigbäume beschäftigt sich ein besonderer Zweig der Bevölkerung, welchen man die Baumkletterer (drewolasi) nannte. Wachs und Honig bildeten den vielleicht wichtigsten Handelsartikel Rußlands, in Wachs und Honig entrichtete das Volk den Fürsten seine Abgaben und es war daher höchst wichtig, die Gewinnung dieser Artikel sicher zu stellen. So finden wir denn auch, daß eine organisirte Honigjagd existirte, daß die Fürsten und die Geistlichkeit ihre Honigwälder hatten, und daß andrerseits auch festgestellt war, welche Strecken der Ausbeutung der Bauern überlassen bleiben sollten. Gerade die hierherzielenden Bestimmungen des russischen Rechtes sind besonders eingehend und sichern das Eigenthum an den Honigbäumen.

Nur sehr allmählich und geringfügig kann eine Veränderung in den Wohnungsverhältnissen auf dem flachen Lande vor sich gegangen sein. Vergleicht man, was uns die Chroniken an spärlichen Andeutungen von den Häusern der bäuerlichen Bevölkerung überliefern, mit dem Hause, wie es zur Zeit der Periode slavischer Spracheinheit bereits bestand, so lassen sich Fortschritte nicht nachweisen. Nur so viel dürfte mit Sicherheit anzunehmen sein, daß mit dem zunehmenden Wohlstande die Räume sich dehnten. Holz blieb nach wie vor das ausschließliche Baumaterial, der Bauer selbst war Architekt und nur in den Städten führte die Nothwendigkeit der Arbeitstheilung zur Festsetzung eines geschlossenen Handwerkerstandes.

Die staatlichen Rechte und Pflichten des Bauern sind gleichfalls für unsere Periode nicht leicht anzugeben. Die politische Bedeutung der Dorfgemeinde sank in gleichem Verhältniß, wie die der Städte stieg. Die Verpflichtung, dem Fürsten und der Geistlichkeit Abgaben zu entrichten; wo es nöthig wurde, was jedoch nicht häufig geschah, mit dem fürstlichen Gefolge und dem Aufgebot der Städter in den Kampf zu ziehen, ohne daß sie das Recht gehabt hätten, nach der einen oder der anderen Seite hin bestimmend einzuwirken, das erschöpft so ziemlich, was wir von den Beziehungen des Bauern zum Staate wissen. Dieser gewährte dafür den Schutz seiner Rechtssatzungen, die, seit den Tagen Jaroslaws in privater Sammlung formulirt und später mehrfach erweitert, auch die bäuerlichen Verhältnisse ins Auge faßten. Bei den zahlreichen inneren und äußeren Kriegen, welche das Land verheerten, hat der freie Bauernstand weniger gelitten, als man von vornherein anzunehmen geneigt sein könnte. Während der Bürgerkriege richtete sich die Zerstörungswuth der kriegführenden Parteien vorzugsweise gegen den Privatgrundbesitz der Fürsten, während das übrige Land verschont blieb. Schlimmer freilich stand es bei feindlichen Einfällen der Nachbarvölker oder wenn die Fürsten die wilden Schaaren der Polowzer in Sold genommen hatten. Brandschatzung und Gefangenschaft, die damals stets mit Sklaverei identisch war, waren das Loos Derjenigen, welche in den Wäldern oder in den benachbarten Städten den gesuchten Schutz nicht fanden.

Es bleibt noch übrig zu prüfen, wie weit durch die Einführung des

Christenthums in religiöser und sittlicher Hinsicht ein Fortschritt bedingt wurde. Auch hier ist man leicht geneigt, allzu rosig zu sehen.[1])

In der ersten Zeit nach der Annahme des Christenthums, das, wie wir sahen, nur sehr allmählich an Ausbreitung gewann, wurde das Volk im buchstäblichen Sinne des Wortes doppelgläubig. Christenthum und Heidenthum wurden mit einander verbunden und man betete neben dem Christengott mit seiner Schaar von Heiligen, die dem Volke als Untergötter erschienen, zu den alten Göttern, so daß beide Culte neben einander standen. Weder die Vernichtung der Götterbilder noch Verbote waren im Stande, dem zu steuern. Erst sehr allmählich geschah es, daß die heidnischen Gottheiten vom niederen Volke aufgegeben wurden, aber die heidnischen Feste wurden auf die christlichen und die Eigenschaften der heidnischen Götter auf die Heiligen übertragen. So verschmolz das erste Jahresfest des alten Sonnen- und Peruncultus mit den christlichen Weihnachten, das Frühjahrsfest ging auf die Woche über, welche vor die großen Fasten fiel, das Sommerfest Peruns ward zum Johannistage (24. Juni), ein vierter heidnischer Festtag endlich wurde mit Ostern vereinigt. Dasselbe gilt von einer großen Zahl christlicher Heiligentage, und überall behaupteten sich dabei hartnäckig heidnische Gebräuche. Das dauerte bis über das 16. Jahrhundert hinaus und hat sich zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten. Wir besitzen ein Sendschreiben des Abtes Pamphilius an den Fürsten Dmitri von Rostow vom Jahre 1504, in welchem ersterer das heidnische Wesen am Johannistage folgendermaßen beschreibt: „Kaum bricht der große Festtag der Geburt Johannis des Täufers an und schon vor diesem großen Feiertage, so gehen die Unholde, Mann und Weib, die Hexen auf Wiesen und Sümpfe in Einöden und Eichenwälder, zu suchen Todeskräuter zum Verderben des Leibes, giftige Gräser zum Verderben von Menschen und Vieh und graben wundersame Wurzeln ihren Männern zur Vergiftung. Dieses Alles schaffen sie durch Hilfe des Teufels am Tage Johannis des Täufers mit satanischer Beschwörung. Wenn aber der eigentliche Geburtstag des Vorläufers ist, dann geräth in jener heiligen Nacht fast die ganze Stadt in Aufruhr, in den Dörfern erhebt sich ein Teufelslärm von Schellen, Schnarren, Pfeifen, Geigen und ähnlichem Satansspiel, ein Springen und Tanzen. Die Weiber und Mädchen nicken mit den Köpfen und widerlich ist der Ruf ihres Mundes; lauter gräuliche Teufelslieder, sie werfen den Stecken und springen und tanzen mit den Füßen.“ [2]) Man wird nicht in Zweifel ziehen können, daß im 12. und 13. Jahrhundert die Erinnerungen an den heidnischen Cultus noch bei Weitem lebendiger waren.

Ganz unverkürzt ging in das Christenthum der Glaube an die schwarzen Götter über; sie wurden zu Dämonen und Teufeln und ebenso lebendig blieb die Vorstellung, daß lebendige und todte Menschen als Zauberer, Hexen,

1) Vgl. Golubinski, Geschichte der russischen Kirche I. II. p. 737 ff.

2) Vgl. Bestuschew Rjumin, Geschichte Rußlands, deutsche Ausgabe p. 16 Anm. 38.

Wärwölfe und Vampire sich zu Werkzeugen des Bösen machen konnten. Es ist dasselbe Uebergangsstadium wie bei allen übrigen Völkern, welche das Christenthum annahmen. Die niedere Geistlichkeit aber machte jene Gebräuche zum großen Theil mit, weil sie mit in dem Anschauungskreise des Volkes lebte und nur in der Minderzahl über eine Bildung gebot, welche über Lesen und Kenntniß der gebräuchlichen Gebete hinausging. Die Kunst des Schreibens war schon seltener zu finden. Deshalb gelang es auch nur schwer der christlichen Sittlichkeit und Moral, in das Volk zu dringen. Die Trunksucht war in allen Schichten der Bevölkerung gleich verbreitet und lange noch nach Annahme des neuen Glaubens war es nichts Seltenes, daß Leute aus dem Volke zwei oder drei Frauen hatten, von willkürlichen Scheidungen nicht zu reden.

Fragen wir endlich nach den Vergnügungen des Volkes, so haben sie zu allen Zeiten vorzüglich im Essen und Trinken bestanden. Dann zogen fahrende Leute durchs Land, die Skomorochen (vom griechischen ἀρχος σκωμμάτων, wie Golubinski glücklich erklärt), Spaßmacher, die man zu Schmäusen und Festen lud und welche Genossenschaften (Artele) bildeten. Alle spielten irgend ein musikalisches Instrument: die liegende Harfe oder Gusla, die Rohrpfeife oder die Handtrommel, einige waren Sänger mit oder ohne Begleitung, fast alle Schauspieler und Tänzer. Von ihren Stücken und Liedern ist leider keines erhalten, doch liegt auf der Hand, daß sie dem Geschmack und der Bildung ihrer Zuhörer angepaßt sein mußten. Dann hören wir von Kunststückmachern und Akrobaten, von Bären- und Affenführern, kurz von Vergnügungen, die zum Theil noch heute im Schwange sind. Es war innerhalb der gegebenen Verhältnisse ein im Ganzen harmloses und fröhliches Treiben. — Der russische Bauer hatte mehrfache Möglichkeit, aus diesem Kreise hinauszutreten. Schon wer als Fischer, Jäger oder „Baumkletterer" in die Ferne zog, streifte den rein bäuerlichen Typus ab. Viel entscheidender aber wurde der Schritt, der den Landmann zum Städtebewohner oder zum Mitgliede der fürstlichen Gefolgschaft machte. Zu beiden stand der Zutritt jedem Freien offen.

Es ist bekannt, daß schon das heidnische Rußland eine Reihe von Städten zählte. Seit den Tagen Ruriks haben die Fürsten ununterbrochen Städte gebaut, oder, wie man damals sagte „gezimmert". Die Bedeutung des städtischen Wesens stieg ungemein mit der Entstehung der Theilfürstenthümer. Die Zahl der in den Chroniken angeführten Städte ist überraschend groß [1]) und das hat zu der irrthümlichen Ansicht geführt, daß schon in der vormongolischen Periode der Schwerpunkt des Volkes in den städtischen Ansiedelungen zu suchen sei. [2]) Dem ist jedoch nicht so, die ungeheure Mehrzahl der Städte trug den Typus befestigter Orte, die in Friedenszeiten leer standen

1) Solowjew zählt 300.

2) Vgl. Leontowitsch, Kritik der Arbeit Samokwasows über die altrussischen Städte. 1875.

und erst bei feindlichen Anfällen besiedelt wurden. Den eigentlichen Stadtcharakter, d. h. den Typus befestigter Punkte einer stetigen Volksansiedelung hatten nur sehr wenige Städte und zwar nur in den Centralpunkten des Reiches. Es waren die sogenannten ältesten Städte, die zugleich die Mittelpunkte des politischen und ökonomischen Lebens Altrußlands waren: Nowgorod, Pskow, Kiew, Tschernigow, Perejaslawl, Wladimir, Susdal, Rostow, Smolensk, Polozk und Wladimir in Wolhynien. All diesen Städten ist gemeinsam, daß sie um einen befestigten Mittelpunkt, den Kreml, erwachsen sind, der hauptsächlich Bauten zu Zwecken des Krieges und der Administration und später etwa die Hauptkirche des Ortes enthielt. An diesen Kreml schlossen sich dann die Possaden und Sloboden, Vorstädte, die von Wall und Palissaden umgeben waren. Jemehr die Bedeutung dieser Vorstädte wuchs, in welchen sich der Handel und Reichthum der städtischen Bevölkerung zusammenfand, um so weniger reichte der Kreml aus, in Zeiten der Noth den erwarteten Schutz zu bieten. Dann erweiterte man ihn, und wenn auch das nicht mehr genügte, wurden auch die Possaden mit Mauern umgeben. So bildete sich um den ursprünglichen Kern eine neue Stadt, häufig auch mehrere, wie denn Nowgorod, Pskow und Kiew aus vier bis fünf, Wladimir und Wjätka aus drei, die meisten übrigen aus zwei derartigen Städten bestanden. Die privaten und öffentlichen Bauten in den Städten waren mit fast alleiniger Ausnahme der Kirchen aus Holz errichtet. Doch waren bei Weitem nicht alle Kirchen aus Stein erbaut. Neben diesen ältesten Städten gab es „jüngere" Städte oder Beiorte, die zu den älteren in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß standen und häufig Colonien derselben waren. Die Gesammtheit der freien Bürger einer Stadt bildete die Wetsche, die Volksversammlung.

Es ist nothwendig, auf das sich außerhalb der russisch-slavischen Welt nirgends wiederholende, eigenartige Institut dieser Organisation des Volkswillens näher einzugehen.[1])

Außer der Theilung in Fürstenthümer zerfiel das alte Rußland noch in Wolosten, Bezirke, die entweder ein ganzes Fürstenthum oder Theile desselben oder aber eine Stadt mit ihren Beiorten und den zugehörigen Landstrecken umfaßten. Später deckte sich der Begriff Wolost und Fürstenthum völlig, so daß beide Bezeichnungen neben einander gebraucht werden. Jede Wolost nun hatte ihre Versammlung, die Wetsche, welche in der Haupt- und Residenzstadt tagte und an welcher nicht nur die freien Bewohner derselben, sondern auch die der Beiorte theilnahmen. Die einzige rechtliche Voraussetzung war eben die persönliche Freiheit, da ja ein Standesunterschied im Princip nicht existirte und der Uebergang aus einer Gesellschaftsklasse in die andere offen stand. Die gemeinsame Bezeichnung für alle Freien war ljudije oder mushi, Leute oder Mannen. Je nach dem Erfolg, mit welchem der einzelne Freie seinen

1) Vgl. Sergejewitsch, Wetsche und Fürst. Moskau 1867 (russisch). Wir gehen hierbei absichtlich auf die weiteren territorialen Abstufungen nicht ein, da sie für unseren Zweck nicht nothwendig sind.

Weg durchs Leben gemacht hatte, genoß er gesellschaftlich größeres oder geringeres Ansehen. Die factischen Unterschiede, die sich so ergaben, wurden durch eine Reihe von Epithetis bezeichnet wie: Besserer, Geringerer ꝛc. Fehlte das Epitheton ganz, so wurden Angehörige der mittleren Gesellschaftsschicht gemeint. Daneben brauchte man für die kleinen Leute die Bezeichnung smerd, ein Wort, dessen Etymologie etwa „die übel riechenden" bedeutet, auf der höchsten Staffel standen die Bojaren und Ognitschane, auf der mittleren der kupez, Kaufmann, der jedoch ebenfalls keinen besonderen Stand bildete, sondern, wie jeder Andere, Krieger oder Staatsdiener sein konnte, wo es nöthig war. Recht anschaulich werden diese Verhältnisse, wenn man sie in Form einer Tabelle sich vergegenwärtigt.

Leute oder Mannen (ljudi — muschi)

Kleine Leute, auch schwarze (tschernije) oder smerdi oder Bauern (mushik) genannt	Leute oder Mannen, häufig Kaufleute	Große Leute oder Beste Leute, auch Leute kurzweg oder Bojaren und Ognitschane
	geringe K. Kaufleute, große Kaufleute	jüngere B. Bojaren, große Bojaren

Beide Gruppen zusammen: shitji ljudi, etwa wohlbestallte Leute.

Alle drei Gruppen hatten das Recht der Theilnahme an der Wetsche, ganz abgesehen davon, ob sie im Hauptort oder in einem Beiort lebten, nur bestand die Beschränkung, daß bei Lebzeiten des Vaters der Sohn, selbst wenn er mündig und selbständig war, ausgeschlossen blieb. Der Charakter dieser Versammlung bedingte nun die Schwäche der fürstlichen Gewalt einer- und die theoretische Anschauung von der Allgewalt des Volkes andrerseits. Beschlüsse konnten nur durch Einstimmigkeit erzielt werden, oder durch eine so überwältigende Majorität, daß die anders denkende Minderzahl es für klüger fand, zu schweigen. Wollte sich jene Minorität aber nicht fügen und konnte eine gütliche Vereinbarung nicht gefunden werden, so mußte der Krieg entscheiden, in dem das Uebergewicht dem Stärkeren blieb. Es war übrigens Niemand verpflichtet, die Versammlung zu besuchen, die nicht periodisch, sondern je nach Bedürfniß berufen wurde. Es berief sie der Fürst, oder wer aus dem Volke es für nothwendig hielt, durch Läuten der Glocken. Mitunter konnte ein volles Jahr hindurch keine Versammlung stattfinden, dann wieder mehrere in einer Woche. Wenn der Gegenstand der Verhandlung ein dringender war und eine Entscheidung nicht gleich gefaßt wurde, tagte man wohl einige Tage nach einander. Auch der Ort der Versammlung stand nicht fest. In Kiew werden z. B. vier verschiedene Versammlungsplätze genannt, während man in Nowgorod meist bei der Sophienkirche oder beim Hofe Jaroslaws

1) Vgl. Sergejewitsch l. l. Kap. II, 3.

zusammentraf. Ueberhaupt drängt sich uns immer wieder Verwunderung darüber auf, wie wenig formell durchbildet das ganze Institut war. Weder gab es eine Leitung der Verhandlung, noch wurde irgend ein Protocoll geführt. Wer die Versammlung berufen hatte, legte gewöhnlich die erste Frage vor, darauf konnte sowohl der Fürst wie irgend Jemand aus dem Volke das Wort ergreifen. Im Allgemeinen hielt aber das schwarze Volk sich von der Discussion fern, die besseren Leute, deren Wort schon durch das Gewicht der Persönlichkeit unterstützt wurde, Bojaren und Aelteste redeten. Meist erst gegen Schluß der Verhandlung kam in mehr oder weniger tumultuarischer Weise der Wille der Masse zum Ausdruck. Natürlich wirkten diese formellen Mängel abschwächend auf die Kraft der Beschlüsse, so daß es wohl geschehen konnte und auch geschah, daß eine zweite anders zusammengesetzte oder triftiger überzeugte Versammlung Beschlüsse aufhob oder ins Gegentheil verkehrte, welche vorher rechtskräftig zu Stande gekommen waren.

Die Befugnisse der Wetsche waren eine dreifache. Die Berufung der Fürsten, die Gesetzgebung und die Entscheidung über Krieg und Frieden.

Nach allen drei Seiten hin entwickelten sich die Verhältnisse jedoch sehr eigenartig in den verschiedenen Wolosten.

Was das Berufungsrecht betrifft, so war es factisch eingeschränkt, weil es undenkbar war, daß ein Anderer als ein Nachkomme Ruriks je Fürst werden konnte. Die wenigen Ausnahmen, die (in Halicz und Nowgorod) stattfinden, sind eben durch zeitweilige Ausnahmezustände zu erklären.

Wenn nun auch eine Wetsche sich häufig über die uns bekannte Rangordnung der Fürsten, so wie über Privatabmachungen derselben hinwegsetzte, so konnte sie sich über die Anschauungen, die einmal in der Zeit lebendig waren, doch nicht erheben und wurde in ihrer Wahl von denselben beeinflußt. Nie fand eine Berufung in der Weise statt, daß beide Theile sich dadurch für immer gebunden gefühlt hätten. So lange Einigkeit zwischen Volk und Fürsten herrschte, blieben sie bei einander. Hatte der Fürst begründete Aussicht, auf einen ihm mehr behagenden Sitz überzugehen, so zog er fort, wie denn andrerseits das Volk einen andern berief, wenn der bisherige Fürst die Bedingungen, auf welche man sich geeinigt hatte, nicht einhielt, oder wenn die Verbindung mit einem anderen Zweige des Fürstenhauses größeren materiellen Vortheil zu bieten schien. Oft endlich wurde die Wahl eines bestimmten Fürsten durch die Logik militärischer Uebermacht einer Wolost aufgenöthigt.

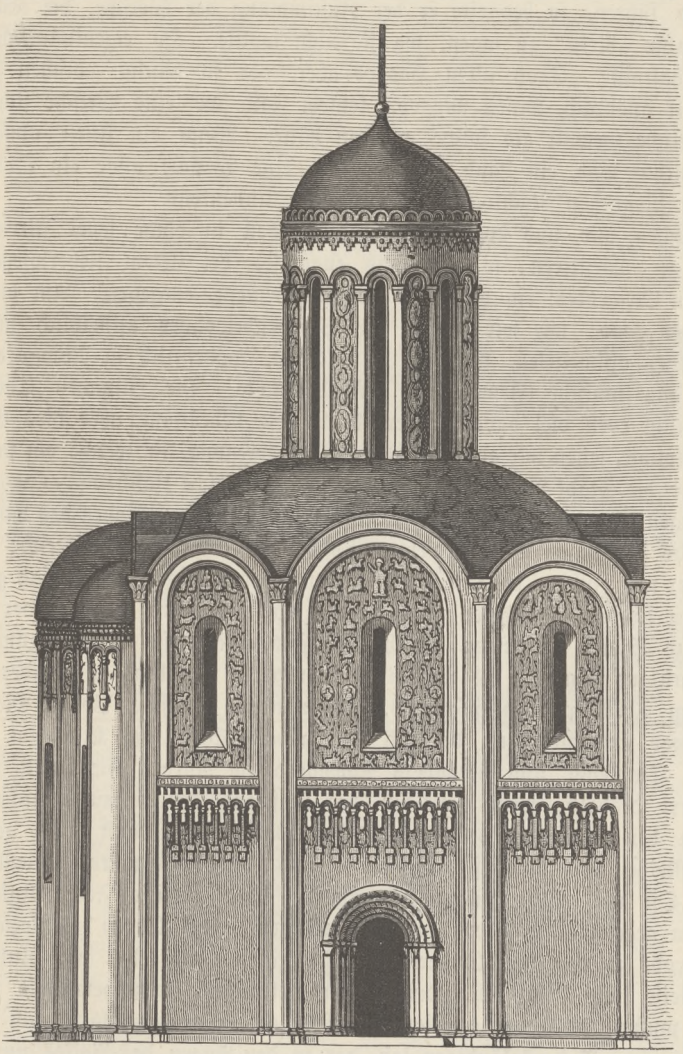
Die gesetzgeberische Gewalt äußerte sich im Abschließen von Verträgen mit den Fürsten, die z. B. verpflichtet wurden, in Person zu Gericht zu sitzen. Leider ist kein Vertrag der älteren Zeit vollständig auf uns gekommen; die ältesten Nowgoroder Verträge gehören ins dreizehnte Jahrhundert und tragen die Spuren einer Entwickelung, die von der der übrigen Städte durchaus verschieden ist, und gesondert betrachtet werden muß. Auch mit der Entscheidung über Krieg und Frieden stand es eigenthümlich. Mit seinem

Gefolge und mit Freiwilligen konnte der Fürst Krieg führen, wie viel ihm beliebte, nur nahm dann die Wolost weder thatsächlich noch moralisch Antheil an demselben. Der Fürst hatte persönlich Erfolg oder Mißgeschick zu tragen. Wollte er jedoch die gesammte Kriegsmacht seines Fürstenthums ins Feld führen, so bedurfte er der Zustimmung der Wetsche, die nicht Anstand nahm „Nein" zu sagen, wo sie nicht wollte. So eigenthümlich lagen die Verhältnisse. Trotz allen Haders aber, der so häufig zwischen Fürsten und Volk ausbrach, wissen wir von keinem Fall, wo eine Wetsche sich gegen die fürstliche Gewalt als solche erhoben hätte. Wenn ein Fürst ohne Land auch denkbar war, ein Land ohne Fürsten, eine Wetsche ohne ein Oberhaupt aus den fürstlichen Nachkommen Ruriks war undenkbar.

Suchen wir uns über Leben und Treiben in einer jener altrussischen Städte zu orientiren, so tritt uns zunächst, bei stetem Ueberwiegen des slavischen Elementes, ein buntes nationales Gemenge entgegen. Am buntesten im Süden, wo, wie wir sahen, die Steppenbewohner allmählich sich dem Städteleben assimilirten, während im Norden, namentlich in Nowgorod und Pskow, das finnische Element sich geltend machte. Die russischen Chronisten wissen nicht eben viel davon zu erzählen, wie bedeutsam aber dies Element werden konnte, sehen wir aus der furchtbaren Erregung, in welche ein finnischer Zauberer die Stadt Nowgorod versetzen konnte. Solche Zauberer — wolchwen — drangen aber bis nach Kiew vor. Außer diesen auf dem Boden des damaligen Rußlands ansässigen Volkselementen finden wir aber noch zahlreiche andere. Armenier und Juden, die z. B. in Kiew einen beträchtlichen Procentsatz gebildet, zu haben scheinen, Bulgaren und Chasaren von Osten her, während der Westen die ganze Schaar derjenigen, welche das Handelsinteresse in Bewegung setzte, nach Rußland sandte. Es war eine fluctuirende Bevölkerung fremder Zunge und zum Theil fremden Glaubens. Nordländer, Deutsche, Polen, Madjaren, Venetianer und Griechen, die sich in Handelsplätzen wie Kiew im Süden, Polozk, Smolensk und besonders Nowgorod im Norden die Hand reichten. Man irrt deshalb, wenn man sich das Rußland der vormongolischen Zeit als von den Einflüssen des Abendlandes abgeschnitten denkt. Es gab eine ganze Reihe von Interessenfragen — und diese bestimmen schließlich — welche Ost und West zusammenbrachten. Eine gewisse Feindseligkeit den Fremden gegenüber ist aber nicht zu verkennen. Das lehren die Beziehungen Nowgorods zu den Gothländern und Hanseaten, das lehrt die blutige Art und Weise, wie Kiew sich zweimal der polnischen Fremdherrschaft zu entledigen wußte. Auch wurde dieser Gegensatz noch dadurch verstärkt, daß man im Fremden einen Andersgläubigen sah, der in den Augen des Volkes nur wenig von den Ungläubigen verschieden war. Im täglichen Leben aber berührten diese Dinge den kleinen Mann nur wenig. Er ging seinem Gewerbe und Tageserwerb nach, ohne viel um sich zu schauen.

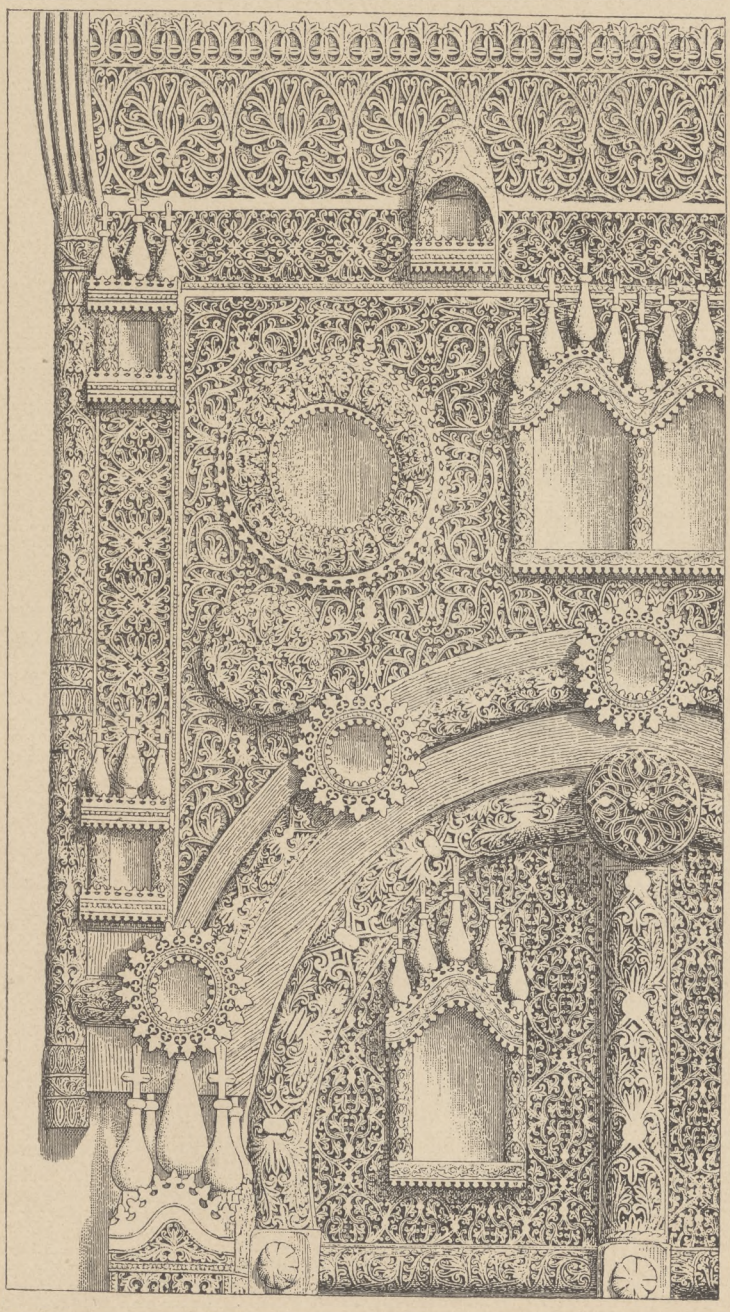
Wir finden in der uns vorliegenden Periode das Handwerk auf der Stufe einer den nicht hochgespannten Tagesbedürfnissen genügenden Entwickelung.

Mit am einträglichsten war das Gewerbe der Zimmerleute; zu Genossenschaften verbunden erbauen sie den Städtern ihre Häuser und schaffen ihnen das einfache Holzgeräth: Schlitten und Wagen, Tischlerzeug und Tonnen,



Dimitrowski'sche Kathedrale zu Wladimir.
(Ende des 13. Jahrhunderts angeblich von einem italienischen Architekten aus der Lombardei erbaut.)

Boote und Schiffe wurden von ihnen gefertigt, letztere freilich ganz nach ausländischem Muster. Viel weniger entwickelt war die Arbeit in Stein und Ziegel; sie beschränkt sich bis ins XIV. Jahrhundert mit geringen Ausnahmen



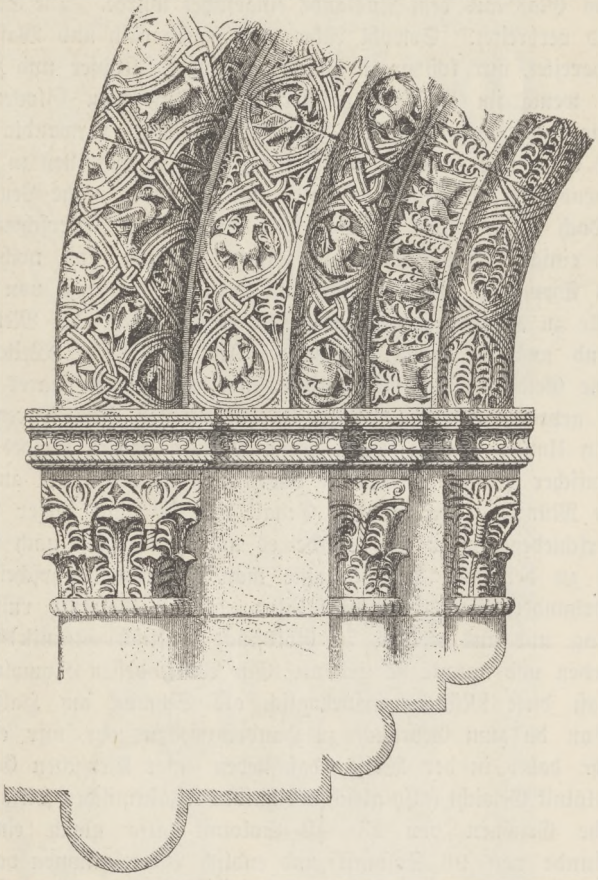
Ornamentirung der heiligen Pforte der Kirche „S. Johannes Theologus“ in Rostow.

nur auf den Bau von Kirchen. Hier aber waren die Baumeister fast ausschließlich Griechen, obgleich auch, wie Andrei Bogolubski es that, in Ausnahmefällen das lateinische Abendland herangezogen wurde.[1]) Den idealen Schwung, welchen die Maurerei zur Hohenstaufenzeit in Frankreich und Deutschland nahm, hat Rußland nie kennen gelernt. Es blieb beim Handwerk stehen. Dagegen blühte wie vor Alters das Gewerbe der Töpfer, während das Glas aus dem Auslande eingeführt wurde. Die Schmiedekunst war alt und verbreitet. Sowohl Acker- als Hausgeräth und Waffen wurden im Lande bereitet, nur kostbarere Stücke eingeführt. Kupfer und Zinn waren im Ganzen wenig im Gebrauch außer zum Guß von Glocken und zur Metalldeckung der Kirchendächer. Für Kirchenschmuck verwandte man auch hauptsächlich Gold und Silber. Gold und Silber zu Geräthen zu verwenden, war ein Luxus, den sich nur die Fürsten und besonders reiche Leute erlauben konnten. Doch ist uns das Bestehen von Gold- und Silberschmieden direct bezeugt und einige Schmucksachen aus unserer Periode sind noch heute erhalten. In Smolensk und in Nowgorod war die Kenntniß von der Probe edler Metalle zu Hause. Im Allgemeinen waren aber edle Metalle wenig verbreitet und auch im Handel spielte der Tausch eine bei Weitem größere Rolle als die Geldzahlung. Bei alledem war aber auch baares und zwar in Rußland geprägtes Geld in Gang.[2]) In ältester Zeit waren Ledergeld und Felle im Umlauf, neben ihnen große Mengen baaren Geldes, besonders mohammedanischer Prägung, daneben aber auch byzantinische, angelsächsische und deutsche Münzen. Da Größe, Gehalt und Herkunft dieser Münzen so durchaus verschiedenartig waren, wurde es nothwendig, sie nach Gewicht in den Handel zu bringen. Nun benutzte man in Kiew wahrscheinlich schon im IX. Jahrhundert die byzantinische Litra, die 72 Solotnik russischen Gewichtes betrug und aus welcher 72 Goldstücke (russisch solotnik) in Byzanz geprägt wurden und nannte sie griwna. Ein Wort, dessen Etymologie darauf hinweist, daß diese Münzen ursprünglich als Schmuck am Halse getragen wurden. Von da zum Gebrauch zu Handelszwecken war nur ein Schritt. Man verfuhr dabei in der Weise, daß neben einer Kiewschen Griwna von 36—38 Solotnik Gewicht (also gleich der halben byzantinischen Litra), schwerere nowgorodische Griwnen von 43—49 Solotnik (also gleich einem halben schweren Pfunde von 96 Solotnik) und endlich Viertelgriwnen von 22—24 Solotnik, welche man Rubel nannte, in Umlauf gesetzt wurden. Diese Rubel

1) Eine erschöpfende Studie über die kirchliche Architectur Rußlands in der vormongolischen Zeit findet man bei Golubinski l. l. I, 2. p. 1—281.

2) Der schlagende Beweis für diese Thatsache ist erst neuerdings vom Grafen Iwan Iwanowitsch Tolstoi gebracht worden in seiner monumentalen Arbeit über „Die ältesten russischen Münzen des Großfürstenthums Kiew." Petersb. 1882 f. Mit 19 Tafeln Zeichnungen (russisch). Den historischen Untergrund dieser Arbeit bildet eine Studie des Akademikers Kunik, deren Resultate wir hier im Wesentlichen wieder geben.

waren entweder schon vor oder bald nach Begründung des russischen Reiches allgemein als gangbares Geld in Gebrauch. Mit der Annahme des Christenthums durch Wladimir den Heiligen geschah dann der weitere Fortschritt, daß nach byzantinischem Muster und zunächst wohl auch von byzantinischen Meistern russische Geld- und Silbermünzen geprägt wurden. Wir besitzen derartige



Sculpturen am Bogen des Hauptportals der Kathedrale von St. Dimitri zu Wladimir.

Münzen von Wladimir, Swjätopolk und Jaroslaw. Merkwürdig ist nun der Umstand, daß aus der Zeit nach Jaroslaw bis auf den Großfürsten Iwan II. Iwanowitsch (1353—1359) sich keinerlei einheimische russische Münzen gefunden haben, so daß die Vermuthung nahe liegt, während der Wirren, die nach dem Tode Jaroslaws ausbrachen, sei das Prägen erst ins Stocken gerathen und darauf ganz aufgehoben worden. Doch liegt immer noch die



Sculpturen im Fries der Kathedrale von St. Dimitri zu Wladimir.

Möglichkeit vor, daß ein glücklicher Fund auch für diese Zeit das Bestehen einer russischen Münzstätte nachweist. Auffallend wäre das Aufhören eigener Prägung um so mehr, als gerade in der vorliegenden nachjaroslawischen Periode der Handel im Norden einen ganz besonderen Aufschwung nahm.

Der Handel aber gab vor Allem den Städten damaliger Zeit die Signatur. Namentlich Kiew, Nowgorod, Smolensk, Witebsk und Polozk hatten dabei die führende Stellung.

Kiew war Stapelplatz für den Süden und exportirte während des Sommers vorzüglich nach Griechenland hin, während es im Winter seine Waaren nach Norden schickte. Nowgorod nahm dieselbe Stellung im Norden ein und hatte fast den gesammten Seehandel mit dem Abendlande an sich gezogen, einen Theil desselben aber dem benachbarten Pskow abtreten müssen. Polozk und Smolensk hatten den Dünahandel in Händen, während Witebsk wichtige Mittelstation zwischen Smolensk und Polozk war und meist im Winter von den abendländischen Kaufleuten aufgesucht wurde. Exportartikel waren überall: Wachs, Pelzwerk, Flachs und Hopfen, Felle, Juchten und Bauholz. In besonders guten Jahren konnte auch Getreide exportirt werden, doch bei dem niedrigen Stande der russischen Landwirthschaft trat dieser Artikel nicht regelmäßig auf den Markt, es war im Gegentheil häufig starke Nachfrage nach demselben.

Der Import des Nordens und Westens bestand vor Allem in Zeug (flandrischem, englischem, deutschem und polnischem), dann in Wein. Man bevorzugte dabei den rothen Wein, aber auch weißer Wein, so wie Bier und Meth kamen auf den Markt und wurden in Fässern und Eimern verkauft.[1]) Der dritte Hauptartikel war Salz, das aus Lübeck über Livland eingeführt wurde, dann Getreide, Fleisch, gesalzene Fische und Metall. Von letzterem Eisen, Kupfer, Zinn, Messing, Silber und Gold. Die bisher aufgezählten Artikel bildeten Gegenstand des Großhandels, während im Kleinhandel Handschuhe, gefärbtes Garn, niedrige Sorten Leinewand, Schwefel, Nadeln, Rosenkränze, Pergament und Safian feilgeboten wurden.[2]) Der Import nach Kiew trug naturgemäß einen durch die Art der südeuropäischen Production modificirten Charakter, während der Export asiatische Handelsartikel den Westeuropäern zuführte. Bei der großen Bedeutung, die der Handel für Rußland hatte, mußte der Kaufmannsstand in seiner Organisation zu einer Macht werden, mit der die Politik der Zeit zu rechnen hatte. Am eigenartigsten haben sich nach dieser Richtung die Verhältnisse in Nowgorod ausgebildet und bei Beobachtung der Geschichte und Verfassung dieser Stadt werden wir näher auf dieselben eingehen. Was aber, wird man fragen, ist aus dem

1) Vgl. Bereschkow, Ueber den Handel Rußlands mit der Hansa bis zum Ende des XV. Jahrh. Petersb. 1879. Kap. V. (russisch).

2) Vgl. Aristow, Handel und Gewerbe im alten Rußland. Petersb. 1866. p. 183 ff. (russisch).

überseeischen Handel Rußlands, aus seiner bis in die Tage Jaroslaws hinein so kühnen Kriegs- und Handelsflotte geworden?

Darauf gibt es nur die eine Antwort, daß nachdem die Slavisirung der Nachkommen Ruriks und ihrer ursprünglich skandinavischen Druschinen sich vollzogen hatte, auch auf sie die Abneigung des Ostslaven gegen Unternehmungen zur See überging. Dazu kam, daß man in Nowgorod der Concurrenz der Hanseaten nicht gewachsen war, im Süden den Widerstand der Steppenvölker, die jederzeit „wasserscheu" gewesen sind, nicht zu überwältigen vermochte. Eine russische Kriegs- oder Handelsflotte hat es danach auf Jahrhunderte nicht mehr gegeben.[1])

Es sind nun zu diesen ländlichen städtischen Elementen noch andere hinzugetreten, welche der russischen Gesellschaft jener Zeit ihr eigenthümliches Gepräge gegeben haben. Einmal die Großgrundbesitzer, die sogenannten Landschaftsbojaren, dann die Fürsten mit ihrem Gefolge, der Druschina.[2])

Wir haben schon gesehen, daß es neben dem Gemeinbesitz in Rußland auch einen Privatgrundbesitz gegeben hat, aus dem Kreise desselben bildeten sich im 9. Jahrhundert die Landschaftsbojaren (semskije bojare).[3]) Da sie

1) Kunik in Dorns Caspia p. 283 ff. hat in dieser Frage die Beweise vollständig erbracht. Wir können uns nicht versagen, wenigstens seine Schlußbetrachtungen hier zu wiederholen. Er sagt: „Wer keine klare Einsicht von den mannigfaltigen Ursachen besitzt, warum selbst Völker der weißen Rasse auf eine so verschiedenartige Weise sich entwickelt, warum einzelne derselben nur als Hirtenvölker figurirt haben, andere zu Nomaden geworden sind, warum die eine Nation sich zu einem kühnen Reitervolk, die andere zu einem tapfern Fußvolk aufgeschwungen hat — der kann auch nicht begreifen, warum gerade die Ostslaven in der Zeit vor Rurik kein Seevolk geworden sind .... Das ältere Rußland wurde eine Seemacht im Sinne jener Zeit nur, nachdem die Herrschaft der wasserscheuen chasarischen Steppenreiter in Kiew und weiterhin durch die seekundigen Waringer Askold und Oleg gebrochen war. Aber auch die altrussische Handelsflotte fristete im Süden, wie im Norden kein langes Dasein... Fast zu gleicher Zeit (wie die südliche) wenn auch nicht so rasch, verscholl die nordrussische Handelsflotte. Nach und nach überließ der so unternehmungslustige, Fürsten nach Belieben einsetzende und verjagende Freistaat Nowgorod den Export und Import den warägischen (d. h. im 12. Jahrhundert vorzugsweise gotländischen) Kaufleuten, die dann selbst der schlauen Handelspolitik der Hansa das Feld räumen mußten. Aber auch nachdem diese verdrängt war, kam immer noch keine national-russische Handelsflotte zum Vorschein, obgleich die russischen Zaren bis zum Frieden von Stolbowa (1617) die Küste des Finnischen Meerbusens von der Mündung des Systerbäck bis zur Mündung der Newa und von da bis zur Narowa besaßen. Peter der Große schuf eine geachtete Kriegsflotte, aber eine Handelsflotte hervorzuzaubern — dazu reichte auch sein eiserner Wille und seine Macht nicht aus. Erst der Gegenwart, wo die von oben begonnenen Reformen ihre Früchte zu tragen beginnen, war es vorbehalten, den Contrast hervorzuheben, welcher in dieser Hinsicht zwischen dem Kaiserstaat und selbst dem kleinen Finnland besteht, und zugleich auf Mittel zu denken, wie eine national-russische Handelsflotte ins Leben zu rufen wäre."

2) Vgl. Joblotschkow, Geschichte des Adels in Rußland. Pet. 1876 (russisch).

3) Das Wort Bojar, bolgarisch boljär, hängt mit dem slavischen boleje oder boljschoi, groß zusammen, bezeichnet daher Jemanden, der sich als ein Größerer über die Masse erhebt.

ganz unabhängige Leute waren, gelangten sie in den Versammlungen der Wetsche zu großer Bedeutung und bildeten eine der Spitzen der russischen Gesellschaft. Ganz anderer Natur und anderen Ursprungs war die Drushina, die Gefolgschaft der Fürsten. Es waren landlose, in den persönlichen Dienst eines Fürsten getretene, freie Männer, und zwar bis in die Zeiten Wladimirs und zum Theil noch darüber hinaus, Männer skandinavischer Herkunft. Auch ihre Theilung in ältere und jüngere Gefolgsleute ist noch skandinavisch. Die letzteren bildeten die Masse des fürstlichen Heeres und wurden von Gliedern der älteren Drushina befehligt. Ursprünglich wurden diese Mannen (mush) genannt, später aber kam wohl unter dem Einfluß der Landschaftsbojaren auch für sie die Bezeichnung Bojaren auf. Diese Bojaren der älteren Gefolgschaft waren es, welche der Fürst als seine Stellvertreter (Possadnik, Statthalter) in die ihm unterthänigen Städte und Wolosten schickte, aus ihrer Mitte ernannte er die Wojewoden, Heerführer, die neben und unter ihm mit der Leitung kriegerischer Operationen und dem Commando des Heeres betraut wurden.

Diese Gefolgsleute nahmen eine, dem Fürsten bald lästig werdende, selbständige Stellung ein, so daß Wladimir, nachdem er mit ihrer Hilfe dem Jaropolk Kiew entrissen hatte, sich ihrer, wie wir gesehen haben, auf geschickte Weise zu entledigen wußte, und von dem warägischen Elemente nur wenige besonders tapfere und besonnene Leute zurückbehielt. Die so entstandenen Lücken wurden durch Slaven ersetzt, die sich mit einem geringeren Einflusse und geringerer Selbständigkeit begnügten; da nun auch die Nachfolger Wladimirs seiner Politik in Bezug auf das Gefolgschaftswesen treu blieben, schwand das warägische Element immer mehr aus der Drushina und nach Jaroslaw, der auch hierin eine Ausnahmestellung eingenommen hatte, ist es kaum noch nachzuweisen. Trotzdem war die Stellung der Gefolgschaft immer noch eine bedeutende. Mehr Gefährten als Unterthanen des Fürsten, waren sie seine ständigen Berather, deren bestimmte Willensäußerung fast immer für ihn entscheidend wurde. Nach dem Ueberhandnehmen des slavischen Elementes begannen außerdem Beziehungen zwischen der Landschaft und dem Gefolge, die früher nicht bestanden hatten. Von Bedeutung konnten dieselben freilich erst werden, nachdem einzelne Zweige des Fürstengeschlechtes sich dauernd in bestimmten Theilfürstenthümern festgesetzt hatten und dadurch dem Gefolge erst die Möglichkeit gegeben wurde, auch seinerseits Grundbesitz zu erwerben. So lange der stete Ueberzug der Fürsten von einer Stadt in die andere, von Nord nach Süd oder von Ost nach West stattfand, konnte bei der Drushina, welche alle diese Wanderungen mitmachte, natürlich davon nicht die Rede sein. In jener älteren Zeit wird uns die Zahl der Gefolgsleute von den Chroniken ungemein hoch angegeben. 50, 40, ja sogar 80,000 Mann werden erwähnt, Zahlen, die entschieden übertrieben sind, ohne daß wir jedoch die Möglichkeit hätten, zuverlässige Angaben an die Stelle zu setzen. Schon die Unterhaltung einer solchen Menge überstieg die Mittel der Fürsten, wenngleich die Besoldung

in natura und nicht in barem Gelde stattfand. Außerdem wissen wir, daß die Gefolgsleute Handel trieben, schon um ihre Kriegsbeute an Gefangenen und Vieh umzusetzen, war das nothwendig, und es wird dazu im bekannten Vertrage Igors mit den Griechen ausdrücklich bestimmt, daß der Fürst und die Bojaren — unter denen hier offenbar Glieder der älteren Druschina zu verstehen sind — Schiffe mit Waaren nach Griechenland schicken dürfen. Es ist dasselbe Durcheinandergehen der Berufs- und Erwerbszweige, wie es uns im ständelosen Rußland überall entgegentritt. In der Periode der späteren nachjaroslawischen Theilfürstenthümer geht nun eine Wandlung vor, die allmählich zu einer ersten ständischen Gliederung führen sollte.

In Halicz, Smolensk, Polozk und Rjäsan herrschen mehrere Generationen desselben Fürstengeschlechtes nacheinander. Da faßt denn die Druschina, in welche neben dem slavischen Element auch zahlreiche Barbaren eingedrungen waren, im Lande festen Fuß und beginnt mit den Landschaftsbojaren zu verschmelzen, während in Kiew, Tschernigow und anfänglich auch in Susdal die umgekehrte Bewegung eintritt. Noch immer bestand die Theilung in ältere und jüngere Gefolgsleute fort. In der jüngeren Druschina treten uns drei Gruppen entgegen: die otroki, junge Krieger theils freier, theils unfreier Herkunft, welche die nächste Suite des Fürsten bildeten; djetskie, junge Leute, die sich durch freie Geburt von den otroki unterschieden, und die gridi (vom skandinavischen Hirdmänner) die im Hause des Fürsten lebten. Die Masse der übrigen jüngeren Druschina, die dem Fürsten nicht persönliche Dienste leistete, wurde unter dem Namen „die Jungen" zusammengefaßt. Seit den Tagen Andrei Bogoljubski's heißen diese Diener des Fürsten Dworjäne, Hofleute, und die fürstliche Druschina wird Dwor, „der Hof" genannt. Es ist eine Entwickelung, die in vieler Beziehung an die der deutschen Ministerialität erinnert.

Die Glieder der älteren Druschina wurden jetzt mushi (Mannen) und bojare (Bojaren) genannt, diejenigen, die in den directen Dienst des Fürsten traten, hießen dazu knäshije (fürstliche). Erst seit dem 15. Jahrhundert bezeichnete Bojar einen höheren Grad der Dienststellung, bis dahin kam der Titel jedem Mitglied des älteren Gefolges zu.

Diese älteren Gefolgsleute bildeten den Rath (duma) des Fürsten. Die Zusammensetzung desselben hing zwar lediglich vom Fürsten ab, doch unternahm dieser nichts, ohne ihn zugezogen zu haben. Es war keine organisirte Körperschaft, sondern eine ad hoc berufene Versammlung. Auch jetzt noch waren die älteren Gefolgsleute Oberbefehlshaber des Heeres, und viele von ihnen hatten wieder ihre eigene, ihnen persönlich unterstellte Druschina. Durch diese älteren Gefolgsleute fand der diplomatische Verkehr der Fürsten untereinander statt, man übertrug ihnen die Vormundschaft über junge Fürsten und in Kriegs- und Friedenszeiten bildeten sie, soweit sie nicht zu besonderen Aufgaben verwandt wurden, seinen nächsten Hofstaat. Daher hatten sie stets in der Residenzstadt ihre Häuser. Hauptsächlich vier Beamtungen sind es,

die jedes Mal von Mitgliedern der älteren Druſhina bekleidet wurden. Erſtens der tisätzki (Tauſendmann), der Oberanführer aller Truppen, welche das Fürſtenthum ſtellte, der Vermittler zwiſchen Gefolge und Landſchaft. Zweitens der dworskoi (etwa Hofmeiſter), der Commandant der fürſtlichen Druſhina und der Richter in allen internen Angelegenheiten derſelben. Drittens der possadnik (Statthalter), der Vertreter des Fürſten in den von ihm occupirten Gebieten. Viertens der tiun (Haushalter), ein beglaubigter Aufſeher des Fürſten, der jedoch damals größere Bedeutung hat, als ſie in ſpäterer Zeit dieſem Amte innewohnt. Wir finden ihn nicht nur als Beiſitzer bei Verhandlungen, ſondern auch in der Function eines Oberrichters, als Leiter von Städtegründungen und Coloniſationen und als militäriſchen Befehlshaber. Aus der älteren Druſhina werden endlich die djaki, die fürſtlichen diplomatiſchen Agenten genommen.

Faſſen wir die hervorſtechenden Momente dieſer kurzen Charakteriſtik der altruſſiſchen Geſellſchaft zuſammen, ſo ſehen wir, daß eine ſtändiſche Gliederung, wie wir ſie ſonſt im Mittelalter zu finden gewohnt ſind, nicht exiſtirte. Noch hatten die einzelnen Geſellſchaftsklaſſen ſich nicht abgeſchloſſen; der Zugang zu allen Staffeln der Leiter ſtand jedermann offen. Bauer und Städter konnten, ſobald ſie in den Dienſt des Fürſten traten, ſich zum ältern Gefolgsmann und Bojaren aufſchwingen und dieſe Stellung ihren Kindern vererben. Die Spitzen der Geſellſchaft jener Zeit aber ſind die den Großgrundbeſitz darſtellenden Landſchaftsbojaren einer- und die allmählich in die Stellung von Hofleuten rückenden Bojaren der älteren Druſhina andrerſeits. Wo ein Fürſtengeſchlecht ſich dauernd feſtgeſetzt hatte und die Druſhina mit der Landſchaft zu verſchmelzen begann, wurden dieſe Bojaren zu einer realen Macht, die den Keim des geſchloſſenen Herrenſtandes in ſich trug.

Die vielköpfige Spitze des ganzen Staates aber bildete das Fürſtengeſchlecht, das, ausſchließlich aus den Nachkommen Ruriks beſtehend, allein berechtigt war, den großfürſtlichen und überhaupt einen fürſtlichen Stuhl zu bekleiden. Wir haben von der rechtlichen Stellung, ſo wie von der Ordnung der Thronfolge ſchon ſo viel zu reden Gelegenheit gehabt, daß es überflüſſig wäre, nochmals darauf zurückzukommen.

Nur über das Privatleben der Fürſten mögen hier einige Ergänzungen folgen. War ein Fürſt geboren, ſo erhielt er zwei Namen, einen fürſtlichen (entweder ſkandinaviſcher oder ſlaviſcher Etymologie, wie z. B. Wolodimir oder Swjätopolk) und einen chriſtlichen (griechiſcher Herkunft wie Michail, Waſſili). Gewöhnlich wurde er mit ſeinem fürſtlichen Namen genannt. Dasſelbe galt von den Fürſtinnen. Zwiſchen dem erreichten dritten und vierten Jahre wurde darauf an dem jungen Fürſten die Ceremonie der Haarſchur vollzogen; er erhielt den kirchlichen Segen und wurde dann aufs Pferd geſetzt. Einem Erzieher wurde dann ſeine ſpecielle Pflege anvertraut und ſchon ſehr früh ließ man die jungen Fürſten an Feldzügen theilnehmen und bei Staatshandlungen zugegen ſein. Wie es mit der wiſſenſchaftlichen Bildung ſtand

— wenn es erlaubt ist, diesen für jene Zeit hyperbolischen Ausdruck zu brauchen, ist uns nicht überliefert. In der Wladimir dem Heiligen zunächststehenden Generation entschieden gut, später viel ungünstiger, doch scheinen alle Fürsten des Lesens und Schreibens kundig gewesen zu sein. Sehr frühe wurden die jungen Fürsten und Fürstinnen verheirathet (Mädchen schon im achten, Knaben im vierzehnten Jahr). In älterer Zeit fanden vielfache Verschwägerungen mit den ausländischen Fürstenhäusern des Abendlandes, Schweden, Norwegen, Frankreich, England, Deutschland und Polen statt. Später überwogen die Heirathen innerhalb des weitverzweigten russischen Fürstengeschlechtes, aber auch aus Griechenland, Böhmen, Ungarn und sehr häufig von den Polowzerchanen holten die russischen Fürsten sich ihre Gemahlinnen oder gaben ihre Tochter dorthin zur Ehe. Außerdem kamen Vermählungen mit den kaukasischen Höfen und mit den Töchtern Nowgoroder Bojaren vor.

Das Bewußtsein einer ursprünglich germanischen Herkunft existirte nicht. Das russische Fürstengeschlecht war durchaus slavisirt, nur daß im Ganzen doch wenig slavisches Blut in seinen Adern war. Nächst den Regierungsgeschäften nahmen Jagd und Schmausereien die Zeit vorzüglich in Anspruch. Man stand mit der Sonne auf und nahm bald darauf das Frühmahl ein. Vor zwölf Uhr wurde Mittag gegessen und darnach geschlafen; wann zu Abend gespeist und schlafen gegangen wurde, wissen wir nicht. Jedenfalls nicht spät. Häufig fanden große Gastmähler und Gelage statt und es kam wohl vor, daß ein Fürst alle Bürger seiner Residenz zu sich zu Gaste lud. War ein Fürst gestorben, so bestattete man ihn unmittelbar darauf. Man trug ihn zu Grabe, nachdem man ihn vorher ganz in Schwarz gekleidet hatte. Voran ein Roß und eine Fahne. Am Grabe selbst wurde ein Speer aufgerichtet. Dann begann eine Todtenklage, man pries die Tugenden des Verstorbenen, beweinte ihn und reiche Almosen wurden vertheilt.[1]) Von der Kleidung des Fürsten wissen wir wenig mehr, als uns das bekannte Bild Swjätoslaws und seiner Familie zeigt. Man liebte farbige Stoffe. Ein farbiges Unterkleid, ein ebenfalls farbiger Mantel, hohe farbige Stiefel und eine pelzverbrämte Mütze mit farbigem Boden waren die charakteristischen Stücke des Anzugs.

Wir haben bei unserer Uebersicht der Culturverhältnisse ein wesentliches Element des nationalen Lebens nur gestreift, die Geistlichkeit, deren Bedeutung eine gesonderte Betrachtung erheischt.

Wladimir der Heilige hatte nur den russisch-slavischen Theil seines Reiches getauft, heidnisch geblieben waren das ungeheure Gebiet von Rostow, das Land der finnischen Meren und Wesen, das Gebiet von Murom und das Land der dem russischen Reiche einverleibten Slaven lechischen Stammes, der Wjätitschen und Radimitschen. Jaroslaw hatte das Werk des Vaters fortgesetzt, aber erst Ende des 11. Jahrhunderts gelang es Murom und Rjäsan

1) Auch hier lassen sich noch altheidnische Reminiscenzen nachweisen.

zu bekehren, während die Wjätitschen und Radimitschen, die zu den russischen Slaven im selben Gegensatz standen wie die heutigen Polen, noch im 12. Jahrhundert dem Christenthum Widerstand entgegensetzten. Auch im weiten Gebiete Nowgorods ging der Fortschritt des Christenthums nur äußerst langsam vor sich, immerhin war aber Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts so viel erreicht, daß ganz Rußland für christlich galt.

Das Haupt der christlichen Kirche Rußlands war der Patriarch von Constantinopel. Wie jedoch eine kirchliche Verwaltung begründet wurde, liegt nicht ganz klar. Wahrscheinlich erhielt Rußland anfänglich keinen Metropoliten, sondern autokephale oder unabhängige Erzbischöfe, wie sie Constantinopel den Donaubulgaren zugestanden hatte.

Sehr bald jedoch ging diese selbständige Stellung [1]) verloren und schon vor 1051 sehen wir, daß es einfache Metropolis des Patriarchats Constantinopel geworden ist. In der Reihe der griechischen Metropolen nahm aber Rußland anfangs die einundsechzigste und später gar die siebzigste Stelle ein. Die russische Kirche stand also in völliger Abhängigkeit von der griechischen, etwa wie ein Staat, der als Provinz einem anderen einverleibt wird.

Die Rechte des Patriarchen von Constantinopel über die russische Kirche waren sehr weitgehend. Er stellte den Metropoliten an und rief ihn, ohne für gewöhnlich in die innere Verwaltung einzugreifen, vor sein Gericht, so bald er Unrecht that, er berief die Provinzialsynoden, nahm Appellation vom Gericht des Metropoliten an und hatte das *σταυροπήγιον* d. h. das Recht, einzelne Klöster und Kirchen von der Gewalt des Metropoliten oder der Bischöfe zu befreien und sich unmittelbar unterzuordnen. Da gegen das canonische Recht, demzufolge eine Synode russischer Bischöfe den Metropoliten hätte wählen müssen, der Patriarch ihn ernannte, ist es nicht wunderbar, daß Rußland nur Griechen zu Metropoliten erhielt. [2]) Von ihrer Thätigkeit ist so gut wie nichts bekannt. Die canonische Vorschrift, welche jährliche Metropolitansynoden verlangt, ist jedenfalls nie beachtet worden. Im Ganzen war es jedoch nicht ungünstig, daß Fremde den höchsten geistlichen Sitz Rußlands einnahmen. Das damalige System der Thronfolge ließ auf dem großfürstlichen Stuhl meist den Feind dem Feinde folgen. Die ausländischen Metropoliten standen diesen Streitigkeiten fern, und bewahrten so die russische Kirche vor der Gefahr, in den aufreibenden inneren Hader mit hinein gezogen zu werden. Sitz des Metropoliten war anfangs Perejaslawl, später Kiew; den verunglückten Versuch Bogoljubski's, eine zweite Metropole in Wladimir zu gründen, haben wir kennen gelernt. Ebenso wie der Metropolit, waren auch alle ersten Bischöfe Griechen, Russen konnten erst in späterer Zeit zu dieser Würde gebraucht

1) Vgl. Golubinski l. l. I, Kap. III.

2) Zwei Ausnahmen haben stattgefunden, 1051 setzte Jaroslaw einen Russen Ilarion ein, 1147 der Großfürst Isjaslaw Mstislawitsch den Klima oder Kliment. Beide Fälle sind nicht erklärt.

werden, aber auch dann kam es häufig vor, daß Griechen, welche im Dienste des Metropoliten standen, zur bischöflichen Würde emporstiegen. Als Anfangsjahr für die Entstehung der Bisthümer ist das zweite oder dritte Jahr nach der Taufe Wladimirs 991 zu setzen. Ihre Zahl war nur gering. In der vormongolischen Zeit finden wir außer in den Hauptstädten der Theilfürstenthümer (Tschernigow, Perejaslawl, Wladimir in Wolhynien, Turow, Polozk, Nowgorod, Smolensk, Halicz, Rjäsan und Wladimir an der Kljäsma) noch fünf. Sowohl Bischöfe als Fürsten waren der Gründung neuer Bisthümer abgeneigt, weil dadurch ihre Einkünfte geschmälert worden wären, bei der ungeheueren Ausdehnung der Eparchieen konnte aber unter solchen Umständen von wirklicher Seelensorge keine Rede sein. Man hat berechnet, daß falls Rußland eine verhältnißmäßig gleiche Zahl von Bisthümern mit Griechenland hätte haben wollen, mindestens 200 Bisthümer zu creiren waren. Die Bischöfe wurden gegen das canonische Recht nicht gewählt, sondern von den Fürsten eingesetzt. Trotzdem hat es in Rußland nie einen Investiturstreit gegeben. Organe der bischöflichen Verwaltung waren vor Allem der Kathedralclerus, welcher den Rath des Bischofs bildete, dann die Vicare, von denen der eine Gehilfe des Bischofs war und bei ihm lebte, während die übrigen in den Kreisen vertheilt waren und wahrscheinlich ebenfalls ihren Clerus hatten, endlich niedere Kreisbeamte, welche Laien waren und die untersten Zweige der Verwaltung besorgten.

Da in Rußland das Gericht durch Abgaben der Recht suchenden Parteien unterhalten wurde, lag es im materiellsten Interesse der Geistlichkeit, ihre Jurisdiction, die sich anfänglich auf geistliche Vergehungen des Clerus beschränkte, nach Möglichkeit zu erweitern. Sie hat dies Ziel auf dreifachem Wege zu erreichen gewußt. Man ordnete die Geistlichen auch in ihrer Eigenschaft als Staatsbürger dem geistlichen Gerichte unter, zog vor das geistliche Forum eine Reihe von Vergehungen der Laien (Scheidungen, Bigamie, Ehe in verbotenen Graden, Nothzucht, alle Formen der Zauberei, Streit zwischen zwei Frauen) und unterstellte demselben schließlich bestimmte Klassen von Laien ganz ebenso wie die Geistlichen. Später gewann das geistliche Gericht noch größere Ausdehnung [1]) und wahrscheinlich competirten schon in vormongolischer Zeit noch die folgenden Rechtsangelegenheiten den Bischöfen: die Beschwerden über Ehecontracte, alle Erbschaftssachen, die Klagen der Knechte gegen ihre Herren und der Herren gegen ihre Knechte, Klagen von Eltern gegen ihre Kinder wegen Ungehorsams und ähnlicher Vergehungen, Ehebruch,

1) Vgl. Wladimirski Budanow p. 201, Die Urkunde des Fürsten Rostislaw Mstislawitsch von Smolensk für das Bisthum Smolensk d. a. 1150. Sept. 10. Die sogenannten Ustawe Wladimirs und Jaroslaws sind frühe Fälschungen, die den Zweck hatten, den Umfang der geistlichen Jurisdiction zu erweitern. Der Ustaw Wladimirs entstand Ende des 12. Jahrhunderts oder Anfang des 13., fand aber allgemeinen Glauben und sicherte das geistliche Gericht vor weltlicher Einsprache. Das gilt jedoch nur für das nördliche Rußland, im Kiewschen waren beide Ustawe nicht bekannt.

Heirathen wider den Willen der Eltern, Anerkennung unehelicher Kinder, Vergewaltigung von Frauen und Kindern, Klagen wegen Veruntreuung von Sachen, die Jemandem zur Aufbewahrung übergeben waren, Adoptionsangelegenheiten und damit zusammenhängende Erbschaftsfragen, endlich bestimmte Formen der Injurie.

Trotz dieser bedeutenden Ausdehnung ihrer Befugnisse standen die Bischöfe doch unter der Willkür ihrer Fürsten, welche sie zwar häufig zu diplomatischen Geschäften verwandten und ihnen auf politischem Gebiet einen gewissen Einfluß gestatteten, andrerseits aber keinen Anstand nahmen, einen Bischof, der ihnen nicht behagte, ohne Recht und Gericht zu verjagen. Dazu kam noch, daß wie der Großfürst im Gebiet der gesammten russischen Kirche gesetzgeberisch vorgehen konnte, jeder Theilfürst für das Gebiet seines Bisthums kirchliche Gesetze erlassen konnte. So tritt uns nach beiden Seiten eine eigenthümliche Verquickung geistlicher und weltlicher Gewalt entgegen, wie sie in dieser Weise dem abendländischen Mittelalter fremd ist. Die Verhältnisse lagen für die russische Geistlichkeit zur Erringung eines bedeutenden politischen Einflusses glücklich, aber der Ehrgeiz, der nun einmal die Triebfeder ist, welche zu großen Erfolgen führt, scheint ihr ganz gefehlt zu haben. Ungemein günstig war auch die materielle Stellung der hohen Geistlichkeit, da sie außer den oben angeführten Gerichtsgebühren noch Einnahmen von den Immobilien ihres Bisthums, von den Einkünften der niederen Geistlichkeit, nach Verhältniß der zu den Kathedralkirchen gehörigen Pfarren, für gottesdienstliche Handlungen in der ganzen Eparchie, da es Sitte war sich nicht mit dem Pfarrer allein zu begnügen, von jährlichen Collecten und Abgaben der Pfarrgeistlichkeit und von den Laien bezogen. So hatte Wladimir der Heilige der höheren Geistlichkeit den Zehnten seiner fürstlichen Einkünfte bestimmt, sowohl von Getreide und Vieh als auch den Gerichtszehnten. Mit diesen Mitteln ließ sich ein fast fürstlicher Hofstaat führen und es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn die Zeitgenossen über den ungeistlichen Sinn und das üppige Treiben der geistlichen Herren Klage führen.[1]) Es kam dazu, daß die griechische Bildung, welche die Bischöfe mitbrachten, die ihrer Umgebung weit überragte, so daß sie voller Hochmuth auf sie herabsahen. Das traf besonders die niedrigen Geistlichen, die Popen, die ausnahmslos der ärmsten und wenigst gebildeten Bevölkerungsschicht, dem Proletariat entstammten. Da dies Amt — als einziges — erblich wurde, war bald kein Mangel an niederen Geistlichen und wenn in den ersten Jahrzehnten die Regierung die Popen einsetzte, wurde später die Gemeinde verpflichtet sich ihren Pfarrer zu besorgen. Die Schulen, welche ursprünglich bei den Bisthümern zur Heranbildung von Popen bestanden, gingen ebenfalls bald ein, so daß die ganze Bildung dieser nächsten Seelsorger des Volkes auf Lesen und Schreiben — wobei letzteres nicht nothwendig war

1) Dagegen hat es in Rußland nie einen kriegerischen Bischof gegeben, wie ihn das Lehnswesen in Deutschland so häufig ausbildete.

— und auf jene practische Ausbildung zur Leitung des Gottesdienstes sich beschränkte, die sie von ihren Vätern überkamen! Außerdem gab es noch Diakonen, Vorsänger und Küster bei den Kirchen. Bei reicheren Leuten war es üblich, sich einen Hausgeistlichen zu halten, und da die Kosten der Unterhaltung [1]) eines Dieners etwa gleichkommen mochten, war auch ihre sociale Stellung nur um Weniges besser.

Ueberhaupt war die Bildung im damaligen Rußland eine äußerst geringe. Was Wladimir der Heilige und Jaroslaw gethan hatten, betraf nur die obersten Schichten der Bevölkerung, die eine Tünche griechischer Bildung annahmen. [2]) Hundert Jahre darauf ist kaum mehr als die Kunst des Lesens und Schreibens übergeblieben. Staatsschulen und bischöfliche Schulen gab es nicht, wohl aber Privatanstalten, die zum Theil von Laien geleitet wurden, die man später „Meister" nannte. Auch dort ging das Endziel nicht über Lesen und Schreiben hinaus. So aber ist es bis in die petrinische Zeit geblieben. Es war die Möglichkeit gegeben, sich durch Lectüre weiter zu bilden, aber wie viele ergriffen diesen Weg und was konnte die russische Literatur der Zeit an Bildungselementen bieten? Ueberschauen wir die damalige Literatur — abgesehen von der Bibel — so ist sie entweder dogmatisch oder biblisch exegetisch, ethisch oder endlich historisch. Es ist sehr eigenthümlich, daß die ältere russische Literatur keine Entwickelungsgeschichte hat. Sie erreicht gleich zu Anfang eine gewisse Höhe, auf der sie dann stehen bleibt.

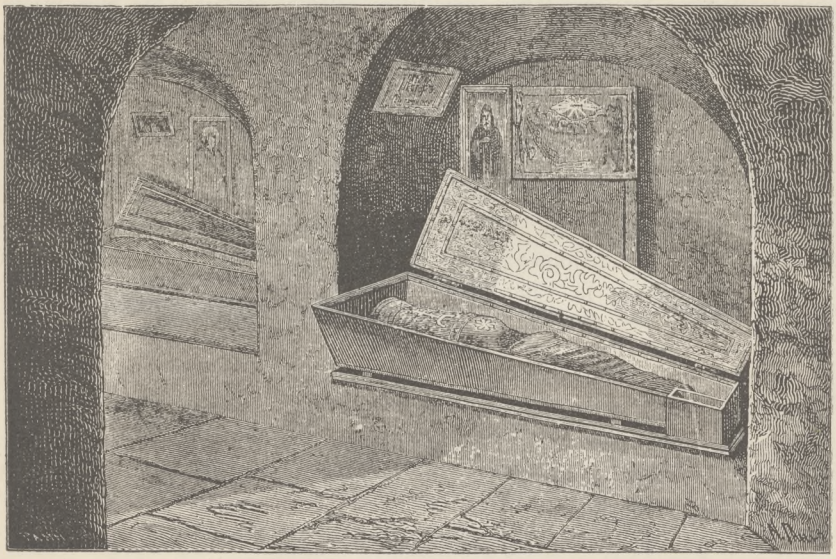
Wir fassen hier zunächst die historische Literatur ins Auge. Der älteste russische Schriftsteller ist ein Mönch Jacob der, jedenfalls vor 1072, eine Historie (skasanije) von Wladimir und Olga, und von Boris und Gleb schrieb. Ein wichtiger Quellenschriftsteller, dem wir die oben erwähnte eigenthümliche Nachricht danken, daß Wladimir nicht vor der Taufe und nicht um sich taufen zu lassen, nach Cherson zog, sondern vier Jahre danach und folglich aus anderen Gründen.

Es folgt Nestor vom Höhlenkloster, der vor 1091 zwei Lebensläufe geschrieben hat, den von Boris und Gleb und den des Abtes Theodosius vom Höhlenkloster in Kiew. Die erste dieser Schriften ist der wirkliche Versuch einer Lebensbeschreibung und historisch sehr werthvoll. Nun folgt eine hundertjährige Pause und erst gegen Ende der vormongolischen Zeit tauchen wieder Geschichtschreiber auf. Wir übergehen die vita und translatio (um abendländische Bezeichnungen zu brauchen) des hl. Leontius von Rostow und verweilen bei den Aufzeichnungen des Kiewer Höhlenklosters. Den Grund zu denselben hat der älteste russische Chronist gelegt, worauf 104 Jahre lang keine Fortsetzung erfolgte. Erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden zwei Sammlungen. Die eine von Simon, dem Bischof von Wladimir

1) Vgl. Golubinski l. l. I, Kap. III.

2) Golubinski l. l. p. 580 ff. und Bestuschew-Rjumin, Geschichte Rußlands, deutsche Ausgabe I, 3. Lieferung, p. 1 ff., wo genauere Angaben über die einzelnen Chroniken und deren Handschriften zu finden sind.

an der Kljäsma, in Form einer Beilage zu einem Briefe, den er an seinen Lieblingsschüler Polycarp, Mönch des Höhlenklosters, richtet. Es ist eine Art Ermahnungsschrift, welche zu frommer Nachahmung das Leben der neun Wunderthäter des Klosters schildert. Polycarp hat dann später dies Werk vervollständigt. Beide Arbeiten sind sachlich und literarisch höchst unbefriedigend, nach der Zahl der Handschriften zu schließen aber viel gelesen worden. Daneben geht nun eine viel wichtigere chronistische Literatur, die sich bis auf unsere Tage erhalten hat und deren Begründer zu Anfang des 12. Jahrhunderts ein unbekannter Mönch des Höhlenklosters war. Wir wissen, daß er aus Kiew gebürtig, nach dem Jahre 1065 Mönch wurde und



Das angebliche Grab Nestors im Petscherskischen Kloster zu Kiew.

als siebzehnjähriger Jüngling ins Höhlenkloster trat. Wahrscheinlich war es der Abt Sylvester, der sich am Schluß der Chronik beim Jahre 1100 in leider nicht ganz bestimmten Ausdrücken als Verfasser nennt. Er behandelt einen Zeitraum von 260 Jahren, von 850—1110. Zeitgenosse war er während der letzten 40 Jahre und wo seine Erinnerungen nicht reichten, benutzte er vor ihm gemachte Aufzeichnungen privater und chronistischer Natur, Inschriften auf Denkmälern, Erzählungen alter Leute, so wie die Volkstradition, die in Legenden und Liedern fortlebte. Die ursprüngliche Gestalt dieser Chronik ist leider nicht erhalten, von zahlreichen Einschaltungen durchwoben, hat sie an Zuverlässigkeit eingebüßt. Ein Versuch, den alten Text wieder herzustellen, existirt unseres Wissens nicht. Die älteste Handschrift ist die vom Mönche Laurentius 1377 angefertigte Laurentius-

handschrift (lawrentjewski spisok). An diesen Untergrund haben sich nun zahlreiche Fortsetzungen geschlossen, die zunächst in Kiew und Perejaslawl, darauf im Susdalschen Wladimir entstanden. Auch Nowgorod hat übrigens alte Aufzeichnungen gehabt, die um 1117 aus verschiedenen Handschriften zusammengefaßt und weiterhin ununterbrochen fortgesetzt wurden.

Unter der ethischen Literatur ragten die neun Predigten des Kirill von Turow hervor. Das Uebrige ist unbedeutend, ebenso die dogmatischen und die Form des Gottesdienstes behandelnden Schriften. Dagegen verdienen die Beschreibungen der Wallfahrten nach Palästina Beachtung. Solche Wallfahrten fanden häufig statt. Die Reisebeschreibung (palomnik), welche Daniel verfaßte, der zwischen 1113 und 1115 ins heilige Land reiste, verdiente übersetzt zu werden, da sie von mehr als localer Bedeutung ist. Von ähnlicher Bedeutung ist ein um 1200 verfaßter Palomnik des Erzbischofs Antonius von Nowgorod, nur daß er Constantinopel, nicht Palästina behandelt. Uebrigens ist seine Schrift fast gar nicht gelesen worden.

Noch ärmer ist die weltliche Literatur, die außer dem originellen Liede vom Heereszuge Igors, welches ganz national fern von byzantinischem Einflusse steht und der recht öden Rede Daniels des Gefangenen keinerlei Früchte gezeitigt hat. Im Volksmunde freilich lebten Lieder und Sagen. Sie sind jedoch meist verloren gegangen und nur um die Persönlichkeit Wladimirs hat sich ein Cyclus von Volksliedern gebildet.

Hier halten wir inne. War es bei dem beschränkten Raume, der uns zu Gebote steht, auch nur möglich, zu skizziren, dem Eindruck wird der Leser sich nicht verschließen können, daß es sehr verschiedene Welten waren, die im Osten und im Westen Europas gleichzeitig neben einander lebten.

Zweite Periode.

Rußland unter dem Joch der Mongolen.

Dreizehntes Kapitel.

Dschingiskhan und die Entstehung seines Reiches.

Von den Völkern, die in Hochasien ihre ursprüngliche Heimath hatten, und von dort aus erobernd nach Westen und Süden vordrangen, ist das der Mongolen eines der hervorragendsten.

Die Etymologie des Namens geht auf die Wurzel mong, gleich tapfer, zurück und die erste Erwähnung fällt in die Zeit, da in China die Dynastie Tsang regierte (618—907).[1]) Die Chinesen faßten Mongolen und Mandschu unter dem gemeinsamen Namen Shi-wei zusammen, und von ihnen wissen wir, daß diese Stämme unter türkischer Oberhoheit lebten. Diese Türken oder Hiong-nu hatten schon in viel früherer Zeit die mittelasiatische Wüste und deren Ränder beherrscht und darauf, unter ihrem neuen Namen Türken, die vor einigen Jahrhunderten verlorene Position wieder zurückerworben. Die Spuren dieser türkischen Oberhoheit lassen sich überall in der mongolischen Geschichte verfolgen. Nicht nur sind die Titel Khakan, Khan, Bigni oder Beg, Terkhan, beiden Völkern gemeinsam, sogar die Stammnamen lassen häufig nicht mehr erkennen, ob man es mit Mongolen oder Türken zu thun hat. Unzweifelhaft steht jedoch fest, daß das Fürstengeschlecht der Mongolen türkischer Herkunft war.

Der Stamm der Mongolen hatte seinen Sitz im Gebiet des oberen Amur, am Schilka und Onon und führte dort das Leben kriegerischer Nomaden. Sie standen zu Anfang des zwölften Jahrhunderts noch unter der Oberhoheit Chinas; aber schon Kabul Khan machte sich durch seine Raubzüge, welche in die Zeit zwischen 1123 und 1137 fallen, dem himmlischen Reiche furchtbar. Ein Großsohn Kabul Khans war Jissugei, dem, als er um 1155 von einem Heereszuge zu seinem Lager am Onon zurückkehrte, sein Weib

1) Vgl. Howorth, History of the Mongols part I. The Mongols proper and the Kalmuks. London 1876. part II. The so-called tartars of Russia and Central Asia. London 1880. — Hammer-Purgstall, Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, das ist der Mongolen in Rußland. Pesth 1840.

Ogelen Eke den ersten Sohn gebar, der nach einem besiegten Tatarenkhan den Namen Temudschin erhielt. Deligun Bulduk, am rechten Ufer des Onon, eine Meile oberhalb der Insel Eke Aral, ist der Ort, an dem dieser furchtbare Eroberer das Licht der Welt erblickte.

Die Zeitgenossen in Asien wie in Europa, Chinesen, Perser, Araber, Russen und Westeuropäer, haben nachträglich zusammengestellt, was sie über Sitten und Gebräuche der Mongolen oder wie man sie später fälschlich nannte, der Tataren [1]), in Erfahrung bringen konnten, so daß wir verhältnißmäßig gut unterrichtet sind. Namentlich zutreffend sind die Beobachtungen der Chinesen, denen deshalb hier zunächst das Wort geliehen werden soll. [2]) Ihr Gesicht, sagt unser Gewährsmann, ist breit, flach und viereckig, mit hervortretenden Backenknochen; wenig Haar an Bart und Lippen, ihr Aeußeres höchst widerwärtig. Nur der jetzige Beherrscher der Tataren, Temudschin, ist von ungeheurem Wuchs, mit breiter Stirn und langem Bart; auch zeichnet er sich durch Tapferkeit aus. [3]) .... Das Jahr zählt man ihrem Brauche gemäß nach dem Wachsthum des Grases; fragt man Jemanden, wie viel Jahre er alt ist, so antwortet er, so oder so viel Gräser. Ich habe sie mehrfach gefragt, wie viel Monate, aber sie antworten lachend, daß sie es nicht wissen. Sehen sie, daß der Mond sich gerundet hat, so zählen sie einen Monat; wenn sie bemerken, daß das Gras nur langsam grün wird, so schließen sie, daß in diesem Jahre Schaltmond sei .... Die Tataren werden geboren und erwachsen auf Sattel und Pferd; den Krieg lernen sie von selbst, denn ihr ganzes Leben verbringen sie, das ganze Jahr hindurch auf der Jagd. Sie haben deshalb kein Fußvolk, sondern nur Reiterei und können ein Heer von einigen hunderttausend aufbringen. Nichts geschieht bei ihnen durch schriftliches Verfahren, sondern alle vom Oberbefehlshaber zum Tausendmann, Hundertmann oder Zehntmann commandiren persönlich. Jedesmal, wenn sie eine große Stadt einnehmen wollen, fallen sie zunächst über die kleinen Ortschaften her, nehmen die Bewohner derselben gefangen und treiben sie zur Belagerung. Dazu wird der Befehl erlassen, daß jeder berittene Krieger zehn Mann ergreife; ist diese Zahl voll, so nimmt jeder Mann eine bestimmte Menge Gras oder Holz, Erde oder Stein; man treibt sie Tag und Nacht und tödtet die Nachbleibenden; sind sie hingetrieben, so beginnt das Anfertigen von Kanälen und Gräben ..... Bei der Belagerung kommt es ihnen nicht darauf an, zehntausend Mann oder mehr zu verlieren, und deshalb nehmen sie die Städte stets ein. Ihre Lebensweise bringt es mit sich, daß sie Niemanden schonen: sie tödten ohne Unterschied Greise und Kinder, Reich und Arm, schöne und häßliche Leute, solche, die sich wehren und solche, die keinen Widerstand

1) Die Tataren waren tunguſischen, nicht mongolischen Stammes, und ihre Nachkommen sind wahrscheinlich die Solonen in der nördlichen Mandschurei. Vgl. Howorth l. l. I. 25 und 700 sq.

2) Vgl. Bestuſhew-Rjumin, Deutsche Ausgabe. Lieferung 2, p. 204 ff.

3) Man hört dieser Beschreibung an, daß Temudschin anderer Rasse war.

versuchen .... Ist eine Stadt erobert, so theilt man die Beute nach dem Verhältniß der höheren oder niederen Würden ..... Das Land der Tataren hat Ueberfluß an Wasser und Gras und ist daher für Pferde und Schafe, die den Bewohnern Nahrung schaffen, besonders geeignet: schon die Stutenmilch allein stillt Hunger und Durst. Unternehmen sie einen Zug, oder kehren sie in die Heimath zurück, immer trinken sie Stutenmilch oder schlachten Schafe; in diesem Lande kommen auf ein Pferd sechs oder sieben Schafe, d. h. wer hundert Pferde besitzt, hat eine Heerde von sechshundert oder siebenhundert Schafen ... Die Tataren verachten das Alter und schätzen den Muth; häufiger Streit und Zank ist bei ihnen nicht üblich. Am ersten jeden Monats verehren sie Alle den Himmel .... Sie lieben Gastmähler. Jedesmal wenn ihr Khan Muchuri von der Schlacht zurückkehrte, schmauste er mehrere Tage bei seinen Weibern; dasselbe thun auch die unter ihm Stehenden. Die Tataren haben meistentheils die Gewohnheit, sich nicht die Hände zu waschen und greifen mit den Händen Fisch und Fleisch; werden ihre Hände fettig, so wischen sie dieselben an ihrem Leibrock ab. Die Kleider werden nicht gewaschen und nicht abgelegt, bis sie vom Leibe fallen .... Jedesmal wenn ein fremder Gast sich betrinkt und lärmt oder den Anstand verletzt und sich erbricht, sagen sie entzückt: „Der Gast hat sich betrunken, also ist er mit uns ein Herz und eine Seele.“ [1])

Die Berichte der persischen Historiker Wassaf und Dschuweini bestätigen diese Schilderung, ebenso die türkische Universalgeschichte Munedschin Baschi's. „Die Tataren, heißt es in dem letzgenannten Werk, sind zahlreiche Stämme, deren meiste in den nordöstlich des Oxus gelegenen Bergen und Ebenen herumziehen, bis gegen China hin, andere aber in Städten wohnen.[2]) Diese gehorchten ursprünglich den Herrschern Chinas und hatten keine unumschränkten Herren. Jeder Stamm hatte sein Oberhaupt .... bis aus den Mongolen Temudschin zum Vorschein kam, der sie versammelte und alle sich mit Gewalt unterwarf .... Diese Tataren sind harten Herzens und niedriger Natur. Sie essen was nur möglich, Reines und Unreines. Die meisten folgen keiner anderen Secte als ihrer eigenen Unwissenheit“ .....

Dieses kriegerische Nomadenvolk kam nach der 1175 erfolgten Ermordung Jissugei's unter die Herrschaft Temudschins, der mit gewaltiger Hand zunächst diejenigen Mongolenstämme, welche seine Oberhoheit nicht anerkennen wollten, unterwarf und im Bündniß mit den Chinesen, von denen er den Titel Jant-ikuri, d. h. Befehlshaber gegen die Rebellen erhielt, die im Gebiet des Amur wohnenden Nomaden unterjochte. Um 1203 hatte er alle Zweige des Mongolenstammes in seiner Hand vereinigt und wurde von ihnen zum Khan proclamirt. Er wandte sich darauf gegen die im

1) Eine merkwürdige Analogie findet man weiter unten bei Beschreibung der Littauer. Vgl. Kap. XVIII.

2) Hammer-Purgstall, Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, das ist der Mongolen in Rußland. Pesth 1840, p. 41 ff.

weiten Gebiet des oberen Jenisei und Irtisch wohnenden türkischen Naimans und besiegte dieselben.[1]) Dieser Krieg war dadurch besonders folgenreich, daß die Mongolen mit türkischer Kultur bekannt wurden und Temudschin in der Person des Tata-tun, welcher Kanzler des letzten Khans der Naimans gewesen war, einen hochgebildeten Uighurischen Türken für seine Dienste gewann. Die Uighuren waren früher das gebildetste Volk Mittelasiens gewesen und ihre Hauptstadt Karakorum ein Mittelpunkt geistiger und materieller Cultur. Temudschin ließ seinen Sohn Ogotai in Sprache, Schrift und Gesetzen der Uighur unterweisen, so daß dieses schon seit der Mitte des neunten Jahrhunderts verschwundene türkische Reich zum Lehrmeister der Mongolen wurde. Nach Unterwerfung weiterer Nomadenvölker wurde die Reihe dieser ersten grundlegenden Kriegszüge abgeschlossen mit der Einnahme von Hia oder Tangut, eines mächtigen Reiches am oberen und mittleren Hoangho 1206. Temudschin hatte damit alle Stämme zwischen Irtisch und Dschinggangebirge unterworfen, alle irgend hervorragenden Häuptlinge, die als seine Nebenbuhler aufgetreten waren, hatten mit dem Leben büßen müssen. Nach solchen Erfolgen berief Temudschin einen Kuriltai[2]), d. i. „eine Versammlung, in welcher die Meinungen aller Brüder, Kinder, großen Staatswürdenträger, Befehlshaber des Heeres und belehnten Officiere der Truppen erörtert werden." An den Quellen des Onon tagte die Versammlung. Um eine Fahne, welche die Abzeichen der neun Stämme trug, traten die Häuptlinge zusammen. Ein Schamane, der den stolzen Beinamen „das Bild Gottes" führte, erklärte der Versammlung, daß, nachdem Temudschin so viele Gur-Khane, d. h. große Khane besiegt habe, dieser Titel fürder zu gering für ihn sei. Der Himmel habe ihm den Namen Dschingiskhan, d. h. sehr mächtiger Khan, bestimmt. Die Versammlung fiel dem Redner bei und unter dem Namen Dschingiskhan lebt Temudschin auch in der Geschichte fort. Er war damals 44, oder nach anderer Rechnung 51 Jahre alt, ein gewaltiger Mann, dessen Ehrgeiz mit dem, was sein geworden, noch lange nicht befriedigt war. Er verlegte seine Residenz nach Karakorum, der alten Hauptstadt der Uighuren, und nach fünf Jahren weiterer Kriege, die dazu dienten, seine bisherigen Eroberungen zu sichern und zu vervollständigen, wandte er sich im Jahre 1211 gegen China. Dies Reich zerfiel damals in zwei Staaten. Einen südlichen mit der Hauptstadt Liu-ngan, unter der einheimischen Dynastie Sung, und einen nördlichen mit der Hauptstadt Yenking, unter der tatarischen Dynastie der Kin, denen die Mongolen bisher Tribut entrichtet hatten. In diesem Nordreiche hatte ein Regierungswechsel stattgefunden und der neue Kaiser verlangte von Dschingiskhan, daß er ihm knieend die Huldigung leiste. Da wandte sich Dschingiskhan nach Süden, spie nach China hin und sagte: „Chinas Herr nennt sich einen Sohn des Himmels, und ist noch nicht einmal ein Mensch!"

---

1) Vgl. Howorth, I. p. 693 Anm.
2) Vgl. Hammer l. l. 230, Neili's Commentar zu Wassaf.

Er schloß ein Bündniß mit den Khitanen und brach im Frühjahr 1211 mit seinen vier Söhnen vom Kerulun auf. Rasch wurde die Wüste Gobi durchmessen, östlich vom Knie des Hoangho überschritt er die große Mauer und im August 1212 war er so weit, daß er nach entsetzlicher Verwüstung des flachen Landes sich an die Belagerung von Tai-tong machen konnte. Aber die Stadt leistete verzweifelten Widerstand. Er konnte sie nicht nehmen und kehrte daher, um neue Streitkräfte an sich zu ziehen, wieder in die Wüste zurück. Schon im Herbst 1213 erfolgte ein neuer Einfall, der die reiche und dichtbevölkerte Provinz Petshili betraf. Darüber brach eine Militärrevolution in China aus, der General Huschaku ermordete den Kaiser und setzte Utubu, den Bruder desselben, auf den Thron. Alles Land nördlich des gelben Flusses wurde inzwischen von Dschingiskhan und seinen Verbündeten genommen, zahllose Städte wurden zerstört, unzählbare Mengen von Menschen getödtet und gefangen. Da endlich ließ sich der grimmige Eroberer begütigen. Er schloß Frieden mit Utubu, der ihm eine Tochter seines Vorgängers zur Gemahlin geben mußte, ließ aber, bevor er mit unermeßlicher Beute aus dem gequälten Lande zog, alle seine Gefangenen umbringen. Aber der Friede dauerte nur kurze Zeit. Utubu, der seine Residenz aus den gänzlich ruinirten Nordprovinzen weiter nach Süden verlegt hatte, erregte den Verdacht des Großkhans, neue Züge nach China erfolgten und im Jahre 1218 hatte Mukuli, ein Feldherr Dschingiskhans, die Eroberung des nordchinesischen Reiches vollendet. Auch Hia und Korea erkannten jetzt die Oberhoheit der Mongolen an. Aber immer weiter drängte es den Eroberer fort. Im fruchtbaren Stromgebiet von Ili und Tarim lag ein anderer mächtiger Culturstaat, der, ursprünglich von chinesischen Flüchtlingen gegründet, damals in die Hände eines Usurpators, Guschluk, übergegangen war. Dies Reich, Kara Khitai, bildete jetzt die Westgrenze des Mongolenstaates. Die Veranlassung zum Kriege wurde leicht gefunden. Tschepé Noyan, einer jener Feldherrn, die Dschingiskhan mit gleich sicherem Blick, wie Napoleon seine Marschälle, zu wählen wußte, war schon 1217 in Kara Khitai eingerückt. Er hatte die religiösen Wirren des Staates, in dem Christenthum, Buddhismus und Islam nebeneinander bestanden, benutzt, um durch Verkündigung allgemeiner Toleranz sich die Gemüther zu gewinnen. Ein großer Abfall fand statt. Guschluk mußte fliehen, wurde in Pamir ergriffen und hingerichtet und sein Reich verfiel dem Sieger.

Die Eroberung Kara Khitais war für Dschingiskhan von allergrößter Bedeutung. Ein in jeder Hinsicht geordneter Staat mit kräftiger kriegerischer Bevölkerung, in dem die den Mongolen bereits bekannte Uighurische Cultur ihren Mittelpunkt hatte, war sein und zugleich die Grenzscheide erreicht, welche Hinterasien von Vorderasien trennt. Es schien, daß damit ein Abschluß für die Ausdehnung des bereits ungeheuren Staates gefunden sei. Auch trat Dschingiskhan in freundschaftliche Beziehungen zu seinem nächsten Nachbar, dem mächtigen Schach Mohammed von Khuarezm. Dies Reich, von einem

türkischen Sklaven begründet, war auf Kosten Persiens und des Kalifats von Bagdad allmählich zu gewaltiger Größe herangewachsen. Es umfaßte nicht nur das gesammte Hochland von Iran, von den kurdisch armenischen Bergen bis zum Indus, sondern außerdem noch das Stromgebiet des Amu und Sir, sowie die Hochebene zwischen Aral und Kaspisee. Die Schuld am Ausbruch der Feindseligkeiten traf diesmal nicht Dschingiskhan. Durch die Plünderung einer Karawane und die Ermordung seiner Gesandten aufs Aeußerste gereizt, erklärte er dem Gur Khan, das war der Titel Mohammeds, den Krieg und unter Anführung seiner Söhne Dschudschi und Dschagatai rückten zwei mongolische Heere in Khuarezm ein. Die Feder sträubt sich, die Greuel zu schildern, unter welchen das gewaltige Reich zu Grunde ging. In allen Städten saß dort eine hochgebildete reiche Bevölkerung dicht bei einander und die „Ilias von Leiden", die nun über die unglückliche mohammedanische Welt hereinbrach, spottet jeder Beschreibung. In einer großen Schlacht wurden die 400,000 Mann geschlagen, welche Mohammed den Feinden entgegensetzte. Er mußte fliehen, aber überall an seinen Fersen fand er die Mongolen.[1] „Und wenn er sich zum Himmel erheben sollte, hatte Dschingis gesagt, ihr werdet ihn einholen und ergreifen." Er wurde vom Pentshab, in dem er eine Zuflucht gesucht hatte, an die Ufer des Kaspischen Meeres zurückgehetzt und dort ist er am 10. Januar 1221 an Erschöpfung gestorben. Dschingiskhan war in Person erschienen, die Unternehmungen seiner Feldherren zu leiten. Wir finden sie alle beim selben blutigen Werk: Dschudschi und Dschagatai, Ogotai und Tului, Subutai und Tschepé, an der „Sündfluth von Greueln", die über Khuarezm hereinbrach, haben sie gleichen Antheil. So fiel Bukhara, das herrliche Samarkand, so Meru Schahjan, wobei nach der niedrigsten Angabe 700,000 Mann umkamen, so Urgendj, das heutige Khiwa, Nishapur, die riesige Hauptstadt Khorossans, zu deren Zerstörung selbst die rüstigen Mongolen fünfzehn Tage Zeit brauchten; Herat, das anfänglich capitulirt hatte und mit dem mäßigen Verlust von 12,000 Mann begnadigt worden war, wurde, als es später auf die Kunde, daß Jelal-ud-din, der tapfere Sohn Mohammeds, eine Abtheilung des mongolischen Heeres geschlagen hatte, rebellirte, zum zweiten Mal belagert, nach verzweifelter Gegenwehr genommen und 1,600,000 Menschen umgebracht.

„Das Gras ist geschnitten, nun füttert die Rosse", so forderte Dschingis seine mordgewohnten Reiter zur Plünderung auf. Er hatte das schreckliche Bewußtsein, im Auftrage Gottes als Rächer zu erscheinen.

„Ihr habt arge Sünden begangen", so redete er die um Schonung flehenden Bewohner von Bukhara an, „und die Häupter und Führer des Volkes sind die ärgsten Verbrecher. Wollt ihr eine Rechtfertigung für mein

---

1) Vgl. Ibn el Atir in der von Kunik mitgetheilten russischen Uebersetzung Iminski's. Gelehrte Mittheilungen der Akademie der Wissenschaften (russisch), II. p. 636 bis 668.

Verhalten, so antworte ich: Ich bin Gottes Geißel! Wäret ihr nicht arge Sünder, er hätte mir nicht gestattet, euch zu strafen."

Solche Anschauungen fanden aber gerade in der ganz dem Islam angehörenden Bevölkerung von Khuarezm einen schlimmen Nachklang. Im Bewußtsein, von Gottes Zorn betroffen zu sein, hörte jeder Widerstand auf. War eine Stadt genommen, so trieben die Mongolen die unglücklichen Einwohner vor die Thore und machten sie dort nieder und wie gelähmt ließen sie sich schlachten. Es ist vorgekommen, daß starke Männer so das Opfer mongolischer Weiber wurden, daß auf das Gebot eines mongolischen Kriegers viele seiner Opfer zitternd und am Boden liegend auf ihn warteten, bis er sein Schwert holte, um ein Ende mit ihnen zu machen. Wie unter einem bösen Zauber erstarrt, ist das mächtige Reich zu Grunde gegangen. Und immer weiter rollte die Lawine der mongolischen Heere. Immer näher kamen sie dem Westen, schon waren es nur noch die Steppenvölker des südlichen Rußlands, die sie von dem in sich zerfallenen russischen Reiche selbst trennten. Ein Zusammenstoß wurde unvermeidlich.

Vierzehntes Kapitel.

Begründung der Herrschaft der Tataren über Rußland.

Im Frühling 1222 waren die Mongolen von Süden her in das Land der nördlich vom Kaukasus wohnenden Alanen gelangt, die auf die Kunde von der schrecklichen Zerstörung von Schemacha sich mit den Polowzern, oder wie sie von den Orientalen genannt werden, den Kiptschaken, verbündeten. Wirklich leisteten sie erfolgreichen Widerstand, es scheint sogar, daß die Mongolen arg ins Gedränge kamen. Aber sie verstanden sich zu helfen. Sie bewogen die Polowzer durch Geschenke, ihre Verbündete treulos zu verlassen; überwältigten darauf die in ihrer Vereinzelung ihnen nicht gewachsenen Alanen und warfen sich dann auf die völlig unvorbereiteten, ihres Friedens frohen Polowzer. Ein Widerstand war nicht mehr möglich, kampflos stoben sie auseinander, um in Sümpfen und Wildnissen oder aber — und das sollte verhängnißvoll werden — bei ihren Nachbarn, den Russen, eine Zuflucht zu finden. Inzwischen waren die Mongolen bis in Krim vorgedrungen, hatten Sudak, ihre Hauptstadt und den Mittelpunkt ihres Handels, genommen und sich zu Herren des östlichen Theiles der an Vieh und Weiden reichen Polowzersteppe gemacht. Dort sind sie ungefähr ein halbes Jahr geblieben.

Rußland gerieth in Bewegung. Man konnte sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die neuen Nachbarn gefährlicher waren, als die von ihnen besiegten Polowzer. Wenn das Gerücht auch nur einen Theil dessen, was

1) Vgl. Ibn-el-Atir l. l.

Dschingiskhan und die Seinen verrichtet hatten, nach Rußland trug — und es scheint allerdings, als sei man dort auffallend schlecht unterrichtet gewesen — so mußte es klar sein, daß ein Kampf auf Leben und Tod bevorstand. Es kam noch dazu, daß der besiegte Khan der Polowzer, Kotjak, Schwiegervater des thatkräftigen Mstislaw Mstislawitsch von Halicz war, der, ohnehin zum Kampfe geneigt, die Fürsten von Kiew und Tschernigow zu einem Bündniß gegen die Feinde zu bewegen wußte. Ein Fürstentag zu Kiew beschloß agressiv vorzugehen und als nun Gesandte der Mongolen mit dem Ansinnen an sie herantraten, gemeinsam mit ihnen über die Polowzer herzufallen, wurden sie wider alles Völkerrecht niedergemacht. Da brachte eine zweite Gesandtschaft die Kriegserklärung.

Man scheint in Rußland guten Muthes gewesen zu sein. Und allerdings, die 82,000 Mann, welche man den Feinden entgegensetzen konnte, waren eine Heeresmacht, wie sie in Rußland lange nicht gesehen war. Auch muß in Betracht gezogen werden, daß die Lage des mongolischen Heeres, das von Tschepé und Subutai befehligt wurde, dadurch eine ungemein schwierige war, daß es keinerlei sichere Rückzugslinie hatte. Die Völker zu beiden Seiten des Kaukasus waren zwar furchtbar geschwächt worden, aber doch keineswegs vernichtet; erlitten die Mongolen eine Niederlage, so konnte nicht zweifelhaft sein, daß ihnen nach dieser Seite hin der Weg gesperrt wurde. Im Osten aber wurde die Straße zwischen Ural und Kaspi bis an den Aralsee hin von den kriegerischen Kankali beherrscht, die bisher nur indirect durch die Siege Dschingiskhans zu leiden gehabt hatten.

Man hatte sich russischerseits dahin geeinigt, einem Eindringen der Feinde zuvorzukommen und sie in ihren Lagerstätten aufzusuchen. Mstislaw nahm mit 10,000 Mann die Spitze des Heeres und hatte den Erfolg, einen Haufen zurückweichender Mongolen zu vernichten. Seine Zuversicht stieg. Auch der eigentliche Körper des russischen Heeres überschritt nun den Dniepr und rastlos zog man, zwölf [1]) Tage lang den Feinden nach. Da wandten diese sich plötzlich und an den Ufern der Kalka fand am 16. Juni 1223 die Entscheidungsschlacht statt. Beide Theile fochten mehrere Tage lang mit größter Tapferkeit, endlich fiel der Sieg den Mongolen zu. Die unzuverlässigen Polowzer hatten zuerst die Flucht ergriffen und dadurch die Russen zum Rückzug genöthigt, der in wilde, verderbliche Flucht ausartete. Nur Mstislaw von Kiew behauptete sich in seinem befestigten Lager an der Kalka. Drei Tage lang wurde es vergebens von den Mongolen bestürmt. Schon hatten sie den tapferen Gegnern freien Abzug angeboten — offenbar um, wie sie es regelmäßig thaten, gegen Eid und Vertrag später über sie herzufallen — da fiel Mstislaw mit seinen beiden Schwagern durch Verrath in ihre Hände. Im Grimm über den langen Widerstand wurden die Fürsten von den Mongolen unter Brettern erstickt und

1) So Raschid und Ibn el Atir, während sonst neun oder zehn Tage angegeben werden.

über ihren Leichen das Siegesmahl gefeiert. „Nur wenige", sagte Ibn el Atir, „entkamen und kehrten in Folge der Niederlage, des weiten Weges und des Mangels, den sie erdulden mußten, höchst jämmerlich heim. Hinter ihnen jagte ein zahlreiches Heer, plündernd, mordend und Städte verwüstend und der größte Theil derselben verödete. Es vereinigten sich aber viele der bedeutendsten russischen Kaufleute und die Reichen packten ihre Werthsachen auf und fuhren auf mehreren Schiffen in muselmännische Lande."

Uebrigens sind die Mongolen damals nicht tief in Rußland eingedrungen, sie kehrten bald um, und wandten sich gegen die Wolgabolgaren, verwüsteten deren Land und schlugen sich darauf durch das Gebiet der Kankali durch.

Merkwürdig ist es, wie gering der Eindruck war, den diese Ereignisse in Rußland machten. Die Chroniken haben nur dürftige Nachrichten überliefert, man scheint die Feinde bald vergessen zu haben. „Von jenen bösen Taurmann-Tataren", heißt es, „wissen wir nicht, woher sie gekommen und wohin sie gezogen sind."

Dschingiskhan hatte selbst seine Feldherren zurückberufen, um eine große Versammlung abzuhalten, auf der weitere Unternehmungen vereinbart werden sollten. Es handelte sich um die völlige Unterwerfung von Hia, das als Centrum des Buddhismus in Hochasien für ihn von besonderer Wichtigkeit war. Wir gehen auf die Einzelnheiten des mit gewohnter Thatkraft und dem ihn stets begleitenden beispiellosen Glück durchgeführten Zuges nicht ein. Schon war Dschingis beinahe Meister des ganzen Landes geworden, da starb er am 18. August 1227. Sein ältester Sohn Dschudschi war ihm vorausgegangen.

Man mag von einer Persönlichkeit wie Dschingiskhan nicht scheiden, ohne den Versuch gemacht zu haben, den doch ganz außerordentlichen Mann zu begreifen. Hat es doch keinen zweiten Eroberer gegeben wie ihn und nur wenige, die in gleichem Maße verstanden haben, zu bewahren und zu organisiren, was sie errungen hatten. Der hervorstechendste Zug seines Wesens ist Menschenkenntniß und Menschenverachtung. Dabei ein eherner Wille, ein glühender Ehrgeiz und unbändiges Selbstvertrauen. Fügen wir hinzu, daß er in fatalistischer Zuversicht sich für ein Werkzeug der rächenden Gottheit hielt, daß ihn, bei aller Kühnheit seiner Unternehmungen, nie Vorsicht und Kaltblütigkeit verließ, daß er, in realistischer Auffassung der Verhältnisse, von aller und jeder Sentimentalität im guten wie im schlimmen Sinne des Wortes frei war, so werden wir begreifen, wie dieser Mann Alles niedertreten konnte, was ihm irgend im Wege stand. Er ist nicht grausam gewesen, wenn Grausamkeit die Freude am zwecklosen Leiden Anderer bedeutet, aber hart war er und erbarmungslos, wo es galt, eine Idee durchzuführen, die er für richtig erkannte. Ein Staatsverbrecher mußte nicht nur mit seinem Leben, sondern mit dem aller seiner Angehörigen büßen, damit kein Rächer aus ihrer Mitte erstehe, ein besiegter Herrscher mit seinem Hause vernichtet, ein unterjochtes Volk so geschwächt werden, daß die Möglichkeit eines ferneren Widerstandes undenkbar wurde. Unter den vielen

Millionen von Opfern, die Dschingiskhans Kriege gekostet haben[1]), sind verhältnißmäßig nur sehr wenige Mongolen, denn er benutzte die Streitkräfte des Feindes, um den Feind zu besiegen. Die Hunderttausende von Gefangenen, die er machte, wurden gegen die Wälle und Gräben der Städte getrieben, die er einnehmen wollte. Was kam es dabei darauf an, ob sie fielen oder wie viele fielen? Sie ließen sich immer wieder ersetzen. Deshalb begann er seine Kriege stets mit der Verheerung des flachen Landes. Erst wenn er aufgetrieben hatte, was die Umgegend an streitbaren Männern ihm irgend zur Verfügung stellen konnte, machte er sich an die Stadt, die er nehmen wollte und die er dann eingekreist hatte wie ein Wild auf den großen Treibjagden, die er zu veranstalten liebte. In seinen Jasas oder Gesetzen, besonders aber in den von Reschideddin aufbewahrten mündlichen Geboten Dschingiskhans besitzen wir ein merkwürdiges Material zur Beurtheilung des schrecklichen Mannes.[2]) Wir führen einige besonders charakteristische Aussprüche an: „Wer sein Haus zu regieren versteht", sagt er, „wird auch das Reich zu regieren im Stande sein, und wer zehn Mann in Zucht zu halten weiß, verdient mit der Befehlshaberschaft von Tausenden und Zehntausenden betraut zu werden.

Wer Größe sucht, spreche nicht, bevor man ihn fragt, dann ertheile er auf die Frage angemessene Antwort; spricht er früher, so wird er nur kaltes Eisen schmieden.

Auf Streifzügen diene das Benehmen Darkai Orha's aus dem Stamme Kinkin zum Muster. Von zwei Dienern begleitet, sah er in der Ferne zwei Reiter. Der Diener sagte: „Da wir Drei sind, wollen wir sie angreifen." Er sagte: „Sie haben uns gesehen, wie wir sie"; er gab dem Pferde die Peitsche und floh. In der Folge fand es sich, daß einer dieser beiden Reiter Timur Orha, der Tatare war, der mit 500 der Seinigen im Hinterhalte lag und sich gezeigt hatte, um den Darkai Orha zu verlocken und zu schlagen. Dieser aber hatte zwanzig Diener in der Nähe, mit denen er hernach zum Vorschein kam. Hierdurch ist zu lernen, daß in allen Dingen Vorsicht nöthig ist.

Ein Herrscher, der dem Weine und Reisbranntwein ergeben ist, wird die Zucht nicht erhalten, und große Befehle nicht ausführen können.

Der Trunk hält alle Sinne und ihre Werkzeuge vom Handeln ab. Ist gar keine Möglichkeit, den Mann vom Trunke zurückzuhalten, so berausche er sich dreimal im Monate. Berauscht er sich mehr als dreimal, so werde es ihm zur Schuld angerechnet; besser ist's, wenn er sich im Monate nur zweimal berauscht, noch besser, wenn nur einmal, und wenn er gar nicht trinkt, am besten.

1) Man hat berechnet, daß in China und Hia allein in den Jahren 1211 bis 1223 durch die Hand Dschingiskhans und seiner Genossen nicht weniger als 18,470,000 Menschen umkamen.

2) Vgl. Hammer l. l. p. 192 ff.

Den Oberbefehl über die Heere gebe ich Solchen, die weise und tapfer sind, den Schlauen und Listigen vertraue ich das Gepäck, die Unwissenden mache ich zu Schafhirten. Deshalb ist mein Thun, wie der neue Mond, von Tag zu Tag im Zunehmen. Vom Himmel kommt mir durch Gottes Macht täglich neuer Sieg, und auf der Erde steigt mein Reich mit Gottes Hilfe auf.

Als Dschingiskhan auf die Höhe des Altai kam, und umherblickte, und die Ebene von seinen Lagern und Heeren, von seinem Hofstaate und Gefolge bedeckt sah, sprach er: Mein Streben und meine Absicht ist, meinen Leibwachen, Frauen, Bräuten und Töchtern, die wie rothe Feuerstrahlen sind, das Leben durch alle möglichen Genüsse zu versüßen, sie von vorne und rückwärts mit goldenen Kleidern auszuschmücken, sie in Sänften auf verschnittene Pferde zu setzen, sie mit reinem Wasser zu tränken, ihren Lastthieren gute Weiden zu schaffen, und nicht zuzugeben, daß in den Gärten Gestrüppe und Unkraut wachsen."

Was ist das größte Glück im Leben, fragte er einst seine Feldherrn. Einer antwortete für die Andern: „An einem Frühlingsmorgen auf schönem Roß, mit einem guten Falken auf der Faust zur Jagd zu reiten, und zu sehen, wie er seine Beute faßt." „Nein", entgegnete Dschingis, „die größte Lust ist für den Mann, die Feinde zu besiegen, ihnen ihren Reichthum zu rauben, zu sehen, wie ihre Lieben in Thränen sind,[1]) ihre Rosse zu reiten, und ihre Weiber und Töchter ans Herz zu drücken."

Vor seinem Tode soll Dschingiskhan die Söhne, die ihn überlebt hatten, an sein Lager gerufen, und sie zur Einigkeit ermahnt haben.[2]) Er soll ihnen die Parabel von dem Bündel Pfeile, die einzeln leicht zu brechen sind, in ihrer Gesammtheit aber jeder menschlichen Kraft widerstehen, erzählt haben. Auch eine andere Erzählung wird ihm zugeschrieben. Zwei Schlangen gab es, sagte er, von denen hatte eine viele Köpfe und einen Schwanz, die andere viele Schwänze und nur einen Kopf. Als nun der Winter kam, wollten sie eine Zuflucht in einem Loche suchen. Die eine Schlange schlüpfte leicht hinein, die andere aber, welche die vielen Köpfe hatte, konnte zu keinem Entschluß kommen, denn jeder Kopf wollte ein anderes Unterkommen haben, so daß sie schließlich alle jämmerlich erfroren.

Nach dieser Erkenntniß handelnd, setzte er seinen Sohn Ogotai zum Oberherrn des ganzen Reiches ein. Ihm sollten die anderen unterthan sein, jedoch so, daß jeder ein eigenes Gebiet erhielt. Dabei fiel der westlichste Theil, vom Balkaschsee bis zum Ural und drüber hinaus zur bolgarischen Grenze, den Söhnen Dschudschi's zu, während Dschagatai, Tului und Ogotai (der ebenfalls noch ein ihm ausschließlich gehörendes Gebiet hatte) den großen und reicheren westlichen Theil in geschiedenen Grenzen erhielten.

Dschingis war in den Bergen westlich von Peking gestorben. Seine Leiche

---

1) Nach der Wiedergabe von d'Ohsson, bei Howorth p. 110.

2) In Wirklichkeit war nur Tului beim Tode des Vaters zugegen.

wurde heimlich zum Stammsitz der großen Horde, von der er ausgegangen war, geführt. Damit Niemand das Geheimniß verrathen könne, wurden alle getödtet, die dem Zuge begegneten. Dann wurden der Leiche die größten Ehren erwiesen, und zahlreiche Knechte, Mädchen und Rosse getödtet, damit sie ihm im Jenseit dienstbar seien. Zuletzt ward er selbst verbrannt, am Fuß eines Baumes, den er selbst in früheren Jahren zu diesem Zwecke bestimmt hatte.[1])

Fünfzehntes Kapitel.

Die Unterjochung Rußlands.

Von den zu Erben Dschingiskhans eingesetzten Söhnen Dschudschi's sind die beiden hervorragendsten Orda und Batu, letzterer in nomineller Abhängigkeit vom älteren Bruder. Batu hatte den westlicheren Theil erhalten; an mongolischen Kerntruppen standen ihm und den Brüdern zusammen nur 4000 Mann zur Verfügung, das Gros ihrer Armee bildete die bunt zusammengewürfelte Bevölkerung der unterjochten Länder, wobei das türkische Element bedeutend überwog. Man ist übereingekommen, als gemeinsame Bezeichnung für diese unter mongolischer Herrschaft stehenden Kriegsschaaren „Tataren" zu wählen, einen Namen, der, wie sich aus obiger Zahlenangabe ergiebt, nur sehr wenige mongolische Elemente umfaßt. Batu war in den ersten Jahren seiner Regierung ganz von der Theilnahme an den chinesischen Feldzügen Ogotai's in Anspruch genommen. Trotzdem machte die Nachbarschaft der Tataren sich schon sehr bald nach Dschingiskhans Tode auch in Rußland unangenehm fühlbar. Die Polowzer, die an der Achtuba wohnenden türkischen Saksin, die Bolgaren hatten in den Jahren 1229—1232 von ihren Einfällen zu leiden. Auch die russischen Fürsten waren genöthigt, mit einzugreifen. Der Großfürst von Wladimir Juri II Wsewolodowitsch (1217—1237) leistete den Bolgaren Beistand, während die Fürsten von Smolensk und Kiew den Polowzern zu Hilfe kamen. Wir sind über diese Verhältnisse nur schlecht unterrichtet, doch scheint es, daß die Tataren über den Ural zurückgedrängt wurden. Inzwischen hatte jedoch der Großkhan Ogotai die Eroberung des südchinesischen Reiches vollendet, und ein Kurultai des Jahres 1235 hatte zu Karakorum den Beschluß gefaßt, nunmehr Rußland direct anzugreifen.[2]) Den

1) Einen genauen, sehr interessanten Bericht über die Bestattungsfeierlichkeiten giebt Howorth l. l. p. 105 ff. nach einem mongolischen Geschichtschreiber des 17. Jahrhunderts Ssanang Setzen, der jedoch für die ältere mongolische Geschichte auf chinesische Quellen zurückgeht. Aus Rücksicht auf den Raum haben wir auf die Wiedergabe verzichtet.

2) Nach einer späteren Ueberlieferung war hier der Beschluß gefaßt worden, in einem Zeitraum von achtzehn Jahren ganz Europa zu unterwerfen. (Abul-feda in seiner Universalgeschichte, er stirbt 1332.)

Oberbefehl übertrug Ogotai dem in den chinesischen Feldzügen bewährten Batu. Ihm war eine Reihe der vornehmsten Mongolenhäuptlinge unterstellt: seine Brüder Orda, Sheiban und Tangut; Baidar der Sohn und Buri der Großsohn Dschagatai's; Kujuk und Kadan Ogul, die Söhne des Großkhans; Mangu und Bejak, die Söhne Tului's und Kulkan der Halbbruder Ogotai's. Außerdem waren Subutai und Tschepe die Begleiter der Prinzen, wobei Tschepe die Stellung eines Generalstabchefs inne hatte, wenn es erlaubt ist, den modernen Ausdruck zu brauchen. Die Invasionsarmee zerfiel in drei Hauptcorps. Das eine war bestimmt, die Saksin an der unteren Wolga und Achtuba zu unter-



Ruinen des alten Bolgari.

werfen, das zweite unter Subutai und Tschepe, dem Mangu und Bejak beigegeben waren, sollte seinen Angriff gegen die Bolgaren an der mittleren Wolga und Kama richten, das Gros der Armee, welches die Bestimmung hatte, in Rußland selbst einzudringen, befehligte Batu in Person. Im Februar 1237 hatte das tatarische Heer, das auf 300,000—500,000 Mann geschätzt wurde, sich in Bewegung gesetzt. Bolgaren und Saksin, schon durch die früheren Feldzüge halb unterworfen, leisteten geringen Widerstand, die Hauptstadt Bolgar wurde zerstört, und die theils ihnen, theils den russischen Fürsten unterworfenen finnischen Mordwinen fielen überall den Tataren zu und wurden die Führer und Späher derselben. Batu marschirte direct nach Westen, bis er an die südöstliche Grenze der russischen Besitzungen, an das Fürstenthum

Rjäsan gelangte, das in politischer wie geographischer Abhängigkeit vom Großfürsten von Wladimir in Susdal stand. Georg und Roman Igorewitsch, sowie ihre Vettern Oleg Wladimirowitsch und Jaroslaw Davidowitsch hatten die vier Hauptorte des kleinen Fürstenthums, Rjäsan, Istestawitz, Pronsk und Murom inne. Eine Aufforderung Batu's, sich ihnen zu unterwerfen, wiesen sie zurück und obgleich der Großfürst von Wladimir in unseliger Verblendung ihnen jede Hilfe verweigerte, beschlossen sie Widerstand zu leisten. Aber was vermochten ihre wenig zahlreichen Druschinen gegen die Uebermacht der Tataren. Ein Theil derselben, der an den Ufern des Woronesch stand, wurde wahrscheinlich vollkommen aufgerieben, eine zweite Schlacht in der Nähe der Grenzen Rjäsans hatte den gleichen unglücklichen Ausgang. Unbehindert rückten die Tataren jetzt vor und nach schrecklicher Verwüstung des Landes trafen sie am 16. December vor Rjäsan ein. Sie errichteten eine Brustwehr von Erde und Palissaden um die schöne Stadt, stellten ihre, wahrscheinlich von chinesischen Architekten errichteten, Wurfmaschinen auf, und nach fünftägiger Beschießung und fast ununterbrochenem Sturmlaufen wurde die Stadt genommen. Es war, als sollte hier ein schreckliches Beispiel statuirt werden. Der Fürst mit Mutter, Frau und Kindern, die Bojaren und alle übrigen Einwohner, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, wurden mit wahrhaft bestialischer Grausamkeit umgebracht. Pfählen, Braten, langsames Erschießen mit Pfeilen und was sonst tatarische Phantasie an Martern ersinnen konnte, wurde an den unglücklichen Bewohnern verübt.

Unaufhaltsam drang Batu weiter vor. Seine Operationen wurden durch den Winter, der ihm die Wege über Flüsse und Sümpfe ebnete, begünstigt. In den vollen Scheuern der Dörfer und Städte fand sein Reiterheer ausreichende Nahrung, und die laublosen Wälder boten den flüchtenden Bauern nur geringen Schutz. Sein wohlangelegter Plan bestand darin, daß er zunächst das waldige und sumpfige Nordrußland,[1]) welches zugleich die kriegerische Kraft des Staates in sich schloß, niederwerfen wollte, um dann das offene, an die wohlbekannte Steppe grenzende, in innerem Hader zerfallene Südrußland zu bewältigen. Ein Angriff auf den Süden hätte dagegen wahrscheinlich eine Concentration der gesammten Macht Rußlands im Norden zur Folge gehabt, und so die Aufgabe der Tataren bedeutend erschwert. „Das Wild sollte — nach mongolischer Jagd- und Kriegsregel — aus dem Walde auf offene Strecken getrieben werden." Batu hatte Eile; sollte sein Plan gelingen, so mußte bis zum Beginn des Frühjahrs, das die Wege ungangbar machte, Nordrußland, Nowgorod und Pskow mit eingeschlossen, erobert sein. Er marschirte nicht direct nach Norden gegen Wladimir, sondern schnitt dem Großfürsten die Verbindung mit dem Süden ab, indem er den Weg über Kolomna und Moskau nahm, die beide geplündert und eingeäschert wurden. Nun erst wandte er sich gegen Wladimir. Der Großfürst hatte die Stadt verlassen und war weiter nach

1) Vgl. Galitzin, Kriegsgeschichte. Deutsche Ausgabe I, p. 264 ff.

Norden in die Gegend von Uglitsch gezogen, um dort seine Truppen zu concentriren. Seine beiden Söhne Wsewolod und Mstislaw waren beauftragt, Wladimir zu halten. Am 3. Februar langte Batu vor den Thoren an; rasch wurde die Stadt cernirt und am 7. Februar von zwei Seiten her mit Sturm genommen. Ein entsetzliches Morden, eine furchtbare Plünderung folgten, die Einwohner kamen fast ausnahmslos um. Gleichzeitig hatten andere Abtheilungen des Heeres ganz Susdal verwüstet, die gleichnamige Hauptstadt verbrannt, und fast aller übrigen Städte sich bemächtigt. Der Großfürst gerieth nun in immer schlimmere Lage. Auf Twer oder Torschok konnte er sich nicht mehr zurückziehen, er mußte weiter nach Norden, und wandte sich über Uglitsch und Bieshetzk auf Nowgorod zu. Er nahm Stellung am Flusse Sit, wo die von Bieloserk und Wladimir nach Nowgorod führenden Handelsstraßen sich kreuzten. Aber die Hilfstruppen, die er von seinem Bruder, dem Fürsten Jaroslaw von Kiew, erwartete, konnten ihn nicht mehr erreichen. Gegenüber der Langsamkeit und Unentschlossenheit seiner Bewegungen tritt das rasche und klare Vorgehen der Tataren in um so helleres Licht. Schon 16 Tage nach der Einnahme von Wladimir hatte Batu ebenfalls den Sit erreicht. Er war über Rostow und Jaroslaw gezogen, während zwei andere Abtheilungen seines Heeres Gorodez an der Wolga und das nördliche Halicz an einem Nebenfluß der Kostroma erreicht hatten. Der Großfürst war auf seiner rechten Flanke umgangen, ohne es bemerkt zu haben, und über das noch nicht aufgestellte Heer errangen die Tataren einen leichten Sieg. Das geschah am 4. März 1238, und damit war über das Schicksal Rußlands entschieden, denn was weiter folgt, ist trotz des heldenhaften Widerstandes, der an vielen Orten geleistet wurde, doch nur ein Nachspiel.

Großfürst Juri hatte noch drei Meilen nördlich vom Schlachtfelde fliehen können, dann aber wurde er erreicht und mit seinen Genossen erschlagen. Sein Leichnam, dem die Tataren das Haupt abgeschlagen hatten, wurde später gefunden und bestattet.

Ohne weitere Zögerung rückte Batu nun gegen Nowgorod vor. Wolokolamsk, Twer, Torschok waren gefallen, letzteres, das Widerstand geleistet hatte, wurde dem Erdboden gleich gemacht, von dort aus war er auf den Seliger See zu marschirt, und wahrscheinlich stand er bereits kaum 28 Meilen von Nowgorod entfernt, an den Ufern des Lowat, als plötzlich Thauwetter eintrat und ihn zum Rückzug nöthigte.[1])

Der Rückmarsch der Tataren läßt sich nicht genau verfolgen; er ging über Koselsk, südlich von Kaluga in das Gebiet des Don zurück. Die russischen Chroniken verweilen gern bei der tapferen Vertheidigung von Koselsk, dessen

1) Ueber den Ort, an dem Batu umkehrte, liegen verschiedene Vermuthungen vor. Entweder war es an der Stelle des heutigen Ignatizi, 190 Werst von Nowgorod oder bei den Dörfern Ipaßk und Bogorodizk, noch näher an Nowgorod heran. Vgl. Galitzin l. l. p. 268.

Bürger ihren jungen Fürsten Wassili Olegowitsch bis zum letzten Athemzuge vertheidigten. Als bereits die Mauern nach fast siebenwöchentlicher Belagerung gefallen waren, machten noch die letzten kampftüchtigen Männer einen verzweifelten Ausfall, bei dem 4000 Tataren umkamen. Freilich wurde auch keinem einzigen Bewohner von Koselsk das Leben gelassen. „Vom Fürsten Wassili, erzählt die Chronik, weiß man nicht, was aus ihm geworden ist; einige erzählen, daß er im Blute ertrank, denn er war noch klein.“ [1]) In den Niederungen des Don stellte der Polowzerkhan Kotjan sich noch einmal den Tataren entgegen; aber auch seine Schaaren wurden auseinander gejagt, und mit 40,000 Mann ist er darauf (1240) nach Ungarn ausgewandert. Batu war alleiniger Herr der Steppe, und schlug sein Lager jenseit der Wolga zu fast zweijähriger Rast auf. Auch er hatte gewaltige Verluste erlitten, namentlich an Pferden. Da er sein nächstes Ziel, die völlige Unterwerfung Rußlands, noch nicht erreicht hatte, sammelte er Kräfte zu einem letzten entscheidenden Schlage.

Die russischen Fürsten zeigten sich der gefährlichen, fast möchte man sagen, verzweifelten Lage, in der sie sich befanden, nach keiner Seite hin gewachsen. Was half alle Tapferkeit der Einzelnen, wenn sie stets in verschwindender Minderzahl den Feinden entgegentraten? Die Verluste wurden dadurch nur um so blutiger. Kaum hatte Batu seinen Rückzug vollzogen, so eilte Jaroslaw von Kiew nach Wladimir, den großfürstlichen Stuhl, auf einem Trümmer- und Leichenhaufen, zu occupiren. Es begann die traurige Arbeit, nicht der Todtengräber, denn dazu fehlten die Menschen, sondern der Leichenverbrennung; man suchte sich irgendwie einzurichten. Susdal, Rostow, Starodub, Bielooſero, Jaroslaw erhielten Theilfürsten aus seinem Geschlecht und im Süden begann aufs Neue der Zank um den freistehenden Sitz in Kiew. Es ist, als seien die Ruriker mit Blindheit geschlagen gewesen. — Erst wurde Kiew von Michael von Tschernigow eingenommen und dessen Sohn Rostislaw mit Halicz dotirt. Den aber vertrieb Daniel Romanowitsch von Halicz und Wolhynien nach Ungarn und schon trug dieser ehrgeizige Fürst sich mit dem Plan, seine Herrschaft auch über Kiew selbst auszudehnen. Da kam der Zug der Tataren von Neuem und diesmal galt er dem Süden. Die Chronologie dieses Feldzuges ist ungemein wenig sicher, so daß wir nicht im Stande sind, die genaueren Daten anzugeben. Es scheint, daß der Aufbruch Batu's im Winter von 1239 auf 1240 stattfand; er wandte sich, nachdem er die Polowzer Steppe durchschritten hatte, zunächst gegen das zum Fürstenthum Tschernigow gehörige Gluchow und von da gegen Tschernigow selbst, während eine andere Abtheilung des Heeres südlich gegen Perejaslawl und Kiew vordrang. Alle diese Städte sind, zum Theil nach tapferer Vertheidigung, gefallen; erst wurden Gluchow und Perejaslawl eingeäschert, in letzterer Stadt die eine Hälfte der Bewohner

1) Chronik nach der Hypatiushandschrift. Ausgabe der archäographischen Commission p. 520.

niedergemetzelt, die andere gefangen fortgeschleppt, dann kam Tschernigow an die Reihe. Mstislaw Glebowitsch, der die Vertheidigung der Stadt leitete, führte seine Drushinen dem Feinde entgegen, erlitt aber eine Niederlage und floh nach Ungarn, der Zufluchtsstätte der südrussischen Fürsten. Die Belagerung wurde von den Tataren mit größter Energie betrieben. Ihre Wurfmaschinen schleuderten aus einer Entfernung von gegen 400 Meter gewaltige Steine gegen die Stadtmauern, so daß diese zusammenbrachen, mit stürmender Hand wurde darauf die Stadt genommen, geplündert und verbrannt. Wahrscheinlich schon früher war ein Recognoscirungscorps bis kurz vor Kiew gerückt und hatte die Stadt zur Uebergabe aufgefordert. Man erschlug unkluger Weise die Boten und der Fürst Michael ergriff danach die Flucht nach Ungarn. Auch in diesem Augenblicke äußerster Gefahr ruhte der unselige Zwist der russischen Fürsten nicht. Kaum hatte Michael Kiew verlassen, so bemächtigte sich der Fürst von Smolensk, Rostislaw, des Thrones, um gleich darauf von Daniel von Halicz, der das Näherrecht hatte, vertrieben und gefangen genommen zu werden. Daniel aber zog nicht selbst nach Kiew, sondern übertrug die Vertheidigung einem seiner Großen, dem Tisätzki oder Tausendmann Dmitri. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Wahl eine glückliche war. Was irgend geschehen konnte, hat Dmitri gethan, um den Feind zurückzuwerfen, aber weder die übrigen Fürsten, noch auch Daniel selbst brachten der bedrängten alten Hauptstadt Rußlands Hilfe und Entsatz. Wie lange die Belagerung dauerte, als endlich Batu mit seiner gesammten Heeresmacht anlangte, wann sie stattfand, wie der genauere Verlauf derselben gewesen ist, wissen wir nicht. Die Tataren hatten auf dem rechten Ufer des Dniepr Stand genommen. Ihre Geschosse schmetterten Mauern, Thore und Kirchen nieder und am Ljädskischen Thore bei der schönen, noch von Wladimir dem Heiligen erbauten Zehntenkirche, in der Nähe des Sommerpalastes der alten russischen Großfürsten, fand der Hauptsturm statt. Die Vertheidigung war allen Ruhmes werth. Als Batu bereits in die Stadt eingedrungen war, fand er, daß die Bürger unter der Leitung Dmitri's um die Zehntenkirche herum eine neue Festung errichtet hatten. Aber auch da drangen die Tataren ein, die Kirche brach zusammen und im erbarmungslosen Gemetzel, das nun folgte, ist die Hälfte der Bevölkerung umgekommen. Nur Wenige vermochten sich zu retten, die Uebrigen wurden fortgeschleppt. Batu aber schenkte, was er sonst nie zu thun pflegte, dem tapferen Dmitri das Leben und zog ihn später in Kriegsangelegenheiten zu Rathe. So fiel Kiew — wahrscheinlich am 6. December 1240 — in nicht unwürdiger Weise. Die furchtbare Zerstörung aber, die sich hier wie überall an die Eroberung durch die Tataren knüpfte, vollendete, was sich bereits früher angebahnt hatte, Südrußland verlor seinen politischen Mittelpunkt und löste sich mehr noch als bisher vom geistigen und politischen Leben des russischen Nordens ab.[1])

1) Wie arg Kiew zerstört war, zeigt Plano Carpini, der 1246 schreibt: quando per illam terram ibamus, innumerabilia capita et ossa hominum mortuorum ja-

Der Zug der Tataren aber ging in feurig-blutiger Spur weiter fort. Auch Daniel von Halicz war nach Ungarn geflüchtet, ihm nach rückten die feindlichen Truppen. Batu selbst mit dem Kern des Heeres drang verwüstend in Wolhynien ein, während besondere Streifzüge nach Halicz, Polen und Ungarn entsandt wurden, das Terrain zu recognosciren und der Hauptmacht den Weg zu bereiten. Diese war bis an den Bug vorgerückt und in ihrem Vordringen durch die tapfere Vertheidigung und die starken Mauern von Ladyschina aufgehalten worden. Batu betrog die Einwohner durch das Versprechen, ihrer zu schonen, wenn sie sich ergäben; als sie ihm aber vertrauensvoll vor den Thoren der Stadt entgegenzogen, ließ er sie alle niedermetzeln. Die Stadt selbst wurde dem Erdboden gleich gemacht. Nun fiel eine Stadt Galiziens nach der anderen; Kamenetz, Wladimir, Halicz wurden mit ihren Einwohnern vernichtet, dazu noch viele andere Städte, deren Namen der Chronist nicht erwähnt, die aber nach dem Zuge Batu's vom Erdboden verschwunden sind. So war er bis an die ungarische Grenze gelangt; da er nun Miene machte, noch länger in Rußland zu weilen, gab ihm Dmitri den Rath, doch lieber gleich nach Ungarn zu ziehen, bevor König Bela mit seinen Rüstungen fertig sei. Er hoffte auf diesem Wege sein unglückliches Vaterland vor weiterer Verwüstung zu sichern. Es ist ihm denn auch wirklich gelungen, bei Batu Gehör zu finden. Während Bela noch auf einem Reichstage zu Buda über die Maßregeln berieth, welche gegen die Tataren zu ergreifen seien, forcirte Batu die Pässe von Munkacz und Unghwar und am 12. März 1241 stand er auf ungarischem Boden.

Die Feldzüge Batu's und seiner Feldherren in Polen, Schlesien, Mähren, Ungarn bis nach Dalmatien und Serbien darzustellen, liegt außerhalb des Bereiches unserer Aufgabe. Charakteristisch ist auch an diesem Zuge die geniale Anlage des Kriegsplanes, die erschreckende Schnelligkeit des alles niedertretenden Reiterheeres, die völlige Erfolglosigkeit jedes Widerstandes auf offenem Felde.[1]) Nur an den Städten, die kraftvoller vertheidigt wurden als die russischen, sind die Tataren bisweilen gescheitert. Aber mit einer Treulosigkeit sonder Gleichen wußten sie immer mit demselben Mittel falscher Eide auch die Städter zum großen Theil ins Verderben zu locken. Nicht die Schlacht bei Liegnitz, nicht die doch so sehr unvollkommen vorbereitete Rüstung des Abendlandes, noch auch Mangel an Truppen sind es gewesen, die Batu zum endlichen Rückzuge bewogen, ein Glücksfall hat das Abendland und seine Cultur vor dem Verderben gerettet, die Nachricht vom Tode des

centia super campum, inveniebamus. Fuerat enim urbs magna et populosa, nunc quasi ad nihilum est redacta: vix enim domus remanserunt ducentae, quarum etiam habitatores tenentur in maxima servitute. (Aus: Vincentii Bellovacense speculum historiale.) Petersburger Ausgabe des Plano Carpini lib. II, c. 5.

1) Vier Briefe über den Anmarsch der Mongolen nach Deutschland findet man in den Neuen Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen, Bd. IV. Herausgegeben vom thüringisch-sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums. (War mir leider nicht zugänglich.)

Großkhans Ogotai. Am 11. December 1241 war er an den Folgen übermäßigen Trinkens gestorben. Die Regierung dieses höchst bedeutenden Herrschers ist in vieler Hinsicht auch für die Geschichte der goldenen Horde und dadurch indirect auch für Rußland maßgebend gewesen. Seine kriegerischen Erfolge waren, wenn auch nicht denen seines schrecklichen Vaters gleichzusetzen, so doch für die dauernde Festigung der mongolischen Herrschaft entscheidend. Namentlich der durch ihn vollführte Sturz des nordchinesischen Reiches, im Mai 1234, und die vollständige Unterwerfung Persiens und der angrenzenden Länder, die von Dschingis und seinen Feldherren nur verwüstet wurden, brachten Culturelemente in diesen Nomadenstaat hinein, die der Entwickelung desselben eine völlig neue Richtung gaben. Es lohnt den Namen des Mannes dauernd der Geschichte einzuverleiben, der für diese welthistorische Wandlung das Meiste gethan hat. Yelin Chutsai, ein Mongole, der die chinesische Bildung voll in sich aufgenommen hatte, schwang sich zum Kanzler des Großkhans auf und verstand es, durch geschickte Benutzung der Verhältnisse, Ogotai in geistige Abhängigkeit von sich zu bringen. Da die mongolische Staatsordnung in ihrer primitiven Uncultur unmöglich im Stande sein konnte, auch nur mit einigem Schein von Ordnung und Gerechtigkeit die Verwaltung des ganzen ungeheuern Gebietes zu besorgen, das nunmehr doch seinen Schwerpunkt in den alten Culturstaaten haben mußte, die einen integrirenden Theil derselben bildeten, vermochte Chutsai seinen Herrn davon zu überzeugen, daß mit dem bisherigen System zu brechen sei und daß der wohldurchdachte Organismus der chinesischen Staatsmaschine allein ausreiche, die ungeheuere Aufgabe zu lösen, welche der Regierung des unermeßlichen mongolischen Reiches gestellt sei. Ogotai schloß sich den Anschauungen seines Ministers an und so drang chinesisches Wesen und chinesische Cultur in alle Theile des vom Großkhan abhängigen Reiches. Es bereitete sich so vor, was später mit Nothwendigkeit eintreten mußte. Die unterjochten Chinesen wurden, Dank ihrer Ueberlegenheit, die Herren ihrer Besieger. Der Charakter Ogotai's zeigt ein merkwürdiges Gemisch von Gutmüthigkeit und Härte, von altmongolischer Grausamkeit und von Verständniß für die wahren Aufgaben eines Herrschers. Wenn sein plötzlicher Tod ein Glück für das Abendland war, für Asien war er ein schwer zu ersetzender Verlust.

Ogotai hatte seinen dritten Sohn zum Nachfolger bestimmt und als dieser gestorben war, den Sohn desselben. Die Wittwe des Großkhans, der nach mongolischem Recht bis zur Wahl eines Nachfolgers die Regentschaft zukam, wünschte ihren ältesten Sohn Kuyuk auf den Thron zu erheben. Darüber entstanden allerlei Unruhen und da Batu Khan damals der unzweifelhaft mächtigste der mongolischen Fürsten war, mußte viel darauf ankommen, für wen er Partei ergriff. Er kehrte denn auch, wie wir gesehen haben, auf die Kunde von Ogotai's Tode gleich um, verzögerte aber unter allerlei Vorwänden — seine Pferde hätten von den vieljährigen Ritten wunde Füße und brauchten Erholung — in die Mongolei zu reisen, wo ohne seine Anwesenheit der ent-

scheidende Kurultai nicht stattfinden konnte. Endlich, als er sah, daß die Wahl Kuyuks sich nicht werde hintertreiben lassen, erschien er zwar nicht selbst, schickte aber einen Bevollmächtigten und so wurde im Jahre 1246 im August Kuyuk gewählt.[1] Zwischen Batu und Kuyuk war seitdem das Verhältniß ein äußerst gespanntes und wahrscheinlich war letzterer im Begriff gegen den Oheim zu ziehen, da starb er im Frühjahr 1247. Kuyuk war den Christen sehr geneigt gewesen, so daß man sogar zeitweilig an seinen bevorstehenden Uebertritt zum Christenthum geglaubt hat, aber wie sein Vater dem Trunk ergeben und sehr ausschweifend.

Sein Tod spielte die leitende Rolle in die Hände Batu's, der es dahin brachte, daß auf einem von ihm berufenen Kurultai die Wähler vom Hause Ogotai's ganz abgingen und nach mehrjährigem Interregnum Mangu, den ältesten Sohn Tului's, wählten (1252). In der Folgezeit wurde dann das Geschlecht Ogotai's allmählich vernichtet. Auch Mangu starb nach kurzer Regierung schon 1259 und an seine Stelle trat nun mit Uebergehung der Nachkommen von Dschudschi und Dschagatai ein Usurpator Khubilai Khan (1260). Waren schon seit der Wahl Mangu's die Beziehungen des Mongolenstaates in Rußland zum Großkhan sehr lockere gewesen, so lösten sie sich von nun an vollständig. Kiptschak oder das Reich der goldenen Horde von Sarai wurde damit selbständig.

Sechszehntes Kapitel.

Die goldene Horde zu Sarai.[2]

Um den Einfluß zu verstehen, der von den Tataren auf Rußland ausgeübt worden ist, wird es nothwendig sein, sich über die äußere und innere Organisation des in seiner Weise ganz einzigartigen Staatswesens zu orientiren, das als Niederschlag all der endlosen Kriege und Verwüstungen an den Mündungen der südrussischen Flüsse vom Jaik oder Ural bis zum Dniepr, und darüber hinaus, entstand.

---

1) Ueber den Verlauf dieses Kurultai haben wir den interessanten Bericht Plano Carpini's in der Sammlung von Reisen zu den Tataren. Petersb. 1825. Lateinischer Text mit russischer Uebersetzung. Besser als Bergeron.

2) Die besten Arbeiten über Sarai sind Beresin: „Skizze der inneren Organisation des Dschudschi Ulus" in den Arbeiten der orientalischen Abtheilung der Akademie der Wissenschaften. 1864. 8. p. 387 ff. (russisch). — Tereschtschenko, Vier Jahre archäologischer Untersuchungen in den Ruinen von Sarai. (Journal des Ministeriums des Innern (auf dessen Kosten die Ausgrabungen stattfanden) 1847. Bd. 19, p. 349 ff. (russisch). — Frähn, Die Münzen der Chane vom Ulus Dschutschis oder der goldenen Horde. Petersb. 1832. — Einen Plan von Sarai findet man bei Jule: The book of Ser Marco Polo. London 1871. I, p. 6.

Als Batu Khan seine Eroberungszüge nach Rußland und in dessen westliche Nachbarstaaten unternahm, war er nicht mit seiner gesammten Macht aufgebrochen. Ein Theil blieb im Wolgagebiet, wahrscheinlich unter seinem Bruder Singkur zurück und hielt von dort aus während der polnisch-ungarischen Campagne die Oberherrschaft über das fast zermalmte Rußland aufrecht. Als Batu nun heimkehrte, zog er bis über die Wolga zurück und schlug sein Zelt am linken Ufer der Achtuba auf, an der Stelle, wo heute die Stadt Zarew liegt. Die Trümmerstätte hieß noch bis vor kurzem Zarewy-Pody und umfaßt ein ungeheures Gebiet, dessen Centrum an der



Der Perepetow-Kurgan (Gauvernement Kiew).

Ursprünglich eliptisch, pyramidenförmig, mit kleinem Plateau, ca. $10^2/_3$ Meter hoch, $21^1/_2$ Meter Durchmesser In einer Entfernung von 398 Metern umgeben diesen Kurgan 48 kleinere Grabhügel. In dem Kurgan wurde ein Steinsarg mit den Ueberresten von 14 mit dem Kopf gegen Westen gelegenen Skeletten und verschiedene Geräthschaften gefunden.

bezeichneten Stelle liegt, während Spuren tatarischer Ansiedlungen sich nach Süden bis zur Mündung der Wolga (etwa 45 deutsche Meilen) gegen 15 Meilen nach Norden und etwa 60 Meilen nach Osten und Westen von Sarai verfolgen lassen. Es ist eine bunte Trümmerstätte; ungeordnete Haufen von Kurganen und Aufschüttungen, nach vielen Seiten sich hinziehende Kanäle, Wasserreservoire und künstliche Leitungen und die Reste von Mauern und Wällen, welche die eigentliche Residenz des Khans umgaben. Die Zelte und Jurten, in welchen die Tataren ursprünglich wohnten, wurden allmählich durch Ziegelbauten ersetzt, deren Reste beweisen, daß um das „goldene Zelt" des

Khans im Laufe der Zeit eine gewaltige Stadt erwuchs. Da die Bevölkerung dieser Gegenden immerwährend gewechselt hat, ist jede Erinnerung an die Tatarenherrschaft hier geschwunden, nur an einzelne besonders hervorragende Kurgane knüpfen sich Sagen wie z. B. die, daß in einem der Hügel, der heute innerhalb der Stadt Zarew liegt, noch jetzt der Khan Mamai lebe und ein in der Erde vergrabenes goldenes Roß hüte. Aber solcher Sagen giebt es nur wenige und für die Geschichte der goldenen Horde ist die Volksüberlieferung keine Quelle mehr.

Im Gegensatz zu den östlichen asiatischen Mongolenreichen, die, wie wir



Der schwarze Kurgan (Gouvernement Tschernigoff am Welezkischen Kloster).

Höhe ca. $10^3/_4$ Meter, Umfang ca. 128 Meter; unter der obersten Erdschicht lagerten vier Schichten Ziegelsteine, dann eine Schicht Balken; im Centrum die Reste eines großen Scheiterhaufens von Getreide und Thierknochen, sowie Waffen und Geräthschaften, welche durch Feuer zu einer Masse zusammengeschmolzen waren.

sahen, von der höheren Civilisation unterworfener Staaten aufgesogen wurden, ist die goldene Horde nie seßhaft geworden. Es war ein stetes Auf- und Niederwogen der nomadischen Bevölkerung, im Winter nach Süden an die Mündungen der Ströme, im Sommer weiter nach Norden hinauf. So konnte sich, Dank den dem Nomadenleben so ungemein günstigen Verhältnissen, die tatarisch-mongolische Nationalität hier erhalten und dritthalbhundert Jahre ein Staat bestehen, der die theoretisch unlösbare Aufgabe praktisch zur Ausführung brachte, staatliche Ordnung auf nomadischer Grundlage zu behaupten. Daß es so und nicht anders war, ist ein Glück für Rußland gewesen, das dadurch nur indirect dem demoralisirenden tatarischen Einfluß verfiel.

Die Grundlage des Staatslebens in der goldenen Horde bildete der Jasak oder Jasa, d. h. Gesetz; ein ursprünglich mündlich bewahrtes, durch Dschingiskhan codificirtes mongolisches Gewohnheitsrecht. Von Dschingiskhans Sammlung, der sogenannten großen Jasa,[1]) sind leider nur Bruchstücke bei mohammedanischen Schriftstellern erhalten, so daß wir im Ganzen nur schlecht orientirt sind. So viel sich ersehen läßt, enthielt die große Jasa die Grundzüge eines sehr wenig durchbildeten Erbrechts und eines peinlichen Rechtes, dessen Bestimmungen ebenfalls nicht über das Allernothwendigste hinausgingen. Hinrichtung und körperliche Züchtigung, beides je nach der Größe des Vergehens oder nach der Laune des Richters in mehr oder minder grausamer Weise verhängt, waren die einzigen üblichen Strafen. Bei der Untersuchung wurde die Folter angewandt, die Gerichtsverhandlung war mündlich und die Entscheidung erfolgte gewöhnlich sehr rasch. Das Bedürfniß nach einem Civilrecht hatte man noch nicht empfunden.

Die Obergewalt hatte der in Sarai residirende Khan, der, wie wir sahen, bis in die Tage Kubilai Khans von der großen asiatischen Horde abhängig war, aber schon zu Batu's Zeiten in allen inneren Angelegenheiten völlig unumschränkt gebot. Nur über die Jasa konnte er nicht hinausgehen. Ein Rath von vornehmen Würdenträgern, der ihm zur Seite stand, half ihm bei der Verwaltungsarbeit, ohne jedoch seine absolute Macht zu beschränken. Erst später wurde das anders. Die bald nach 1256 erfolgte Annahme des Islam mußte nothwendig die Bedeutung der Jasa schwächen, während andrerseits seit der Loslösung von der großen Horde und in Folge der oft durchbrochenen Thronfolgeordnung, welche mehr als einmal den Khan von Sarai über den Leichnam seines Vorgängers ins goldene Zelt führte, das Ansehen des Herrschers so stetig sank, daß zuletzt die mächtigsten seiner Fürsten über den Thron verfügten. Bei der Thronbesteigung fand eine Huldigung statt; knieend, mit gelöstem Gürtel und barhaupt, wurde der Treueid geleistet, der Leben und Eigenthum aller Unterthanen in die Hand des Herrschers gab. Ein strenges Ceremoniell schied ihn von der Menge. Bevor man in die von einer Wache umgebene Wohnstätte des Khans gelangte, mußte man zwischen zwei Feuern hindurchgehen, weil dadurch, nach Ansicht der Tataren, Gift oder andere Dinge, die man zum Schaden des Herren bei sich führte, unschädlich gemacht wurden. Nur knieend durfte man mit ihm reden und häufig warf man noch eine Decke über den Eintretenden, damit er das Antlitz des Gewaltigen nicht schaue. Wir besitzen die höchst interessante Schilderung der Audienz, welche Plano Carpini, der Gesandte Papst Innocenz IV., an den Großkhan im Jahre 1246 bei Batu hatte. Er erzählt[2]): „Gar prächtig hält Batu Hof, er hat Thürwächter und Hofbeamte wie ein Kaiser und sitzt

1) Einen Auszug findet man bei dem Araber Makrisi († 1441) in seinem Werk über Aegypten.

2) Vgl. Sammlung der Reisen zu den Tataren. Petersb. 1825. Kap. 4.

an erhabenem Ort, wie auf einem Thron mit einer seiner Gattinnen. Die anderen aber, seine Brüder und seine Söhne, sowie andere Große, sitzen tiefer unten auf einer Bank in der Mitte, die Uebrigen alle auf bloßer Erde, die Männer zur Rechten, die Weiber zur Linken. Er hat auch ein sehr großes und schönes Leinewandzelt, das früher dem Könige von Ungarn gehörte. Und es wagt Keiner außer den nächsten Verwandten, wie mächtig und groß er immer



auch sei, ungerufen ins Zelt zu kommen, wenn er nicht vorher genau weiß, daß der Khan es will.

Auch wir setzten uns, nachdem wir unsere Angelegenheit vorgebracht hatten, links hin. So thun es nämlich alle Gesandten, wenn sie zum Kaiser (dem Großkhan) hinreisen, als wir aber von ihm heimkehrten, wurden wir immer zur Rechten gesetzt. In der Mitte, dem Ausgang gegenüber, wird sein Tisch aufgestellt und der Trank in goldenem und silbernem Geschirr

darauf gelegt. Und nie trinkt Batu oder sonst ein Fürst der Tataren namentlich sobald Andere zugegen sind, ohne daß dabei gesungen oder zur Cither gespielt wird. Wenn er aber reitet, wird ein Schirm in Art eines kleinen Zeltes über seinem Haupte, vermittelst einer Lanze, gehalten. So thun alle größeren Fürsten der Tataren und auch ihre Frauen. Dieser Batu ist gegen seine Leute sehr gütig, wird aber dennoch von ihnen sehr gefürchtet. Im Kampfe ist er entsetzlich grausam, dabei sehr klug und voller Kriegslisten, denn er ist ein alter Kämpe."

Der regierende Khan schlug Münzen[1]), aber wie es scheint, nur in Kupfer und Silber, wenigstens sind Goldmünzen bislang nicht aufgefunden worden. Sein Sitz hieß orda, das Lager, was mit geringer Veränderung zum deutschen Horde gemacht worden ist. Große Achtung genossen die Frauen des Khans, namentlich die erste Gemahlin, und häufig haben sie Antheil an den politischen Fragen der Zeit genommen. Die Prinzen von Geblüt wurden meist mit der Verwaltung von Provinzen betraut und bekamen wohl auch besondere Theilfürstenthümer, die als ihnen persönlich gehörend aufgefaßt wurden.

In der Organisation des Volkes und Staates waren die Grundgedanken beibehalten, auf denen die Herrschaft Dschingiskhans erwachsen war.

Jedes Individuum des Reiches, das Jäger und Krieger aus eigener Lust und nach dem Gesetze war, gehörte zu irgend einer Zehntschaft, die ihren besonderen Vorsteher hatte, aus den Zehn gingen die Hunderte, aus diesen die Tausender und aus diesen endlich die Zehntausender hervor.

Die Zehntausendschaft, tuman, bildete schon eine besondere Provinz in der Horde, außerdem gab es Ulusse oder Stämme, die nach ihrem jeweiligen Herrscher benannt wurden. Durch diese Theilung war zugleich die militärische Organisation gegeben, welche nur noch eine Scheidung in rechten und linken Flügel hinzufügte. Sehr eigenthümlich ist nun die Erscheinung, daß dieses nomadische Kriegervolk eine scharfe ständische Gliederung kannte. Es wurden vier Stände: Adel, freie Leute, Geistliche und Unfreie unterschieden.

Dschingis hatte in den Nachkommen der von ihm unterworfenen zahlreichen mongolischen Häuptlinge eine Aristokratie der Steppe bereits vorgefunden. Die Zahl derselben wuchs mit der Ausbreitung des Reiches und durch häufige Erhebungen in den Adelsstand, die meist mit der Beförderung zum Vorsteher einer Tausendschaft verbunden waren. Die Vorzüge dieses Adels bestanden nun darin, daß er allein Anrecht auf ein höheres militärisches Commando hatte und daß er keinerlei Abgaben entrichten mußte. Der Adel sah auf Reinheit des Blutes und hielt sich von der Menge fern, auch führte er eine Art Wappen im Stempel oder Siegel. Ebenfalls abgabenfrei, aber ohne die bevorrechtete militärische Stellung, waren die sogenannten Tarchane,

1) Die heute russischen Bezeichnungen, Altun, Kopek, Deng sind eben so wie Artaga und Pul tatarischen Ursprungs. Vgl. Hammer l. l. 410.

die dagegen andere sehr bedeutsame Privilegien genossen. Sie durften die Kriegsbeute, die sie machten, voll behalten, hatten jederzeit freien Zutritt zum Herrscher und konnten erst vor Gericht gezogen werden, wenn sie sich schon neun Mal vergangen hatten. Alle übrigen Freien waren abgabenpflichtig und zwar in recht drückender Weise. Knechte waren alle Kriegsgefangenen und deren Nachkommen. Sie waren völlig rechtlos und wurden von ihren Herren schlecht behandelt. Eine Ausnahmestellung nahm die Geistlichkeit ein. Die ersten Nachkommen Dschingiskhans blieben beim Glauben ihrer Väter, dem Schamanismus. Die Priester oder Schamanen waren, wie das auf dieser Bildungsstufe noch heute zu sein pflegt, zugleich Aerzte und wohl angesehen. Dabei waren die Mongolen jedem anderen Glauben gegenüber duldsam und, in kluger politischer Ausnutzung menschlicher Schwäche, wußten sie die Geistlichkeit der anderen Religionen dadurch an sich zu fesseln, daß sie von derselben keinerlei Abgaben erhoben. Als dann später der Uebertritt zum Islam stattfand, rückte die Hierarchie der mohammedanischen Geistlichkeit in ihren verschiedenen Stufen in den Vordergrund. Ueberblicken wir die Reihe der Stände in der goldenen Horde nochmals, so ergiebt sich uns folgende Ordnung:

1. Fürsten und zwar: Große, Mittlere, Untere,
2. Fürsten eines Ulus,
3. Fürsten der Horde, tatarischen Ursprungs,
4. Fürsten ausländischen Ursprungs,
5. Tarchane,
6. Kaufleute,
7. Handwerksmeister und Künstler,
8. Freigelassene,
9. Landleute,
10. Priester.

Außerdem kam durch Einflüsse, die wohl mit Sicherheit auf China zurückzuführen sind, noch eine complicirte Rangordnung hinzu, je nach der Stellung, die der Einzelne im Dienste des Herrschers einnahm. Das äußere Abzeichen waren Täfelchen, paise, entweder aus Gold mit zwei Tigern, oder einfache Goldtafeln, aus Silber vergoldet, aus Silber oder endlich hölzerne Täfelchen.

Die verschiedenen Chargen waren:

I. Militärische.

1. Feldherrn über 10,000,
   „ „ 1000,
   „ „ 100,
   „ „ 10.

Diese Titel wurden fast ausschließlich den Prinzen von Geblüt verliehen.

2. Kriegsfürsten über 10,000 ꝛc., wirklich active Commandanten.
3. Die Oberkriegscommissare oder Bukaule, sie hatten wahrscheinlich die Aufgabe, die Kriegsbeute vor ihrer Vertheilung zu stempeln.

II. Geistliche seit Annahme des Islam.
1. Geistliche Richter,
2. Geistliche Gesetzeskenner (wahrscheinlich der älteste mohammedanische Geistliche)
3. Aufseher,
4. Aelteste,
5. Niedere Geistliche.

III. Civilbeamte.

Hier gab es nicht weniger als fünfundzwanzig verschiedene, oder, wenn man die Unterabtheilungen einzelner Grade mitrechnet, dreißig verschiedene Stufen. Die Mehrzahl derselben fällt dem Finanzressort zu oder, um eine weniger hochtrabende, den factischen Verhältnissen näher stehende Umschreibung



Miniatur aus dem 14. Jahrhundert.
Den Großkhan darstellend, wie er den Brüdern Polo ein goldenes Geleitstäfelchen für das Durchreisen seines Reiches übergiebt.

zu wählen, sie hatten die Aufgabe, in verschiedenen mehr oder minder gesetzlichen Anlässen, den Tribut von den eingesessenen Mitgliedern der Horde, namentlich aber von den unterworfenen Gebieten einzutreiben. Es würde zu weit führen, sie alle aufzuzählen. Der Hauptsteuereinnehmer der tributären Gebiete war der Baskak, was in wörtlicher Uebersetzung Bedrücker oder Erpresser bedeutet. Daneben geht eine Reihe von Beamten, welche mit der Erledigung des schriftlichen Theiles der Geschäfte betraut sind, Sekretäre verschiedenen Grades und endlich Leute, welche die Sorge für rasche und gute Expedition der Posten und Gesandtschaften des Khans hatten. Die Obersten aus der Reihe dieser Steuereinnehmer hatten, bei sehr weitgehenden Competenzen, auch noch administrative und polizeiliche Befugnisse.

Besondere Bedeutung hatten endlich die Hofchargen, sieben höhere und eine ganze Reihe niederer Aemter; im Ganzen wohl vierundzwanzig. Ober-

stallmeister, Oberfalkner und Oberkämmerer bildeten die Spitze dieses Ressorts. Man sieht, es war eine bis in die geringsten Einzelheiten geordnete Beamtenhierarchie, die hier in der goldenen Horde einem Nomadenstaat aufgepfropft war, dessen Wesen in vollstem Gegensatz zu den verfeinerten Lebensbedürfnissen stand, wie sie das uralte Culturleben Chinas allmählich herangebildet hatte.

Für unsere Zwecke ist das System des tatarischen Abgabenwesens, dem ja Rußland ganz speziell unterlag, von besonderer Bedeutung. Die schlimmste aller Abgaben war die an Menschen. Plano Carpini erzählt, daß zur Zeit seines Aufenthalts in Rußland Kuyuk und Batu einen Baskaken saracenischer Herkunft nach Rußland schickten, und daß dieser von jedem, der drei Söhne hatte, einen fortnahm. Außerdem führte er alle unverheiratheten Männer, so wie alle Frauen, die keinen Mann hatten, fort, endlich alle Bettler. Was an Bewohnern Rußlands noch blieb, wurde verzeichnet, und dann von jeder lebenden Seele, die neugeborenen eintägigen Kinder mitgerechnet, eine Abgabe erhoben und zwar je ein schwarzes oder weißes Bärenfell, einen schwarzen Biber, einen Zobel, einen Iltis und einen schwarzen Fuchs. Wer nicht zahlen konnte, galt für einen Bettler und wurde mit in die Sklaverei fortgeschleppt. Die entsetzliche Höhe dieser Abgabe läßt sich nur durch die völlige Macht- und Wehrlosigkeit Rußlands im Jahre 1246 erklären, denn gegen Völker, die noch zu fürchten waren, verfuhren die Tataren menschlicher.

Es war ein Raubsystem, dem jede nationalöconomische Einsicht fehlte, als dessen Devise, wie Beresin, dem wir in unserer Darstellung folgen, treffend bemerkt, das après nous le déluge gelten konnte. Unterlagen schon die Mitglieder der Horde, soweit sie nicht privilegirt waren, vierzehn verschiedenen Besteuerungen, so war die Last der unterworfenen fremdsprachigen und andersgläubigen Unterthanen, die nach tatarischer Anschauung eigentlich alle das Leben verwirkt hatten, eine noch bei weitem härtere. Mußte doch nicht nur die Habsucht des Khanes, sondern auch die seiner Beamten befriedigt werden, so daß die Hauptmasse der eingesammelten Gelder an den schmutzigen Händen der Steuereinnehmer kleben blieb.

Ueber die Größe und über den Modus der Vertheilung der Abgaben sind wir nicht recht unterrichtet. Doch lassen sich sechzehn verschiedene Lasten unterscheiden.

Zunächst der Zehnte, dem alle mit alleiniger Ausnahme der Geistlichkeit unterlagen, dann die Tamga, wahrscheinlich eine Stempelsteuer von den Waaren; 3. Zollgebühren, 4. Steuer vom Pfluge, 5. Postgebühren, 6. Zufuhren, 7. Unterhalt für reisende Boten oder tatarische Fürstlichkeiten, 8. die Myt, eine andere Abgabe von Waaren, 9. Brückengelder, 10. Rekruten- und Kriegssteuer, 11. Einsammlung von Kriegsvolk und eine Reihe anderer Abgaben, welche zum Theil die Form erzwungener Geschenke trugen. Auch muß noch in Betracht gezogen werden, daß bei der schlimmen Centralisation, welche alle irgend wichtigen Entscheidungen bis zum Khan führte, und bei

der grenzenlosen Begehrlichkeit und Käuflichkeit der tatarischen Beamten, ein Urtheilsspruch oder eine anderweitige Verfügung ungeheuere Summen an Bestechungsgeldern verschlang.

Das Schlimmste aber lag doch nach einer anderen Seite, es war die geflissentliche Nichtachtung, mit welcher jeder Nichttatare, sei er nun Fürst oder Bojar, Kaufmann oder Bauer, behandelt wurde. Man legte es in Sarai darauf an, jedes sittliche Gefühl zu brechen und so traten, wie treffend gesagt worden ist, an Stelle der sittlichen Begriffe „gut und schlecht", die anderen „vom Khan erlaubt oder verboten." [1])

Nachdem Batu sein Zelt dauernd in Sarai aufgeschlagen hatte, blieb den russischen Fürsten nichts übrig, als ihm ihre Huldigung darzubringen, wenn sie nicht neue Verwüstungszüge über das so unsäglich verdorbene Land heraufbeschwören wollten. Das System der Tatarenherrschaft duldete keine politisch selbständigen Nachbarn und nur unbedingte Unterwürfigkeit konnte vor völliger Vernichtung schützen. Nach dem Tode Juri's von Wladimir hatte sein Bruder Jaroslaw den großfürstlichen Stuhl eingenommen. Er ging in die Horde, erkannte die Oberherrlichkeit Batus' an und wurde dafür von diesem in seiner Stellung bestätigt. „Sei Du der Aelteste unter allen Fürsten des russischen Volkes", soll Batu ihm gesagt haben. Das ganze Geschlecht des Großfürsten folgte dem Beispiel desselben und sein vierter Sohn Constantin, dem der Vater Rostow zugetheilt hatte, mußte den Weg zum Großkhan nach Karakorum machen, um sich vor diesem höchsten Herrn zu demüthigen. Das genügte jedoch nicht, er kam im Jahre 1245 mit der Botschaft zurück, daß man Jaroslaw selbst erwarte. Es blieb ihm nichts übrig als zu gehorchen und den weiten Weg anzutreten. Er traf dort zum Kurultai des Jahres 1246 ein und Plano Carpini, der bald nach ihm anlangte, hat uns Einiges über sein trauriges Schicksal berichtet. Es scheint, daß man anfänglich in Jaroslaw den einzigen europäischen Fürsten, der diese Versammlung mitmachte, ausgezeichnet habe; wenigstens wurde ihm mit den päpstlichen Gesandten ein hervorragender Platz in der Reihe der übrigen Vasallen eingeräumt. Aber selbst hier in Asien machte das unselige russische Parteiwesen sich zu seinem Verderben geltend. Er wurde bei der Mutter

1) In wie schamloser Weise Batu dem sittlichen Gefühl der russischen Fürsten Gewalt anthat, mag ein Beispiel illustriren, das wir dem Plano Carpini l. II. c. 3 entnehmen. Er erzählt, wie Andrei Mstislawitsch, der Sohn Mstislaws von Kiew, von Batu, auf den Verdacht hin, daß er tatarische Pferde ins Ausland verkauft habe, sei hingerichtet worden. Quod audiens iunior frater ejus venit cum uxore occisi ad ducem praedictum Bati, volens supplicare ne terra tolleretur eisdem. Qui dixit par esse, quod uxorem fratris carnalis praedicti duceret in uxorem: et mulieri praecepit ducere illum in virum secundum consuetudinem Tartarorum. Qui respondit, quod prius vellet occidi, quam faceret contra legem. At ille nihilominus tradidit eam illi quamvis renuerat quantum posset: et duxerunt ambo in lecto et posuerunt puerum super illam plorantem et clamantem et cogerunt eos commisceri coactione non conditionali sed absoluta.

des Großkhans von einem sonst nicht bekannten Russen, Fedor Jarunowitsch, verleumdet, und von ihr zu einer Audienz befohlen, bei welcher er einen Trank erhielt, an dem er sieben Tage darauf starb. „Sein ganzer Körper wurde in Folge der Krankheit in wunderbarer Weise blau, und Jedermann sagte, man habe ihn ... vergiftet." [1])

Auch die übrigen russischen Fürsten haben sich ausnahmslos unterworfen. Nur an zwei Punkten ist — wenn auch ohne dauernden Erfolg — Widerstand versucht worden, in Nowgorod und Halicz.

Siebenzehntes Kapitel.

Nowgorod und Alexander Newski. [2])

Nowgorod ist die einzige Stadt Rußlands, die im eigentlichen Sinn des Wortes eine Geschichte hat. Alle übrigen Städte sind — wenn wir zunächst von Pskow absehen, das an Nowgorods Hand herangewachsen ist — nie dahin gelangt, eine eigene Politik zu vertreten und ihre ursprünglich auf gleicher Basis mit Nowgorod stehenden freiheitlichen Institute der Willkür und den Familien- oder Parteiinteressen der wechselnden Fürstengeschlechter gegenüber zu behaupten.

Die Lage der Stadt am nördlichen Ausgangspunkt der uralten osteuropäischen Handelsstraße, eine gewisse Isolirung, welche die südlich und östlich vorliegenden Sumpf- und Waldstrecken hervorriefen, endlich eine, wie es scheint frühzeitig vollzogene Mischung finnischer und slavischer Volkselemente, wobei letztere der assimilirende und herrschende Theil waren, führten dahin, ein thatkräftiges Bürgerthum ins Leben zu rufen, wie es auf russischem Boden nur hier sich entwickelt hat.

Wer seinen Weg über das Meer von Westen her nach Rußland nahm, kam, wenn er den Finnischen Meerbusen durchmessen hatte, zur Mündung der Nu oder Newa, um nach beschwerlicher Fahrt über die durch ihre Stürme übel berüchtigte Newasee den Wolchow (karelisch Olhäwa) zu erreichen. Vor der Stelle des heutigen Petersburg, auf der Insel Kotlin, war ein Haltepunkt,

---

1) Plano Carpini c. 14. Der von ihm angegebene Grund „ut terram ejus libere ac plenarie possiderent" giebt wohl nur eine nicht haltbare Vermuthung Carpini's.

2) Die Geschichte Nowgorods hat zahlreiche Darstellungen gefunden. Wir heben hier mit Uebergehung der älteren Arbeiten von Solowjew, Belajew, Kostomarow, Bestuschew, drei neuere Spezialarbeiten hervor, auf welche unsere Darstellung besonders zurückgeht: Chlebnikow, Staat und Gesellschaft im vormongolischen Rußland. Kap. V. Petersb. 1872. — Jablotschkow, Geschichte des russischen Adels. Kap. IV. Petersb. 1876. — Bereschkow, Ueber den Handel Rußlands mit der Hansa bis zum 15. Jahrhundert. Petersb. 1879. Alle drei Arbeiten sind russisch geschrieben.

auf welchem Nowgorod im 13. Jahrhundert zum Schutz gegen schwedische Anfälle eine Seewache hielt. Das dauerte jedoch nur bis ins 15. Jahrhundert, da die Schweden sich dauernd daselbst festsetzten. War man die Newa vier Meilen stromauf gefahren, so gelangte man an die erste feste slavische Ansiedelung, Aldoga oder slavisch Ladoga, das aus der Geschichte Ruriks wohlbekannte Aldeigjuborg. Dieser Vorposten hatte mit der Verlegung der Residenz nach Kiew und der dadurch steigenden Bedeutung Nowgorods entschieden verloren. Für die ganze Zeit bis zum 12. Jahrhundert erwähnen die Chroniken den Ort, seit Rurik dort eine Stadt „gezimmert" hatte, kein einziges Mal. Erst um 1114 erhielt er eine Steinbefestigung und später tritt er uns als Stapelplatz der Hanseaten entgegen, denen hier die Nowgoroder Lootsen begegneten, worauf eine Umladung der Waaren auf Nowgoroder Fahrzeuge stattfand. Dann fuhr man mit drei weiteren Stationen, Gestefeld, Witlage, Drellenborch, noch 25 Meilen stromauf, an ödem, unbebauten Lande vorbei, ehe man nach Nowgorod gelangte. Nur kleine Ansiedelungen der Ingren und Karelier boten unterwegs Anlaß zu Handel. Uebrigens war die Fahrt nicht gefahrlos. Die Stromschnellen auf der Newa und namentlich auf dem Wolchow erforderten Vorsicht und ebenso erregten häufige Anfälle der Karelier und Schweden Noth. Lag Nowgorod mit den Letzteren in Krieg, so nahm man später den Weg in die Narowa und ging von Narwa zu Lande nach Nowgorod, oder aber man gelangte mit Hilfe von Lootsen nach Pskow, dem wichtigsten der Beiorte Nowgorods, und schlug darauf den Landweg ein. Als im 13. Jahrhundert der deutsche Ordensstaat in Livland entstand, kam je länger je mehr der Landweg über Pernau, Reval und Riga in Gebrauch.

Es fällt heute schwer, sich ein zutreffendes Bild von dem äußeren Eindruck zu machen, den die Stadt hervorrufen mußte. Zu beiden Seiten des Wolchow gelegen, scheint sie räumlich sehr ausgedehnt gewesen zu sein. Der Stadttheil am rechten Ufer des Flusses wurde die Handelsseite genannt. Es war der Landungsplatz der anreisenden Kaufleute, der Mittelpunkt des Verkehrs und wahrscheinlich auch die Stätte, an der sich die Werften befanden. Auch der Fürst hatte auf dieser Seite seinen Palast, „den Hof Jaroslaws", an den ein weiter Platz stieß, zu welchem die Warägerstraße führte. Die Häuser werden wir uns wie im übrigen Rußland hölzern zu denken haben, was um so wahrscheinlicher ist, als wir nur so die entsetzlichen Verwüstungen verstehen können, welche die häufigen Feuersbrünste anrichteten.[1]) Der am linken Ufer des Wolchow liegende Theil wurde nach der von Joakim, dem ersten Bischofe, aus Eichenholz erbauten Sophienkirche die Sophienseite genannt. Sie brannte jedoch 1045 nieder und wurde durch eine neue, 1052 vollendete Steinkirche ersetzt, die, wie schon früher bemerkt wurde, noch heute steht. Da so gut wie gar keine Veränderungen im Lauf der Jahrhunderte

1) Vgl. Tolstoi, Heiligthümer und Alterthümer Groß-Nowgorods. Moskau 1862. Dabei ein Plan der Stadt und der Kirche. (Russisch.)



Thüren des Sigtun (sogen. schwedische Thüre) in der Sophienkirche zu Nowgorod.
Soll von den Nowgorodern im 12. Jahrhundert aus der schwedischen Stadt Sigtun entführt worden sein.

an ihr vorgenommen wurden, lohnt es zur Illustrirung des kirchlichen Baustyles der Zeit, sie eingehender zu betrachten. Schwere halbrunde Gewölbe stützen sich auf zehn sehr dicke, in zwei Reihen im Inneren der Kirche angebrachte viereckige Pfeiler. An den Seiten, mit Ausnahme der östlichen, ziehen sich unterwölbte Chöre hin. Seltene, unregelmäßig angebrachte schmale Fenster geben spärliche Beleuchtung. Die Kuppeln und die Wände sind von der Hand griechischer Künstler bemalt und zeigen an der Kuppel einen riesigen Heiland mit geschlossenen Händen, an den Seiten Erzengel, Cherubine und zwischen den Fenstern die Propheten. Doch sind diese Bilder, sowie das alte Heiligenbild der heiligen Sophie nachweislich mehrfach renovirt worden. Nur an einer hervorragenden Stelle des Altars findet sich aus buntem vier- und dreikantig geschnittenem Glase eine mosaikartige Verzierung. Die Kirche trägt fünf Kuppeln und eine sechste steht an der Südwestecke über der Treppe, die zu den Chören führt. Sie ist 80 Fuß lang und 92 Fuß breit, während die Höhe 98 Fuß beträgt. Diese Kirche war die Kathedrale des Bischofs, späteren Erzbischofs, der hier seine ständige Residenz hatte und war stark befestigt, bis 1116 durch eine Holzpalissade, darauf durch eine von Mstislaw Wladimirowitsch errichtete Steinmauer, die häufig erneuert worden ist. Dies war in älterer Zeit die einzige Festung der Stadt. Erst im 14. Jahrhundert wurde die Sophienseite und bald darauf auch die Handelsseite (1383 und 1387) mit einem Erdwalle von über 20 Fuß Höhe umgeben. Auf beiden Wällen entstanden in der Folgezeit zahlreiche Holzbauten, so daß die Chroniken von den Holzstädten auf dem Walle reden. Die Stadt zerfiel in Viertel, deren es anfangs fünf gab und die wohl ursprünglich als besondere Ansiedelungen bestanden hatten. Es sind auf der Sophienseite: das Nerwische, das Vorstädtische und das Töpferviertel; auf der Handelsseite das Zimmermanns- und das Slawnoviertel. Diese Eintheilung stammt jedoch erst aus dem 12. Jahrhundert; früher fand eine Theilung der Stadt in Hundertschaften statt, über deren Organisation wir äußerst wenig wissen.

Bedeutende Baulichkeiten waren endlich die den Ausländern gehörenden Höfe, die, obgleich sie späterer Zeit entstammen, schon hier erwähnt werden mögen. Auf der Handelsseite, im Slawnoviertel, bei der Warägerstraße stand der alte warägische oder gothische Hof, nicht weit davon, näher zum Wolchow hin, an der Michaelisstraße der deutsche Hof zu St. Peter. Die Lage war sehr günstig in der Nähe des Hafens und des Marktes, zu dem der Weg vom gothischen Hof durch den Hof des Fürsten führte. An diesen stieß von der anderen Seite der pleskauer Handelshof. Neben dem deutschen Hofe lag die Kirche Johannes des Vorläufers, bei der zwischen den Nowgorodern und Deutschen Recht gesprochen wurde. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts ging auch der Gothenhof in die Hände der Hanseaten über. Beide Höfe, auf deren innere Organisation wir hier nicht näher eingehen können, trugen den Charakter eines befestigten Lagers, da man der unruhigen Nowgoroder Bevölkerung gegenüber stets auf der Hut sein mußte.



Die Korsun'schen Thüren in der Kirche der heil. Sophia zu Nowgorod. Hauptwerk mittelalterlicher Kunst in Rußland.

Die Reliefdarstellungen der einzelnen Felder sind dem Alten und Neuen Testament, aus der Kirchen- und Profan-Geschichte, sowie aus dem Reiche der Mythologie und Allegorie entlehnt. Die Thüren sind wahrscheinlich im 14. Jahrhundert nach Nowgorod gekommen, sind aber vermuthlich deutscher Arbeit, vielleicht aus Magdeburg, sind auch jedenfalls im Schooße der römisch-katholischen Kirche angefertigt, denn die abgebildeten Priester tragen die Dalmatica, Alba und Stola und werden in den Inschriften Diaconen genannt. Die Reliefs werden durch lateinische Inschriften erklärt, denen später russische Uebersetzungen beigefügt worden sind.

Der Fürst hatte außerhalb der Stadt noch einen befestigten Sitz in Rokom, etwas südlich von Nowgorod, am nordwestlichen Ende des Ilmensees. Am Ausfluß des Wolchow aus demselben aber lag eine alte Opferstätte des Perun, die, obgleich das Standbild des Gottes gleich vom ersten Bischofe gebrochen war, lange heimliche Verehrung genießen mochte, da noch siebzehn Jahre nach Jaroslaws Tode fast ganz Nowgorod finnischen Zauberern zufiel.

Das ungeheuere von der Stadt im Lauf der Zeit erworbene Gebiet zerfiel in Fünfschaften oder Pjätinen: die wodische am Ladogasee, die Schelonische vom Lowat zur Luga, die Derewische bis zum Lowat, die von Beschetz bis zur Msta und die Obonesische vom Onegasee bis zum Weißen Meere.[2]) Weiter östlich erstreckten sich noch fünf weitere tributäre Gebiete, deren Verhältniß zu Nowgorod ein mehr lockeres war, da geregelte Rechtsverhältnisse zwischen ihnen und der Stadt nicht bestanden. Es that sich alljährlich ein Hause Nowgoroder zusammen, um unter einem verwegenen Führer hier den Tribut einzusammeln, von welchem ein gewiß nicht geringer Theil in ihren Händen blieb. In Abhängigkeit von Nowgorod standen dann die „Beiorte" Pskow, Isborsk, Welikija Luki, Staraja Rusa, Torschek und Beschitzi. Pskow wurde im 14. Jahrhundert selbständig und seit dem 12. Jahrhundert bestand als von Nowgorod unabhängige Colonie der weitentlegene Freistaat von Wjätka.

Zu dieser imposanten Machtstellung gelangte Nowgorod jedoch erst allmählich und zwar ging die territoriale Ausbreitung so ziemlich gleichen Schritt mit der Entwickelung der Verfassung zu immer größerer Unabhängigkeit und Freiheit. Bis zum Jahre 1018 unterscheidet sich Nowgorod fast in Nichts von den übrigen russischen Städten, nur daß hier früher und kräftiger als sonst in Rußland ein Herrenstand sich ausbildete, dessen Bedeutung noch dadurch stieg, daß er mehrfach in Eheverbindung mit den Fürsten aus dem Hause Ruriks trat. Einen Wendepunkt in der Geschichte der Stadt bildet das Jahr 1019, da es Jaroslaw gelang, hauptsächlich Dank der ihm von Nowgorod gebotenen Unterstützung an Geld und Mannschaft, Swjätopolk zu stürzen, und sich zum alleinigen Herren in Rußland zu machen. Er verlieh seinen getreuen Nowgorodern besondere Privilegien, die das Fundament zu der späteren Größe der Stadt wurden. Der Wortlaut derselben ist nur zum Theil in der Rußkaja Prawda erhalten, doch scheint festzustehen, daß Jaroslaw vor Allem die Höhe der von Nowgorod zu entrichtenden Abgaben genau fixirte und dadurch für alle Zukunft einen Schutz gegen fürstliche Willkür bot. Die Bevölkerung wurde so zu festem Rechtsbewußtsein erzogen und aus der Sicherung der ökonomischen Freiheit wuchs — wer denkt dabei nicht an die Analogie Englands — die politische hervor. Aus diesem Gesichtspunkte

---

1) Vgl. hierüber: Newolin, Ueber die Pjätinen ... Nowgorods im 16. Jahrh. Mit Karte. Dazu die Kritik von Sabelin in seinem Versuch einer Geschichte des russ. Lebens, p. 545 ff. Beides russisch.

gewinnen die übrigen, ebenfalls auf Jaroslaw zurückgehenden Privilegien an Bedeutung. Das Statut über den Brückenbau bestimmte, in welcher Weise die Kosten für die Reparatur der Brücke, welche die beiden Ufer des Wolchow verband, zu erheben seien u. s. w. Natürlich galt auch in Nowgorod das „russische Recht" und im Wesentlichen finden wir, mit geringen localen Modificationen, dort denselben Zuschnitt des öffentlichen und bürgerlichen Lebens, wie wir ihn in den übrigen Städten Rußlands kennen gelernt haben. Aber es war doch ein Besonderes, wenn der Nowgoroder sich auf die ihm allein zukommenden Vorrechte berufen konnte. „Nach dieser Urkunde sollt ihr handeln", hatte Jaroslaw gesagt, „wie ich geschrieben habe, also müßt ihr es halten." Es ist überraschend, wie schnell auf dieser Grundlage eine Entwickelung stattfand. In der kurzen Zeit bis zum Jahr 1135 hat die nowgoroder Wetsche alle ihre wesentlichsten politischen Vorrechte bereits errungen. 1118 usurpirt sich die Versammlung das bis zum Untergange ihrer Selbständigkeit behauptete Recht, politische Vergehen zu richten; seit 1126 wählt sie den, früher vom Fürsten eingesetzten Statthalter oder Possadnik aus ihrer Mitte; 1132 setzt sie aus ihrer Mitte einen Statthalter in Pleskau ein und endlich zeigt sie 1136 ihre Souveränität, indem sie den Fürsten Wsewolod, mit dem sie unzufrieden ist, vertreibt.

Die Chronik hat uns die Beweggründe, welche die Nowgoroder zu dieser Gewaltthat bewogen, erhalten. „Weshalb, warfen sie ihrem Fürsten vor, trägt er nicht Sorge für den gemeinen Mann? Weshalb wollte er in Perejaslawl residiren? Weshalb ritt er (zum Kampfe gegen Susdal) Allen voran und machte dann kehrt und hieß die Nowgoroder abziehen? Weshalb liebte er zu spielen und regierte die Leute nicht? Weshalb beschäftigte er sich mit Hunden und Falken und sprach dem Volke nicht Recht und regierte es nicht?" Wir hören noch heute dem stürmischen Tone der Fragen die Erregung an, die sich damals des Volkes bemächtigt hatte.

So finden wir an der Spitze Nowgorods die demokratische Versammlung der Wetsche, an welcher alle freien Bewohner des weiten Stadtgebietes theilzunehmen berechtigt waren, während factisch nur die eigentlichen Bewohner der Stadt sich zu derselben versammelten. Es hatte aber jenes theoretische Recht der Uebrigen die wichtige Folge, daß die Nowgoroder Wetsche sich befugt glaubte, auch über die Angelegenheiten der Beiorte zu bestimmen und ebenso, wie sie sich selber einen Possadnik setzte, auch nach Pskow oder Ladoga eine dazu geeignet scheinende Person zu senden. Nur Pskow war stark genug, sich diesem Zwange wieder zu entziehen und auf ähnlicher Basis wie Nowgorod zu einem selbständigen Gemeinwesen heranzuwachsen. Der Fürst, der bis zu Anfang der Regierung Jaroslaws ebenso absolut regiert hatte, wie im übrigen Rußland, wurde in seinen Befugnissen seit der Vertreibung Wsewolods immer mehr eingeschränkt. Die Entscheidung über Krieg und Frieden ging auf die Wetsche über; das Recht, den Possadnik der Stadt und der Beiorte zu ernennen, hatte er bereits eingebüßt, so daß wenig mehr übrig blieb, als der

Oberbefehl im Kriege und die Jurisdiction. Aber sogar hierin war er beschränkt. Das Handelsgericht hatte der Fürst freiwillig den Vertretern des Kaufmannsstandes abgetreten und in allen übrigen Fällen mußte er sich die Mitbetheiligung des Possadnik gefallen lassen. Seit Letzterer der Vertrauensmann Nowgorods geworden war, gewann er stetig an Bedeutung, so daß es im Interesse des Fürsten lag, in gutem Einvernehmen mit ihm zu leben. Waren Beide einig, so konnten sie thun und lassen, was sie wollten, während im Fall des Streites einer von Beiden vertrieben werden mußte. Der Fehler lag aber darin, daß in Nowgorod kein Zwischenglied zwischen der Wetsche einerseits und Fürst und Possadnik andrerseits bestand, daß kein Senat da war, der eine Continuität der Traditionen und der Politik hätte aufrecht erhalten können. Da außerdem ein organisirtes Gericht für politische Vergehen fehlte und die Wetsche in aufflammendem Zorn leicht alle rechtlichen Formalitäten bei Seite warf, scheint es wunderbar, wie trotz alledem Nowgorod sich zu so bedeutsamer Stellung erheben und in derselben erhalten konnte. Und noch ein Moment muß hier in Betracht gezogen werden. In den 102 Jahren, die zwischen der Vertreibung Wsewolods und der Schlacht am Sit lagen, hat Nowgorod nicht weniger als 38 Fürsten und 43 Possadnike gehabt, so daß für erstere eine durchschnittliche Regierungszeit von zwei Jahren und neun Monaten, für letztere gar nur eine Amtsdauer von zwei Jahren und vier Monaten sich ergab. Die Nowgoroder wählten in dieser Zeit ihre Fürsten entweder aus den Nachkommen Juri's von Susdal oder aus der Linie Mstislaws und Rostislaws. Letztere waren beliebter, weil die Gebiete von Smolensk, Kiew und Tschernigow, denen sie angehörten, weiter ablagen, während die Fürsten des benachbarten Susdalschen Hauses häufig höchst unbequem werden konnten. Beide Linien hatten ihre Anhänger in der Stadt, so daß es oft zu äußerst heftigen Parteikämpfen gekommen ist, welche Nowgorod zeitweilig an den Rand des Verderbens zu bringen schienen. So gerieth Nowgorod in die äußerste Noth, als 1167 Andrei Bogoliubski und seine Verbündeten Nowy Torg (d. h. Neumarkt) und Luki in Brand steckten und alle nach Süden führenden Straßen besetzten. Noch schlimmer stand es mit der Freiheit Nowgorods, als 1215 Jaroslaw Wsewolodowitsch der Stadt von Torschok aus, wo er sich festgesetzt hatte, die Zufuhr abschnitt, so daß eine entsetzliche Hungersnoth ausbrach, deren Schrecken noch durch die gleichzeitig wüthende Pest gesteigert wurden. Jaroslaw wollte völlige, bedingungslose Unterwerfung und er hätte seinen Zweck erreicht, wenn nicht im letzten Augenblicke Mstislaw Mstislawitsch von Toropez als Retter erschienen wäre. Die blutige Schlacht auf dem Lipezker Felde warf die siegesgewisse Heeresmacht der Susdaler zu Boden und Nowgorod blieb im Besitz seiner Freiheiten. Aber schon wenige Jahre darauf hat die susdalsche Partei wieder die Ueberhand und derselbe Jaroslaw, der bei Lipezk die Niederlage erlitt, ist danach zeitweilig Fürst von Nowgorod gewesen.

Während dieser Wirren hat die Macht der Wetsche stetig zugenommen;

bis auf die unmittelbare Aufsicht über die Verwaltung der Territorien lag alle Gewalt in ihren Händen. Man wollte am Fürsten nicht mehr haben, als einen Richter und Administrator und womöglich die Familienverbindungen desselben zur Erlangung von Handelsvortheilen ausnutzen. Denn, um auf die schon früher aufgeworfene Frage zurückzukommen, daß Nowgorod trotz all dieser ungünstigen Verhältnisse sich in seiner Machtstellung behauptete, lag daran, daß sich hier neben der selbstbewußten Versammlung der Freien noch ein mächtiger Herrenstand und ein Kaufmannspatriziat entwickelten, wie sonst nirgend auf russischem Boden. Man hat in Nowgorod die Druschina des Fürsten stets ängstlich von jedem Einflusse ferngehalten. Sie gehörte nicht zur Bürgerschaft und durfte nicht in der Stadt wohnen. Dagegen wurde der eingeborene Herrenstand der Großgrundbesitzer vom Volke hochgehalten. Es waren etwa vierzig Familien, die Herren, wie sie in den deutsch-hanseatischen Urkunden genannt werden, aus deren Mitte stets die höchsten Beamten der Stadt, der Statthalter und der Tausendmann gewählt wurden. Der Possadnik hatte außer den bereits genannten Befugnissen die politische Vertretung der Stadt in Kriegs- und Friedenszeiten und das Commando über die Nowgoroder Truppen, während der Fürst nur seine Druschina befehligte.[1]) Man kann sich daher Nowgorod weit eher ohne Fürsten als ohne Possadnik denken. Man unterschied functionirende und alte Statthalter, wobei die letzteren sich nur dadurch von den übrigen Bojaren auszeichneten, daß man sie wegen ihrer Erfahrung mit Vorliebe zu wichtigen Posten berief. Kaum minder wichtig war das zweite, den „Herren" ausschließlich zukommende Amt des Tausendmannes oder tysätzki, dessen Stellung sich ebenfalls in Nowgorod eigenartig entwickelte. Er war das eigentliche Haupt des gemeinen Mannes und hatte als solches große Macht, da er durch die Masse schließlich alles auf der Wetsche durchsetzen konnte. Er war das militärische Haupt des städtischen Aufgebots neben dem Possadnik und auch in allen übrigen wichtigen Fragen Adlatus desselben. Außerdem hatte er aber noch ein eigenes Gericht, das von Fürst und Possadnik unabhängig war und mit fünf Aeltesten Antheil an dem hochwichtigen Handelsgericht. In der Folgezeit gewannen die Bojaren noch an Einfluß. Der Kleingrundbesitz schwand immer mehr und die Macht des Großgrundbesitzes stieg in gleichem Verhältniß. So geschah es, daß die früheren Possadniki und Tausendmänner allmählich die Stellung eines engeren Rathes errangen, der sich zum einflußreichsten Organ der städtischen Verwaltung wie der Politik Nowgorods emporschwang. Die Bojaren wurden regelmäßig die Gesandten Nowgorods beim Abschluß von Verträgen und zwar wurden stets fünf geschickt, also aus jedem Viertel einer. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die Bojaren überhaupt Vorsteher der Viertel waren. Bei so bedeutsamer Stellung ist es verständlich, daß die Achtung des Volkes vor den Bojaren auch auf deren Nachkommen überging. Es bildete sich eine besondere

1) Doch kam es auch vor, daß ein Feldherr ad hoc ernannt wurde.

Klasse von sogenannten Bojarenkindern, deren rechtliche Stellung und politische Bedeutung sich jedoch nicht bis in das Detail verfolgen läßt. [1])

In dieser Republik mit oligarchischer Spitze fiel jedoch eine weitere bedeutsame Rolle den Kaufleuten zu. Wir müssen, um zu richtigem Verständniß ihrer Stellung zu gelangen, sowohl in frühere Zeiten zurückgreifen, als auch über die in unserer Gesammtdarstellung erreichte Periode ein wenig hinausgehen.

Daß Nowgorod schon in allerfrühester Zeit Handelsstadt war, haben wir gesehen. Auf die Periode des arabischen und warägischen Handels folgte im 12. Jahrhundert die gothländische und hanseatische, und letztere hat schließlich den Handel Nowgorods völlig monopolisirt. Der Gang der Entwickelung ist dabei folgender gewesen. In Nowgorod bestand mindestens seit der Mitte des 12. Jahrhunderts eine gothländische Handelscolonie, deren Mittelpunkt die Kirche des heiligen Olav war. Den Gothländern folgten sehr bald die Hanseaten nach, die sich schon 1184 eine deutsche Kirche, den St. Peter, erbauten. [2]) Sie schlossen sich zum „Deutschen Hof" zusammen und formulirten ihre Ordnungen und Satzungen in einem Schragen, dessen uns erhaltene Redaction zwar erst in der Zeit nach 1225 verfaßt wurde, der aber nach Sprache und Inhalt in das zweite Drittel des zwölften Jahrhunderts gehört. Zweimal jährlich, im Frühling und im Herbst, trafen die überseeischen Kaufleute in Nowgorod mit ihren Waaren ein, um in strammer Organisation von den ihnen gehörigen wohlbefestigten und bewachten Häfen aus ihren Handelsinteressen nachzugehen. Es war keine stehende Ansiedlung, wie etwa der deutsche Hof in Bergen, sondern die Personen wechselten jährlich mehrmals, so daß sich die Verwaltung in den Hansestädten selbst concentriren mußte. Die Obersten im Hofe waren der Oldermann des Hofes und der Oldermann zu St. Peter, die nicht von der Hofsmannschaft, sondern von zu diesem Zweck delegirten Hanseaten aus den Kaufleuten von Lübeck und Wisby gewählt wurden.

Nun hatte im 12. Jahrhundert, bevor der deutsche Orden Livland einnahm, Nowgorod auch direct nach Gothland und Lübeck Handel getrieben. In Gothland hatten sie sogar einen eigenen Hof und eine griechische Kirche. Aber dieser Handel erlitt häufige Unterbrechungen und wurde erst durch eine zwischen 1197 und 1198 verfaßte Vertragsurkunde des Jaroslaw Wladimirowitsch, des Schwagers des Großfürsten Wsewolod III. Jurjewitsch von

---

1) Die Bojarenkinder werden zuerst 1259 erwähnt, darauf zum Jahr 1364. Später treten sie häufiger auf. Als Iwan III. der Freiheit der Stadt ein Ende machte, hat er sie als Grundbesitzer vorgefunden und nach Moskau verführt. Jablotschkow, Geschichte des russischen Adels. Kap. IV.

2) Eine deutsche St. Nicolauskirche, wie Koppmann meint, hat es in Nowgorod nicht gegeben. Vgl. darüber Bereschkow l. l. Kap. I. Auf die Organisation der deutschen Hansa kann hier natürlich nur im Fluge eingegangen werden.

Susdal, geregelt.[1]) Diese Urkunde, welche ursprünglich nur Entwurf war, später jedoch offenbar Rechtskraft erhielt, setzte fest, daß die Nowgoroder freie Fahrt nach Gothland und nach Deutschland haben sollten „und ebenso sollen die Deutschen und Gothen nach Nowgorod ziehen ohne jede Beschwer und Beleidigung." Eine russische Kaufmannschaft für überseeischen Handel bestand damals bereits und hatte eine Patronatskirche zum heiligen Freitag (swjätaja pjätniza), doch konnte sie sich auf die Dauer nicht behaupten, da sie durch die Deutschen und Schweden immer wieder vom Meere verdrängt wurde und Nowgorod keine Kriegsflotte zum Schutze seiner Kauffahrer hatte. Der Genius des russischen Volkes verstand es nicht, nach dieser Richtung hin Zähigkeit und Energie zu entwickeln. Es scheint nun — denn klargelegt ist die Frage durchaus noch nicht — daß diese Genossenschaft der überseeischen Kaufleute ein Zweig der berühmten Nowgoroder Kaufmannsgilde zum heiligen Johannes war. Diese um 1130 durch Urkunde des Fürsten Wsewolod Mstislawitsch bestätigte Genossenschaft bestand aus den reichsten Nowgoroder Kaufleuten.[2]) Jedes Mitglied mußte einmalig fünfzig Mark Silber entrichten und erwarb dadurch die Bezeichnung poschli kupez, d. h. erblicher Ehrenkaufmann. Von dieser Einlage fiel die eine Hälfte der Kasse der Johanniskirche (zerkow swjätowa Iwana predtetschi na opokach) zu, während die andere wahrscheinlich ein gemeinsames Kapital zur Aushilfe in den bösen Tagen bildete. Um diese Kirche concentrirte sich der Wachshandel. Alles Wachs, das in den Handel kam, mußte hier von zwei Aeltesten der Johannesbrüderschaft gewogen werden und die dafür erhobenen Gebühren fielen ausschließlich der Kirche zu, welche außerdem durch Verpachtung der ihr gehörigen Ländereien eine nicht unbeträchtliche Einnahme zog. Dem Fürsten wurden alljährlich fünfundzwanzig Griwnen gezahlt und eben so viel verwandte man zur Feier des Johannistages an jedem 24. Juni. Bei der Kirche bestand ein Rath in Handelssachen und das oben erwähnte Kaufmannsgericht, an dessen Spitze der Tausendmann stand. Mit ihm, dem Vertreter der Interessen des kleinen Mannes, saßen drei Vertreter der shitji ljudi und zwei Aelteste der Kaufmannschaft. Dieses, von der Wetsche, dem Fürsten und dem Possadnik ganz unabhängige Collegium besorgte Verwaltung und Gericht in Angelegenheiten der Johannisbrüderschaft und der gesammten Kaufleute. Auch bei Streitigkeiten mit den Deutschen erfolgte das Gericht auf dem Hofe zu St. Johann. Ueberhaupt stand diese Kaufmannsgilde in nächster Beziehung zu den Hanseaten, denn wie der Wachshandel nur durch ihre Vermittelung den Fremden zukam, waren sie es auch, welche den Tuchhandel in Händen hatten. Sie kauften Tuch in ganzen

1) Vgl. Wladimirski-Budanow, Chrestomathie zur Geschichte des russischen Rechtes. Kiew 1876 (2. Aufl.) p. 89. Uebrigens ist die Zeit ihrer Entstehung strittig. Budanow setzt sie ins Jahr 1195. Wir folgen Bereschkow l. l. Kap. II.

2) Vgl. Wladimirski Budanow l. l. 214 ff. Auch hier ist die Datirung unsicher und das Original nicht erhalten. Die auf uns gekommenen Abschriften enthalten augenscheinlich Fehler.

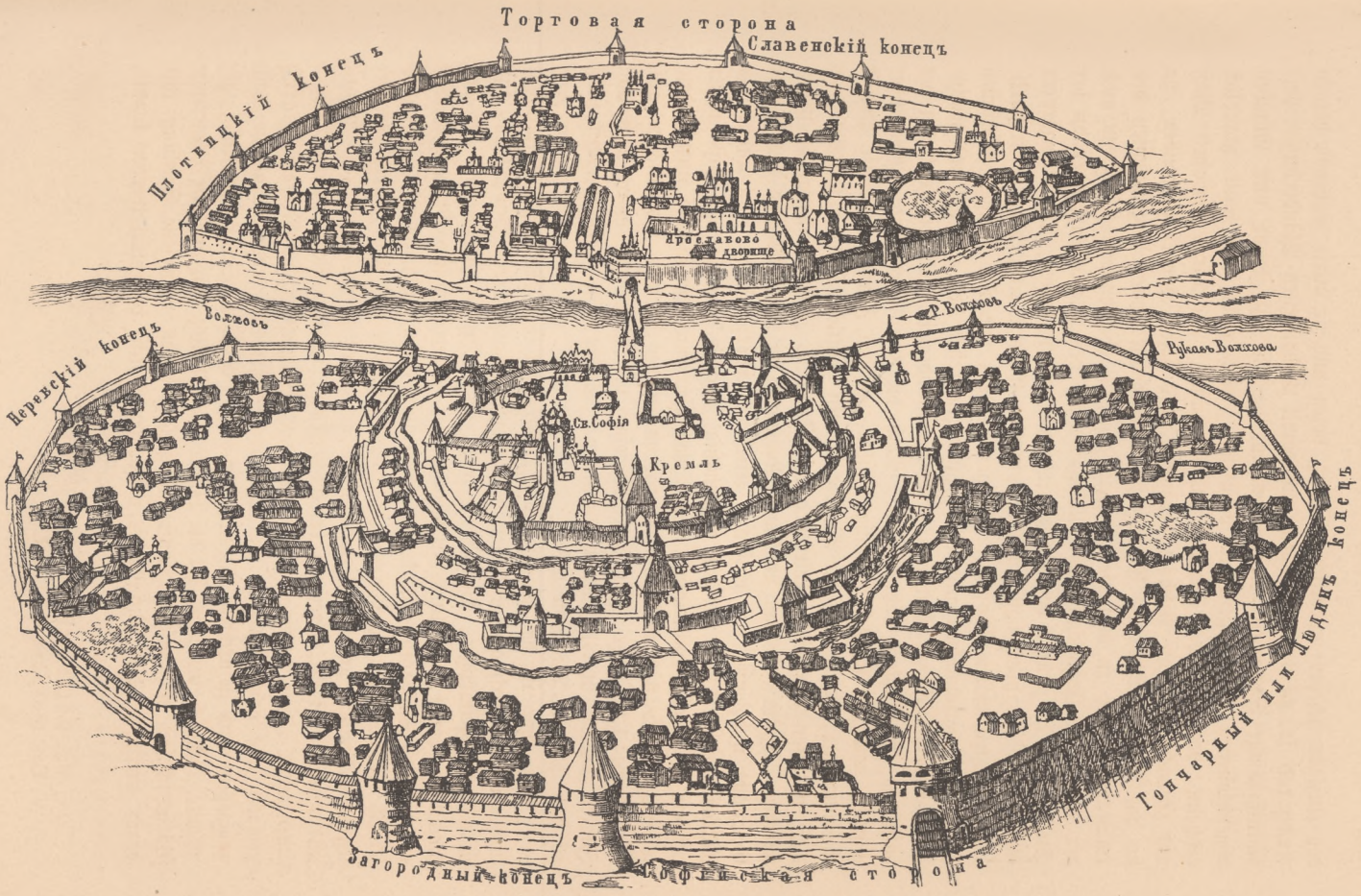
Stücken, um es darauf in den Kleinhandel zu geben. Wie stark die Zahl dieser Großhändler gewesen ist, wissen wir nicht, doch liegt auf der Hand, daß ihre Handelsinteressen einen ganz ungeheuren Einfluß auf das politische Leben der Stadt ausüben mußten.[1]) Da Nowgorod sein Absatzgebiet im ganzen übrigen Rußland suchte, es aber wegen der steten Kriege zwischen den Theilfürsten, bei welchen eine völlige Neutralität sich nicht behaupten ließ, immer nur bei einer der kriegführenden Parteien finden konnte, wurde die Frage nach der in solcher Lage zu befolgenden Politik stets zugleich eine Lebensfrage für die Kaufleute und namentlich für die Brüderschaft von St. Johann. Um sich wenigstens den Weg nach Süden zu sichern, hielt Nowgorod vor allem gute Freundschaft mit Smolensk, weil durch diese Stadt der Weg nach Kiew ging, wo Nowgorod bei der St. Michaeliskirche seinen eigenen Hof hatte. Sehr schlimm wurde die Lage, wenn, wie zur Zeit des Streites zwischen den Monomachowitschen und Olgowitschen, die Stadt mit den nördlichen und südlichen Fürsten zugleich in Hader lag. Dieser Fall trat aber verhältnißmäßig selten ein. Am wichtigsten waren immer gute Beziehungen zum Großfürsten, weil er, auch abgesehen von seinem eigenen weiten Gebiete, noch eine gewisse Garantie für die Sicherheit des Handels in den übrigen Theilen Rußlands bieten konnte. Nur so erklärt sich uns, daß in Nowgorod ununterbrochen eine starke susdalsche Partei bestand, die zwar zeitweilig unterliegen konnte, jedesmal aber wieder zu neuem Einfluß gelangen mußte. Dazu verhalf freilich auch der Umstand, daß der Großfürst persönlich stark am Handel Nowgorods mit interessirt war, der ihm ein Absatzgebiet für seine Rohproducte bot und ihm eine nicht unbeträchtliche Einnahme an Geschenken und Abgaben einbrachte. Er konnte Nowgorod ebensowenig entbehren, wie die Stadt ihn, und nahm seit Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts eine sehr bedeutsame Stellung ein. Unter Wsewolod und seinen nächsten Verwandten hat Nowgorod seine wichtigsten Verträge mit den Deutschen abgeschlossen, die dann von den späteren Fürsten bestätigt wurden. Der Großfürst hatte früher seinen eigenen Handelshof neben dem deutschen und gothischen gehabt, war aber schon gegen Ende des 11. Jahrhunderts genöthigt gewesen, diese Position aufzugeben und nach Gorodischtsche überzusiedeln. Dieses Verhältniß ist mehrfachen Schwankungen unterworfen gewesen. 1270 im Vertrage mit Jaroslaw Jaroslawitsch verlangte Nowgorod, daß der Fürst keinerlei directe Beziehungen zum deutschen Hofe habe und nur mittelbar durch Nowgoroder Kaufleute in Handel mit ihnen trete. Natürlich wollte der Großfürst sich solchem Zwange nicht fügen, und seit der Zeit ist er der gefährlichste Concurrent der Stadt geworden. Im 14. und 15. Jahrhundert sank dagegen sein Einfluß und seine Bedeutung und ein neues Element, die Geistlichkeit, trat in der Person des Erzbischofs in den Vordergrund. Es ist das um so erklärlicher, als die Kirchen in jener Zeit doch

1) Vgl. Bereschkow l. l. Kap. VII.

den einzigen sicheren moralischen Schutz boten und sie allein während der in Nowgorod so häufigen Unruhen und damit verbundenen Plünderungen verhältnißmäßige Sicherheit bieten konnten.[1] Die auf Treue und Glauben abgeschlossenen Handelsgeschäfte bedurften, weit mehr als heute glaublich erscheint, des kirchlichen Schutzes und Einflusses. Die Kirche bewahrte Maß und Gewicht und die Bischöfe begannen bald selbst Handel zu treiben, da sie das Recht hatten, die Erzeugnisse ihrer ausgedehnten Liegenschaften den Hanseaten direct zu verkaufen. Seit dem 14. Jahrhundert tritt denn auch der Name des Erzbischofs von Nowgorod in den Vertragsurkunden an der Stelle auf, die früher der Großfürst eingenommen hatte. Die Nowgoroder Geistlichkeit in ihren höheren und niederen Graden trug aber einen particularistisch-nationalen Charakter; sie war ebenso wie alle übrigen städtischen Einwohner verschmolzen mit den vitalen Interessen des Staates und wachte gleich eifersüchtig auf Wahrung einer Selbständigkeit, die wir sonst bei der russischen Geistlichkeit nicht finden. Auch die Geistlichen sind Nowgoroder Bürger, und wie sie sich berechtigt fühlen, an den Fragen weltlicher Politik theilzunehmen, greift auch die Wetsche in rein geistliche Dinge ein, sobald ihr diese mit den politischen Interessen der Stadt im Zusammenhange zu stehen scheinen. Hatte doch das Volk von Nowgorod in seiner Wetsche das in der Geschichte nicht nur der russischen Kirche unerhörte Recht, den Bischof zu wählen. Seit 1156 ist das regelmäßig Brauch gewesen und fast immer erfolgte die Wahl einstimmig. War man aber mit dem Bischof unzufrieden, so trat wieder das Volk von Nowgorod in der Wetsche als Richter auf. So wurde 1211 der Erzbischof Mitrofan vertrieben und dann nach acht Jahren wieder in Gnaden aufgenommen. Solche Fälle gehörten aber nicht zu den seltenen Ausnahmen.[2]

Das aber ist das charakteristische Merkmal der Nowgoroder Zustände überhaupt. Durch alle Schichten der Bevölkerung geht das Bewußtsein, daß sie etwas Eigenartiges, Besonderes sind, und jederzeit finden wir die Gesammtheit bereit, zurAufrechterhaltung der Sonderstellung Blut und Gut einzusetzen. Nowgorod ist mehr als einmal gezwungen worden, sich vor seinen übermächtigen Nachbaren zu demüthigen, jedesmal aber wurde die Gelegenheit benutzt, um den verlorenen Boden zurück zu gewinnen, und überall und jederzeit ist der Freistaat bereit gewesen, für die Rechte seiner Bürger einzutreten. Ein national-republikanischer Bürgerstolz hat Nowgorod groß gemacht und groß erhalten und ihm nach außen wie nach innen eine hoch angesehene und gefürchtete Stellung geschafft. Eine an Selbstverwaltung gewöhnte, politisch denkende, für die Würde des Staates empfängliche kriegerische Bürgerschaft, ein reicher Kaufmannsstand, dessen materielle Stellung nur durch energische Vertretung einer nationalen Politik behauptet werden konnte,

1) Vgl. Chlebnikow l. l.
2) Vgl. Golubinski l. l. I, p. 458.



Die älteste Ansicht von Nowgorod,

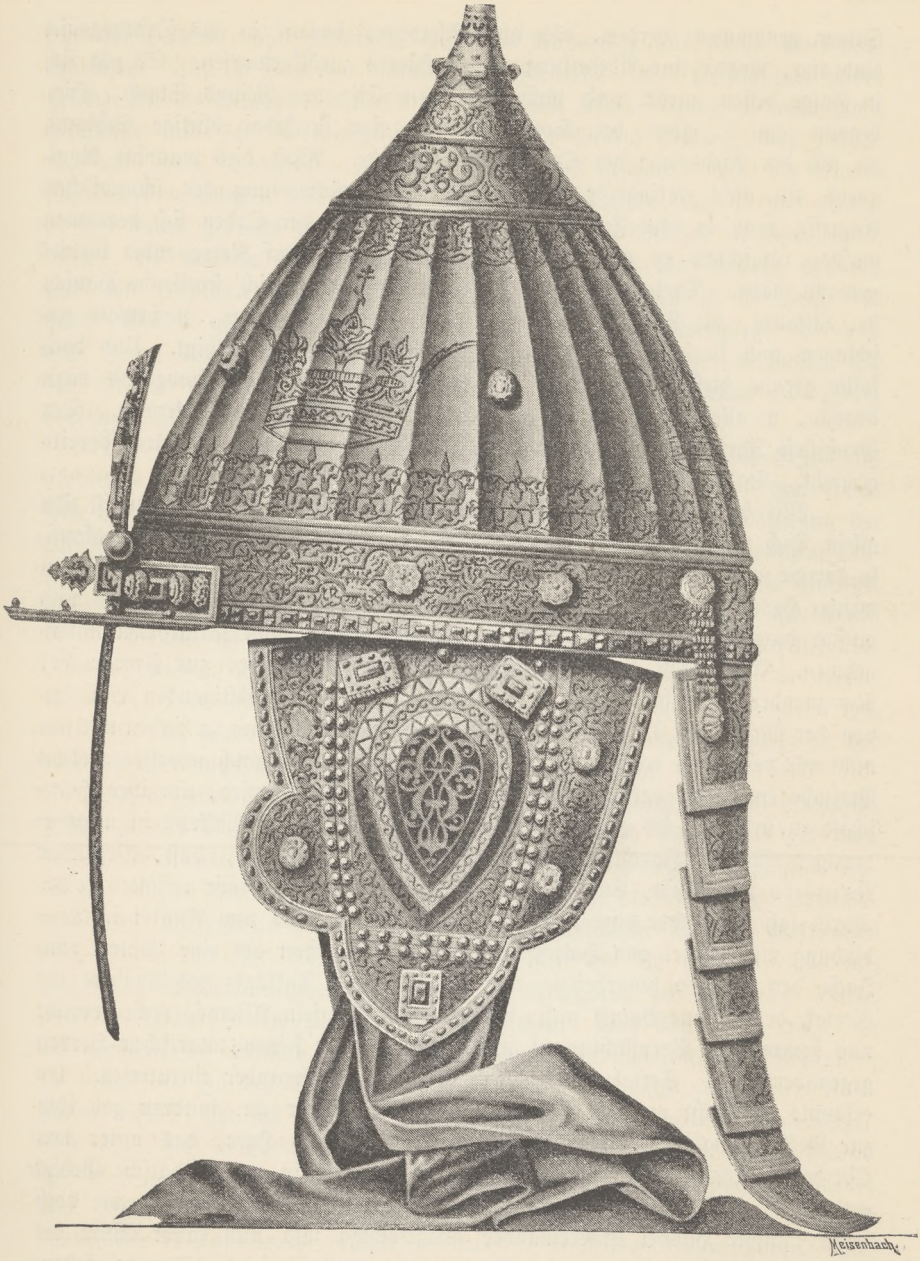
befindlich unter einem Muttergottesbilde in der Znamenski'schen Cathedrale zu Nowgorod. Oben das Kaufmannsviertel mit dem Palast Jaroslaws; dann der Fluß Wolchow unten die Sophienstadt, in deren Mitte der Kreml.

ein Herrenstand, der gewohnt war, die Arbeit für die Commune und in derselben sich als höchstes Ziel des Ehrgeizes zu stellen, eine Geistlichkeit endlich, die in erster Linie nowgorodisch dachte und die schimpfliche Abhängigkeit von der Horde nicht kennen gelernt hatte, das waren die Elemente der städtischen Bevölkerung, die wir während des ganzen Verlaufes der Geschichte Nowgorods stets wiederfinden. Der Fürst mit seiner Drushine ist ein Accidenz, das zwar nothwendig ist, um eine über den Parteien stehende Verwaltung und Rechtspflege zu leiten, oder durch kriegerische Tüchtigkeit die Wehrkraft der Republik zu heben und ihr Handelsgebiet sicher zu stellen, die Politik der Stadt aber hat der Fürst nie gemacht, die lag im Schooß der Bürgerschaft selber. Und doch fehlt Eines. Vergebens suchen wir in der Geschichte der Stadt nach Persönlichkeiten, welche die Menge weit überragen, nach scharf ausgeprägten Charakteren, die es verstehen, dem Ganzen ihren Stempel aufzuprägen. Die große Republik hat keine großen Männer gehabt und darin mag auch der Schlüssel zu dem schließlich so traurigen Ausgang ihrer Geschichte zu finden sein.

Es ist begreiflich, daß ein Gemeinwesen wie Nowgorod die Tatarenherrschaft als ganz besondere Calamität empfinden und sich ihr, so lange irgend denkbar, widersetzen mußte! Wir haben gesehen, wie Nowgorod vor dem ersten verheerenden Einfalle, der 1223 Rußland wie ein Gewittersturm durchtobte, nicht betroffen ward. Der zweite systematische Eroberungszug Batu's ging nur durch ein glückliches Ungefähr an Nowgorod vorüber. Das unerwartet frühe Aufgehen des Eises rettete die Stadt vor dem Schicksale Kiews und es schien eine Zeit lang, als die tatarischen Streitkräfte sich gegen den Süden und Westen wandten, als werde Nowgorod mit seinen Dependenzen das einzig freie Gebiet in Rußland bleiben. Aber es schien nur, denn thatsächlich war gerade diese Stadt so sehr in all ihren Lebensbedingungen vom übrigen Rußland abhängig, daß ein Loslösen von den Interessen desselben nicht denkbar war. Zwar eine Zeit lang ging Nowgorod noch seine eigenen Wege. Es fällt sogar in diese ersten Jahre, welche die Tatarenherrschaft im übrigen Rußland begründeten, eine der ruhmreichsten Perioden der Stadtgeschichte. Schon lange hatte Nowgorod sich genöthigt gesehen, dem Vordringen des Schwertbrüderordens in Livland und der Schweden in das Gebiet des finnischen Meerbusens entgegen zu wirken. Den großen Estenaufstand des Jahres 1223 hatten 20,000 Mann Nowgoroder Truppen unterstützt und bei der Vertheidigung Dorpats hatten russische Truppen den deutschen Rittern am längsten Widerstand geleistet. Als sie 1224 zu spät herbeieilten, um die Stadt zu entsetzen, schlossen sie zwar zunächst Frieden mit dem Orden, dachten aber noch in Zukunft Rache zu nehmen. Sie rüsteten Jahre lang, als sie aber losbrechen wollten, scheiterten sie an der Unbotmäßigkeit Pleskaus, das auf das Bestimmteste die Heeresfolge verweigerte. „Fürst", antworteten sie den Nowgoroder Boten, „wir grüßen dich und unseren Bruder Nowgorod, aber gegen Riga ziehen wir nicht. Haben wir nicht mit Nowgorod

zusammen Frieden angenommen von Riga? Ihr seid gegen Reval gezogen und habt nur Geld eingeholt, aber die Stadt selbst habt ihr nicht genommen und dauerndes Recht habt ihr nicht gegründet und gegen Wenden seid ihr gezogen und gegen Odenpäh und nirgends habt ihr etwas ausgerichtet. Dagegen hat man unsere Brüder auf dem Eise geschlagen und andere in die Gefangenschaft geführt. Wir werden deshalb nicht kommen, und zieht ihr gegen uns selbst, so kämpfen wir mit Hilfe der Mutter Gottes: und wenn ihr uns auch alle tödtet, und Frauen und Kinder raubt, gegen Riga werden wir doch nicht ziehen." Der Feldzug unterblieb in Folge dessen, und Nowgorod war angewiesen, gegen Schweden Front zu machen, so daß es eine Zeit lang die livländischen Angelegenheiten bei Seite lassen mußte. Unter der Führung des schwedischen Jarl Birger zog ein skandinavisches Heer gegen Nowgorod. Eine päpstliche Bulle soll sie zum Kreuzzuge gegen die andersgläubigen Russen bestimmt haben. Wahrscheinlich war jedoch der Kreuzzug gegen die noch heidnischen Stämme der an Newa und Ladogasee wohnenden Finnen gerichtet, die Nowgorod botmäßig waren und deren Gebiet die Stadt in keinem Falle preisgeben durfte. Die russische Ueberlieferung trägt hier entschieden legendarischen Charakter und steht in Widerspruch mit dem späteren Verhalten Papst Innocenz IV. Schon hatten die Schweden die Mündung der Ishora erreicht, sie waren im Begriff, sich gegen Ladoga zu wenden, als ihnen die Kriegsmacht Nowgorods entgegenrückte. Dort saß seit 1236 Alexander, der Sohn des Großfürsten Jaroslaw, ein thatkräftiger Mann, der mehr als einmal sein hervorragendes militärisches Talent bewährte. An den Ufern der Newa kam es am 15. Juli 1240 zur Entscheidungsschlacht, in welcher Birger selbst verwundet und sein Heer in wilder Flucht auseinander gejagt wurde. Der Sieg war um so glänzender, als Alexander, der von nun an „Newski", der Sieger an der Newa, heißt, ohne weitere Unterstützung abzuwarten, mit seiner fürstlichen Drushine allein den Kampf geführt hatte. Die Schweden waren durch Alexanders Sieg von den Ufern des Finnischen Meerbusens zurückgedrängt und erst nach seinem Tode haben sie sich dort wieder festsetzen können.

Der hochgefeierte Alexander zerfiel aber gleich nach seiner Heimkehr mit den Nowgorodern und verließ die Stadt, um nach Perejaslawl zu ziehen. Unterdessen war aber Isborsk in die Hände des deutschen Ordens gefallen, das Heer der Pleskauer war geschlagen worden, ihre Stadt wurde belagert und fiel schließlich durch Verrath den Deutschen zu, die zweien Ordensrittern die Verwaltung übergaben. Da der Orden Anstalten traf, sich hier dauernd festzusetzen, in Koporje eine Festung errichtete und bis in die Nähe Nowgorods mit seinen Streifzügen drang, rief die Wetsche Alexander zurück. 1241 traf er, nicht ohne Zugeständnisse von der Stadt erhalten zu haben, wieder ein. Er ging sogleich auf die Festung in Koporje los, eroberte sie und züchtigte die abgefallenen Woten und Tschuden, konnte sich jedoch erst im folgenden Jahr an die Befreiung Pskows machen. Die Stadt mußte mit



Helm des Großfürsten Alexander Newski.

Aus rothem Kupfer geschmiedet, mit Ohrlappen und Halsband aus sieben mit Gold damascirten Feldern. Trägt eine arabische Inschrift: „Hilfe von Gott, naher Sieg, melde den Rechtgläubigen“ (aus dem Koran); diese, die Kronen mit Kreuzen und der Styl der asiatischen Arbeit scheinen darauf hinzudeuten, daß der Helm aus der Zeit der Kreuzzüge stammt. Aufbewahrt im Kreml, Moskau.

Sturm genommen werden, als aber Alexander darauf in das Ordensgebiet eindrang, wurde eine Abtheilung seines Heeres zurückgeworfen. Er zog sich in Folge dessen zurück und nahm auf dem Eise des Peipus Stand. Hier begann am 5. April bei Sonnenaufgang eine furchtbar blutige Schlacht, die mit der Niederlage der Ordensbrüder endete. Auch dies war für Nowgorod ein nicht geringerer Erfolg als die Zurückwerfung der schwedischen Angriffe, denn in dem Friedensschlusse, zu welchem der Orden sich bequemen mußte, verzichtete er auf alle Eroberungen, die er auf Nowgoroder Gebiet gemacht hatte. Drei Jahre darauf hat Alexander endlich streifende Haufen der Littauer, die sich damals furchtbar zu machen begannen, mehrmals geschlagen und so auch den dritten Feind Nowgorods gedemüthigt. Und doch sollte gerade dieser hochgefeierte Nationalheld es sein, der Nowgorod dazu brachte, in aller Form die Oberherrlichkeit der Tataren anzuerkennen. Der Großfürst Jaroslaw, sein Vater, hatte den schweren Gang nach Sarai bereits gemacht. Da forderten Boten des Khans auch Alexander vor.

„Mir hat Gott viele Völker unterworfen, ließ er ihm sagen, willst Du allein Dich meiner Macht nicht unterwerfen? Willst Du Dein Land bewahren, so komme und beuge Dich vor mir und Du wirst die Ehre und den Ruhm meiner Herrschaft sehen." Alexander gehorchte, demüthigte sich vor Batu und mußte darauf noch die weite Reise zum Großkhan nach Karakorum unternehmen. Es gingen drei volle Jahre hin, bis er wieder zur Freude der Nowgoroder heimkehrte. Es scheint, daß er einen überwältigenden Eindruck von der Macht der Tataren heimgebracht hat, denn von nun an finden wir ihn nicht nur persönlich treu zu ihnen stehen, sondern er tritt auch gewaltsam jedem Versuche entgegen, der von anderer Seite her gemacht wird, um ihre Herrschaft zu brechen. Es zeigte sich das sogleich nach seiner Rückkehr in unzweideutiger Weise. Jaroslaw hatte testamentarisch bestimmt, daß Alexander Nowgorod und Kiew, Andrei, sein jüngerer Sohn, Wladimir erhalten sollte. Darin sah Alexander eine Kürzung seiner Rechte. Als nun Andrei in Verbindung mit Daniel von Halicz trat, der damals schon auf eine Lösung vom Joche der Tataren hinarbeitete, trat Alexander als Ankläger des Bruders bei Sertak, dem Sohne Batu's auf. Andrei habe ihm sein Altersvorrecht geraubt und komme den Verpflichtungen nicht nach, die er seinen tatarischen Herren gegenüber habe. Sertak war sogleich bereit, für Alexander einzutreten. Er erkannte ihn nicht nur als Großfürsten von Wladimir an, sondern gab ihm zur Bekämpfung des Bruders noch ein mongolisches Heer, das unter den Oberbefehl Newrui's gestellt wurde und verwüstend in das susdalsche Gebiet eindrang. „Hilf Himmel," rief Andrei bei dieser Kunde aus, „haben wir doch bisher unsere Händel untereinander ausgefochten und nun führt Einer die Tataren gegen den Anderen ins Land: lieber will ich in die Fremde ziehen, als Freundschaft mit den Tataren schließen und ihnen dienen." Rasch warf er sich mit seinem Heere den Feinden, welche schon die Kljäsma überschritten hatten, entgegen, aber er war der vereinigten Macht des kriegerischen Bruders

und der Tataren nicht gewachsen, erlitt eine Niederlage und mußte die Flucht ergreifen. Erst in Schweden fand er eine Zuflucht. Aber Perejaslawl wurde genommen, die Gemahlin Andrei's getödtet, seine Kinder in die Gefangenschaft geschleppt und das Großfürstenthum Wladimir seinem Bruder, dem Helden von der Newa, verliehen. Wie trotz Allem, was geschehen war, die Brüder sich später versöhnten und Andrei sogar von Alexander, der so viel Unheil in sein Haus gebracht hatte, ein Theilfürstenthum in Susdal entgegennehmen konnte, ist unserem Gefühl nicht verständlich und in den inneren Motiven von den russischen Quellen nicht klargelegt.[1]) Alexander ist überhaupt ein harter Bruder gewesen; den Jaroslaw vertrieb er aus Nowgorod und auch mit seinem eigenen Sohne Wassili ist er zerfallen, als dieser versuchte, sich der Politik des Vaters, welche unbedingte Unterwerfung unter die Horde verlangte, zu widersetzen.

Der Zusammenhang dieser Ereignisse, die eine ausführlichere Erzählung verdienen, war folgender. Batu Khan war 1255 gestorben. Ihm folgte sein Sohn Sertak, der schon in den letzten Jahren die eigentliche Leitung der russischen Angelegenheiten in Händen gehabt hatte, nicht nach tatarischem Erbrecht, sondern durch Usurpation. Er starb aber bald, wie nicht unwahrscheinlich ist, an Gift, das ihm seine Verwandten beibrachten, und nun bestieg Batu's Bruder Bereke den Thron 1257. War Sertak dem Christenthum geneigt gewesen, man hat ihn sogar für einen Christen gehalten, so wandte Bereke sich dem Islam zu, den er in der sunnitischen Form annahm. Ein Ereigniß von hoher Bedeutung, da nothwendig eine Scheidung zwischen den östlichen und westlichen Khanaten die Folge sein mußte.

Bereke ordnete nun gleich bei seinem Regierungsantritt eine allgemeine Zählung und Besteuerung in ganz Rußland an und verlangte, daß auch Nowgorod derselben unterworfen werde. Die Stadt gerieth in gewaltige Aufregung. Man kannte die Greuel und die Schmach, die von einer tatarischen Schatzung untrennbar waren. Der Possadnik Michalka fiel der Volkswuth zum Opfer und der Großfürst Alexander hielt es für geboten, mit den tatarischen Steuereinnehmern persönlich in Nowgorod zu erscheinen. Aber auch er konnte seinen Willen nicht durchsetzen. Das Aeußerste, wozu die Bürgerschaft sich verstand, war, die tatarischen Boten ungekränkt mit Geschenken zu entlassen. Ja der Sohn Alexanders, Wassili, damals Fürst von Nowgorod, ergriff, um sich den Forderungen des Vaters zu entziehen, die Flucht und schloß sich in Pleskow ein. Aber Alexander griff energisch durch. Wassili fiel in seine Hände und wurde nach Susdal versetzt, seine Rathgeber wurden hart gezüchtigt und wenn er auch zunächst noch keine Zwangsmaßregeln gegen Nowgorod in Anwendung brachte, so hatte er sie doch nur aufgeschoben. Das Gerücht verbreitete sich 1259 in der Stadt, daß ein gewaltiges tatarisches

1) Die Nachricht geht auf Tatischtschew zurück, der hier Quellen benutzt hat, die nicht auf uns gekommen sind.

Heer im Anzuge sei und auf diese Nachricht hin entschloß man sich, nachzugeben. Als aber Alexander zum zweiten Male mit den Baskaken erschien, entbrannte der Aufstand von Neuem. Tag und Nacht ließ Alexander die Tataren bewachen, damit ihnen kein Leid geschehe, endlich verließ er, ohne etwas ausgerichtet zu haben, die Stadt und setzte sich in Torschok fest. Jetzt erst gewann die susdalsche Partei das Uebergewicht. Man gab nach und die „verfluchten" Tataren zogen von Straße zu Straße, verzeichneten Häuser und Menschen, erhoben ihren Tribut und zogen darauf ab.

Damit war Nowgorod mit hineingezogen in den Kreis der den Tataren direct untergebenen Gebiete. Die Stadt hatte keine Zerstörung oder Verwüstung zu tragen gehabt, aber tief gedemüthigt fühlten sich die Bürger und sie haben dem Großfürsten nicht viel Dank darum gewußt. Uebrigens scheint man mit Nowgorod glimpflicher verfahren zu sein, als mit dem übrigen Rußland geschah. Sie schickten in Zukunft ihren Tribut direct in die Horde und die entsetzliche Schaar der tatarischen, armenischen und jüdischen Blutsauger, welche das Geschäft der Beitreibung übernahmen, hat Nowgorod wenigstens verschont. Aber in Rostow kam es 1262 zu einem blutigen Aufstande: die Baskaken wurden theils erschlagen, theils vertrieben und nur mit Mühe gelang es Alexander, den Zorn des Khans zu dämpfen. Er selbst aber hat die Horde erst nach Verlauf eines Jahres verlassen dürfen. Schon krank kehrte er nach Nowgorod zurück. Aber er erreichte die Stadt nicht mehr, in Wolschski ist er am 14. November 1263 gestorben.

Man kann doch nur mit sehr gemischten Gefühlen auf den Lebenslauf des Schwedensiegers zurückblicken. War es auch klug, die, wie es scheinen konnte, unüberwindliche Macht der Tataren geduldig hinzunehmen, und geschickt, wie Alexander es that, sie zu seinem persönlichen Vortheil auszubeuten, das nationale Bewußtsein des ganzen Volkes mußte darunter leiden, wenn der beste Mann kampflos sich der Knechtschaft ergab. Ein anderes Ende erwartet man von ihm und ihm wurde von außen her mehrfach Gelegenheit geboten, fremde Hilfe zur Abwerfung des tatarischen Joches zu erlangen. Papst Innocenz IV. bot ihm die Unterstützung eines Kreuzheeres [1]) und hat sich zeitweilig mit der Hoffnung getragen, es werde ihm durch Alexander gelingen, ganz Rußland in den Schooß der römischen Kirche zurückzuführen. Zwei dahin zielende Briefe des Papstes vom Jahre 1248 zeigen, in wie großen Illusionen er sich nach dieser Seite hin wiegte. Alexander berief eine Rathsversammlung und antwortete den päpstlichen Boten: „was das Alte und Neue Testament sage, wüßten sie, und weiter bis auf Constantin und vom ersten bis siebenten Concil kennen wir die wahre Lehre der Kirche, die Eurige aber wollen wir nicht annehmen."

Die griechische Kirche hat Alexander später heilig gesprochen und im

1) Vgl. darüber den Artikel von R. Hausmann in der Real-Encyclopädie für Theologie und Kirche, I, p. 278 ff.

Alexander-Newski-Kloster zu St. Petersburg werden seine Gebeine noch heute verehrt.

Einen energischeren Feind fanden die Tataren im südwestlichen Rußland an Daniel von Halicz.

Achtzehntes Kapitel.

Halicz und König Daniel. [1]

Während der größere östliche Theil von Südrußland durch einen ununterbrochenen Zusatz türkischer Elemente aus der Steppe im Laufe der Zeit viel von seinem rein slavischen Blute eingebüßt hatte, war dasselbe in seinen südwestlichen Grenzmarken, Halicz und Wolhynien, verhältnißmäßig rein geblieben. Die ursprüngliche Bevölkerung stand hier den westslavischen Stämmen näher, als den von finnischen Elementen durchdrungenen nördlichen und östlichen russischen Fürstenthümern und hat sich auch politisch meist in gewissem Gegensatze zu ihnen befunden. Das Land war reich und fruchtbar; zu Ackerbau und Viehzucht wohlgeeignet, hatte es zugleich schiffbare Flüsse, die zur Donau und zum Schwarzen Meere führten. Man exportirte Getreide, Vieh und Felle, sowie Salz, das in Bakuta [2]) gewonnen wurde. Oleschje, an der Mündung des Dniepr, war galizischer Hafen und von dort aus wurden die Waaren den Dniestr hinauf geführt, wo Stadt an Stadt gedrängt bei einander lag. Die Bevölkerung muß auf diesem Wege zu einem bedeutenden Wohlstande gelangt sein, der namentlich dahin führte, daß sich hier ein mächtiger Bojarenstand, wie sonst nirgends in Rußland, entwickelte. Auf einen ausgedehnten Grundbesitz gestützt, dessen Erzeugnisse stets einen gesuchten Markt fanden, gelangten sie zu einer politischen Bedeutung, die, sehr zum Schaden des Landes, diejenige der Fürsten in den Schatten stellte. Sie beherrschten die Wetsche, sie saßen im Rath des Fürsten, den sie nach Gutdünken beriefen und vertrieben, je nachdem er ihrer Willkür freien Lauf ließ, oder danach trachtete, zu selbständiger Bedeutung zu gelangen. Dadurch war das Land in steter Aufregung und in fortwährenden Bürgerkriegen, die um so bedenklicher waren, als Ungarn, Polen und bald auch Littauen ihre begehrlichen Hände nach dem reichen Lande ausstreckten. Sogar in das Privatleben der Fürsten griffen die Bojaren ein. Einem der kräftigsten Fürsten, Jaroslaw Osmomisl, haben sie seine Geliebte, die Nastasja, entrissen und lebendig verbrannt; drei andere Fürsten, die ihnen als Prätendenten lästig waren, haben sie an einem Tage aufgeknüpft. Die Scheu vor dem Hause Ruriks bestand

1) Vgl. Kostomarow, Züge aus dem südrussischen Volksleben. In den historischen Monographien. Bd. I. p. 230 ff. — Daschkewitsch, Die Regierung Daniels von Halicz. Kiew 1873 (beides russisch).

2) Im Ponishje (Niederung), einem Theil von Halicz, dem späteren Podolien.

hier nicht. Nun muß man nicht glauben, daß diese Bojaren, die so strenges Sittengericht übten, deshalb selbst in ihrem Treiben weniger zügellos gewesen wären. Im Gegentheil, die galizisch-wolhynischen Chroniken sind voll der Gewaltthaten, die sie verübt haben und stehen stets auf Seiten der Fürsten, wenn diese auch noch so harte Repressalien übten. Man kann, bemerkt Kostomarow sehr richtig, an der Geschichte von Halicz fast erkennen, was aus den russischen Theilfürstenthümern geworden wäre, wenn die Verhältnisse — es ist dabei wohl ohne Zweifel die Tatarenherrschaft gemeint — nicht zu einer Einherrschaft hingeleitet hätten. Rußland wäre zu dem Zustande zurückgekehrt, der vor Berufung der Waräger bestand, das heißt die einzelnen Völkerschaften hätten in den verschiedenen Landschaften eigene Fürsten und eigene Wetsche gehabt, ohne durch ein einheitliches Fürstengeschlecht verbunden zu sein. Dazwischen freilich hat auch in Halicz ein willenskräftiger und gewaltthätiger Fürst die Bojaren gebändigt. Bis 1188 war Halicz im Geschlecht des Rostislaw Wladimirowitsch, eines Enkels des sogenannten großen Jaroslaw geblieben, die darauf ausbrechenden Wirren riefen den klugen und energischen Roman Mstislawitsch von Wolhynien auf den Thron. Er wurde von einem Prätendenten, den ungarische Kriegsmacht stützte, vertrieben, faßte aber dann doch wieder Fuß und wußte mit allen Mitteln der Hinterlist und Gewalt, mit unmenschlicher Grausamkeit — wenn man den polnischen Quellen trauen darf — die ihm feindselige Partei unter den Bojaren zu vernichten. Er hat sie lebendig vergraben, zerstückeln, schinden, verbrennen lassen, sie unter dem Scheine der Freundschaft an sich gelockt und dann unter ausgesuchten Martern getödtet. „Wer Honig essen will, muß die Bienen zerdrücken," das war sein politisches Glaubensbekenntniß. Trotz alle Dem beurtheilen die dem Bojarenthum abgeneigten russischen Chronisten ihn günstig und als er 1205 im Kampfe gegen Polen fiel, ist er aufrichtig bedauert worden.

Er hinterließ eine Wittwe und zwei Kinder, den vierjährigen Daniel und Wassilko, der noch an der Mutter Brust lag. Nach kurzer Frist mußten sie flüchtig das Land verlassen und es begann nun in Halicz und Wolhynien eine Zeit unbeschreiblicher Wirren. In der kurzen Frist bis 1218 ist die Herrschaft achtmal von Hand zu Hand gegangen. Polen und Ungarn haben bald diesen, bald jenen Prätendenten unterstützt, oder auf die Bitte der Bojaren vertrieben. Dann wieder schwang ein ehrgeiziger Bojar, Wolodislaw, sich selbst an die Spitze. Ein bisher unerhörter Fall, der denn auch den baldigen Sturz und Tod des Usurpators zur Folge hatte. So groß war die danach folgende Zerfahrenheit, daß, nachdem es hier zeitweilig gar keinen Fürsten gegeben hatte, die Ungarn sich häuslich im Lande einrichten konnten und König Andreas es für seinen Sohn Koloman durch den Ban Filui, welchen die russischen Chroniken den „überstolzen" nennen, verwalten ließ. Die fremdländische Gewaltherrschaft aber rief schließlich einen neuen Aufstand hervor, der, von Mstislaw dem Kühnen von Nowgorod unterstützt, 1218 zur Verjagung der Ungarn führte. Sie durften jedoch wieder zurückkehren, als Mstislaw

eine seiner Töchter mit Koloman vermählte. Daniel, der auch Schwiegersohn Mstislaws war, hatte indessen einen Theil Wolhyniens eingenommen und sich dort trotz vielen Widerstandes behauptet. Als Fürst von Wolhynien nahm er an der Tatarenschlacht an der Kalka theil, wurde an der Brust verwundet und setzte nach seiner Heimkehr die Kämpfe um die Wiedererwerbung ganz Wolhyniens fort. Er hat es dabei nicht leicht gehabt. Sowohl Polen, wo er in dem Theilfürsten Leschko einen Verbündeten hatte, als die westrussischen Fürsten machten ihm das Vordringen schwer, während er andrerseits genöthigt war, auch in den damaligen polnischen Wirren mit Heeresmacht einzugreifen. Es zeugt von allgemeinen Gesichtspunkten, wenn er damals durchsetzte, daß Polen und Russen sich dahin einigten, daß in Zukunft keine Bauern mehr zu Gefangenen gemacht werden sollten.

So war die Zeit bis 1229 hingegangen. Mstislaw und Leschko waren gestorben und in Halicz herrschte nach wie vor Koloman, oder vielmehr in seinem Namen ein Bojar Sudislaw. Beider waren die unsteten Haliczer überdrüssig geworden. Als Sudislaw gerade auf einem Feldzuge abwesend war, dessen Ziel die Erwerbung eines Theils von Wolhynien sein sollte, riefen sie Daniel zu ihrem Fürsten aus. Sudislaw fand noch Zeit umzukehren und sich mit seinem Herrn in der Hauptstadt Halicz einzuschließen, als aber Daniel erschien, die Stadt umlagerte und alles Volk der Umgegend ihm zufiel, mußten die Ungarn capituliren. Daniel ließ sie ziehen und hatte das Glück, daß ein Versuch, den König Andreas machte, Halicz zurückzugewinnen, an der Ungunst der Witterung scheiterte. „Gott schickte den Erzengel Michael, daß er die Schleusen des Himmels öffnete. Die ungarischen Pferde ertranken, versanken im Schlamme und fielen. Dennoch drangen sie bis vor Halicz. Die Polowzer aber kamen Daniel zu Hilfe und der Dniestr schwoll an und spielte den Ungarn ein böses Spiel, daß ihnen bange ward und ihre Vorräthe zu Grunde gingen. Eine Hungersnoth brach endlich aus, da zogen die Ungarn ab.“ [1]) Aber nur zu bald ist Daniel mit seinen übermüthigen Bojaren aneinander gekommen. So gering war die Achtung, mit der man dem damals noch nicht dreißigjährigen Fürsten begegnete, daß bei einem Gelage einer der Großen ihm sein Glas Wein ins Gesicht schleuderte und als Daniel die freche That ungeahndet ließ, fand gar eine Verschwörung gegen sein Leben statt. Er und sein Bruder, der in Brest saß, sollten bei einem Gastmahle ermordet und ihr Vetter Alexander von Belsk auf den Thron erhoben werden. Rechtzeitig gewarnt, entgingen sie zwar der Gefahr, aber als nun seine Gegner wiederum die Ungarn herbeiriefen, mußte er wieder weichen. Er eilte nach Kiew, warb dort und in der benachbarten Polowzer Steppe ein Heer und zog gegen die treulose Stadt. Zum Glück für ihn starb nun König Andreas von Ungarn und Halicz öffnete ihm seine Thore. Gesichert waren ihm Stadt und Land damit jedoch nicht.

1) Vgl. Kostomarow l. l. 248.

Er hatte im Bündniß mit Kiew gegen Tschernigow gefochten, dessen Fürst Michael ebenfalls unter den halitscher Bojaren seine Partei hatte. Gegen ihn und seine Verbündeten galt es nunmehr den schwer erworbenen Thron zu behaupten. Bei Tortschesk trotz aller persönlichen Tapferkeit geschlagen, mußte er dem neuen Gegner weichen, der seinen Sohn Rostislaw als Theilfürsten von Halicz einsetzte; nur der westlichste Theil, Peremischl und Zubehör, blieben bei Daniel. Die Allianzen verschieben sich nun immer mehr. Gegen Polen, das mit Michael von Tschernigow verbündet war, der seit 1237 in Kiew saß, brachte Daniel die Littauer in Rüstung, während er selbst mit seinen früheren Feinden, den Ungarn, in Verbindung trat. Es gelang ihm jetzt Kiew an sich zu bringen und als im folgenden Jahre, 1239, seine Truppen nochmals vor Halicz rückten, ging das mit der directionslosen und egoistischen Politik der Bojaren äußerst unzufriedene, der ewigen Kriege und Verwüstungen müde Volk zu ihm über. Auch den Bojaren blieb nun nichts übrig, als um Gnade zu flehen, und Rostislaw fand eine Zuflucht in — Ungarn.

So wurde Daniel Herr von Halicz, während Wolhynien schon lange in seinen Händen war. Da er zugleich Kiew inne hatte, war er unstreitig der mächtigste Fürst Südrußlands. Es ist nichts Geringes, daß er bei dieser Machtstellung, die ihm seine Feinde ganz in die Hände gab, dennoch Milde übte. Nur in dem so unzuverlässigen Halicz wollte er nicht mehr residiren. Er handelte ähnlich wie Andrei Bogoliubski, als dieser nicht in Susdal, sondern in Wladimir seine Residenz aufschlug. Er wählte das von ihm erbaute Cholm, eine Stadt ohne Parteitraditionen, ohne mächtige Wetsche und übermüthige Bojaren. Dort mußte seine Herrschaft fester stehen.

Da kam der Tatareneinfall. Wir haben gesehen, wie tapfer Dmitri im Auftrage Daniels Kiew vertheidigte; nachdem die Stadt aber gefallen war, wagte Daniel selbst keinen Widerstand weiter. Erst als der Mongolensturm vorüber war, kehrte er in sein verödetes Land zurück. Er wollte sich anfänglich in Drohitschin niederlassen, fand aber dort keine Aufnahme, der Statthalter öffnete ihm nicht die Thore. Vor Brest kehrte er um, weil der entsetzliche Geruch verwesender Leichen jede Annäherung unmöglich machte. Und ähnlich scheint es im ganzen Lande ausgesehen zu haben. Endlich fand er in Cholm eine Unterkunft. Aber Alles, was er früher erarbeitet hatte, schien verloren. Die Bojaren hatten Halicz förmlich unter sich vertheilt und zeigten den alten Uebermuth; jener Rostislaw, den Daniel mit so viel Mühe vertrieben hatte, machte jetzt als Schwiegersohn König Bela IV. seine Ansprüche wieder geltend und auch Polen hatte die Hand in diesen Händeln. Es mußte noch einmal um Halicz geschlagen werden. An der Sana kam es zum entscheidenden letzten Ringen; Daniel gewann am 17. December 1249 hier einen glänzenden Sieg, der die Ansprüche Rostislaws für immer beseitigte und auch König Bela vermochte Frieden zu schließen. Freilich erst nachdem Daniel sich einer Demüthigung unterzogen hatte, deren nächste Folge eine Stärkung seiner Macht nach außen hin war. Er hatte sich entschlossen nach Sarai zu ziehen. Schon 1243,

als Batu aus Ungarn heimkehrte, waren zwei tatarische Feldherren, Mamman und Balaa in Halicz eingedrungen. Daniel war damals vor ihnen nach Wolhynien zu seinem Bruder geflüchtet, hatte den Ansturm der Tataren durchs Land ziehen lassen und war darauf nach Cholm zurückgekehrt. Als die übrigen russischen Fürsten nach Sarai wallfahrteten, schloß er sich ihnen nicht an und Halicz hat bis 1250 den Tataren keinen Tribut entrichtet. Aber in diesem Jahre kam die lakonische Botschaft des Khans an ihn, er solle Halicz ausliefern. Daniel hatte Derartiges kommen sehen und schon seit 1246 mit Rom unterhandelt, da ihm jedoch keinerlei thatsächliche Unterstützung wurde, 1249 die Beziehungen wieder abgebrochen. Jetzt gerade war er durchaus nicht im Stande, einem tatarischen Heere Widerstand zu leisten. Nach waren seine Städte nicht befestigt und sein Land von den ununterbrochenen Kriegen völlig erschöpft. Er berieth mit dem Bruder, mit dem er, sehr im Gegensatz zu den schlimmen Familienverhältnissen, wie sie uns sonst unter den russischen Fürsten entgegentreten, in engster brüderlicher Freundschaft lebte und kam zum schweren Entschluß, persönlich zu Batu zu reisen, um Halicz für sein Haus zu retten.[1]) Am 25. October brach er auf und nahm seinen Weg über Kiew, bei dessen Heiligthümern er Stärkung für den bevorstehenden schweren Gang suchte. Er kam nicht gleich zu Batu. Erst mußte er in Perejaslawl, wo die Tataren sich fest niedergelassen hatten, dann dem Führer der in Südrußland nomadisirenden Horde seine Aufwartung machen. Endlich traf er bei Batu ein und er verneigte sich vor ihm, wie die Sitte verlangte, d. h. er warf sich vor ihm zu Boden, und trat in sein Zelt. Da sagte dieser ihm: „Daniel, weshalb bist Du so lange nicht gekommen, daß Du aber jetzt gekommen bist, ist gut; trinkst Du unser Getränke, die schwarze Milch der Stuten, den Kumis?“ Er antwortete: „Bisher habe ich sie nicht getrunken, wenn Du es aber jetzt befiehlst, will ich es thun.“ Da sagte Jener: „Du bist jetzt unser Tatar, trink unser Getränk.“ Er trank, verneigte sich nach der Sitte und sprach: „Ich will gehen, mich vor der großen Fürstin verneigen.“ Nun wurde Daniel entlassen, von der Gemahlin des Khans gnädig aufgenommen und mit einem Glase Wein erquickt. Hierzu bemerkt die südrussische Chronik: „O böse tatarische Ehre. Danilo Romanowitsch, der ein großer Fürst war und Rußland beherrschte, Kiew, Wladimir und Halitsch mit seinem Bruder und noch andere Lande: nun liegt er auf den Knieen und nennt sich einen Knecht!“ ... Aber die Demüthigung erreichte ihren Zweck. Nach fünfundzwanzig Tagen wurde er entlassen und Halicz erhielt er aus der Hand Batu's als Erblehen zurück.

So hatte es Batu mit allen russischen Fürsten gethan und da überall, mit alleiniger Ausnahme Nowgorods, in Folge dessen die Macht der Bojaren und der Wetsche geschwächt wurde, fanden die ostrussischen Fürsten sich leicht in die Abhängigkeit von der Horde. Anders Daniel, der, in westeuropäischen

1) Ganz nach der Hypatiuschronik p. 535 ff.

Anschauungen herangewachsen, die Schmach der Knechtung aufs Tiefste empfand. Als er heimkehrte, eilten ihm Bruder und Söhne entgegen „und es war großes Weinen über seine Schmach, aber größer noch die Freude, daß er gesund heimgekehrt war.“ König Bela vermählte jetzt seine Tochter mit Lew, dem Sohne Daniels, der ihm als Vasall der Tataren weit gefährlicher war als vorhin, und auch die Bojaren vermochten nun nicht mehr in alter Weise dem Fürsten entgegen zu treten.

Daniel hat sein ganzes späteres Leben dem Gedanken geweiht, sich von der Abhängigkeit von Sarai zu lösen und die Schmach zu tilgen, die an seinem Namen haftete, seit er in der Horde sich hatte vor dem Khane beugen müssen. Es ist doch ein anderer Schwung in ihm, wie in Alexander dem Newasieger, der sich in die Verhältnisse schickte und in seinen Plänen wenig über die Grenzen des eigenen Landes hinaus sah. Schon im Jahre 1236, als Kaiser Friedrich II. den Herzog von Oesterreich mit Krieg überzog, hatte Daniel sich mit dem Plan getragen, diesem Beistand zu leisten, war aber durch König Bela davon zurückgehalten worden.[1]) Später nöthigten ihn aber die Verhältnisse einzugreifen und zwar ist es zuletzt König Bela selber gewesen, der ihn gerufen hat. Friedrich der Streitbare hatte sich mit dem Kaiser schließlich völlig versöhnt und danach die Länder wieder gewonnen, welche Böhmen ihm während der Zeit seiner Aechtung entrissen hatte. Auch zu Böhmen trat er darauf in so gute Beziehungen, daß er seine Nichte Gertrud dem ältesten Sohne König Wenzels, Wladislaw, vermählte. Im Mai 1246 hatte die Hochzeit stattgefunden, aber schon bald danach, am 15. Juni desselben Jahres, fiel Friedrich in der Schlacht an der Leitha gegen Ungarn. Der Todesfall war um so wichtiger, als Friedrich keine Kinder hatte und Gertrud nunmehr die rechtmäßige Erbin von Oesterreich und Steiermark war. Ihr Gemahl aber wurde von seinem Vater nicht genügend unterstützt, starb außerdem schon zu Anfang des Jahres 1247, so daß sie nicht in den Besitz ihrer Herzogthümer kam, welche Kaiser Friedrich als erledigte Reichslehen durch einen Reichsverweser verwalten ließ. Als dann im folgenden Jahre Gertrud sich nochmals vermählte und zwar mit dem Markgrafen Hermann von Baden, erhob Papst Innocenz IV. diesen zum Herzog in den österreichischen Landen, während der Kaiser jetzt die bisher verbundenen Länder theilte und in Steiermark Meinhard von Görz, in Oesterreich Herzog Otto von Baiern, als Reichsverweser einsetzte. Der Kampf zwischen Kaiser und Papst spielte so in die östlichen Grenzmarken hinein und auch Daniel von Halicz sollte in denselben hineingezogen werden. Gänzlich unerwartet starb nämlich Hermann von Baden am 4. October 1250. Er hinterließ seiner Wittwe außer ihren Ansprüchen noch einen Sohn, jenen Friedrich, der mit dem letzten Staufer Conradin auf dem Schaffot enden

1) Die beste Darstellung der steierisch-österreichisch-böhmischen Wechselbeziehungen findet man bei Ottokar Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrh. Bd. I. Wien 1863.

sollte. Sie sah sich nach einem Beschützer um und fand ihn, da sie naturgemäß ihn unter den Gegnern der Ghibellinen suchen mußte, in König Bela von Ungarn, der sie 1251 oder Anfang 52 mit dem Sohne Daniels von Halicz, Roman Danilowitsch, vermählte. Die Wolhynische Chronik erzählt diese Dinge nicht in chronologischer Folge zum Jahr 1254, erklärt aber ausdrücklich, daß sie zurückgreife. Es scheint, daß König Bela auf diesem Wege sich die Ansprüche Gertruds wollte übertragen lassen, um die Herzogthümer dann ihrem Gemahl als Lehen zu übertragen. „Er wollte", heißt es in der Wolhynischen Chronik, „das deutsche Land einnehmen und schickte zu Daniel und sagte: sende mir Deinen Sohn Roman, so will ich ihm eine Schwester des Herzogs geben[1]) und das deutsche Land." Der Plan, die erledigten österreichischen Lehen an Ungarn zu bringen, war schon Ende 1247 von Papst Innocenz in Anregung gebracht worden, er dachte damals an eine Theilung zwischen Ungarn und Böhmen und die päpstliche Politik hat bei dieser Ehestiftung, wie wir sehen werden, unzweifelhaft Ausschlag gebend, mitgespielt. Die Herzogthümer waren jedoch nicht so leicht zu gewinnen, wie zu vergeben, denn ein neuer mächtiger Prätendent war in Ottokar von Böhmen aufgetreten, der am 11. Februar 1252 Margarethe, die Schwester Friedrich des Streitbaren und Wittwe König Heinrichs VII., die Tante Gertruds geheirathet hatte. Er, der zweiundzwanzigjährige, heirathete die über vierzig Jahre alte Wittwe, von der er keine Nachkommen erwarten konnte, aus rein politischen Rücksichten und war entschlossen, diesen Zweck seiner Ehe mit allen Mitteln zu erreichen. So war ein Krieg unvermeidlich, er begann im Sommer 1252, zog sich durch das ganze Jahr 1253 und endete erst 1254 mit einem Friedensschluß, der Steiermark nur bis zur Wasserscheide der Mur an Bela brachte, während das übrige Steiermark und Oesterreich an Ottokar fiel. Davon Roman, den Sohn Daniels, mit Steiermark zu belehnen, scheint weiter nicht die Rede gewesen zu sein, obgleich Daniel sich mit den Seinen tapfer in Böhmen und Mähren geschlagen hatte. Gertrud, die sich schon 1253 von ihrem Gemahl getrennt hatte, wurde mit Judenburg abgefunden, 1260 auch von dort vertrieben und zuletzt mit einem Jahrgehalt von 400 Mark in Steiermark untergebracht.[2]) Dagegen brachte die ungarische Allianz einen anderen Preis, die Königskrone für Halicz. Ungarn hat in der von uns betrachteten Periode in ganz besonders innigen Beziehungen zum Stuhle Petri gestanden, der damals mehr als je vorher die Politik Osteuropas aufmerksamen Auges verfolgte. Die lange Reihe der an dem schismatischen und zum Theil heidnischen Osten gelegenen Grenzstaaten, Livland, der deutsche Orden in Preußen, Polen, Böhmen, Ungarn erfreute sich der besonderen Vorliebe und Fürsorge Papst Innocenz IV., der die Hoffnung nicht aufgab, das von den Tataren bedrängte Rußland in den Schooß der lateinischen Kirche zurück-

1) Hier liegt ein Irrthum der Chronik vor, es muß Tochter heißen.

2) Aus ihrer Ehe mit Roman stammt eine Tochter Maria, welche mit dem Herzoge Stephan von Agram vermählt wurde.

zuführen. Wir haben gesehen, mit welchen Illusionen er sich Alexander Newski gegenüber getragen. Ungefähr um dieselbe Zeit, 1246 hatte auch Daniel mit Rom angeknüpft, das schon seit den dreißiger Jahren mit seiner Propaganda auf rothrussischem Gebiete begonnen hatte.[1]) Der Erzbischof Albert Suerbeer war durch päpstliche Bulle vom 7. September 1247 beauftragt worden, sich zu Daniel zu begeben und diesen nebst seinen Bischöfen und Prälaten in die Einheit der römischen Kirche aufzunehmen. Die Verhandlungen scheiterten aber trotz der dem Fürsten in Aussicht gestellten Königskrone, weil Innocenz nicht den von Daniel verlangten Kreuzzug des Abendlandes gegen die Tataren zu Stande bringen konnte und so wurde Erzbischof Albert, als er, wahrscheinlich im Laufe des Jahres 1248, nach Halicz reiste, von diesem zurückgewiesen. Beim Ausbruch des österreichisch-steierischen Erbfolgekrieges vermittelte nun König Bela eine Versöhnung mit dem Papste, der jetzt auf das Verlangen Daniels, einen Kreuzzug gegen die Tataren zu predigen, einging und wirklich in zwei Bullen vom Jahre 1253 und 54 die Polen, Böhmen, Serben und Pommern aufforderte, sich unter dem Zeichen des Kreuzes zu gemeinschaftlicher Bekämpfung der Tataren zusammenzuthun.[2]) Ebenso wurden in der zweiten Bulle Livland, Estland und Preußen zum heiligen Werk herbeigerufen. Mit der Leitung der ganzen Angelegenheit aber wurde der päpstliche Legat in Polen, Abt Opizo von Messana beauftragt. Jedenfalls scheint Daniel an das Zustandekommen eines Kreuzzuges geglaubt zu haben. Er war auf dem Rückzuge von seinem mit viel Erfolg geführten böhmischen Feldzuge, als ihn päpstliche Gesandte in Krakau trafen, „sie brachten den Segen des Papstes, das Diadem und den Königstitel und wollten den Fürsten Daniel sehen, er aber sagte ihnen: es ziemt sich nicht, daß wir einander auf fremdem Boden sehen" und kehrte nach Cholm zurück, wo er mit einer großen Ostentation an den kirchlichen Festlichkeiten — doch wohl noch nach griechischem Ritus — theil genommen hat. Erst nach dem März 1255 trafen auch die päpstlichen Gesandten ein. Die Wolhynische Chronik erzählt den Hergang folgendermaßen: „Der Papst hatte rechte Boten geschickt, welche Diadem, Scepter und Krone brachten und sprachen ... Sohn, nimm von uns das Diadem des Königthums entgegen ... Er aber wollte nicht, und es überredete ihn seine Mutter und Boleslaw und Semowit und sagten: nimmst Du die Königskrone an, so helfen wir Dir wider die Heiden. Er nahm aber die Krone an von Gott, von der Kirche der heiligen Apostel und vom Stuhl

1) Vgl. Reifenkugel, Die Gründung der römisch-katholischen Bisthümer in Halicz und Wladimir. Archiv für österreichische Geschichte. Wien 1875. p. 401 ff., und Murakewitsch, Daniel Romanowitsch von Halicz in seinen Beziehungen zu Rom. (Kiewer Eparchialzeitung 1873.) Letztere Schrift enthält jedoch wenig mehr als eine Analyse der päpstlichen Bullen.

2) Vgl. Götze, Albert Suerbeer, Erzbischof von Preußen, Livland und Estland. Petersb. 1854. Excurs. B p. 135 ff. und Bonnell, russisch-livländische Chronographie. Petersb. 1862.

des heiligen Petrus, und von seinem Vater, dem Papste Innocenz [1]) und von allen seinen Bischöfen. Innocenz aber verfluchte Diejenigen, welche die griechische Kirche eine irrgläubige nannten, und wollte ein Concil berufen zur Feststellung des rechten Glaubens und zur Einigung der Kirche. So nahm Daniel von Gott die Krone in der Stadt Dorohitschin."

Man hört diesem Bericht an, wie wenig wirklich religiöse Beweggründe beim Uebertritt damals mitwirkten. Das Versprechen einer Unterstützung im Kampfe gegen die Tataren und die Vorspiegelung einer bevorstehenden Einigung der griechischen und lateinischen Kirche haben ihn zum Nachgeben bewogen; erfüllten sich seine Erwartungen nicht, so war nicht abzusehen, was ihn an der katholischen Kirche werde fesseln können. Nachdem er nun gleich danach einen glücklichen Feldzug gegen die Jatwjägen zu Ende geführt und vom Großfürsten Mindowe von Littauen die Abtretung von Schwarz-Rußland (es ist das Gebiet von Nowgorod, Slonim, Wolkowysk ꝛc., das durch das Land der Jatwjägen von den Besitzungen Daniels getrennt war) [2]) erhalten, auch seinen Sohn Schwarn mit einer Tochter Mindowe's vermählt hatte, begann er, auf seine polnisch-littauisch-ungarische Allianz und die versprochene Unterstützung des Papstes trauend, die Feindseligkeiten gegen die Tataren. Diese hatten bereits lange mit Mißtrauen die wachsende Macht Daniels beobachtet. Aber der tatarische Tamnik der westlichen Steppe, Churremschah, war ein Mann ohne jene schreckliche Energie, welche sonst die tatarischen Oberfeldherrn auszeichnete. Als es unzweifelhaft war, daß Daniel Krieg wollte, besetzte er zwar das wichtige Bakuta, wurde aber von Lew, dem Sohne Daniels, bald vertrieben und es gelang diesem sogar, einen der tatarischen Baskaken gefangen zu nehmen. Ein Versuch, den Churremschah selbst machte, die Stadt Kremenetz zu entsetzen, scheiterte und Daniel gewann 1257 den Tataren das Land zwischen Bug und Teterew ab. Es schien, als sollte es ihm gelingen, ganz Südrußland, Kiew mit eingeschlossen, zu befreien. Er war stark genug, gleichzeitig mit den Jatwjägen weiter zu kämpfen, da er ihr Land unterworfen haben mußte, bevor der Besitz von Schwarz-Rußland für ihn reelle Bedeutung gewann. Dazu kam es aber nicht. Die Kreuzpredigten des Papstes waren wirkungslos verhallt und schon 1257 hatte Daniel deshalb mit ihm gebrochen und seine Unionspläne fallen lassen, ohne jedoch den ihm vom Papste verliehenen Königstitel aufzugeben. Er hoffte mit den eigenen Kräften zu erkämpfen, was die trügerischen Verheißungen des Auslandes ihm doch nicht

1) Innocenz IV. starb am 4. December 1254. Es liegt also hier ein chronologischer oder sachlicher Irrthum der Chronik vor. Boleslaw war Theilfürst von Krakau, Semowit von Masowien. — Daschkewitsch, Geschichte Daniels von Halicz, meint, die Krönung hätte schon 1253 stattgefunden. Das läßt sich jedoch nicht mit den erhaltenen päpstlichen Bullen in Einklang bringen Ueberhaupt macht die Chronologie der Regierung Daniels Schwierigkeiten. So ist z. B. die Zeit der Feldzüge gegen die Jatwjägen nicht mit Sicherheit anzugeben.

2) Vgl. Antonowitsch, Geschichte des Großfürstenthums Littauen. Kiew 1878 (russisch).

bieten konnten. Wirklich hat er noch einen zweiten Versuch Churremschahs, in Halicz einzudringen, glücklich abgeschlagen, aber im Jahre 1260 fand eine verhängnißvolle Wendung statt. An Churremschahs Stelle trat in Burundai ein neuer Oberfeldherr an die Spitze der gegen Halicz gerichteten Truppen, ein Mann, der seine Kriegsschule unter Batu gemacht hatte, „der gottlose, böse Burunda", wie ihn die Wolhynische Chronik nennt. Es scheint, daß er mit sehr bedeutenden Kriegsmitteln ausgerüstet gewesen ist, denn Daniel, der bisher so mannhaft gegen die Tataren Stand gehalten hatte, wagte nicht, ihm die Spitze zu bieten. Die Tataren gingen mit alter Hinterlist vor.[1]) Sie ignorirten völlig, was vorher geschehen war und thaten, als hätten sie im Könige Daniel einen ergebenen Vasallen. Burundai schickte ihm Boten. „Ich ziehe gegen die Littauer, ließ er sagen, bist Du mein Bundesgenosse, so komme mit mir." Da saß Daniel zu Rath mit Bruder und Sohn „und sie waren traurig und sahen wohl, daß es kein gutes Ende nehmen würde, wenn Daniel selber ginge." Man beschloß, daß Wassilko hinziehen solle, und gemeinsam legten die Brüder Gelübde für den glücklichen Ausgang ihres Unternehmens ab. Burundai stellte sich zufrieden und mit Wassilko's Hilfe ward nun Littauen, namentlich das Land der Jatwjägen, entsetzlich verheert. Dann machte er Kehrt. Aber schon im nächsten Jahre war er wieder da. Wassilko und Daniel waren gerade in Wladimir, wo ersterer seine Tochter Olga mit dem Fürsten Andrei von Wladimir vermählte. Ein Bote Burundai's brachte schlimmen Mißklang in die Festfreude. „Seid ihr meine Bundesgenossen, so kommt zu mir, wer aber nicht zu mir kommt, ist mein Feind," das war der Wortlaut des lakonischen Befehls. Die Lage war verzweifelt, der Feind stand an der Grenze; von Littauen, das eben mit Hilfe Wassilko's verheert war, konnte natürlich keine Hilfe erwartet werden und das katholische Abendland sah in Daniel einen Abtrünnigen. Ungarn, das noch am ehesten hätte helfen können, lag im Bürgerkriege, indem Vater und Sohn einander gegenüberstanden.[2]) Ungehorsam bedeutete eine augenblickliche Verheerung des Landes und wie die Tataren zu verheeren verstanden, hatte man noch in frischem Andenken, Gehorsam bedeutete äußerste Demüthigung und Daniel konnte die Schmach seiner Reise zu Batu noch immer nicht verschmerzen. Er ging nicht; aber Wassilko, seinen Bruder, seinen Sohn Lew und den Bischof von Cholm, Iwan, schickte er zu Burundai, so ließ sich vielleicht das Aeußerste abwenden. Er selbst flüchtete bald darauf nach Polen und später nach Ungarn. Bei Schumsk, schon auf Wolhynischem Boden trafen sie mit Burundai zusammen. Sie brachten ihm reiche Geschenke, seinen Zorn zu dämpfen. Er war nicht eben gnädig gesinnt, denn er wußte, daß Daniel Krieg vorbereitet und namentlich seine Städte in Vertheidigungszustand gesetzt hatte. „Da ihr meine Bundesgenossen seid, so legt die Befestigungen all euerer Städte nieder," lautete sein Befehl.

1) Vgl. Chronik nach der Hypatiushandschrift p. 560 ff.
2) Vgl. Lorenz l. l. p. 310 Anm.

Der Sohn und der Bruder sollten die Früchte der jahrelangen Anstrengungen Daniels vernichten, und der Hohn des Barbaren das Zerstörungswerk noch schmerzlicher machen. So fielen die Werke einer Stadt nach der anderen. Die Städte in Halicz kamen zuerst an die Reihe. Istoschek und Lwow (Lemberg) machten den Anfang. Lew, der Sohn Daniels, mußte hier, Wassilko in Wolhynien zerstören. So fielen Kremenez, Lutschesk; in Wladimir, Wassilko's Residenz, mußten die Palissaden in Brand gesteckt und die Wälle dem Erdboden gleichgemacht werden, nur Cholm, der Lieblingssitz Daniels, wurde durch eine List Wassilko's gerettet. Im Beisein der Tataren munterte er, ohne daß die Feinde es merkten, die Bewohner zu entschlossenem Widerstande auf. Die Festung war in gutem Stand und Burundai, der Polen überrumpeln wollte, konnte sich mit einer langwierigen Belagerung nicht aufhalten. So verließ er Wolhynien und drang über Lublin und Sowichost tief in Polen ein, wo in unmenschlicher Weise gewüthet wurde. Wassilko, Lew und Roman, der Gemahl Gertruds, aber mußten Heeresfolge leisten. Reich mit Beute beladen, von zahlreichen Christensklaven, die einen Theil und zwar den kostbarsten der Beute bildeten, geleitet, kehrten die Tataren endlich um. Halicz und Wolhynien waren von Mord und Brand verschont geblieben, aber um welchen Preis? Mit diesem Scheitern der großen Pläne Daniels schwindet seine Bedeutung für die Welthistorie. Er hat nach dem Abzuge der Tataren sein Land wieder aufgesucht und in der Folgezeit fast ununterbrochen mit den Littauern zu kämpfen gehabt. Im Alter von 63 Jahren ist er dann in Cholm, seiner Lieblingsstadt, gestorben. In seinem Lande blieb er in gutem Andenken. „König Daniel war ein guter, tapferer und weiser Fürst. Er hat viele Städte gegründet und Kirchen erbaut und wohl geschmückt und hell strahlt die Liebe, die er zu Wassilko, seinem Bruder hatte, wahrlich er war ein zweiter Salomon."

Daß sein Werk nach ihm zu Grunde ging und sein Ziel, die Befreiung des südwestlichen Rußlands vom Tatarenjoche und die Ausdehnung seiner Grenzen nach Norden zu bis an die littauische Grenze, nicht erreicht ward, daran trug hauptsächlich die Persönlichkeit seiner Nachfolger Schuld. Sie haben nicht in seinem Sinne weiter gearbeitet. Während Daniel stets Halicz und Wolhynien in Eintracht erhielt und mit den vereinigten Kräften beider Fürstenthümer zu Felde ziehen konnte, gingen jetzt die Einzelinteressen der Fürsten weit auseinander. Wassilko scheint bis zu seinem 1271 erfolgten Tode noch eine Art Oberherrschaft ausgeübt zu haben, aber er vermochte nicht seine Neffen, namentlich den unbändigen Lew, zu zügeln. Gleich am ersten gemeinsamen Kriegszuge gegen Polen nahm er nicht theil; als dann 1270 sein Bruder Schwarn, der dazwischen einmal in Littauen geherrscht hatte, starb, kam zwar ganz Halicz in seine Hand, aber Wolhynien ward das Erbe seines Vetters Wolodimir Wassilkowitsch und seines Bruders Mstislaw. Am schlimmsten aber war es, daß Lew, wo es ihm irgend vortheilhaft schien, mit den Tataren Hand in Hand ging, ohne dadurch das Ansehen nach außen

hin erringen zu können, das sein Vater zeitlebens behauptet hatte. Seine Vorliebe für diese Feinde Rußlands ging so weit, daß er sich sogar eine tatarische Leibwache gehalten hat. Das südwestliche Rußland begann wieder in Theilfürstenthümer zu zersplittern und wenn Lew auch den stolzen Titel König von Halicz führte, so ging die Bedeutung des Fürstenthums doch stetig zurück. Lew starb im Jahre 1301. Sein Sohn und sein Enkel waren ihrer Aufgabe noch weniger gewachsen. Als mit Juri Andrejewitsch die directe Linie der Könige von Halicz 1336 oder 1337 ausstarb, kamen sowohl Wolhynien als Halicz an littauische Fürsten, um bald darauf 1349 an Polen zu fallen. [1]) Damit ist das südwestliche Rußland auf Jahrhunderte von den Geschicken seiner östlichen und nördlichen Stammesgenossen getrennt, diese Lande gerathen unter littauische Oberherrlichkeit und haben wesentlich dazu beigetragen, die neue Großmacht des XIV. Jahrhunderts heranzubilden.

Neunzehntes Kapitel.

Littauens erste Erhebung.

Erst im 12. und 13. Jahrhundert beginnt derjenige Zweig der Indoeuropäer in das politische Leben Europas einzugreifen, der den Slaven verwandtschaftlich am nächsten stand, das Volk der Littauer.

Wir haben die Cultur desselben kennen gelernt, wie sie in der Periode der lettoslavischen Spracheinheit sich gestaltet hatte. Für die Folgezeit ist uns die Geschichte Littauens viele Jahrhunderte lang in tiefes Dunkel gehüllt. Auf der see- und waldreichen Niederung ansässig, die zwischen der Ostsee, dem unteren Lauf der Düna und den Weichselmündungen, fast das gesammte Gebiet des Niemen umfassend, liegt, hat das in zahlreiche kleinere Völkerschaften zerfallende Volk der Littauer erst spät nachhaltige Berührungen mit

---

1) Eine vortrefflich zusammenfassende Geschichte von Halicz bis zum Tode Lews findet man bei Ilowaiski, Geschichte Rußlands, Bd. II, Kap. XXII. Moskau 1880 (russisch). Wir fügen zur Orientirung die Stammtafel des Haliczer Königshauses bei:

Daniel † 1264
|
Lew † 1301
|
Jurii † 1316
|
Andrei † 1324 — Lew † 1324
|
Jurii II. † 1336 (?) — Maria vermählt mit Troiden
|
Boleslaw † 1340. Letzterer ist übrigens zweifelhaft und vielleicht mit Jurii II. identisch.

den Culturvölkern des Abendlandes gehabt. Am frühesten noch die Pruzzi oder Preußen, die Bewohner des Bernsteinlandes, die ihre Freiheit gegen das Vordringen der Deutschen und der Polen zu vertheidigen hatten und im Kampf um ihre Selbständigkeit zu staatlichen Formen heranreiften. Aber auch über ihre älteste Geschichte, so wie über ihre Sitten und Gebräuche sind wir nur dürftig unterrichtet.[1]) Das wohlgebaute System preußischer Staatsverfassung und preußischer Mythologie, wie es bis vor Kurzem noch in allen historischen Darstellungen uns entgegentrat, ist nichts als ein Gewebe frommer Erfindungen und frecher Fälschungen. Zuverlässige Nachrichten finden wir nächst dem Preußen betreffenden Reiseberichte Wulfstans und den kurzen Notizen Adams von Bremen in der Chronik Peters von Dusburg und in der livländischen Reimchronik. Dazu kommen noch die Ende des 13. Jahrhunderts reichlicher fließenden Auskünfte der russischen Chroniken, sowie das in den Urkunden verstreute Material.

Danach bot um die Mitte des 13. Jahrhunderts Littauen folgendes Bild.

Den nördlichen Theil der littauischen Lande nahmen die der Hauptgruppe ferner stehenden und auch sprachlich von ihr differirenden Stämme der Semgallen und Letten ein, die an der heutigen kurischen Aa und an der Düna saßen, zum Theil über dieselbe hinaus bis an die livländische Aa reichten. Diese Stämme berührten nirgends das Meer und scheinen der am wenigsten kriegerische Theil des Volkes gewesen zu sein.[2]) Höchst kriegerisch waren dagegen die wahrscheinlich in zehn Stämme zerfallenden Preußen, die einzigen Littauer, die Küstenbewohner waren, freilich ohne daß sie sich zu Seefahrern ausgebildet hätten. Aber ihre Sitze an der Bernsteinküste, zu der alte Handelsstraßen führten[3]), brachten ihnen Culturelemente, die ihnen einen ethischen und materiellen Vorsprung vor ihren Stammesgenossen gaben. Da sie zugleich die ersten waren, die den heimathlichen Boden nach außen hin zu vertheidigen hatten, ist es verständlich, daß sie als Erste aus jenem lethargischen Zustande sich aufrafften, der so viele Jahrhunderte hindurch diesen Zweig des arischen Stammes in völliger Vergessenheit leben ließ. Ihre Geschichte fällt jedoch so ganz mit der des deutschen Ordens zusammen und tangirt die russische so wenig, daß wir sie hier ganz übergehen dürfen.

Das eigentliche Centrum der littauischen Lande nahmen die Shmuder, am oberen Niemen und an seinen Nebenflüssen Dubis und Newjäsch ein, und die Littauer oder Litwa, welche an Niemen und Wilja saßen. Zu beiden Seiten

---

1) Vgl. Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen. 1. Abth. 2. Aufl. Gotha 1881.

2) Die russischen Schriftsteller rechnen hierher noch immer die Kuren, die am Rigaschen Meerbusen und an der Westküste des heutigen Kurland ansässig waren, und, von den Ungaren abgesehen, den äußersten Vorposten des finnischen Stammes bildeten. Vgl. Iowaiski l. l. und Antonowitsch l. l., Daschkewitsch u. a. m.

3) Erschöpfend aufgezählt von Waldmann, „Der Bernstein im Alterthum." Fellin 1882.

des Bug endlich war das Gebiet der Jatwjägen. Bei all diesen Völkern findet sich ursprünglich keinerlei staatliche Obergewalt und kein Städteleben. Erst Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts lassen sich Städte nachweisen, und auch diese sind zu nicht geringem Theil fremdländische Gründungen, welche von Russen oder Deutschen ausgingen.[1]) Die Bevölkerung zerfiel in eine große Zahl von kleineren Genossenschaften, an deren Spitze Häuptlinge standen und deren Centrum eine Burg d. h. ein auf einer Anhöhe oder sonst an sicherem Ort gelegener umhegter Raum bildete, der in Kriegszeiten eine Zuflucht für Menschen und Vieh bieten konnte. Wie groß die Zahl dieser Häuptlinge war, geht aus dem Umstande hervor, daß im Jahre 1248 in einer Schlacht, die Wassilko Romanowitsch den Jatwjägen lieferte, nicht weniger als vierzig ihrer „Fürsten" fielen. Und solcher Beispiele ließen sich mehrere anführen. Zwischen den Bezirken, die ihr Oberhaupt in einem Häuptlinge hatten, scheint nun gar kein, oder wenigstens ein sehr lockerer staatlicher Zusammenhang, bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts, bestanden zu haben. Erst um diese Zeit treten uns die ersten Spuren einer Consolidation entgegen. Die Einheit war eine blos ethnographische und culturelle, die auf gemeinsame Herkunft und fast gleiche äußere Lebensbedingungen zurückging. Es war ein kräftiger, culturfähiger Menschenschlag, dessen Sitten, bevor sie im Kampf um die Selbständigkeit verwilderten, die eines gutgearteten Naturvolkes sind. Bieten doch die Preußen die fast einzigartige Erscheinung eines an der Meeresküste lebenden Volkes, welches das Strandrecht nicht für sich in Anspruch nahm, sondern den Schiffbrüchigen gastfreie Aufnahme gewährte. Später freilich wurde das anders und Züge wildester Grausamkeit und Rachsucht zeigten, wohin die erhitzte Phantasie eines Volkes sich verirren kann. Da Ackerbau nur, soweit die Noth es gebieterisch verlangte, betrieben wurde und auch die Viehzucht in den Waldebenen des Landes nicht in größerem Maßstab gedeihen konnte, waren Jagd und Fischerei die Hauptbeschäftigung der Einwohner. In derselben kunstlosen Weise, wie bei den Slaven, wurden die Honigbäume ausgebeutet, während der Handel wohl nur den Charakter des Tausches der Landesproducte gegen Metall, Waffen und was sonst Luxus und Bedürfniß verlangten, getragen hat. Auffallend ist es, daß die Littauer — im Gegensatz zu den Slaven früherer Zeit — gut beritten waren und ihre ausdauernden kleinen Pferde wohl zu pflegen verstanden. Es ist, als hätten wir hier einen Hinweis darauf, daß, bevor sie ihre nördlichen Sitze einnahmen, die Steppe zeitweilig ihre Heimath gewesen ist.[2])

1) Kernow wird 1250, Eirgola 1262, Goltani 1280, Kowno um 1280, Telschi, Wilno Troki, Lida um 1320 erwähnt. Vgl. Antonowitsch (p. 9), dem wir in diesem Abschnitte hauptsächlich folgen. Eine eingehende sachlich gute Kritik dieser Arbeit hat Daschkewitsch in den Iswestija der Universität Kiew 1882 geschrieben. Wo wir seine Einwände nicht berücksichtigen, scheint uns Antonowitsch doch Recht behalten zu haben.

2) Conjectur Iłowaiski's, l. l. p. 115, auch das Trinken von Stutenmilch scheint darauf hinzuweisen.

Was nun die religiösen Vorstellungen der Littauer betrifft, so steht außer Zweifel, daß sie einen einfachen Naturdienst hatten, wie wir bei allen arischen Völkern ihn vorfinden. Dagegen ist es höchst zweifelhaft, ob die ihnen zugeschriebene, sehr durchbildete Mythologie je wirklich im Volke gelebt hat. Der einzig zuverlässige Gewährsmann, den wir besitzen, Peter von Dusburg, sagt uns nur Folgendes: „Die Preußen hatten keine Kenntniß von Gott. Denn sie waren einfältig und konnten ihn mit dem Verstande nicht erfassen und weil sie keine Buchstaben haben, konnten sie sich auch an die Schrift nicht wenden: anfänglich wunderten sie sich ohne Maßen darüber, daß man schriftlich einem Abwesenden seine Meinung sagen könne. Da sie Gott nicht kannten, hielten sie aus Verirrung jedes Geschöpf für einen Gott, als Sonne, Mond und Sterne, Donner, die vierfüßigen Thiere, die Vögel, ja sogar die Kröten. Sie hatten auch heilige Wälder, Felder und Gewässer, in denen sie weder wagten Bäume zu schlagen, noch zu pflügen oder zu fischen. In dem Mittelpunkte dieses verkehrten Volkes, nämlich in Nadrauen[1]), lag ein Ort Namens Romowe ... in dem einer, der Kriwe genannt wird, wohnte und diesen verehren sie gleichwie ihren Papst ... so daß durch sein Gebet und durch seinen Wink nicht nur die Preußen, sondern auch die Littauer und die übrigen Völker des livischen Landes regiert wurden. Seine Macht war so groß, daß wenn einer seiner Verwandten oder auch nur seiner Gesandten durch das Land der Ungläubigen mit seinem Stabe oder einem anderen bestimmten Abzeichen zog, alle Fürsten und Großen und alles gemeine Volk ihm die größte Ehrerbietung erwiesen. Wie im alten Bunde wahren sie ein ewiges Feuer. Die Preußen glauben an die Auferstehung des Leibes, aber nicht so wie man soll, denn sie glauben, daß je nachdem einer in diesem Leben angesehen oder gering, reich oder arm, stark oder schwach gewesen sei, er ebenso im künftigen Leben erstehe. Daher kommt es auch, daß man mit den vornehmen Todten Waffen, Pferde, Sklaven und Sklavinnen, Kleider, Jagdhunde, Raubvögel[2]) und Alles, was zu einem Kriegerleben gehört, mit verbrennt; denn sie meinen, daß mit dem Verstorbenen alles Verbrannte erstehen wird, um ihm wie früher zu dienen. Nach einem Siege bringen sie ihren Göttern ein Opfer dar, und Diejenigen, die am Kriege theilnahmen, bringen ein Drittel dem Kriwe, der Alles verbrennt. Jetzt tödten die Letten, und andere Ungläubige dieser Gegenden, nach ihrer Sitte die Opfer an irgend einem Ort; das Pferd jagen sie, bevor sie opfern, so lange, bis es nicht mehr stehen kann. Selten unternehmen die Preußen etwas, ohne vorher ihre Götter zu befragen und durch Darbringung von Opfern zu erfahren, ob sie Glück oder Unglück zu erwarten haben. Um überflüssige und kostbare Kleidung trugen und tragen sie noch heute keine Sorge; heute entkleidet sich der Preuße

1) Die Pissa bildete die Grenze zwischen Nadrauen und Südauen. Wo Romowe lag, läßt sich nicht feststellen.

2) Es war also Falken- oder Habichtbeize bekannt, auch das weist auf die Steppe hin.

und kümmert sich nicht darum, wenn er morgen seine Kleidung verkehrt anlegt. Sie haben weder weiches Lager noch feine Speise. Ihr Getränk ist reines Wasser, Honig und Stutenmilch, welche sie vorher weihen. Sie glauben, daß, wenn der Gast sich nicht berauscht, er nicht gut aufgenommen sei. Es giebt bei ihnen eine Sitte, nach der bei Trinkgelagen Alle sich verpflichten gleich unmäßig zu trinken, wenn sie daher dem Gast ein Getränk vorsetzen, stellen sie zur Bedingung, daß sie selbst gleich viel trinken werden, und so wiederholen sie das Einschenken, bis Gast und Wirth, Mann und Frau, Sohn und Tochter trunken sind. Nach alter Sitte kaufen die Preußen bis auf den heutigen Tag ihre Frauen für eine bestimmte Summe Geldes, deshalb dienen sie auch wie Sklavinnen, speisen nicht mit dem Manne an einem Tisch, und waschen an bestimmten Tagen den Hausgenossen und den Gästen die Füße. Bettelei wird bei ihnen nicht geduldet; der Arme tritt in jedes Haus und ißt furchtlos, so viel er immer will. Geschieht bei ihnen ein Mord, so kann von einem Vergleich nicht die Rede sein, bevor die Verwandten des Ermordeten den Mörder oder seine Verwandten erschlagen haben."

Das ganz unverdächtige Zeugniß Dusburgs über die religiösen Anschauungen der Preußen ist nun das Fundament geworden, auf welches das spätere Mittelalter und die Reformationszeit ein Gebäude littauischer Mythologie gethürmt hat, an dessen Spitze die „Göttertrias" des Perkunos, Protrimpos und Pikollos gesetzt wurde, deren Cultus man von einer organisirten Hierarchie leiten ließ. Man gelangte so weit, sich Littauen als einen fast theokratisch organisirten Staat zu denken, oder wenigstens anzunehmen, daß hier ohne den Druck von außen ein theokratisches Reich sich hätte bilden müssen.

Alle diese Anschauungen bestehen jedoch eine schärfere Prüfung nicht. Zunächst muß nochmals betont werden, daß Dusburg vor allem Preußen, das er wohl kannte, im Auge hatte und daß eine Uebertragung preußischer Zustände auf den ganzen letto-littauischen Stamm durchaus unzulässig ist. Weder bei den lettischen Stämmen, noch bei den Littauern im engeren Sinne ist ein Einfluß des Kriwe von Romowe auf das staatliche Leben nachweisbar. [1]) Die Göttertrias ist eine der christlichen Trinität angepaßte Construction; die wenigen urkundlich und unverdächtig überlieferten Göttergestalten, wie der preußische Gott Kurche, tragen einen abstracten, wenig greifbaren Charakter. Der Kriwe aber ist bisher noch ein ungelöstes Räthsel, da sogar in der Geschichte Preußens sich keine Spur von einem thatsächlichen Einflusse, den er ausgeübt hätte, erhalten hat

Nur wenig läßt sich auch über die ständische Gliederung des littauischen Stammes sagen. Ein Herrenstand [2]), aus welchem — wir wissen nicht wie —

1) Vgl. hierüber Lohmeyer l. l. p. 26 ff. — 2) Man kann zweifelhaft sein, ob die späteren littauischen Fürsten eines Stammes mit ihren Unterthanen waren. Manches weist darauf hin, daß sie Fremdländer waren. Das letzte Wort ist in dieser Frage jedenfalls noch nicht gesprochen und erst eine von kundiger Hand unternommene philologische Analyse der Namen könnte hier Licht schaffen.

die Häuptlinge hervorgingen, ein größerer oder geringerer Grundbesitz, Freiheit und Unfreiheit, haben auch hier die Unterschiede begründet. Nur scheint das ständische Bewußtsein stärker gewesen zu sein, als wir es bei den Slaven finden und bei den littauischen Stämmen eine höhere Ausbildung gefunden zu haben, als bei den lettischen, die nur dürftige Spuren eines sich bildenden Adels zeigen.

In Bewegung gerieth die ruhende Masse dieser Völkerschaften, wie wir sahen, durch Angriffe der Nachbarvölker, vor Allem der Deutschen, aber auch der Polen und Russen. Schon früh entrichten sie den benachbarten russischen Fürsten, namentlich denen von Polozk, einen Tribut und auch friedliche Wechselwirkungen fanden statt. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts aber begannen sie ihrerseits angreifend vorzugehen und mit dem Sinken der Bedeutung Kiews stieg die Macht Littauens, dessen räuberischen Anfällen die kleineren russischen Theilfürstenthümer nicht gewachsen waren; ein steter Grenzkrieg entbrannte und Nowgorod, Wolhynien, Halicz und andere finden wir in häufiger Fehde mit den östlichen littauischen Stämmen.[1]) Nur Roman Mstislawitsch vermochte sie zu zügeln. Die meist bedrohten Fürsten von Polozk aber waren der ihnen zugefallenen Aufgabe, den Anprall der Littauer abzuwehren, am wenigsten gewachsen. Hatten doch gerade sie das Beispiel gegeben, littauische Heerschaaren als brauchbares Kriegsmaterial in ihren Fehden gegen andere russische Fürsten zu benutzen. Das war seit der Mitte des 12. Jahrhunderts immer wieder geschehen, so daß die Littauer bald die schwachen Seiten des Polozker Theilfürstenthums genau kennen lernten und seit Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts in immer häufiger werdenden Raubzügen sich schließlich auf Polozker Grund und Boden festzusetzen begannen. Die Schwächung Rußlands seit den Einfällen der Mongolen begünstigte die Littauer. Plano Carpini, der damals auf dem Wege nach Sarai war, klagt, daß er sich in steter Gefahr vor den Littauern befunden habe. Wenn jedoch die spätere littauische Geschichtschreibung schon damals auf russischem Boden drei Herrschaften littauischer Fürsten entstehen und Polozk selbst in littauische Hände übergehen läßt, so ist das eine historisch gänzlich unbegründete Erfindung. Das Bestreben aber, ein littauisch-russisches Reich zu begründen, bestand unzweifelhaft und wurde, trotz aller Hindernisse, die der Meister des deutschen Ordens, die Fürsten von Halicz, Polen und Masowien der Verwirklichung des Planes entgegen zu setzen suchten, schließlich doch durchgeführt von der ersten historisch greifbaren Persönlichkeit, die uns in Littauen entgegentritt, von Mindowe, dem Sohn Ringolds.

Die Anfänge dieses außergewöhnlichen Mannes sind in Dunkel gehüllt. Nur soviel steht fest, daß der Ausgangspunkt seiner Macht Kernow war, und daß er nach dem Tode seines Vaters nicht Alleinherrscher[2]) wurde, sondern

1) Die früheren Kämpfe russischer Fürsten mit den Littauern zählt Daschkewitsch auf: „Die Regierung Daniels von Halicz" p. 110 Anm. 3.

2) Vgl. Bonnell, Ruß.-livl. Chronogr. p. 80 ff. und Sjögren, Die Jatwjägen.

daß selbst im eigentlichen Littauen noch eine Reihe unabhängiger Fürsten neben ihm stand. Es gelang ihm nur, Nowogrodok und das Gebiet des sogenannten schwarzen Rußland zu unterwerfen und ohne daß wir die einzelnen Stadien seines Vordringens verfolgen können, sich in Polozk, Witebsk und auf Smolensker Boden festzusetzen. Auf diese russischen Elemente gestützt, machte er sich daran, in Littauen selbst ein geschlossenes Staatswesen ins Leben zu rufen. Hierbei traf er aber auf entschlossenen Widerstand in den Reihen seiner Volksgenossen, ja seiner nächsten Verwandten. Seine Neffen Tewtiwil und Jediwid wollten sich von ihm lösen und in Polozk und Witebsk als selbständige Fürsten herrschen und ihnen schloß sich der gegen die Unionsbestrebungen Mindowe's mißtrauische Fürst Wykont von Schamaiten an. Es gelang zwar Mindowe um 1247 die Empörer zu vertreiben. Aber Tewtiwil von Polozk, der Schwager Daniels und Wassilko's, rief diese mächtigen Fürsten zu Hilfe und ging darauf nach Riga, wo er durch Annahme des Christenthums den livländischen Ordensmeister Andreas zu einem Bündniß mit den Jatwjägen und Schamaiten, welche sich für die Aufrechterhaltung der alten Sonderstellung der einzelnen littauischen Stämme erhoben hatten, zu bestimmen wußte. Da Daniel von Halicz auch die polnischen Fürsten in das Bündniß hineingezogen hatte, konnte Mindowe dieser Coalition gegenüber sich unmöglich mit den Waffen in der Hand behaupten. Dennoch hat er es mit ungewöhnlicher Findigkeit verstanden, durch geschickte diplomatische Verhandlungen sein Werk zu retten. Der mächtigste seiner Gegner, Daniel von Halicz, wurde durch die Abtretung von Schwarzrußland gewonnen, dabei aber die Lehnsoberherrlichkeit Mindowe's gewahrt. Es war ein ungemein geschickter Zug, da Daniel nur durch Unterwerfung der zwischen seine Fürstenthümer und Schwarzrußland wie ein Keil eingeschobenen Jatwjägen zu wirklichem Besitz dieser Lande gelangen konnte. Die Jatwjägen aber leisteten verzweifelten Widerstand und wurden dadurch ebenfalls für Mindowe ungefährlich. In ebenso geschickter Weise war aber schon früher der deutsche Meister gewonnen worden. Mindowe erklärte sich bereit, die Taufe anzunehmen; und spätestens im Frühjahr 1251 ist er in Nowogorod Litowski zum Christenthum übergetreten. Papst Innocenz IV. nahm diese Kunde mit hoher Freude auf. Mindowe und sein Land, sowie das Gebiet, das er künftig den Ungläubigen entreißen werde, traten in ein besonderes Schutzverhältniß zum heil. Petrus und der Bischof Heidenreich von Kulm erhielt den Auftrag, ihn zum Könige von Littauen zu krönen und so bald es möglich sei, einen Bischof für diese dem Christenthum neu erworbenen Lande zu weihen. Nur die Verhandlungen, die in der ganzen wichtigen Angelegenheit mit dem noch in Accon residirenden Hochmeister des deutschen Ordens gepflogen werden mußten, waren Schuld, daß die definitive Krönung sich noch bis in den Sommer des Jahres 1253 hinzog. Die Krone hatte Meister Andreas für Mindowe und dessen Gemahlin wahrscheinlich in Riga anfertigen lassen und mit großem Gepränge ward in des Meisters Gegenwart der Krönungsact vollzogen.

In den nun folgenden neun Jahren finden wir Mindowe in enger Verbindung mit dem Orden, den er mit Schenkungen und Privilegien förmlich überschüttet; er soll sogar, nach einer Urkunde, deren Echtheit jedoch nicht zweifellos ist, dem livländischen Zweige des deutschen Ordens, für den Fall, daß er ohne rechtmäßige Erben stürbe, ganz Littauen zu erb und eigen vermacht haben. Da er sich jedoch bald darauf das Recht erwirkte, auch seinen Sohn Woischelg zum Könige zu krönen, verlor diese Schenkung jede praktische Bedeutung.

Es liegt auf der Hand, daß alle diese Schenkungen von Mindowe nicht aus Liebe zum Orden oder zum Christenthum geschehen sind. Im Drange der Gefahr, die er abzuwenden hatte, wählte er das wirksamste Mittel und verstand darauf die neuen Verhältnisse vortrefflich zu seinem Nutzen auszubeuten. Die langjährige Herrschaft des Ordens in den abgetretenen Gebieten hatte dort eine hochgehende nationale Erregung hervorgerufen. Noch war das littauische Heidenthum lebendig und die Majorität der Unterthanen Mindowe's wünschte nichts sehnlicher, als daß er sein Bündniß mit den Ordensrittern aufgebe und wieder den alten Göttern zufalle. Man war in allen littauischen Landen zur Erkenntniß gelangt, daß es doch leichter sei, einem Herren zu gehorchen, der dem eigenen Volke angehörte, als den Fremden. Aber Mindowe verhielt sich den Wünschen seines Volkes gegenüber noch abwartend.[1]) Als aber im Jahre 1260 ein furchtbarer Aufstand in diesen neuen Ordenslanden ausbrach, als vor Durben am 13. Juli 1260 die Entscheidungsschlacht geschlagen war, in welcher der Orden durch den Verrath der Kuren eine völlige Niederlage erlitt und im folgenden Jahre eine zweite Niederlage bei Lennewarden den Orden noch mehr schwächte, als gleichzeitig die Kunde an ihn herantrat, daß auch die Insel Oesel sich empört hatte, traf Mindowe die Vorbereitungen, sich auch seinerseits vom Orden und vom Christenthum frei zu machen. Seinem Neffen Troinat von Schamaiten schrieben die Zeitgenossen die Schuld zu, als er im Sommer 1262 sich öffentlich vom Christenthum lossagte und mit Alexander Newski ein Bündniß gegen Livland schloß. Wenn auch der mit diesem vereinbarte Feldzugsplan nicht zu voller Ausführung kam, weil Mindowe zu früh oder Alexander zu spät aufbrach, das Eine war für Littauen erreicht: der deutschen Oberherrlichkeit und des Christenthums war man ledig.

Aber die erstrebte Einigung ganz Littauens in seiner Hand sollte Mindowe nicht erringen. Kaum war die Gefahr von Seiten des Ordens geschwunden, so stand wieder Partei gegen Partei. Eine Verschwörung zahlreicher russischer und littauischer Fürsten nahm ihm 1263 das Leben. Als er im Herbst dieses Jahres gegen den Fürsten Roman von Brjänsk unterwegs war, wurde er in seinem Lager überfallen und mit seinen beiden jüngeren Söhnen erschlagen.

---

1) Die russischen Darstellungen verwirren hier den chronologischen Zusammenhang, der durch Bonnell endgiltig festgestellt ist.

Die Selbständigkeit der kleinen Herrschaften war der Vorwand gewesen, der Mindowe das Leben gekostet hatte, aber gerade zwischen diesen kleinen Herren brach jetzt ein erbitterter Kampf um den Besitz der großherzoglichen Stellung aus. In zwei Parteien standen sich die Verschworenen gegenüber. An der Spitze der Schamaiten, die bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts den Schwerpunkt Littauens bildeten, stand Stroinat, ein Heide, während Tewtiwil, Fürst von Polozk, der Führer der Gegenpartei, längst Christ war und sich auf seine Verbindungen in Nowgorod stützte. Er wurde jedoch erschlagen, sein Sohn fand eine Zuflucht in Nowgorod und Stroinat wurde Großfürst. „Littauen aber, erzählt die wolhynische Chronik, schickte einen Fürsten nach Polozk." Die russisch-christliche Partei war jedoch keineswegs vernichtet, sie fand in Woischelg, dem ältesten Sohne Mindowes, einen Führer, der als Verwalter Schwarzrußlands zu Lebzeiten seines Vaters sich ganz russischen Cultureinflüssen hingegeben hatte. Er war, als Mindowe im Jahre 1255 seine russischen Eroberungen an Halicz hatte abtreten müssen, wahrscheinlich als Geisel, nach Cholm gekommen und dort aus wirklicher Ueberzeugung Christ geworden. So lebhaft waren die christlich ascetischen Gedanken in ihm zur Wahrheit geworden, daß er sich zum Mönche scheeren ließ und gar den Plan faßte, auf den Berg Athos zu ziehen. Er machte sich auch wirklich auf den Weg, gelangte aber nicht an sein Ziel und gründete nach seiner Rückkehr ein Kloster am Niemen. Mindowe war keineswegs mit dem Verhalten seines Erstgeborenen zufrieden, konnte aber den ganz auf geistliche Dinge gerichteten Sinn desselben nicht wandeln. Als nun nach seines Vaters Tode in Stroinat die heidnische Partei triumphirte, fühlte Woischelg den Beruf in sich, als Wiederhersteller des Christenthums aufzutreten. Er warf die Kutte ab, bemächtigte sich mit Hilfe des Fürsten von Pinsk Nowogordoks und rief Schwarn, den Sohn Daniels von Halicz, zu Hilfe. In dem erbitterten Kampfe, der nun ausbrach, fiel Stroinat durch Mörderhand und seine Partei unterlag. Dowmont, einer der Mörder Mindowe's, floh nach Pleskau, wo er, ein entschieden bedeutender Mann, eine hervorragende Rolle spielte. In Littauen aber fand nun ein eigenthümlicher Regierungswechsel statt. Woischelg, der nur im Bewußtsein, eine göttliche Mission zu erfüllen, aus dem Schatten seines Klosters hervorgetreten war, ließ sich von Wassilko Romanowitsch von Wolhynien adoptiren, nahm, nachdem er so in das Geschlecht der Fürsten von Halicz und Wolhynien eingetreten war, seinerseits Schwarn, den Sohn Daniels, an Kindesstatt an und trat ihm die Regierung ab. Dann kehrte er in sein Kloster zurück. Aber das so begründete Uebergewicht des russisch-christlichen Elementes in Littauen ließ sich auf die Dauer nicht behaupten. Zwischen 1267 und 1268 fanden zwei Todesfälle statt, die den Littauern Gelegenheit boten, ihr Uebergewicht wieder herzustellen. Woischelg wurde von Lew Danilowitsch von Halicz erschlagen und Schwarn starb. Ein eifriger Heide, Troiden, wurde Großfürst von Littauen (1270—1282), das in Zwistigkeiten sich aufreibende galizische Fürstenhaus vermochte seine Ansprüche nicht zur Geltung zu bringen.

Das littauisch-heidnische Element blieb jetzt 20 Jahre lang im Uebergewicht, aber der innere Zusammenhalt Littauens, wie Mindowe ihn trotz Allem doch geschaffen hatte, begann wieder zu schwinden. In Polozk und Witebsk setzte sich Erden als Fürst fest, ohne die Oberhoheit Troidens anzuerkennen. Er herrschte über eine große Zahl von Häuptlingen, von denen jeder in seinem wenig umfangreichen Territorium fast selbständig war. So begann Littauen wieder an Ausdehnung einzubüßen. Troiden war gerade stark genug, um die Ansprüche der galizisch-wolhynischen Fürsten abzuwehren, gegen das erneute Vordringen des Ordens in Preußen und Semgallen vermochte er die Stammesgenossen ebenso wenig zu schützen, wie diese aus eigener Macht sich zu helfen verstanden. Auch das Land der Jatwjägen ging damals an Polen verloren.

Es gab für Littauen nur eine Rettung, Wiederaufnahme der Pläne Mindowe's.

Zwanzigstes Kapitel.

Witen und Gedimin. 1293—1341.

Die Regierung Mindowe's hatte unter Anderem auch die wichtige Folge gehabt, in Littauen eine Art Lehnssystem einzuführen, welches, an die vorhandenen Elemente eines Herrenstandes anknüpfend, bald in den Anschauungen desselben feste Wurzel faßte. Aus diesem Lehnsadel erstand wahrscheinlich in der Zeit zwischen 1282 und 1291 eine neue Dynastie. Der erste Fürst dieses Geschlechtes ist Lutuwer, dem schon 1293 sein Sohn Witen folgte (1293—1316) und diesem ein andrer Sohn Lutuwers, Gedimin, der von 1316—1341 regierte.[1]) Dies sind die wahren Begründer der Macht Littauens. Die Eroberungen des Ordens wurden durch sie zum Stehen gebracht und durch Heranziehung der russischen Nachbarstaaten ein Reich gebildet, das als neue politische Macht, mit der gerechnet werden mußte, in die Reihe der europäischen Staaten eintrat.

Es trägt nicht aus, die zahlreichen Kriege Witens mit dem Orden und mit Polen herzuzählen. Das Wesentliche liegt darin, daß die Littauer nunmehr in wohlgeordneten, zahlreichen und disciplinirten Heeren auftreten, daß sie weit in Feindesland eindringen, Städte belagern, Kriegsmaschinen brauchen und in kunstmäßig aufgeschlagenen Lagern campiren. Dazu kommt noch, daß eine ganze Reihe von Städten und befestigten Orten die Grenzen schützt, kurz, in wenigen Jahren finden wir einen über-

1) Daß Gedimin ein Sohn Lutuwers und Bruder Witens war, nicht, wie spätere Legenden wollten, ein früherer Stallmeister, geht mit völliger Gewißheit aus der Vertragsurkunde zwischen Riga und Littauen hervor, die in der zweiten Hälfte des Jahres 1323 abgeschlossen wurde.

raschenden militärischen Fortschritt vollzogen. Man hat die Erklärung dieser sehr beachtenswerthen Erscheinung in dem Umstande finden wollen, daß die Littauer von den kriegserfahrenen Brüdern des deutschen Ordens rasch gelernt hätten, und in der That muß eine Beeinflussung von dieser Seite her stattgefunden haben. Sehn wir doch, wie in ähnlicher Weise die Esten und Oeseler vom deutschen Orden gelernt haben; hauptsächlich aber sind es die neu hinzutretenden russischen Elemente[1]) gewesen, welche der kriegerischen Entwickelung Littauens die Richtung gaben. Alle Quellen, die abendländischen wie die russischen, weisen darauf hin, daß in den littauischen Heeren russische Truppen mit fochten. „Littauer und Russen" werden bei den Kriegszügen Gedimins neben einander genannt, russische Feldherren befehligen die littauischen Heere und meist sind es Russen, die als Gesandte der littauischen Fürsten in den Nachbarstaaten erscheinen. Die einzige Persönlichkeit, die neben Witen und Gedimin in den Vordergrund tritt, der Castellan von Grodno, oder wie er in der Hochmeisterchronik genannt wird, der „Burggraf von Garthen", ist David[2]), ein Russe. Ihm war durch diesen Posten der Schlüssel der littauischen Besitzungen nach Masowien und zum Ordenslande hin vertraut worden und er führte, wenn der Großfürst abwesend war, das littauische Heer an. Auch in dem Titel Gedimins tritt die Bedeutung des russischen Elementes hervor. Er nannte sich „König der Littauer und Russen" oder „König der Littauer und vieler Russen."[3]) Es konnte nicht fehlen, daß bei dem starken Nationalgefühl der Littauer diese offenkundige Bevorzugung des russischen Elementes eine stetig zunehmende Unzufriedenheit hervorrief. Ein Sohn Troidens, den Lutuwer des Thrones beraubt hatte, stellte sich an die Spitze der Gegenpartei und suchte seit 1286, auf den deutschen Orden und auf den Stamm der Schamaiten gestützt, die Herrschaft an sich zu reißen. Erst 1314 gelang es Gedimin, sich seiner zu bemächtigen und ihn zu tödten. Man begreift, daß er unter diesen Umständen sich um so fester auf das russische Element stützte.

Ueberblicken wir nun die zu Littauen gehörenden Theile Rußlands, so sind es zunächst die schwarzrussischen Städte mit ihrem Gebiet: Nowogorod, Sditow, Slonim und Wolkowysk; die Bevölkerung bestand hier aus Kriwitschen, so daß bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts, terra Crivitiae, Kriwitschenland dafür die technische Bezeichnung blieb. Dies Land war wohl schon in den Tagen Ringolds erworben worden und wurde von Littauen dauernd behauptet. Zur Zeit Witens und Gedimins stand es unter der Verwaltung Davids, des „Burggrafen" von Grodno, und später wurde es unter Gedimins Söhne Mondiwid und Koriat getheilt.

---

1) Vgl. Antonowitsch l. l. p. 44 ff.

2) Bonnell, Chronographie (Index) nennt ihn einen Bruder Gedimins. Dem widerspricht aber Nr. 53 der russisch-livländ. Urkunden. David hatte aber eine Tochter Gedimins zur Frau.

3) Rex Litwinorum Ruthenorumque, rex Lethwinorum et multorum Ruthenorum.

Das Fürstenthum Polozk kam unter Mindowe, wahrscheinlich bald nach 1250 an Littauen. Hier herrschte erst Towtiwil, darauf Erden, der lateinisch getauft wurde und sein Land dem Erzbischof von Riga unterstellte. Später verkaufte der deutsche Orden seine Ansprüche auf die Oberhoheit über Polozk dem Großfürsten von Littauen[1]) und Witen eroberte die Stadt, die wir 1326 unter der Verwaltung Woini's, eines Bruders Gedimins, finden. In dem Theil von Polozk aber, der zu Minsk gehörte, herrschte ein russischer Fürst als littauischer Lehnsmann. Turow und Pinsk waren ebenfalls zu Zeiten Gedimins unzweifelhaft littauisch, während Witebsk auf friedlichem Wege durch Heirath an Littauen fiel. Gedimins Sohn Olgerd heirathete die Erbtochter des letzten Fürsten von Witebsk, Jaroslaw Wladimirowitsch, und folgte ihm 1320 als rechtmäßiger Erbe nach. Auf demselben Wege endlich erwarb Lutart, der Sohn Gedimins, als um 1340 das dortige Fürstengeschlecht ausstarb, Wladimir, Luzk und Wolhynien.[2]) Die wichtigste Erwerbung der Littauer auf russischem Boden, Kiew mit seinen Beilanden, läßt sich zeitlich nicht mit Sicherheit bestimmen. Die spätere littauische und polnische Annalistik setzt die vermeintliche Eroberung Kiews in die Jahre 1320 bis 1321. Da nun hinlänglich erwiesen ist, daß damals eine solche Eroberung nicht stattfinden konnte, andrerseits aber Städte, die zu Kiew gehörten, wie Shitomir und Owrutsch, von Gedimin genommen wurden, wird wohl nur so viel als feststehend zu betrachten sein, daß, nachdem Gedimin bereits durch die Wegnahme beträchtlicher Gebiete Kiew geschwächt hatte, unter seinem Sohne Olgerd Gediminowitsch, der 1362 die Tataren am Flusse Sina aufs Haupt schlug, die endgiltige Vereinigung der alten Hauptstadt Rußlands mit Littauen stattfand. Es waren aber bereits unter Gedimin mehr als zwei Drittel des littauischen Reiches mit Russen bevölkert und so ein mächtiges littauisch-westrussisches Reich erstanden, welches nothwendig mit Moskau aneinander kommen mußte, weil sich inzwischen, wie wir sehen werden, dort ein anderes Centrum gebildet hatte. Während aber in Littauen die beiden Nationalitäten der Littauer und Slaven nicht in einander aufgehen wollten und der Gegensatz beider die Kräfte des Ganzen lähmte, konnte Moskau, das ebenfalls zwei Nationalitäten, die russische und die finnische umschloß, da letztere keinerlei politische Ansprüche erhob und ihre Wehr und Arbeitskraft dem Ehrgeiz der Fürsten unterwürfig zur Verfügung stellte, seine volle Kraft dem Bestreben widmen, der Mittelpunkt zur künftigen Einigung aller russischen Stämme zu werden.

Ohne schon hier näher auf diese Verhältnisse einzugehen, die uns in der Geschichte Moskaus nochmals entgegentreten müssen, sei nur so viel bemerkt, daß, da zwischen Moskau und Littauen, gewissermaßen als neutrale Zone, Pskow, Nowgorod, Smolensk und Sewersk lagen, in diesen Landen trotz der

1) Wann Polozk von Witen eingenommen wurde, läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls nicht, wie Antonowitsch meint, 1307. Vgl. Bonnell l. l. p. 101.

2) Ob übrigens die Erwerbung Wolhyniens kampflos stattfand, ist zweifelhaft. Vgl. Daschkewitsch l. l. p. 332, Anm. 2.

verwandtschaftlichen Beziehungen, in welche Gedimin zu den Großfürsten von Moskau getreten war, die Politik beider Staaten sich bekämpfte. Namentlich gilt das von Nowgorod und Pskow. In Pskow bestand schon lange eine littauische Partei. Dowmont, einer der Mörder Mindowe's, hatte dort eine Zuflucht gefunden (1265) und war dann zum Fürsten gewählt worden, nachdem er vorher den christlichen Glauben angenommen hatte. Dowmont ist eine jener schneidigen und thatkräftigen Naturen, an denen die Littauer im Gegensatz zu den entarteten Nachkommen Ruriks so reich sind. Er hat Pleskau nach allen Seiten hin gegen Littauen wie gegen Livland vertheidigt und wenn er auch zeitweilig die Stadt verlassen mußte, ist er doch als Fürst von Pskow am 20. Mai 1299 gestorben und hat die Regierung seinem Sohne David hinterlassen können.[1]) Als nun Pskow danach strebte, ganz selbständig von Nowgorod zu werden, wurde es darin von Gedimin unterstützt. Ueberhaupt hat er keine Gelegenheit vorüber gehen lassen, um die Pskowiter an sich zu fesseln. Littauische Hilfe rettete die Stadt 1322 und 1323 vor dem Orden, 1331 nahm er regen Antheil an der Trennung der pleskauer Eparchie von der nowgoroder und in den Jahren 1328—1338 hat sich hauptsächlich durch seine Hilfe der Fürst Alexander Michailowitsch daselbst behaupten können. Gegen den Khan freilich, der Alexander schließlich in der Horde hinrichten ließ (28. October 1339), konnte Littauen keine Hilfe bieten. Auch in Nowgorod machte Gedimin seinen Einfluß im Gegensatz zu Moskau geltend. Als die Republik 1333 von Moskau bedrängt wurde, schickte er ihr seinen Sohn Narimont, der von den Nowgorodern eine Reihe wichtiger Orte: Ladoga, Orechowez, Karelien und halb Koporje erhielt. Das hatte sogleich ein Zurücktreten des moskauschen Einflusses zur Folge. Doch war Narimont nicht stetig genug, er hielt sich immer nur vorübergehend auf Nowgoroder Boden auf, ließ die Stadt während des Schwedenkrieges von 1338 im Stich und gab den Einfluß Littauens an diesem bedeutsamen Punkte preis.

Bei weitem folgenreicher waren die schon früher angeknüpften Beziehungen zu Polen und Livland. 1325 hatte Wladislaw Loktek ein Schutz- und Trutzbündniß mit Gedimin geschlossen, dessen Spitze gegen den Orden und die Masovier gerichtet war. Gedimins Tochter Aldona, wurde, nachdem sie in Krakau die Taufe und den christlichen Namen Anna empfangen hatte, dem polnischen Thronerben Kasimir vermählt und so die erste für den Orden so verhängnißvolle dynastische Verbindung zwischen seinen beiden mächtigsten Gegnern geschlossen. Daß Gedimin Heide blieb, spielte in diesen politischen Fragen für Wladislaw keine Rolle, wenn nur der Hauptzweck, Erschütterung der Ordensmacht, erreicht wurde. Das aber geschah, und nicht zum kleinsten Theil wirkte dabei der Umstand mit, daß es Gedimin gelungen war, im Ordenslande an der Stadt Riga einen Bundesgenossen zu finden.

Wir greifen, um diese auch für Littauens Entwickelung hochwichtige An-

1) Auch Dowmont wurde später heilig gesprochen.

gelegenheit klar zu legen, schon hier auf die inneren livländischen Verhältnisse zurück.

In Livland strebten der Orden einerseits, der Erzbischof und die Bischöfe andrerseits nach Landeshoheit, und wenn der Orden auch außer für Kurland seine Lehnsabhängigkeit von den Bischöfen hatte anerkennen müssen, war er doch keineswegs gewillt, diese Fessel dauernd zu tragen. Mit Mühe wurde äußerlich der Friede zwischen beiden Parteien aufrecht erhalten, der Kampf aber kam zum Ausbruch, als in der Stadt Riga ein neuer bedeutsamer politischer Factor sich geltend machte, dessen eigenthümliche Stellung die Parteien vollends aneinander brachte.

Die Stadt war unabhängig vom Orden entstanden, eine Schöpfung des Bischofs Albert, und war bei der Theilung des Letten- und Livenlandes zwischen ihm und dem Orden nicht mit in Berücksichtigung gezogen worden. Schon die Schwertbrüder hatten sich nur unwillig darin gefunden, daß Riga im ausschließlichen Besitz des Bischofs blieb. Der deutsche Orden aber strebte um so mehr nach einer Mitherrschaft über die Stadt, als diese durch ihre steigende Bedeutung im Handelsverkehr und den dadurch hervorgerufenen Wohlstand auch den Bischöfen immer mehr entwuchs. Die Verwaltung kam in die Hände von Beamten, welche Riga aus der Mitte seiner Bürger wählte, so daß der Orden bald in ihr ein Hinderniß mehr zur erstrebten Einigung des ganzen Landes unter seiner Oberhoheit sah. Das konnte und wollte er nicht dulden; sein Ziel war, Riga in dieselbe abhängige Stellung herabzudrücken, in der die preußischen Städte zum Orden standen. Um 1274 brachen die ersten offenen Feindseligkeiten aus, die sogleich einen ungemein weiten Kreis in Mitleidenschaft ziehen. Nicht nur die geistlichen Gebietiger des Landes, auch Kaiser und Papst müssen eingreifen. Ein völliger Bruch erfolgte jedoch erst 1297, und da der Orden dabei in blutiger Schlacht sein Uebergewicht wahrte und durch die Anlage einer Festung Riga vom Meere abzuschneiden trachtete, weil er so die Stadt auszuhungern und dann gefügig zu machen hoffte, schlossen die erbitterten und geängstigten Städter ein Bündniß mit Witen von Littauen. Um Pfingsten 1298 erfolgte der erste verheerende Einfall, der die littauischen Schaaren bis tief in das Herz Livlands führte. Als der Orden sich an der treider Aa den beutebeladenen rückkehrenden Kriegshaufen entgegenwarf, erlitt er trotz aller Tapferkeit eine Niederlage, doch wußte er, von Preußen aus verstärkt, durch einen glänzenden Sieg bei Neuermühlen diese Scharte wieder auszuwetzen. Das war am 29. Juni 1298. Ein Waffenstillstand war die Folge. Riga aber gab das littauische Bündniß nicht auf und führte gleichzeitig mit großer Erbitterung an dem päpstlichen Hofe zu Avignon einen Proceß gegen den Orden. Als aber dieser im Jahre 1305, gegen die Bestimmungen eines alten Vertrages, durch Kauf das befestigte Kloster Dünamünde erwarb, rief Riga die Littauer zum zweiten Male herbei. Wir übergehen die Ereignisse der nun folgenden Jahre, die Littauen weniger berühren. Mit großer Mühe hatte der Hochmeister Karl von Trier

im Jahre 1319 endlich durchgesetzt, daß der Papst den Kauf von Dünamünde als zu Recht bestehend anerkannte. Riga fügte sich, weil es im Augenblick nicht anders konnte. Aber es kam der Stadt darauf an die Stellung des Ordens in Avignon zu untergraben, und so wurde die schon früher erhobene Klage wieder hervorgeholt[1]), daß der Orden die Schuld trage, wenn der Großfürst Gedimin mit seinem Volke nicht zum Christenthum übertrete. Gleichzeitig fand eine neue Annäherung zwischen Gedimin und Riga statt, wobei ersterer den doppelten Zweck verfolgte, Bundesgenossen gegen den Orden zu erwerben und abendländische Kolonisten in sein Reich zu ziehen. Bald darauf, im Sommer 1323, verbreitete sich die Nachricht zwei Rigaer Rathsherren seien mit Briefen Gedimins heimgekehrt, in welchen er aller Welt kund thue, daß er bereit sei, das Christenthum anzunehmen und nur durch die Feindseligkeit des Ordens an der Ausführung seiner Absicht verhindert werde. Wirklich konnten auch vier von Gedimin ausgestellte Urkunden vorgewiesen werden. Die eine ohne Datum war an Papst Johann XXII. gerichtet.[2]) „Schon lange, hieß es in derselben, habe er, Gedimin, gehört, daß alle Bekenner des christlichen Glaubens dem väterlichen Ansehen des Papstes untergeben sein sollen. Daher habe sich sein Vorgänger, Mindowe, mit seinem ganzen Königreich zum Christenthum bekehrt; aber wegen der Beleidigungen und der Verräthereien der deutschen Ordensritter seien alle wieder vom Glauben abgewichen und befinde auch er sich bis jetzt in dem Irrthum seiner Vorgänger. Oft hätten diese ihre Boten an die Riga'schen Erzbischöfe abgeschickt, um Frieden zu schließen, aber diese seien durch die Ordensritter getödtet worden. Sein Vorgänger Witen habe zweien Minoriten eine Kirche angewiesen, aber auf die Kunde davon hätten die Ordensritter ein Heer geschickt und die Kirche verbrannt. Dieselben hätten stets gegen die Geistlichen gewaltthätig gehandelt. Wenn sie Länder verwüsteten, wie Semgallen, sagten sie, daß sie es thäten, um die Christen zu vertheidigen. Er, Gedimin, kämpfe nicht gegen die Christen, sondern um zugefügtes Unrecht abzuwehren, wie es die christlichen Fürsten thäten. Der Beweis dafür sei, daß er Franziskaner- und Dominikanermönche bei sich habe, denen er die volle Gewalt gegeben habe zu taufen, zu predigen und andere heilige Handlungen zu verrichten. Dies schreibe er dem Papst, damit dieser wisse, warum seine Vorfahren im Unglauben dahin geschieden seien. Jetzt aber bitte er den Papst, seine Lage zu beachten, weil er bereit sei, ihm wie die anderen christlichen Könige in Allem zu gehorchen und den christlichen Glauben anzunehmen, wenn er nur in nichts den Ordensbrüdern verpflichtet werde." Dann erklärte er, daß er nebst seinen Söhnen den Papst und die Kardinäle als seine Väter ansehe, und knüpfte daran die Bitte, der Papst möchte den Rigaschen Erzbischof und einen Legaten zu ihm schicken, um den Frieden festzusetzen. In einem anderen Schreiben erklärte

1) Vgl. russisch-livländ. Urk. Nr. XLV.
2) Vgl. Bonnell, Chronographie, Commentar p. 162 ff.

er, mit den Vornehmen seines Reiches in der gegen den Papst und die römische Kirche ausgesprochenen Gesinnung beharren zu wollen. Er habe sein Glaubensbekenntniß ausgesprochen, „es gebe einen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist, und von diesem wahren und lebendigen Gott sei der Papst als Hirte und Regent aller zu Erlösenden eingesetzt . . .“ daran scheint sich dann noch die Bitte geschlossen zu haben, der Papst möchte Legaten an ihn abordnen, welche ihn zu dem katholischen Glauben führten und darin unterrichteten.

Ein anderes Schreiben war an die Seestädte Lübeck, Rostock, Stralsund, Greifswalde, Stettin und die Kaufleute und Handwerker in Gothland gerichtet und enthielt die Aufforderung zur Einwanderung in sein Land. Schreiben an die Predigermönche und an die Minoriten, namentlich Sachsens, baten um Sendung von Priestern.

Die Sache erregte ungeheueres Aufsehen und die nächste Folge war, daß am 10. August 1323 die livländischen Landesherren, Kurland und Estland, sowie die Städte Riga und Dorpat mit einbegriffen, in Ermes bei Walk zusammentraten. Man beschloß nun eine Botschaft an Gedimin abzufertigen, um einen Frieden mit ihm zu vereinbaren. Die Boten, darunter auch zwei Ordensbrüder, zogen nach Wilna, wo am 2. October, ohne daß zunächst von der Taufe des Königs die Rede war, der Friede wirklich zu Stande kam. Als man aber um die Bestätigung dieses Friedens beim Papste nachsuchte, riethen nicht nur die preußischen Landesbischöfe ab, sondern auch die Mönchsorden in Preußen nahmen sich beim Papste des Ritterordens vertheidigend an. Man fürchtete mit Recht, daß Gedimin nun seine ganze Kraft gegen den Orden wenden werde. Und in der That zeigte er sich dem Orden nach wie vor feindselig. Trotz alledem war in Avignon die Freude groß und Papst Johann XXII. schickte eine Gesandtschaft nach Littauen, an deren Spitze zwei französische Prälaten, Bischof Bartholomäus von Alet, und Abt Bernhard von St. Theofried, als päpstliche Legaten standen und der sich der Erzbischof Friedrich von Riga, sowie Boten Riga's anschlossen. Sie trafen am 22. September 1324 in Riga ein und ließen es ihr erstes Geschäft sein einige Geistliche an Gedimin abzufertigen, um sich von seiner Bereitwilligkeit, das Christenthum anzunehmen, direct zu überzeugen. Es scheinen bereits Zweifel an der Echtheit der von den Rigensern verbreiteten Briefe Gedimins aufgetaucht zu sein. Die Boten trafen am 3. November in Wilna ein, wo der Großfürst residirte und kehrten am 25. November mit einem Bericht zurück, der völlig klar legte, daß der Papst das Opfer eines frechen Betruges geworden war und Gedimin den Glauben seiner Väter durchaus nicht aufgeben wollte. Das interessante Actenstück, das zugleich ein Schlaglicht auf die Persönlichkeit Gedimins wirft, ist merkwürdig genug, um hier im Wortlaute zu folgen: [1])

1) Der lateinische Text findet sich bei Bonnell, russisch-livländische Urkunden Nr. LXVII.

„Kund und zu wissen sei, daß wir, die Boten der päpstlichen Legaten, des Herrn Erzbischofs und der Rigaer Bürgermeister an den König von Littauen, am Sonnabend nach Aller Heiligen in seiner Hauptstadt Wilna eintrafen und daß er uns zur Vesperzeit zu einer Audienz rufen ließ. Als wir zu ihm kamen, saß er mit seinen Räthen im Thronsaal und wir überreichten ihm die Briefe der Herren Legaten, des Erzbischofs, des Bischofs von Dorpat und Oesel sowie der rigaer Bürgermeister und er nahm sie gnädig entgegen. Als wir ihm aber sagten, daß wir geschäftliche Aufträge von den genannten Herren an ihn zu bringen hätten, erwiderte er, daß gehe um diese Zeit nicht an, wir hätten einen weiten Weg gemacht, müßten uns von den Anstrengungen erholen und sollten fröhlich und guter Dinge sein. Des anderen Morgens frühe gingen wir zu den Minderbrüdern, (d. h. den Franziskanern) die Messe zu hören und sprachen vorher den Bruder Nicolaus und fragten, ob der König noch gleichen Willens sei, wie er dem apostolischen Vater und aller Welt geschrieben hatte, zugleich baten wir ihn inständig um seinen Rath. Wir erfuhren, daß er Mitglied des königlichen Rathes sei und baten um Christi Willen uns anzugeben, welcher Gestalt wir die uns anvertrauten Aufträge des Papstes vorzubringen hätten. Er antwortete, jener habe seine Absicht geändert und wolle keineswegs Christ werden; da wir keinen anderen Bescheid erhalten konnten, traten wir nun in die Kirche und hörten die Messe an. Nach Schluß derselben wandten wir uns mit dem gleichen Ansinnen an die Minoritenbrüder Hinrich und Bertold. — Der König, sagten sie, habe jene gute Absicht wohl gehabt, aber durch Einflüsse anderer habe er seinen Sinn völlig geändert und abgewandt; sie seien ein ganzes Jahr nicht in seinen Rath gezogen worden, sondern nur Bruder Nicolaus, und den hätten sie im Verdacht, daß er .... jenes Unheil und die Abneigung .... hervorgerufen habe. Während wir in der Messe gewesen waren, hatte der König den Bruder Nicolaus holen lassen und da wir nach der Messe in Begleitung des Bruders Bertold zu unserer Herberge zurückwollten, kam ein Bote des Königs, der auch die Brüder Bertold und Hinrich vor ihn rief. Nach dem Frühmahl schickte der König auch nach uns und wir fanden ihn zu unserem großen Mißfallen mit ungefähr zwanzig Räthen in seinem Empfangssaal, wir hatten aber gehofft ihn allein zu finden. Wie wir nach reiflicher Ueberlegung beschlossen hatten, begannen wir, um seine Gunst zu gewinnen, da wir ihn abgeneigt wußten, ihm von der Ankunft der Herren (es ist die päpstliche Gesandtschaft gemeint), von dem Proceß gegen die Ordensbrüder und von der Rückgabe der ihm genommenen Gefangenen so wie ihrer Güter innerhalb des Friedens zu erzählen, wofür er vielfach dankte und seine Freude kundthat."

Darauf berichteten sie weiter, daß in Folge seines Briefes an den Papst, welcher durch den Boten der Rigaer nach Avignon überbracht und von dem Erzbischof Friedrich dem Papst überreicht sei, zwei mit großen Vollmachten versehene Legaten und der Erzbischof Friedrich nach Riga gekommen

seien, um den Großfürsten zum christlichen Glauben zu bekehren und ihn zu taufen, wie er es in dem an den Papst, den Erzbischof und an alle Welt gerichteten Briefe gewünscht habe. „Da antwortete er, er habe nicht geboten das zu schreiben: wenn aber Bruder Bertold das geschrieben hätte, so möge es auf sein Haupt zurückfallen. Habe ich je die Absicht gehabt, so soll der Teufel mich taufen. Dann betheuerte er, er wolle den Papst wie einen Vater verehren, das habe er geschrieben: denn er ist älter als ich und solche verehre ich wie einen Vater, und auch den Erzbischof, der ebenfalls älter ist, will ich so verehren, die mir gleich sind, achte ich für Brüder und jüngere als Söhne. Die Christen lassen Gott in ihrer Weise verehren, die Russen nach ihrem Ritus, die Polen nach dem ihrigen und wir verehren Gott in unserer Weise. Alle aber haben wir einen Gott. Und er bestätigte in Kürze den vollen Inhalt dieser Briefe bis auf die Taufe, denn er wolle nicht getauft werden und dann stieß er folgende Worte hervor: Was redet ihr mir von den Christen? Wo findet man mehr Frevel, mehr Unrecht, Gewaltthat, Verderben und Wucher als bei den Christen und namentlich bei solchen, die Geistliche zu sein scheinen, wie die Kreuzträger?[1]) Sie thun jedes Uebel, Bischöfe haben sie gefangen genommen, in den Kerker geworfen und elend gehalten, so oft es ihnen darauf ankam ihren Willen durchzusetzen; einige haben sie verbannt, Mönche und Geistliche getödtet, der Stadt Riga den größten Schaden gethan, und von der ersten Einführung des Christenthums an nie die Eide gehalten, welche sie geschworen haben ...."

Am folgenden Tage ließ der Großfürst die Boten fragen, ob sie den Frieden vom 2. October 1323 — ein Vertrag zur Sicherung der Reisenden und Kaufleute — ferner halten wollten oder nicht. Darauf gaben sie zur Antwort: Seitdem der König von seinem gegen den Papst, den Erzbischof und die ganze Welt ausgesprochenen guten Vorsatz zurückgetreten sei, wüßten sie nicht, was die päpstlichen Legaten, der Erzbischof und dessen Suffraganen zu thun gedächten, aber wenn es ihm gefiele, möchte er mit ihnen Boten nach Riga mitschicken, die ihm über die fernere Beobachtung des Friedens berichten könnten.

„Am folgenden Tage berief uns der Dolmetsch des Königs, ein Christ, zum Hospiz der Franciscaner. Dort fanden wir den Vogt des Königs, seine Räthe und die Brüder vom Orden der Franciscaner und Dominicaner. Und der Vogt fragte die Franciscaner, von wem jener an den Papst gerichtete Brief seinen ersten Ausgang genommen hätte. Da antwortete Bruder Hinrich, er habe den Brief geschrieben, den der König mit seinem Boten nach Riga geschickt habe. Der Bote aber sei unterwegs mißhandelt, eingekerkert und mit Hunger gequält worden, der Brief an den Papst aber sei zurückgebracht worden. Darauf fragte jener den Bruder Bertold, ob er geschrieben habe, daß der König getauft werden wolle. Er antwortete, er habe den letzten

1) Cruciferi, es sind die Ordensbrüder gemeint.

Brief geschrieben, der durch die Rigaer an den Papst geschickt worden sei, und habe in demselben nichts geschrieben, als was er aus dem Munde des Königs gehört habe, daß er ein Sohn des Gehorsams zu sein und zum Schooß der heiligen Mutter Kirche zu kommen wünsche, er wolle die Christen aufnehmen und den christlichen Glauben vermehren, denn er erkannte, daß er im Irrthum stehe. Da entgegnete der Vogt: also bekennst Du, daß er Dich nicht geheißen hat von der Taufe zu schreiben? Da antworteten Bruder Bertold und Bruder Nicolaus vom Dominicanerorden und wir alle, ein Sohn des Gehorsams sein und zum Schooß der heiligen Mutterkirche kommen, das heißt nichts Anderes als die Taufe. Da entgegneten der Vogt und Bruder Nicolaus, daß es der Bruder Bertold sei, der dem Könige die ganze Verwirrung angerichtet habe." Eine geheime Audienz, um welche die Boten Gedimin bitten ließen, wurde ihnen verweigert und als sie am folgenden Tage den großfürstlichen Boten mittheilten, daß die päpstlichen Legaten den Großfürsten, wenn er bei seinem früheren Vorsatze, sich taufen zu lassen, beharre, groß und herrlich wie andere christliche Könige machen würden, blieb auch dieser letzte Versuch erfolglos.

In einer Nachschrift auf der Rückseite dieses merkwürdigen Actenstückes wird noch mitgetheilt, daß der Mönch Nicolaus dem Könige gerathen habe, statt des machtlosen Erzbischofs von Riga sich den König von Ungarn, oder von Böhmen, zum Schutzpatron zu erwählen. Gedimin habe ursprünglich die Taufe wirklich annehmen wollen, aber die Drohungen der heidnischen Schamaiten und der Russen hätten ihn gezwungen, seinen Vorsatz fallen zu lassen.

So zogen die Boten unverrichteter Sache ab und bald darauf traf in Riga ein Gesandter Gedimins ein, der den noch anwesenden päpstlichen Legaten erklärte, daß der König nie, weder dem Papste noch den Seestädten oder sonst Jemandem habe mittheilen und schreiben lassen, daß er sich und die Seinigen wolle taufen lassen.

Man sieht, es war ein Gewebe von Lug und Trug, an dem Viele betheiligt waren, das den Irrthum von der bevorstehenden Taufe Gedimins erregt und das ganze Abendland in Aufregung versetzt hatte. Die nächste Schuld trifft dabei die Franciscanermönche, aber auch der König scheint sich absichtlich so ausgedrückt zu haben, daß seine Worte falsche Hoffnungen erregen konnten. Wie weit man in Riga den Betrug durchschaut hat, ist heute schwer zu sagen. Eine directe Mitschuld der Rigenser ist nicht nachweisbar, wohl aber zogen sie und Gedimin trotz Allem Vortheil aus diesen Dingen, da der Vertrag vom 2. October in Kraft blieb und der Orden angewiesen wurde, den Bestimmungen desselben getreulich nachzukommen. Andrerseits ist aber die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Gedimin wirklich eine Zeitlang sich mit dem Gedanken getragen habe, zum Christenthum überzutreten und daß Erwägungen, wie die Nachschrift sie uns überliefert, ihn zu einer Meinungsänderung bewogen. Allerdings war Schamaiten der Sitz

des littauischen Heidenthums, mit dem Gedimin nicht brechen durfte, wenn er es gleichzeitig mit seinen russischen Unterthanen verdarb, denen ein Uebertritt des Königs zu dem verhaßten lateinischen Christenthum schlimmer erscheinen mochte als sein bisheriges tolerantes Verhalten, das ihnen auf ihrem Grund und Boden das nationale und religiöse Uebergewicht sicherte. Uns sind gut bezeugte Nachrichten erhalten, daß Gedimin bei all seiner Toleranz doch bemüht war, den altlittauischen Götterglauben lebendig zu erhalten. Nachdem Nadrauen in die Hände des preußischen Zweiges des deutschen Ordens gefallen war, hatte der Kriwe Romowe verlassen und seinen Sitz an der Dubissa, da wo sie in den Niemen mündet, aufgeschlagen. Aber auch hier drang der Orden ein und nun wurde das Heiligthum weiter hin, fast an die Grenze der russisch-littauischen Lande, verlegt. An der Mündung der Wilna in die Wilja lag auf einem Hügel eine altlittauische Cultstätte. Als nun der Kriwe dorthin zog, gab auch Gedimin seine bisherige Residenz, das von ihm an sicherer Stelle inmitten eines Sees gegründete Troki, auf und siedelte an diesen Ort über. So, erzählt die nicht unwahrscheinliche Legende, entstand Wilna, von nun an der Hauptort der littauischen Lande. Hier gab es zwei katholische Kirchen mit den dazu gehörigen Klöstern der Franciscaner und Dominicaner und auch eine griechische Kirche zum heil. Nicolaus war noch bei Lebzeiten Gedimins errichtet worden. Fast alle seine Söhne hatten sich mit russischen Fürstinnen vermählt und einer derselben, Gleb-Narimunt, war Christ nach russisch-griechischem Bekenntnisse geworden. So traten hier in Wilna Heidenthum und abendländisches wie orientalisches Christenthum in eine eigenthümliche Berührung, wie sie sonst nirgend in Europa sich wiederholte. Gedimin übte allseitig die weitgehendste Toleranz und es ist unter diesen Umständen begreiflich, wenn man, trotz des völligen Scheiterns der päpstlichen Mission, ihn noch nicht aufgab und dem Orden sein Vordringen gegen Littauen auch von christlicher Seite her zu erschweren suchte. Das stete Bündniß der Rigenser mit Littauen verliert dadurch an Gehässigkeit. Sie konnten mit Recht sagen, daß Gedimin kein Feind des Christenthums sei. Der Kampf mit dem Orden aber entbrannte sogleich wieder. Kaum stand es fest, daß Gedimin beim Heidenthum beharre, so trat der Orden vom Friedensschlusse zurück und auch Bann und Interdict, die der Erzbischof über ihn verhängte, vermochten keine Aenderung seiner Politik zu bewirken.[1] Riga trat 1329 wieder in offenes Bündniß mit Gedimin, der mit großer Heeresmacht einen furchtbaren Verwüstungszug in die Ordenslande unternahm. Aber der Energie des neuen Ordensmeisters Eberhard von Munheim gelang es, den Widerstand Rigas zu brechen. Trotz eines neuen Zuges, den Gedimin nach Kurland unternahm, um die Stadt zu entsetzen, fand am 20. März 1330 die Unterwerfung Rigas auf Gnade oder Ungnade statt

1) Diese livländischen Dinge sind bei Antonowitsch völlig falsch dargestellt. Vgl. l. l. p. 80 ff.

und eine der vornehmsten Bedingungen des nun folgenden Friedensschlusses, der im sogenannten „nackenden Brief" seinen Ausdruck fand, war, daß das Bündniß Rigas mit Littauen gelöst wurde und die Stadt die Verpflichtung übernahm, dem Orden in Vertheidigung und Angriff Heeresfolge zu leisten.

Für Littauen war das ein sehr merklicher Verlust. Dem in einer Hand geeinigten Livland nicht gewachsen, mußte Gedimin sich auf die Defensive beschränken. Unsere Nachrichten sind dürftig, aber es scheint, daß bis 1338 der Krieg mit dem Orden fortdauerte und daß er auf littauischem Gebiete geführt ward.

Am 1. November 1338 aber kam es zu einem zehnjährigen Frieden; Riga und der Orden einerseits — Gedimin, Fürsten, Bischöfe und Bürger von Polozk und Witebsk andrerseits, einigten sich dahin, daß in Zukunft ein gefriedeter Landstrich an der Düna bei der Ewstmündung bestehen solle, daß die Fahrt auf der Düna Jedermann frei stehe, daß littauische und russische Kaufleute von Riga aus in Livland und deutsche Kaufleute in russisch-littauischen Landen überall frei umherreisen dürfen. Schließlich waren Bestimmungen daran geknüpft, in welcher Weise ausbrechende Handelsstreitigkeiten beizulegen seien.

Daß dieser Vertrag wirklich gute Beziehungen beider Theile zur Folge hatte, ergiebt sich aber aus dem rigaer Schuldbuch, dessen Eintragungen von einem lebhaften Handel mit Littauen Zeugniß ablegen.

Welcher Art die Beziehungen Gedimins zu den Tataren der goldenen Horde waren, ist nicht festzustellen. Bei den Eroberungen, die er im südwestlichen Rußland machte, ist man erstaunt, ihn nicht in Kampf mit den Tataren, deren indirectes Machtgebiet er schädigte, gerathen zu sehen. Augenscheinlich waren seine Beziehungen zu Usbek aber gute, da wir tatarische Hilfstruppen in den Heeren Gedimins bei seinen Feldzügen gegen Livland finden. Die kluge Politik, die wir ihn nach allen Seiten hin verfolgen sehen, machte sich auch der goldenen Horde gegenüber geltend. Einen Tribut hat weder er entrichtet, noch haben es die ihm untergebenen russischen Fürsten gethan.

In dem Winter von 1341 auf 42, jedenfalls vor dem März dieses Jahres ist Gedimin gestorben. Ein Mann, dem historische Größe und folgenreiche Bedeutung nicht abzusprechen ist. Er hat Littauen in Bahnen geführt, auf denen es auffallend rasch zur Stellung einer osteuropäischen Großmacht sich emporschwang, durch Anlage von Städten und Festungen, so wie durch die Europäisirung des littauischen Kriegswesens, durch die Heranziehung und Begünstigung abendländischer Culturelemente sein Volk aus dem Zustande der Barbarei herauszuführen gewußt, endlich einen Mittelpunkt zu schaffen verstanden, um welchen die nicht dem Tatarenjoche verfallenen oder von ihm demselben entzogenen russischen Elemente sich auf mehrere Jahrhunderte hin schaaren konnten.

Und auch die Persönlichkeit als solche erregt unsere Sympathien. Ein

tapferer Krieger und tüchtiger Feldherr, hat Gedimin selbst in den schwierigsten Lagen Selbstvertrauen und Zuversicht nicht verloren. Die Art und Weise, wie er die Politik seines Staates leitete, zeugt von mehr als der Schlauheit eines Barbaren, wir stehen der consequenten Durchführung klug erdachter Pläne gegenüber. Er war nicht grausam, wohl aber rücksichtslos thatkräftig. Ein Heide, aber unparteiisch, duldsam dem Christenthum gegenüber, in seiner Ausdrucksweise nicht ohne den Schwung einer natürlichen Beredsamkeit, war er der Pionir einer neuen Zeit für Littauen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Olgerd und Kestuit. 1341—1377.

Die außergewöhnliche Begabung der Littauer und der Reichthum dieser Nation an hervorragenden Charakteren hatte sich mit Gedimin nicht erschöpft. Unter seinen Söhnen treten uns zwei entgegen, die dem Vater an Geisteskraft und kühner Energie mindestens gewachsen waren: Olgerd und Kestuit.[1] Unter großen Schwierigkeiten sind sie zur Herrschaft gelangt, die sie mit seltener Klugheit und Energie nicht nur zu behaupten, sondern zu erweitern und zu kräftigen wußten.

Es gab in Littauen, als Gedimin starb, keinerlei Recht oder Gewohnheit in der Thronfolge, so daß nach seinem Tode das Reich in acht Theile zerfiel, von denen sieben seinen Söhnen, einer seinem Bruder zukam. Da diese Theilung zum Glück für Littauen nur bis 1345 bestand, ist es hier nicht nothwendig auf das Detail einzugehen. Für uns ist von Wichtigkeit, daß Olgerd im eigentlichen Littauen Krewo, mit dem dazu gehörigen Lande bis zur Beresina und das Fürstenthum Witebsk erhielt das ihm seine Gemahlin Maria Jaroslawna schon 1320 mitgebracht hatte, während seinem Bruder Kestuit das westliche Littauen von der schamaitenschen Küste bis nach Wolhynien hin zugefallen war. Der jüngste der Söhne Gedimins, Jawnuti, der wahrscheinlich bei Lebzeiten des Vaters keinen besonderen Antheil gehabt hatte, bekam das Gebiet, welches diesem unmittelbar untergeben gewesen war, Wilna mit seinen Beiorten. Man hat nun, auf der Thatsache fußend, daß Wilna die Residenz der Großfürsten von Littauen war, fälschlich angenommen, daß Jawnuti nach des Vaters Tode Großfürst geworden sei.[2] Dem war jedoch nicht so, vielmehr hat Littauen in den ersten fünf Jahren nach Gedimin überhaupt kein allgemein anerkanntes Oberhaupt gehabt, sondern jeder der

1) Wir wählen mit Bonnell diese Form seines Namens. Es finden sich außer dem noch folgende: Kenstut, Kenstutte, Kestut, Kestyt, Kestuti, Keynstutte, Kynstutte und russisch Кесмумій oder Кесмумu.

2) Die schlagende Widerlegung dieses Irrthums stammt von Antonowitsch her. l. l. p. 88 Anm. 1.

acht Fürsten herrschte unabhängig in seinem Territorium. Es drohten hier Zustände zu Tage zu treten, wie sie in Rußland nach Jaroslaw sich so verhängnißvoll ausgebildet hatten. Die nie combinirt auftretenden Kräfte der Brüder rieben sich in wenig erfolgreichen Kämpfen gegen die Nachbarn auf.

Das zeigte sich in der langen Reihe von Kriegszügen, welche die ersten Jahre nach Gedimins Tode ausfüllen. Monwid, der älteste Sohn des verstorbenen Großfürsten, kämpfte mit Preußen, Lubart, ein anderer, mit Kasimir von Polen um Halicz, Olgerd gegen Moschaisk, das er vergeblich zu nehmen suchte. Daran schloß sich die Theilnahme Olgerds an den Streitigkeiten zwischen Livland und Pskow. Er unternahm einen verheerenden Einfall in das Ordensland und machte seinen Sohn Andrei zum Fürsten von Pskow, gab jedoch diese Position wieder auf, als sich ihm Gelegenheit bot, nach dem Tode seines Oheims Woin, Polozk mit seinen übrigen Besitzungen zu vereinigen. Wenn nun auch bei fast allen diesen Unternehmungen Kestuit als Helfer der Brüder erscheint, waren es doch immer nur Bruchtheile der littauischen Heeresmacht, mit denen vorgegangen werden konnte. Das war aber um so bedenklicher, als der deutsche Orden in Preußen um diese Zeit an Kraft und Concentration gewann. Er hatte 1343 Frieden mit Kasimir von Polen geschlossen, der seine ganze Kraft dem Kampf mit Littauen um Wolhynien und Halicz zuwenden wollte. Im Frieden von Kalisch waren das Kulmerland, Michelau und Pomerellen dem Orden zugestanden worden, der dafür auf Kujavien und Dobrzyn verzichtete. Nachdem die Grenze stark befestigt worden, kamen wieder Kreuzfahrer ins Land, die schon 1344 verheerende Einfälle nach Littauen unternahmen. Nun war zwar 1343 in dem dänischen Estland ein furchtbarer Bauernaufstand ausgebrochen [1]), der sich verheerend auch über das benachbarte Ordensgebiet erstreckte, aber man wurde desselben, wenn auch mit Mühe, Herr, und es schien sich zum Jahre 1345 ein großer Kriegszug gegen Littauen, wiederum mit Unterstützung deutscher Kreuzfahrer, vorbereiten zu wollen. Gerade damals waren aber in der Person Heinrich Dusemers in Preußen und in Goswin von Herike in Livland ungemein tüchtige Männer an die Spitze des Ordens gelangt. Diese Verhältnisse sind es gewesen, welche Olgerd und Kestuit zu einem engen Bündniß brachten, dessen Zweck die Einigung der Kräfte Littauens und die Wiederherstellung der großfürstlichen Würde war.

Wahrscheinlich vor dem 1. März 1345 brach Olgerd mit Heeresmacht von Witebsk nach Krewo auf, während Kestuit in einem Tagesmarsche von Troki aus Wilna erreichte und in der kalten Winternacht widerstandslos die Stadt und die sie beherrschenden Burgen besetzte. Jawnuti ergriff halb bekleidet die Flucht, ward aber — mit erfrornen Füßen — ergriffen und in Haft gebracht. Nun riefen Boten Olgerd herbei, er wurde zum Großfürsten ausgerufen und zwischen ihm

1) Wir übergehen hier die in die livländische Geschichte gehörenden Einzelheiten.

und den Brüdern ein Vertrag geschlossen, der im Wesentlichen folgende Bestimmungen enthielt: Olgerd wird als Oberhaupt anerkannt, dem alle Brüder zu gehorchen haben. Er und Kestuit, der übrigens auch Großfürst genannt wird, schließen ein enges Bündniß und versprechen, alle etwa zu machenden Eroberungen zu theilen, Jawnuti endlich wird mit Zaslaw im Polozki'schen abgefunden. Die übrigen Brüder aber behalten, was Gedimin ihnen zugewiesen hatte unter der Oberhoheit Olgerds. Nur Jawnut und Narimunt versuchten erfolglosen Widerstand. Ersterer floh über Smolensk zum Großfürsten Simeon von Moskau und wurde dort getauft, konnte aber nie wieder in Littauen Fuß fassen, letzterer suchte vergeblich die Tataren zu seinem Schutz herbeizuziehen. Als er das Erfolglose seiner Bestrebungen erkannte, versöhnte er sich mit den Brüdern und 1348 ist er im Kampf gegen den Orden gefallen.

Der so vollzogene Staatsstreich hatte also eine Zweitheilung Littauens, bei oberherrlicher Stellung Olgerds, hervorgerufen. Nur unter der Voraussetzung eines einmüthigen Zusammengehens beider Brüder konnte der ideelle und factische Zusammenhang gewahrt bleiben, da Olgerd die russischen, Kestuit die rein littauischen Lande in seiner Hand vereinigte. Das aber geschah ohne jede Trübung; bis zuletzt bestand innige Freundschaft zwischen ihnen, es war ein Verhältniß, wie es jedem christlichen Brüderpaar zur Ehre gereicht hätte. Dabei fällt es schwer, sich entgegengesetztere Naturen vorzustellen. Olgerd war ein fein angelegter Politiker.[1]) Vorsichtig und verschlossen verfolgte er unentwegt seine Pläne, die er in undurchdringliches Dunkel zu hüllen verstand. Die ihm abgeneigten nordrussischen Chronisten nennen ihn den „ungläubigen, gottlosen, listigen", entwerfen aber trotzdem folgende Charakteristik desselben: „Dieser Olgerd war über die Maßen klug und redete viele Sprachen, und übertraf an Würde und Macht alle Uebrigen. Er hatte aber viel Selbstbeherrschung und hielt sich fern von eitelem Treiben, Erholung, Spiel und Aehnlichem, Tag und Nacht dachte er nur an Staatsangelegenheiten. Er trank weder Wein noch Bier oder Milch (Stutenmilch), noch ein anderes berauschendes Getränk, denn er verachtete die Trunkenheit und hielt in allen Dingen Maß.

„Dadurch erwarb er großen Verstand und Ueberlegung und führte seine Pläne kräftig aus, und durch solche Hinterlist eroberte er viele und weite Länder, Städte und Fürstenthümer und behauptete sich und vermehrte seine Herrschaft mehr, als Vater und Großvater es vermocht hatten. Olgerd pflegte aber so zu handeln, daß Niemand wußte, wohin er zu kriegen dachte und gegen wen er ziehen wollte, selbst seine Feldherren und Soldaten nicht .... und es war Furcht vor ihm bei Allen."[2])

1) Nach Antonowitsch p. 95 ff.

2) Sein Aeußeres schildert Narbut: Dzieje narodu Litewskiego IV 236—37 angeblich nach der gleichzeitigen Aufzeichnung eines Kreuzfahrers folgendermaßen: „Er sah majestätisch aus; sein Gesicht ist voller Farbe und länglich, die Nase stark,

In nationaler Hinsicht schloß sich Olgerd ganz seinen russischen Unterthanen an, in deren Mitte er, seit seinem 27. Jahre als Fürst von Witebsk, den größten Theil seines Lebens verbrachte. Auch seine zweite Gemahlin war eine Russin, Uljana von Twer, und von seinen zwölf Söhnen empfingen zehn die Taufe nach griechischem Ritus. Dagegen ist es, trotz der entgegengesetzten Angaben russischer und littauischer Quellen, doch sehr unwahrscheinlich, daß er selbst ebenfalls Christ gewesen sei. Er scheint in dieser Hinsicht ähnlich gestanden zu haben wie sein Vater, nur daß er das Christenthum nicht allein duldete, sondern, bei der überwiegenden Zahl seiner christlichen Unterthanen, offenkundig begünstigte. Es ist nicht denkbar, daß das Abendland von seinem Uebertritt zum Christenthum nichts gewußt haben sollte.[1])

Nach außen hin haben für Olgerd die russischen Angelegenheiten stets die Hauptrolle gespielt. Seinen Einfluß in Pskow, Nowgorod und Smolensk zu verstärken und durch Unterstützung von Twer die Macht der Großfürsten von Moskau einzuschränken, Südrußland und Bränsk, Nowgorod-Ssewerski und Kiew an sich zu bringen und der Horde zu entreißen, Polen gegenüber Wolhynien zu behaupten, das sind im Großen und Ganzen die Ziele seiner Politik gewesen. Seine innere Politik bezweckte die dauernde Festsetzung seiner Dynastie in dem auf obigem Wege an Umfang verdoppelten russisch-littauischen Großfürstenthum, und zwar hat er sich auf die Anschauungen gestützt, welche in Rußland zur Herrschaft gelangt waren. Als Aeltester des Geschlechtes vergab er an seine Brüder, Söhne und Neffen Theilfürstenthümer, wobei er jedoch eifersüchtig auf Wahrung seiner Oberhoheit wachte. Er hatte ein starkes Gefühl für Autorität und wußte es selbst dort zu wahren, wo sein Interesse scheinbar mit demselben in Widerspruch zu stehen schien. Den National-Littauern war er im Lauf der Zeit entfremdet.

Eine ganz andere Persönlichkeit war Kestuit[2]), ein Vollblut-Littauer mit Leib und Seele. In Littauen und Schamaiten lag sein Machtgebiet, und hier rang er sein ganzes Leben hindurch, stets die Stirn nach Norden

---

seine Augen blau und sehr ausdrucksvoll. Dabei hat er starke blonde Augenbrauen, Haar und Bart sind hell mit Grau untermischt und ins Rothe spielend, die Stirne hoch, der Scheitel kahl. Er ist mehr als mittelgroß, weder dick noch mager und spricht mit lauter, tönender und angenehmer Stimme. Ganz vorzüglich versteht er zu reiten, wenn er aber geht, hinkt er auf dem rechten Fuß und deshalb stützt er sich entweder auf einen Stab oder auf einen Pagen; er versteht vortrefflich deutsch und kann sich in dieser Sprache frei ausdrücken, bedient sich aber uns gegenüber stets eines Dolmetschers."

1) Entgegengesetzter Ansicht ist Antonowitsch p. 97 ff. Uns scheinen seine Ausführungen durch die Verhandlungen Kaiser Karl IV. über seinen und Kestuits Uebertritt widerlegt zu sein. Vgl. Bonnell l. l. p. 147 ad 1358.

2) Auch von ihm besitzen wir eine, leider schlecht bezeugte, Schilderung: „Er war", sagt Kotzebue in seiner älteren Geschichte Preußens, angeblich nach einer gleichzeitigen deutschen Quelle, „lang, hager, feurige Augen glühten im blassen Gesicht, wenig Haar bedeckte sein Haupt, ein grauer Bart die Brust. Karg waren seine Lippen, aber jedes Wort reich an Nachdruck. Wenn er drohte, schwollen die Adern vor der Stirn. Seine ganze Gestalt war Furcht einflößend." Antonowitsch l. l. p. 102.

und Westen gewandt, gegen den deutschen Orden. Er genoß unter den Seinen eine unbegrenzte Popularität, die in seinem volksthümlichen Wesen, das die guten nationalen Eigenthümlichkeiten greifbar verkörperte, begründet war. Seine Gemahlin Biruta stammte aus Schamaiten; wie die Sage, die sich ihrer bemächtigte, es haben wollte, war sie früher eine der Priesterinnen gewesen, die das den Göttern geweihte ewige Feuer zu hüten hatten. Und Kestuit selbst beharrt in festem Glauben an die alten Götter bis an sein Lebensende. Auch an ihn ist mehrfach in verlockendster Form die Aufforderung herangetreten, Christ zu werden. So in den Jahren 1349, 1353, 1358 und zuletzt 1373. Mitunter schien es, als sollten die Verhandlungen zu günstigem Abschluß gedeihen, aber im entscheidenden Augenblicke zeigte sich stets, daß er durch dieselben nur zeitweilige politische Vortheile hatte erringen wollen. Und doch hatte er dabei nicht das verschlagene Wesen des Bruders. Es ist eigenthümlich, daß dieser Heide sich die Tugenden des christlichen Ritterthums — so weit das möglich war — zu eigen gemacht hatte. Es ist, als ob zwischen ihm und den Ordensrittern, wie einst in Spanien zwischen Christen und Mauren, ein Wetteifer chevalereske Courtoisie stattfände, und auch die Chronisten des Ordens zollen ihm in dieser Hinsicht vollste Anerkennung. „Derselbe Kynstutte", sagt die ältere Hochmeisterchronik, „war gar ein streithaftig man und worhaftig. Wen her wolde reisen (d. h. einen Kriegszug unternehmen) zcu Prewsen ins Land, das entpot her czuvor dem Marschalke, und quam ouch gewisse. Ouch so her mit dem Meyster eynen Frede machte, den hilt her gar veste. Welchen Bruder des Ordens her ouch irkante kune und manhaftig, den libete her und irzeigte em vil Ere."

In den Ordenslanden war die wichtige Veränderung, welche in Littauen vor sich gegangen war, natürlich nicht unbemerkt geblieben. Der völlig mißlungene Zug des Jahres 1375, der Ludolph König zur Abdankung bewogen hatte, führte zu einer anderen Art der Kriegsführung. Nur selten noch wurden Feldzüge in größerem Maßstabe gegen Littauen unternommen; man begnügte sich von Seiten des Ordens mit Streifzügen in die Grenzlandschaften, errichtete zum Schutz der Ordenslande eine festgeschlossene Kette von Burgen und Städten an allen strategisch irgend bedeutenden Positionen und suchte die Littauer an der Errichtung von Grenzfestungen so viel möglich zu behindern. Blutige Schlachten fanden fast niemals statt und der Erfolg derselben scheint stark übertrieben zu sein. Am bedeutsamsten war noch 1348 die Schlacht an der Strebe, einem Flüßchen, das bei Kowno in den Niemen mündet. Achthundert Ritter unter der Führung des damaligen Großcomthurs Wilhelm von Kniprode schlugen ein mächtiges Littauerheer zurück, von welchem 1000 Mann erschlagen wurden, während die übrigen die Flucht ergriffen. [1])

1) Die Angaben schwanken zwischen 6000 und 40,000 Mann. Schon die geringe Zahl des Ordensheeres zeigt, daß diese Angaben sehr übertrieben sind. Auch lassen sich keine dauernden Erfolge dieses Sieges nachweisen.

Auch die Regierung Kniprode's, ſeit 1351, brachte hierin keine Aenderung hervor. Eine Art Guerillakrieg wurde geführt, der an Reiz und Abenteuern für beide Theile gleich anziehend, in ſeinem wechſelvollen Verlauf auf den allgemeinen Gang der Ereigniſſe nur geringen Einfluß übte. Zweimal iſt Keſtuit dabei in Gefangenſchaft gerathen, jedesmal wußte er ſich aber nach kurzer Friſt wieder zu befreien. Wichtiger waren die Kämpfe um die Feſtungen des Ordens wie der Littauer. Namentlich kommt Kowno dabei in Betracht. Die Lage der Stadt an der Einmündung der Wilja in den Niemen machte ſie zum wichtigſten ſtrategiſchen Punkte Littauens. Nicht nur deckten ihre Befeſtigungen die reich angebauten Gebiete von Wilna, Troki und Wilkomir, es war zugleich der Ort, von welchem aus einerſeits Schamaiten, Littauen und Schwarzrußland am kräftigſten geſchützt werden konnten, an dem andrerſeits das Ordensgebiet ſeine meiſt exponirte Poſition hatte. Im Jahre 1362 führte der Hochmeiſter, dem ſich der Biſchof von Samland und der livländiſche Meiſter angeſchloſſen hatten, ein ſtarkes, mit Belagerungsmaſchinen wohl ausgerüſtetes Heer gegen die Feſtung. Woidat, der Sohn Keſtuits, leitete die Vertheidigung.[1]) Aber trotz aller Tapferkeit vermochte er ſich nicht zu behaupten. Am 17. April, dem Oſterabende, war der Widerſtand erſchöpft. Woidat ſteckte die noch ſtehenden Holzwerke in Brand und verſuchte ſich durchzuſchlagen. Aber er fiel mit den letzten 36 Mann, die von der littauiſchen Garniſon noch übrig waren, in die Hände der Feinde.

Als aber die Ordensbrüder nach völliger Zerſtörung Kownos abzogen, erſtand auf einer Memelinſel, nur drei Meilen von der alten Stätte, Neu-Kowno. Auch um dieſen Ort iſt viel geſtritten worden. Kniprode ließ ihm gegenüber eine neue Ordensburg, Gotteswerder, errichten, die von Keſtuit genommen und ihm dann wieder entriſſen wurde. Um 1376 galt aber das littauiſche Neu-Kowno für ſo feſt, daß der Orden keinen weiteren Angriff verſuchte.

Ein in großem Stil 1365 unternommener Zug des Ordens, der übrigens auch keine Folgen von bleibender Wichtigkeit hatte, iſt uns namentlich um der hier mitſpielenden, die Familie Keſtuits betreffenden Einzelheiten intereſſant.

---

1) Keſtuit hatte vergeblich verſucht, die Feſtung zu entſetzen. Es kam dabei zu höchſt charakteriſtiſchen Verhandlungen zwiſchen ihm und dem Meiſter. Kynstud dixit magistro: Si ego essem in domo, nunquam eam obtineres cum omnibus tuis.

Cui magister respondit: Quare equitasti de domo cum non videres.

Et respondit: Quia mei non habebant caput, ideo mansi apud eos.

Et ait magister: Si tibi opus fuerit, accipe de tuis quotquot vis et ascende liber domum. Speramus enim in Deo quod non poteris eam protegere nec retinere.

Et Kynstud ait: Quomodo potero ascendere, cum campus sit circum septus et circum fossatus?

Cui magister: Promitte mihi quod velis mecum bellare, volo planare et septa deponere.

Nec respondit ad haec rex, et magister: si non habet rex amplius verba nobiscum loqui, transeat ad custodiam suorum.“ Vgl. Script. rer. Pruss. II p. 534.

Bütaut oder Witowt, ein Sohn Kestuits, war mit dem Vater, wir wissen nicht, aus welcher Veranlassung, zerfallen. Durch einen vornehmen Littauer, Surwille, trat er zum Orden in Beziehung und erbot sich Christ zu werden.[1]) Ehe er aber sein Vorhaben ausführen konnte, wurde er verhaftet; darauf von Surwille wieder befreit, floh er mit diesem nach Insterburg und wurde in Königsberg feierlich getauft. Der Meister mochte hoffen, durch ihn Zulauf in Littauen zu finden, fand sich aber in seinen Hoffnungen getäuscht; abgleich ein Theil des Heeres bis in die Gegend von Wilna vordrang, mußte schließlich Kehrt gemacht werden, nur dreizehn Tage hatte das Ordensheer auf littauischem Boden verweilt. Eine lange Reihe von Streifzügen folgte, die mit wechselndem Glück von beiden Parteien unternommen wurden; erst 1370 thaten sich Olgerd und Kestuit zu gemeinsamer Kriegführung gegen den Orden zusammen. Kestuit hatte einen Angriff angekündigt und es waren von Seiten des Ordens umfassende Gegenmaßregeln getroffen worden. Dennoch wäre er fast überrascht worden. Während der Ordensmarschall in Littauen heerte, brachen die Schaaren Olgerds und Kestuits durch die Grenzverhaue und rückten über das gefrorene Haff auf Samland zu. Erst bei Rudau, drei Meilen nördlich von Königsberg, warf sich ihnen das Ordensheer entgegen, und hier kam es am 17. Februar zur Entscheidungsschlacht. Der Angriff scheint dabei vom Orden ausgegangen zu sein, der über die Stärke der Feinde wohl unterrichtet war, während die littauischen Fürsten nicht wußten, daß sie mit einem vollen Heere kämpften. Es wurde beiderseits mit äußerster Hartnäckigkeit gefochten, erst als Kestuit am Kulmer Banner erkannte, daß die gesammte Ordensmacht ihm gegenüberstand, ergriff er die Flucht. Olgerd aber behauptete sich in einem Verhau, bis er fürchten mußte, ganz umschlossen zu werden. Nun wich auch er, und es scheint, daß auf der Flucht schwere Verluste das littauische Heer betrafen. Die Zahlenangaben unserer Quellen, die 300 Todte auf Seiten des Ordens, 5000 auf der der Littauer angeben, verdienen wohl, was letztere Zahl betrifft, keinen rechten Glauben. Immerhin war der Verlust auf beiden Seiten ein viel größerer, als bei den gewöhnlichen „Reisen", obgleich auch hier wohl nur die Vorhut beider Heere ins Treffen gekommen ist. So viel steht aber fest, daß die Schlacht bei Rudau weder dem Orden besondere Vortheile, noch den Littauern dauernden Schaden zu bringen vermochte. Man kommt bei eingehender Betrachtung all dieser Kämpfe zur Ueberzeugung, daß die Kräfte beider Staaten einander die Wage hielten und es ist bewundernswerth, wie Kestuit, der fast immer nur auf seine Schamaiten und Littauer angewiesen war, sich doch zu behaupten wußte, ohne einen Fuß breit Landes preiszugeben. War doch der Orden damals unstreitig die bestorganisirte Kriegsmacht Europas, während Littauen seit kaum hundert Jahren aus dem Stande völliger Uncultur hervorzutreten begonnen hatte. Auch das darf nicht vergessen

1) Witowt und Woidat sind nicht identisch. Vgl. Bonnell, Chronogr. p. 151 und 162. Woidat war der älteste, Witowt der fünfte Sohn Kestuits.

werden, daß der russische Theil Groß-Littauens sich fern vom Kampfe hielt und auch nie vom Orden angegriffen wurde. Es war Kestuits Verdienst, wenn Olgerd sich ganz den russischen Dingen widmen konnte.

Gerade diese Thätigkeit Olgerds bedarf aber für unsere Zwecke einer eingehenderen Behandlung.

Wir haben gesehen, wie er seinen Einfluß in Pskow begründete. 1349 [1]) kündigten die Pskowiter dem Sohne Olgerds, Andrei, den Gehorsam. Alle pleskauer Kaufleute wurden nun in Littauen und Polozk festgenommen, ihre Güter eingezogen und sie selbst nur gegen hohes Lösegeld freigegeben. Im folgenden Jahre aber strafte ein Einfall der Littauer das unbotmäßige Land und Jahre hindurch dauerten nun diese feindseligen Beziehungen fort. Erst 1378, nach dem Tode Olgerds, konnte Andrei in Pleskau wieder Fuß fassen und zwar nur, weil er von Wilhelm von Vrimersheim, dem Meister in Livland, unterstützt wurde.

Hier also hatte Olgerd nicht mehr erreichen können, als daß eine littauisch gesinnte Partei bemüht war, der nowgorodisch-moskau'schen die Waage zu halten.

Noch ungünstiger lagen die Verhältnisse lange Zeit in Nowgorod. Dort hatte die moskau'sche Partei seit 1339 das fast unbestrittene Uebergewicht, so daß Olgerd, der vom früheren Possadnik Astafi beschimpft worden war, im Sommer 1346 mit Heeresmacht in das Nowgorodische fiel und das Gebiet der Schelona und Luga besetzte. Ihm wurde zwar die Genugthuung, daß Astafi von den Nowgorodern getödtet ward, aber schon im Februar des nächsten Jahres zog der Großfürst Simeon in Nowgorod ein.

Man schloß einen Frieden mit Littauen und seit dieser Zeit hat es wieder ununterbrochen eine littauische Partei in Nowgorod gegeben, die bei allen Streitigkeiten mit Moskau an Olgerd einen Rückhalt fand. Es wurde damit aber nur das Eine erreicht, daß die Großfürsten von Moskau in ihrem Bestreben, sich Nowgorod zu eigen zu machen, nur äußerst vorsichtig und langsam vorgehen konnten. Wenn also auch keine positiven Erfolge aufgewiesen werden konnten, ganz vergeblich hatte Olgerd weder hier noch in Pskow gearbeitet.

Dagegen gelang es ihm, in Smolensk seinen Einfluß in weit höherem Grade zur Geltung zu bringen. [2])

Smolensk trug seit dem Ende des 12. Jahrhunderts ebenfalls den großfürstlichen Titel, war aber seiner geographischen Lage nach von den benachbarten Herrschaften in Nowgorod, Polozk, Rostow-Susdal und Tschernigow abhängig.

Nirgends stieß das Großfürstenthum an das Gebiet fremder Stämme, so daß eine Erweiterung seiner Grenzen nur auf Kosten der russischen Nachbarn hätte geschehen können. Dazu aber fehlte die Kraft, da Smolensk sich im Laufe der Zeit in eine große Zahl kleiner Theilfürstenthümer zersplittert

1) Nicht 48, wie Antonowitsch will. Vgl. Bonnell, Chron. p. 143.

2) Vgl. Nikitin, Geschichte der Stadt Smolensk. Moskau 1848 und Antonowitsch l. l. 129 ff.

hatte, welche nur dem Namen nach zusammenhielten. So war es, als im 14. Jahrhundert Moskau und Littauen sich zu einer Großmachtstellung in Rußland zu erheben begannen, für Smolensk unmöglich, seine Selbständigkeit auf die Dauer zu behaupten. Moskowisch oder Littauisch, das war die allein offenstehende Wahl. Nur so lange Macht und Geschick beider Großfürstenthümer sich die Waage hielten, konnte von einer — im Grunde doch nur scheinbaren — Selbständigkeit Smolensks die Rede sein.

Olgerds feine und nachhaltige Politik zeigte sich in dieser Frage in ihrem vollen Glanze. Indem er die Rolle eines Beschützers gegen Moskau übernahm, wußte er, da der schwächere Bundesgenosse dem stärkeren doch gefügig sein muß, es dahin zu bringen, daß die Wehrkraft des Großfürstenthums Smolensk ihm bei all seinen Unternehmungen gegen Moskau dienstbar sein mußte. Zum Dank, daß er für Smolenk sich um Wiedererwerbung der Stadt Moshaisk bemüht hatte, mußten sie ihm in seinen Kämpfen mit dem Orden Hilfe leisten. In der Schlacht an der Strebe finden wir ihre Hilfstruppen ausdrücklich aufgeführt. Im Jahr 1352, als der Großfürst von Moskau bereits mit einem zahlreichen Heere an der Grenze stand, um in Smolensk einzufallen, brachten ihn Gesandte Olgerds zum Stehen und darauf zum Abschluß eines Friedens. Vergeblich versuchten die Smolensker den Freund, dessen Interesse immer schwerer zu tragen wurde, abzuschütteln. Beim ersten Versuch, den sie dazu machten, bemächtigte sich Olgerd der Stadt Rschew (1357) und als mit Hilfe der Truppen von Twer und Moshaisk die littauische Garnison wieder vertrieben wurde, ließ er jede Rücksicht fallen und riß den westlichen Theil des Großfürstenthums an sich. Nun kam Smolensk, das jetzt im Westen und Süden von Littauen bedroht wurde, in völligste Abhängigkeit. Dreimal in sechs Jahren verlangte Olgerd, daß die gesammte Macht des Großfürstenthums ihm gegen den Orden Heeresfolge leiste und den geringsten Versuch einer Annäherung an Moskau in den noch selbständig gebliebenen kleinen Herrschaften strafte er mit argen Verwüstungen. Es war klar, daß die völlige Unterwerfung des Ganzen unter Littauen nicht mehr fern liegen konnte.

War ja inzwischen ein anderer wesentlicher Theil Rußlands, das Land der alten Wjätischen, in Olgerds Hände gefallen. Dieses Gebiet hatte früher zu Tschernigow gehört, und wir erinnern uns, welche bedeutende Rolle gerade dieses Fürstenthum in der älteren russischen Geschichte gespielt hatte. Das war nun anders geworden. Tschernigow hatte in seinen Kämpfen um Kiew und durch die Verwüstungen und die gefährliche Nachbarschaft der Tataren aufgehört, Mittelpunkt und Hauptstadt zu sein. Zunächst hatten Murom und Rjäsan sich abgetrennt und waren zu kräftigen, selbständigen Fürstenthümern herangewachsen, dann war zum Hauptort des übrigen Landes das im nördlichsten Theile des alten Fürstenthums Tschernigow gelegene Brjänsk geworden. Es war die Zeit, in der die Städte ohne Tradition und Geschichte zu steigen begannen. Aber nach günstigen Anfängen, während welcher Brjänsk sich mit

Erfolg Gedimins erwehrt hatte, erlahmte die Kraft des jungen Fürstenthums an dem auch hier geltenden ununterbrochenen Hader von Prätendenten um den fürstlichen Stuhl. Olgerd machte sich das zu Nutze und nach 1355 finden wir ihn im Besitze von Brjänsk. Diese Erwerbung war aber von ganz außerordentlicher Wichtigkeit, da die zahlreichen kleinen Theilfürstenthümer, die in halber Abhängigkeit von Brjänsk gestanden hatten, fast das ganze Tschernigow'sche Gebiet, nunmehr ebenfalls an Olgerd fielen. Littauen verfuhr bei dieser Erwerbung in einer Weise, welche die einheimische Bevölkerung kaum merken ließ, daß sie unter fremde Oberhoheit gekommen sei. Eine große Zahl von Theilfürsten, die Olgerd freiwillig anerkannt hatte, blieb in ungehindertem früheren Besitz, nur daß nicht die Tataren, oder was damals fast gleichbedeutend war, Moskau die Oberherrlichkeitsrechte hatte, sondern Littauen. Was aber unmittelbar unter Olgerd trat, vertheilte er unter seine nächsten Angehörigen. Sein Sohn Dmitri erhielt Tschernigow und Trubtschewsk, Koribut Brjänsk und Nowgorod Sewerski, ein Neffe, Patriki der Sohn Narimunts, endlich Starodub.

Merkwürdig ist es, wie alle diese Dinge vor sich gehen konnten, ohne einen offenen Bruch zwischen Moskau und Littauen herbeizuführen. Beide beobachteten einander und schienen ihre Kräfte für einen bevorstehenden entscheidenden Kampf schonen zu wollen. Nachdem Olgerd lange Zeit im Uebergewicht gewesen war, rang ihm Moskau 1349 zum ersten Mal einen Vortheil ab. Olgerd hatte damals seine Gesandten nach Sarai geschickt, um einen Vertrag mit dem Khan zu vereinbaren. War er des Khans Freund und Bundesgenosse geworden, so konnte es nicht schwer fallen, den Gegner in Moskau zu stürzen und ein minder gefährliches Großfürstenthum an die Spitze Rußlands zu setzen. In Moskau aber erkannte man die Gefahr, eine Gesandtschaft des Großfürsten (damals Simeon Iwanowitsch), wußte den Khan so sehr davon zu überzeugen, daß Olgerd sein Feind sei, daß er im Zorn die littauischen Gesandten verhaften ließ. Da auch Gedimins Sohn Koriat unter ihnen war, entschloß sich Olgerd, wohl sehr ungern, um die Vermittelung des Großfürsten von Moskau für ihre Befreiung anzusuchen und dieser, mit der Niederlage des Feindes zufrieden, setzte darauf ihre Befreiung durch. Es wurde sogar ein Friede geschlossen und siebzehn Jahre lang hat keine Störung desselben stattgefunden.

Die beiderseitige Stellung zum Fürstenthum Twer führte jedoch den Bruch herbei.[1])

Das Großfürstenthum Twer lag auf dem Boden des finnischen Stammes der Wessen, der durch seine Handelsbeziehungen zu den Wolgabolgaren bekannt ist. Das noch heute zu einem Drittel von Wald bedeckte Gebiet ist reich an Seen, Flüssen und Sümpfen und nicht besonders fruchtbar, es fordert durch seine günstige Lage an der Wolga eher zum Handel als zum Ackerbau auf.

---

1) Vgl. Korsakowski, Geschichte des Fürstenthums Twer. Petersb. 1876 (russisch).

Schon früh erschienen hier slavische Colonisten, aber erst Juri Dolgoruki hatte den Anfang gemacht, durch die Anlage von Städten der russischen Bevölkerung feste Mittelpunkte zu schaffen. Im Jahre 1209 wird die Stadt Twer zum ersten Mal erwähnt, wahrscheinlich fällt ihre Gründung aber in die Zeit vor 1181. Es war die Grenzstadt zwischen dem Gebiet von Susdal und Nowgorod. Ein Fürstenthum Twer, als politische Einheit, entstand erst spät, wahrscheinlich zwischen 1241 und 43, und da durch die Tatarenherrschaft der Handel auf der Wolga ganz ungemein an Bedeutung gewann, stieg in entsprechendem Maße auch die Macht und das Ansehen Twers, das außerdem einen lebhaften Handel nach Littauen hin führte. Während die beiden ersten Fürsten von Twer fast ausschließlich mit den engen Angelegenheiten ihres Fürstenthums beschäftigt waren, gelang es dem dritten, Michail Jaroslawitsch, die großfürstliche Würde zu erringen und im steten Kampf gegen Nowgorod und Moskau zu behaupten. Nach seinem Tode wurde mit Genehmigung des Khanes Twer unter seine vier Söhne getheilt und dem ältesten, Dmitri, die großfürstliche Würde zuerkannt. Dieser Großfürst Dmitri war es, welcher eine Tochter Gedimins heirathete, und damit begannen die Beziehungen zu Littauen und die Rivalität gegen Moskau. Zu Zeiten seines Bruders Alexander, der die großfürstliche Würde von Wladimir erwarb, hatte es sogar geschienen, als solle Moskau unterliegen. Er war aber so unvorsichtig, im Jahre 1339 einer Ladung Folge zu leisten, die ihn unter ehrenvollen Vorwänden nach Sarai rief und dort wurde er, auf die Intriguen Moskaus hin, mit seinem Sohne Feodor hingerichtet. Es folgte darauf eine ruhige Zeit für Twer, das sich den von Sarai aus begünstigten moskau'schen Nachbarn unterordnete, doch 1345 brach auch hier eine jener Fehden zwischen Oheim und Neffen aus, die nun einmal für die innere Geschichte der russischen Theilfürstenthümer typisch sind. Mit geringer Unterbrechung zog sich der Kampf bis in das Jahr 1358 hinein. Nun griffen sowohl Littauen als Moskau ein. Olgerd hatte, wie wir sahen, die Fürstin Uljana von Twer geheirathet, die Tochter jenes Alexander, der sein Leben in der Horde gelassen hatte, während der Großfürst von Twer eine Tochter aus dem moskau'schen Hause für seinen Sohn gewonnen hatte. Dadurch bestanden verwandtschaftliche Beziehungen nach beiden Seiten hin. Als es nun zum Bruch zwischen dem Fürsten Wassili Michailowitsch und seinem Neffen Wsewolod Alexandrowitsch kam, wurde der erste vom Großfürsten von Moskau, der andere von Olgerd unterstützt. Mit Hülfe Moskaus gelang es Wassili, von der Horde einen Jarlyk zu erlangen, der ihm die Oberherrschaft sicherte und ihn veranlaßte, seinen Neffen des ihm gehörigen Theilfürstenthums zu berauben. Da aber griff Littauen ein und Wassili wurde genöthigt, dem Neffen zurückzuerstatten, was er ihm geraubt hatte. Später ging das Uebergewicht wieder auf Moskau über und der Großfürst vergaß sich im Gefühl seiner Stärke so weit, daß er den Fürsten von Twer gefangen setzte und ihn nöthigte, eidlich einem Theile seiner Besitzungen zu Gunsten Moskaus zu entsagen.

Darüber starb Wassili Michailowitsch hin; sein von Moskau mit noch mehr Argwohn betrachteter Nachfolger Dmitri wurde gleich nach seinem Regierungsantritt angegriffen und genöthigt die Flucht zu ergreifen. Er suchte und fand Hilfe bei Littauen. Olgerd griff den erwünschten Anlaß auf und erschien im November 1368 mit seinem Bruder Kestuit, dem smolenskischen Aufgebot und den eigenen Streitkräften in den Grenzlandschaften. Da der Anfall den Großfürsten von Moskau völlig unvorbereitet traf, war er nicht im Stande, seine volle Heeresmacht dem Feinde entgegen zu werfen. Die Truppen aber, die in Moskau, Kolomna und Dmitrijew ausgehoben wurden, waren den Littauern nicht gewachsen. Nachdem Olgerd erst einzelne Heeresabtheilungen vernichtet hatte, brachte er der Hauptmacht eine entscheidende Niederlage an den Ufern der Trostna bei und rückte darauf in Eilmärschen gegen Moskau vor. Aber die Vorstädte flammten auf bevor er anlangte, um sich in ihnen festzusetzen, den Kreml selbst aber vermochte er durch dreitägige Belagerung nicht zu nehmen. Länger aber wagte Olgerd, dessen Vorsicht fast sprüchwörtlich geworden war, sich nicht im Herzen des feindlichen Landes aufzuhalten. Er zog ab und verließ unter schrecklichen Verwüstungen den Boden Moskaus. Die Folge war, daß Twer nun auf einige Zeit die Schwere des moskau'schen Einflusses nicht verspürte, aber schon 1370 griff der Großfürst auf seine alte Politik zurück. Ein neuer Angriff auf Twer hatte eine Wiederholung des littauischen Zuges gegen Moskau zur Folge, nur daß dieses Mal Olgerd noch geringere Erfolge errang und schließlich genöthigt ward, einen Waffenstillstand zu schließen. Der Großfürst Michael von Twer aber setzte noch vor Ablauf des Stillstandes durch, daß ihm von Sarai aus das Großfürstenthum Wladimir und damit die nominelle Oberherrschaft über Rußland übertragen wurde. Der Großfürst von Moskau gab trotzdem, im Vertrauen auf seine überlegenen Geldmittel, nichts verloren. Er ging persönlich in die Horde und wußte dort durch Bestechungen zu erreichen, daß Wladimir ihm wieder zugesprochen wurde. Darüber kam es 1372 zum Kriege mit Littauen, das die Ansprüche Twers unterstützte. Aber nach anfänglichen Erfolgen der Gegner wandte sich das Glück zuletzt dem Großfürsten von Moskau zu und Michael wurde genöthigt, die Oberherrlichkeit desselben anzuerkennen. Da gleichzeitig das Bündniß zwischen Twer und Littauen gelöst wurde, war damit der Einfluß Olgerds nach dieser Seite hin völlig gebrochen. Moskau konnte hier triumphiren. Das war 1375 geschehen.

Fassen wir nochmals die gegenseitigen Beziehungen zwischen Moskau und Littauen kurz zusammen, so hatte kein Theil auf der ganzen Linie der strittigen Gebiete gesiegt. In Smolensk hatte Littauen, in Twer Moskau das Uebergewicht, in Nowgorod und Pskow war noch keine endgültige Entscheidung getroffen, aber der künftige Sieg Moskaus konnte mit Sicherheit vorausgesehen werden, Brjänsk und die Sewerischen Lande endlich waren ganz in littauischen Händen.

Spielten schon in den letzt betrachteten Ereignissen die Beziehungen

zu den Tataren eine wichtige Rolle, so galt das noch weit mehr von Südrußland.

Kiew stand unter der Verwaltung russischer Fürsten, welche die Horde einsetzte und wieder nach Gutdünken entfernte, war aber so sehr an Bedeutung herabgekommen, daß wir nicht einmal die Namen dieser Fürsten herzuzählen im Stande sind. Um 1331 war ein gewisser Fedor, von dem sich nicht bestimmen läßt, welchem Zweige der russischen Fürsten er angehörte, in Abhängigkeit von einem tatarischen Baskaken Verwalter des Fürstenthums Podolien[1]); der nördliche Theil desselben, der früher zu Halicz gehört hatte, war ganz in die Hände der Tataren gefallen und wurde, da es hier kein einheimisches Fürstengeschlecht gab, von den Aeltesten der Landschaften und den zur Erhebung des Tributs eintreffenden tatarischen Baskaken verwaltet. Auch hier waren alle städtischen Befestigungen niedergelegt worden. Die Tausendmänner, welche an den Flüssen Jagorlika, Sinjucha und Tasmina nomadisirten, waren die unmittelbaren Oberherren des Landes. Diese podolische Horde hatte sich in Folge des mit den ewigen Thronstreitigkeiten in Sarai Hand in Hand gehenden Zerfalls der goldenen Horde um die Mitte des 14. Jahrhunderts ganz von derselben gelöst, und stand in guten Beziehungen zu Olgerd. Er benutzte sie gegen Polen, welches Ansprüche auf Podolien erhob; als sie jedoch 1356 sich von ihm abwandte und in ein Bundesverhältniß zu König Kasimir trat, erklärte er ihr den Krieg, der 1362 mit der Einverleibung Podoliens in Littauen endete. Derjenige Theil der Tataren, der sich Olgerd nicht unterwerfen wollte, wanderte in die Krim aus. Es war ein reiches und großes Gebiet[2]), das er auf diesem Wege erwarb: die ganze linke Hälfte des Dniestrbassins, von der Mündung des Sereth bis zum Meere, das volle Gebiet des Bug, und das untere Stromgebiet des Dniepr, von der Mündung des Ros bis zum Meere.

Damit war der Ring geschlossen, der Kiew von allen Seiten mit littauischen Besitzungen umgab. Kampflos fiel jetzt auch Kiew selbst Olgerd anheim. Er setzte den Fedor ab, und seinen eigenen Sohn Wladimir an dessen Stelle.

Die Khane der goldenen Horden zählten zwar auch weiterhin sowohl Podolien als Kiew zu ihren Besitzungen, aber sie vermochten nie wieder Herren des Landes zu werden. Einen Versuch, den sie 1373 machten, sich desselben wieder zu bemächtigen, schlug Olgerd zurück und im 15. Jahrhundert entschied der Großfürst Witowt den Streit definitiv zu Gunsten Littauens.

Der hartnäckige Kampf endlich, der mit Polen um Wolhynien stattfand, wurde 1377 durch einen Vertrag dahin entschieden, daß Berest, Wladimir und Luzk an Littauen, Cholm und Belsk an Polen fielen. Auch das ein Erfolg, dessen sich Olgerd mit Recht rühmen konnte. Dieser Vertrag ist sein letztes

1) Dieser Name kommt jedoch erst im XIV. Jahrhundert auf, bis dahin heißt dies Gebiet, dessen Hauptort das mehrfach erwähnte Bakuta war, Ponisje, die Niederung.

2) Vgl. Antonowitsch p. 150 ff.

Werk gewesen. Noch im selben Jahre ist er gestorben. Olgerd konnte mit Stolz auf sein Lebenswerk zurückblicken: vom Schwarzen bis zum Baltischen Meere, von der Oka zu Bug und Weichsel erstreckten sich die Grenzen seines Reiches. Und dieses Reich hatte zum größten Theile er selbst geschaffen. West- und Südrußland haben ihm die Befreiung vom Mongolenjoche zu danken, lange bevor in Moskau Einsicht und Willen dazu vorhanden waren. Mit Weisheit hat er es verstanden, den inneren Frieden seines Reiches aufrecht zu erhalten, trotz der ungeheueren Schwierigkeiten, die ihm, dem Heiden, entgegentraten und trotz der Jahrhunderte alten Tradition der russischen Bruderkriege, mit Kraft hat er die auswärtigen Feinde abgewehrt und mit nie gebrochener Energie die weitangelegten Pläne seiner Politik zu verfolgen gewußt.

In ihm starb einer der größten Staatsmänner des Mittelalters.[1])

1) Eine Monographie Olgerds fehlt noch. Es wäre an der Zeit, auch die administrative Thätigkeit des außergewöhnlichen Mannes einer eingehenden Studie zu unterziehen.

RUSSLAND

von der Verlegung des

Russischen Grossfürstenthums nach Moskau 1328

und der

Gründung des Grossfürstenthums Litauen

bis zur

Vernichtung der Goldenen Horde 1480.



F.A. Brockh. aus' Geogr. artist. Anstalt, Leipzig. — G. Grote'sche Verlagsbuchhandlg. in Berlin

Maßstab 1:21.000.000 25 0 25 50 75 Geographische Meilen (15-1°).

Das moskowische Rußland.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Moskau und Twer im Kampf um die Oberherrlichkeit.[1]

Die littauische Geschichte hat uns von der Verfolgung der Entwickelung des östlichen Rußlands abgezogen, in welchem sich unscheinbar, aber sicher, ein Proceß vollzog, der zur Sammlung aller Kräfte der zahlreichen kleineren und größeren Fürstenthümer in eine Hand führen sollte.

Wer hätte voraussehen können, daß gerade Moskau das Centrum zu werden bestimmt war? Im Anfange des 13. Jahrhunderts hatte Moskau noch keinerlei Selbständigkeit und keine freie Bevölkerung, höchstens als Sommerfrische der Fürsten von Wladimir kam ihm Bedeutung zu. Um 1213 scheint sich dann eine größere Niederlassung daran geschlossen zu haben, die wohl bald zugenommen hat, da wir beim Einfall Batu's einen Großsohn Bogoliubskis und einen Wojewoden daselbst finden. Der eine wurde getödtet, der andere wurde gefangen genommen, die Stadt verbrannt. Bald aber ersteht sie wieder aus der Asche und in den Tagen Alexander Newskis finden wir in dessen Bruder Michail dem Tapferen einen ersten Fürsten daselbst. Wie wenig Bedeutung man der Stadt Moskau als solcher aber beilegte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß, als Michail im Kampf gegen Littauen 1248 erschlagen wurde, man ihn nicht in Moskau, sondern in Wladimir beerdigte. Der Ort war noch nicht würdig, einem Fürsten zur ewigen Ruhestatt zu dienen. Hatte er doch nicht einmal eine Wetsche, und folglich kein Selbstbestimmungsrecht; ohne jede Theilnahme des Volkes verfügten die Fürsten von Wladimir in ihrem Geschlecht über ihn als über ihr Privateigenthum.

Auch in den alten Städten erlahmte unter der bösen Einwirkung des Mongolenjoches die politische Bedeutung der Volksversammlung immer mehr, um schließlich ganz zu schwinden, wie sollte da nach dieser Richtung in Moskau eine Neubildung erstehen? Aber auf anderem Wege gewann die Stadt an

1) Diesem Abschnitt liegt namentlich zu Grunde Poleschajew: Das Fürstenthum Moskau in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Eine historische Studie. Pet. 1878.

Wichtigkeit. Der Nachfolger jenes Michail wurde der vierte Sohn Alexander Newski's, Daniel, ein tüchtiger Wirth, der sein Gebiet auf Kosten des südlich gelegenen Rjäsan abzurunden verstand. Er erwarb Kolomna, einen wichtigen Punkt am Zusammenfluß von Oka und Moskwa; wie er denn überhaupt bestrebt gewesen ist, sich an der schiffbaren Moskwa eine gute, ihm gehörige Verkehrsstraße zu schaffen. Durch Erbschaft fiel ihm dann das nördliche Perejaslawl zu, welches ihm eine starke militairische Position gegen das benachbarte Twer bot, da die Stadt mit ihrer Doppelmauer, zwölf festen Thürmen und einem Wassergraben in damaliger Zeit zu den stärksten Punkten Rußlands gehörte. Da er den Tataren gegenüber die größte Fügsamkeit und Geduld zeigte, selbst wenn ihm offenbares Unrecht geschah, an Repressalien nicht dachte und nie ein Unternehmen angriff, zu dem seine Kräfte nicht ausreichten, konnte er, als am 3. März 1303 der Tod ihn hinwegraffte, seinen Söhnen ein wohlabgerundetes und verhältnißmäßig wohlgeordnetes wehrhaftes Gebiet hinterlassen. Der Haupterbe war sein ältester Sohn Juri, der Moskau und Perejaslawl erhielt. Mehr noch als sein Vater ist er der Typus jener harten, selbstsüchtigen und klugen Fürsten von Moskau, die kein Mittel scheuen, das zur Herrschaft führt, und stets mit gleicher Energie ihrem Ziel, der höchsten Macht im tatarischen Rußland, entgegenstreben. Unsympathische Erscheinungen sind diese moskau'schen Politiker des 14., 15. und 16. Jahrhunderts, aber zähe Naturen, deren unentwegte Consequenz in Verfolgung ehrgeiziger Absichten schließlich doch zum Ziele führt.

Gleich bei seinem Regierungsantritt hatte Juri durch einen Gewaltstreich Moschaisk an sich gerissen. Er handelte dabei ganz im Geiste seines Vaters; die zu Smolensk gehörende Stadt lag an der Moskwa, wer Herr des Stromes sein wollte, mußte sie besitzen. Die Usurpation rief einen Fürstentag zusammen, auf welchem der Großfürst Andrei Alexandrowitsch von Wladimir den Vorsitz führte. Wir wissen nicht, was die Versammlung bestimmte, aber Juri's Raub wurde legalisiert. Moschaisk blieb bei Moskau.

Nun starb bald darauf am 27. Juli 1304 der Großfürst, in ihm der letzte Sohn des Newasiegers, dessen Enkel Juri von Moskau und seine Brüder waren. Hielt man an den alten Gewohnheiten der Nachfolge fest, so mußten jedoch nicht diese, sondern der Großfürst von Twer sein Erbe antreten. Das Großfürstenthum Susdal mit seiner Hauptstadt Wladimir war eine Conföderation von Fürstenthümern, unter der Oberherrlichkeit des Großfürsten von Wladimir gewesen. Aber unter den schwachen Nachfolgern Alexander Newski's war der Zusammenhang gelockert worden. Twer und Jaroslaw hatten ebenfalls den großfürstlichen Titel angenommen und waren thatsächlich unabhängig. Trotzdem war der Friede im Ganzen gewahrt worden, wie denn überhaupt jene ostrussischen Fürsten nur schwer zu den Waffen greifen und selbst wenn sie im Felde einander gegenüberstehen, stets geneigt sind Unterhandlungen anzuknüpfen und kampflos auseinander zu gehen. In Twer aber saß damals

Michail Jaroslawitsch, dessen Vater von 1266 bis 1272 den großfürstlichen Stuhl in Wladimir inne gehabt hatte; da nun Juri's Vater nie zu dieser Würde gelangt war, gebührte nach altem Herkommen der Vorrang nicht Moskau, sondern Twer. Der Enkel Alexander Newski's mußte vor dem Neffen desselben zurückstehen. Das waren nun einmal die Anschauungen der Zeit. Da Juri trotzdem Wladimir und die großfürstliche Würde an sein Haus zu bringen trachtete, war ein Kampf unvermeidlich. Ein Kampf freilich, der nur zum kleinsten Theile auf dem Felde der Ehre ausgefochten wurde. Die Entscheidung lag in der Horde. Einen Vorsprung aber hatte der Großfürst von Twer immerhin, da die Bojaren von Wladimir ihn auf den großfürstlichen Stuhl berufen hatten und er so im Besitze der strittigen Würde stand, die dem Nebenbuhler erst lockendes Ziel war.

Trotzdem gab Juri die Hoffnung nicht auf. Beide Fürsten zogen nach Sarai, reich mit Geschenken versehen, die nun einmal unumgänglich waren, wollte man am Hofe des Khanes etwas erreichen. Gleichzeitig aber war der Kampf auf russischem Boden schon ausgebrochen. Ein aus Kiew mit 1700 Mann nach Moskau gezogener Bojar, Rodion Nestorowitsch, hatte einen anderen Moskauer Bojaren Akinf verdrängt. Dieser war zum Großfürsten von Twer übergegangen und benutzte jetzt die Abwesenheit Juri's, um durch einen Handstreich Perejaslawl zu gewinnen. Er scheiterte jedoch in seinem Unternehmen und verlor im Kampfe mit Rodion Sieg und Leben, während der Bruder Juri's, Iwan, wohl als Stellvertreter desselben, sich dort als Großfürst festsetzte. In der Horde war aber die Entscheidung wegen des großfürstlichen Stuhles von Wladimir zu Gunsten Michails gefallen. Er hatte versprochen, einen höheren Tribut zu entrichten und daraufhin die Bestätigungsurkunde vom Khan erhalten. Als er nun 1305 heimkehrte, suchte er sogleich für den Tod des Akinf Rache zu nehmen, aber Juri schlug den Angriff ab, es wurde, wir wissen nicht auf welche Grundlagen hin, Frieden geschlossen und auch ein zweiter Versuch, den er 1308 machte, hatte ebensowenig Erfolg. Juri wartete geduldig ab, bis die Verhältnisse in der Horde eine für ihn günstigere Wendung nahmen und machte sich in der Zwischenzeit alle Fehler des Großfürsten zu Nutz. Hatte es schon Anstoß erregt, daß Michail, statt in Wladimir seine Residenz aufzuschlagen, in Twer geblieben war, so fiel noch schwerer in die Waagschale, daß er es nicht verstand, in Nowgorod Sympathien zu erwerben. Als 1313 Tochta starb und in dem dreizehnjährigen Usbek einen Nachfolger erhielt, dessen künftige Größe sich noch nicht ahnen ließ, schien Juri's Zeit gekommen. Während Michail von Twer in die Horde eilte, um sich die Bestätigung seiner Würde zu holen, gelang es ihm 1315, sich von den Nowgorodern als Fürst anerkennen zu lassen. Wenn er auch dem mit tatarischen Gesandten heimkehrenden Michail wieder weichen mußte, gab er doch nichts verloren, sondern zog selbst in die Horde, wo er während seines dreijährigen Aufenthaltes die Gunst des Khans und die Hand seiner Lieblingsschwester Kontschaka zu er-

werben wußte. Von höchster Bedeutung aber war es, daß als Mitgabe ihm der Jarlyk auf das Großfürstenthum Wladimir und ganz Rußland verliehen wurde. Dem mongolischen Heere gegenüber, das er aus Sarai mitbrachte, verstummte jeder Widerstand. Die Gruppe der nordöstlichen Fürsten Rußlands erkannte, Michail mit eingeschlossen, seine Oberhoheit an. Als er aber, damit nicht zufrieden, den Versuch machte, Twer ganz zu vernichten, erlitt er bei Borschnowa, 40 Werst von Twer, eine Niederlage, welche nicht nur sein Heer vernichtete, sondern auch seinen Bruder, seine Gemahlin und Kawghadui, den Gesandten des Khans, in die Hände des Siegers lieferte. Juri floh nach Nowgorod, sammelte dort neue Kriegsmacht und zum zweiten Mal standen Moskau und Twer einander gegenüber. Es kam aber nicht zur Schlacht, man einigte sich, die Entscheidung Usbeks anzurufen. Das aber sollte Michails Verderben werden. Kontschaka starb, wie das Gerücht wollte und in der Horde geflissentlich verbreitet wurde, an Gift auf Anstiften Michails, Kawghadui war, obgleich er sofort nach der Schlacht bei Borschnowa ehrenvoll entlassen wurde, sein unversöhnlicher Gegner und Nowgoroder Geld gab die endgiltige Entscheidung. Am 22. November 1319 wurde Michail als Mörder und Verräther grausam hingerichtet. Moskau hatte den Sieg errungen. Aber mit welchen Mitteln? Juri wurde zwar allgemein als Großfürst anerkannt und konnte seinen Sitz in Wladimir nehmen, aber in den Söhnen Michails hatte er erbitterte Feinde und das Bewußtsein von der Pflicht der Blutrache war noch nicht erstorben.

Der älteste Sohn Michails, Dmitri „mit dem schrecklichen Blick", sollte der Bluträcher des Vaters werden. Er halte sich anfänglich der Uebermacht Juris gefügt und durch förmlichen Verzicht auf Wladimir und Zahlung von 2000 Rubel den Frieden erkauft. Während aber Juri in wenig erfolgreichen Kämpfen den Nowgorodern gegen Schweden Beistand leistete, gelang es ihm, der den alten Städten genehmer war als der Fürst des geschichtslosen Moskau, sich die Gunst des Khanes zu erringen und einen Jarlyk zu erhalten, der nunmehr ihm die großfürstliche Stellung in Wladimir zusprach. Wir finden nicht, daß Juri einen Versuch gemacht hätte, das sauer errungene Wladimir zu behaupten, er wußte zu gut, daß dem ausgesprochenen Willen des Khans gegenüber nie Gewalt, wahrscheinlich aber Geld einen Umschlag herbeiführen könne. So sammelte er denn Geldmittel in Nowgorod, und als er genügend versehen zu sein glaubte, zog er 1324 wieder in die Horde. Dmitri folgte ihm nach; seine Zuversicht mochte durch die uns bekannten Beziehungen gesteigert werden, in denen er zu Littauen stand. Beide Fürsten vertraten die entgegengesetzten politischen Anschauungen, welche sich im damaligen Rußland bekämpften. Dmitri, der Vertreter der alten Ordnung der Dinge, Juri, der Vertreter einer möglichst geschlossenen Einigung Rußlands, natürlich in seiner Hand. Es war zweifelhaft, wer den Sieg gewinnen werde. Da entschied ein Gewaltstreich zu Gunsten Dmitris. Am 21. November 1325, am Vorabend des Tages, an dem vor sechs Jahren

sein Vater den Märtyrertod erlitten hatte, schlug Dmitri eigenhändig den Großfürsten Juri Danilowitsch nieder.

Es ist auffallend, daß, obgleich die Blutthat im tatarischen Lager stattgefunden hatte, zunächst keinerlei Ahndung derselben erfolgte. Dmitri blieb in der Horde und sein Bruder Alexander durfte unbehelligt heimkehren. Die bei der Horde zurückgebliebenen moskau'schen und nowgoroder Bojaren untergruben aber nach Kräften die ohnehin gefährdete Stellung Dmitri's und am 15. September 1326 ließ Usbek auch ihn hinrichten. Daß damit den Fürsten von Twer als solchen keine Ungnade erwiesen werden sollte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß Dmitri's Bruder Alexander Michailowitsch als Großfürst von Twer bestätigt wurde. Die eigene Unklugheit desselben und der aufbrausende Charakter der Bevölkerung Twers sollten jedoch bald die politische Bedeutung der Stadt und des Fürstenthums völlig vernichten.

Wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt zu sehen, welche Plage der russischen Vasallen des Khans seine Boten und Steuereinnehmer waren. Ein Besuch derselben war ausnahmslos mit Bedrückungen und Erpressungen verbunden. Jeder Widerstand gegen dieselben wurde als eine Auflehnung gegen die Allgewalt des Khans geahndet, wenn nicht Bestechungen den Zorn des Gewaltigen oder seiner Diener beschwichtigten. Nun fügte es sich, daß im Sommer 1327 ein Vetter Usbeks als Bote desselben in Twer eintraf und mit seinen Genossen sich in schamlosen Plünderungen erging. Die Bevölkerung der Stadt, deren Selbstgefühl noch nicht völlig ertödtet war, ergrimmte und die Aufregung wuchs ins Ungeheure, als das — offenbar unbegründete — Gerücht sich verbreitete, daß die Tataren zu Mariä Himmelfahrt das Fürstenhaus ausrotten und die gesammten Einwohner der Stadt zum Islam zwingen würden. Ohne weitere Prüfung fand das Gerücht Glauben. Alexander Danilowitsch selbst stellte sich an die Spitze des Volkes, man fiel über die Tataren her und in furchtbarem Gemetzel wurde der größte Theil derselben erschlagen. Die Wenigen, welche mit dem Boten des Khans eine Zuflucht im alten Fürstenpalast fanden, aber wurden mit diesem verbrannt.

Es ist schwer verständlich, wie auch nach dieser blutigen That in Twer nichts geschah, um der bevorstehenden Rache Usbeks zu begegnen; weder von einem Bündniß mit Littauen, noch von einem Versuch, ein Coalitionsheer aufzustellen, wissen die Chroniken zu berichten. Man ließ das Verhängniß über sich hereinbrechen, fassungslos und unvorbereitet.

Iwan Danilowitsch war sogleich — wahrscheinlich aus eigenem Antriebe — in die Horde geeilt, um die Befehle Usbeks entgegenzunehmen. Er erhielt den ersehnten Auftrag, seine Streitkräfte mit denen Usbeks zu vereinigen und dazu eine Schaar von 5000 Tataren gegen Twer zu führen. Was nun folgt, ist ein trauriges und unrühmliches Bild.

Fürst Alexander ergriff die Flucht, erst nach Nowgorod, aber das schloß ihm die Thore, dann nach Pskow, wo er Aufnahme fand. Das wehrlose

Land aber wurde in entsetzlicher Weise verheert und gebrandschatzt. Iwan Danilowitsch aber wurde zum Lohn seiner Thaten vom Khan zum Großfürsten von ganz Rußland erhoben (1328). Er hatte sein Ziel erreicht. Twer war fürderhin zu schwach, um sich an die Spitze einer russischen Conföderation zu stellen.

Die weiteren Schicksale Alexanders sind für die Charakterisirung der russischen Zustände jener Zeit zu bezeichnend, um hier übergangen zu werden.

In Pleskau hatte er gute Aufnahme gefunden, aber die Gesandten von Moskau, Twer, Susdal und Nowgorod zogen nach Pleskau, um Alexander zu bewegen, in die Horde zu Usbek, d. h. in sein Verderben, zu ziehen. Auch machten sie daraus kein Hehl. „Es ist besser," sagten sie, „daß du für uns alle leidest, als daß alles Land deinetwegen verwüstet werde." Vergeblich entgegnete der Fürst, daß es doch ehrenvoller wäre, wenn ganz Rußland sich zusammenthäte, um den heimischen Boden und den rechten Glauben gegen die Tataren zu vertheidigen. Er fand kein Gehör und schon war er bereit, ihnen zu willfahren, da baten ihn die Pskowiter, zu bleiben. Mit Gut und Blut würden sie für ihn einstehen. So blieb er denn; als aber der Metropolit auf Befehl des Großfürsten die Stadt mit dem Kirchenfluch belegt hatte, floh er nach Littauen und erst nach anderthalb Jahren, nachdem die Wogen sich gelegt hatten, kehrte er wieder zurück. Ihn quälte aber der Gedanke, daß, wenn er als vertriebener Fürst sterbe, seine Söhne ihres Erbrechtes auf Twer verlustig gehen müßten, und so schickte er 1336 erst seinen Sohn Feodor in die Horde, um zu sehen, ob Aussicht auf Gnade vorhanden sei, und als dieser gute Kunde gab, zog er in folgendem Jahre selbst zu Usbek.

„Ich habe dir viel Böses gethan," sagte er dem Khan, „jetzt aber bin ich gekommen, Tod oder Leben von dir entgegenzunehmen und bin auf Alles vorbereitet, was Gott dir eingeben wird. Schenkst du mir durch deine zarische Gnade das Leben, so will ich Gott und deiner Gnade Dank sagen. Nimmst du mir aber das Leben, so bin ich des Todes schuldig und hier liegt mein Haupt vor dir." Die Frucht dieser Demüthigung war die Wiedererlangung Twers. Freilich nur für kurze Zeit. Der Großfürst von Moskau konnte den alten Gegner nicht dulden. Schon 1339 mußte Alexander mit seinen beiden Söhnen in die Horde, um sich gegen Anschuldigungen zu rechtfertigen, die Iwan Danilowitsch gegen ihn erhoben hatte. Gleich nach seiner Ankunft erfuhr er, daß über sein Schicksal entschieden sei. Usbek hatte bestimmt, daß er am 27. Oktober sterben solle. Das wurde ihm nicht officiell mitgetheilt, unter der Hand gaben es ihm gute Freunde zu wissen.[1]) Er stand frühmorgens auf, betete, und da die Zeit hinging, schickte er erst zur Gemahlin des Khans, um Nachrichten zu erhalten, dann stieg er zu Roß und ritt zu seinen Bekannten. Aber überall ward ihm die gleiche trostlose Antwort. So nahm er denn Abschied von seinen Söhnen und Bojaren, traf Verfügung über

1) Vgl. Solowjew III p. 280 ff.

sein Fürstenthum, beichtete und nahm das Abendmahl. Dasselbe that sein Sohn Feodor mit den Bojaren. Keiner glaubte am Leben zu bleiben. Bald meldeten Pagen, daß die Henker kämen, Alexander ging ihnen entgegen und wurde mit seinem Sohne Feodor in Stücke gehauen. Twer aber erhielt in Gnaden sein Bruder Konstantin Michailowitsch.

Wie unter dem lähmenden Blick der Klapperschlange gehen so die russischen Fürsten thaten- und widerstandslos in der Horde zu Grunde. Mannesmuth und entschlossene Thatkraft schwinden immer mehr. Das Gefühl der völligen Rechtlosigkeit dem Khan gegenüber ertödtet die sittliche Kraft. Blinder Gehorsam, knechtische Unterwürfigkeit mit Zähigkeit und Schlauheit verbunden, jener zielstrebige Ehrgeiz, dem kein Mittel zu schlecht ist, das sind jetzt die Brücken zu Macht und Größe in Rußland, und auf diesem Wege ist Moskau groß geworden.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Iwan I., Danilowitsch Kalita und Simeon Iwanowitsch der Stolze.

Iwan Danilowitsch Kalita (d. h. der Beutel, entweder weil er ein Geldsammler war, oder was wahrscheinlicher ist, weil er einen Geldbeutel bei sich zu führen pflegte, um den Armen Almosen zu vertheilen) war ein unsympathischer, aber politisch hochbegabter Fürst, der unentwegt sein Ziel, die Erweiterung der Macht Moskaus, verfolgte. Kein Kriegsheld und kein Mann, in dem starkes nationales Bewußtsein lebte: beide Eigenschaften waren, wie die Verhältnisse einmal lagen, eher gefährlich als förderlich, wohl aber ein ergebener Diener des Khans, ein kluger Finanzmann, ein geschickter Administrator, und während er in der Horde vor keiner Demüthigung zurückschreckte, innerhalb seiner Lande, in seinem Verhältniß zu seinen Unterthanen wie zu den übrigen russischen Fürsten, voller Selbstgefühl und vom Bewußtsein autokratischer Selbstherrlichkeit getragen.

Vom Jahre 1320, da nach der Hinrichtung Michails von Twer der Glücksstern Juri's zu sinken begann, datiren die ersten Bemühungen Iwans um die Gunst des Khans. Kein russischer Fürst ist so häufig wie er (1328, 1331, 1333, 1336 und 1338, jedesmal auf mehrere Monate) in der Horde gewesen, die ihrerseits, von seiner Fügsamkeit überzeugt und durch seine Geldzahlungen befriedigt, es nicht für nothwendig hielt, seiner Zeit in die inneren russischen Angelegenheiten einzugreifen. „Der Großfürst Iwan Danilowitsch," sagt die Nikon'sche Chronik[1]), „saß auf dem großfürstlichen Stuhl und es war große

1) Unter dem Titel „Erzählung von Fürsten und Zaren" hat die archäologische Commission ein Bruchstück derselben mit interessanten Zeichnungen edirt. Pet. 1860.

Ruhe unter den Christen im ganzen russischen Lande, und die Tataren hörten auf Rußland zu bekriegen." Er erreichte diesen Erfolg wohl zum Theil auf Grund des Bündnisses, welches er mit der russischen Geistlichkeit geschlossen hatte. Wir haben schon Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, wie von den Tataren die Geistlichkeit bevorzugt wurde. „Niemand," hieß es in dem Jarlyk des Khans Menghu Timur vom Jahre 1270, „wage es in Rußland eine Kirche zu beleidigen, den Metropoliten und seine Leute, die Archimandriten, Aebte, Popen u. s. w. Frei von allen Abgaben und Gebühren seien ihre Städte, Gebiete, Dörfer, Lande, Fangstellen, Honigbäume, Wiesen, Wälder, Weinberge, Gärten, Mühlen und Meiereien. Denn das Alles ist Gottes und jene Leute wachen über uns durch ihr Gebet und stärken unsere Kriegsmacht." Usbek hatte noch ein bedeutsames Privileg hinzugefügt: „Sie sollen allein dem Gericht des Metropoliten unterstellt sein, entsprechend ihrem alten Recht und den Urkunden der früheren Zaren der Horde. Denn der Metropolit soll in Ruhe und Frieden leben, daß er aufrichtigen Herzens und ohne Kummer für uns und unsere Kinder zu Gott beten möge. Wer den Geistlichen etwas raubt, soll das Dreifache zahlen; wer sich erfrecht, den russischen Glauben zu schmähen, eine Kirche, ein Kloster oder eine Kapelle zu schädigen — der soll des Todes sterben." Die griechische Kirche wurde so der einzige sichere Hort in Zeiten der Gefahr und die Geistlichen erwiesen sich nicht undankbar, sie predigten Unterwerfung und Gehorsam unter den Willen des Zaren. Iwan Danilowitsch, der in der gleichen Politik seinen Vortheil fand, schloß sich der Geistlichkeit an, oder vielmehr, er verstand es die Interessen derselben eng mit denen Moskau's zu verknüpfen, indem er 1325 den Metropoliten Peter bewog, von Wladimir nach Moskau überzusiedeln.

Peter war Südrusse, seine Wiege hatte in Wolhynien gestanden und schon im Alter von zwölf Jahren war er ins Kloster getreten; dann wurde er Einsiedler und nach dem Tode des Metropoliten Maxim wurde er auf die Empfehlung des Fürsten von Halicz in Constantinopel vom Patriarchen Athanasius zum Metropoliten für Rußland geweiht. In Wladimir aber fand er Gegner, an deren Spitze sich der Bischof von Twer stellte. Erst eine Synode in Perejalsawl reinigte ihn von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen. Einer seiner Hirtenbriefe[1]), der sich erhalten hat, zeigt eine nicht gewöhnliche Beredtsamkeit, gebildeten und frommen Sinn.

Die Uebersiedelung dieses Mannes nach Moskau machte die Residenz Iwan Danilowitschs zum geistlichen Mittelpunkte Rußlands und erleichterte es dem Fürsten, die Stadt auch zum politischen Centrum aller russischen Fürstenthümer zu erheben. Als Peter am 20. December 1326 starb, galt es für selbstverständlich, daß sein Nachfolger, der Grieche Theognost, ebenfalls seinen Sitz in Moskau nahm. Auf die moralische Hilfe der Geistlichkeit gestützt, ging der Großfürst sicheren Schrittes seinen Zielen nach und das

1) Vgl. Stufenbuch I, p. 404—424.

Wesentliche seiner Politik läßt sich im Folgenden zusammenfassen. Vor Allem galt es, Twer zu schwächen, und wir haben gesehen, wie sehr er sich dieser Aufgabe gewachsen zeigte, dann arbeitete er darauf hin, Nowgorod nicht allzu selbständig und mächtig werden zu lassen. Durch Begünstigung oder vielmehr durch Nichtbehinderung der allmählichen Lösung der Abhängigkeit Pskows von dem mächtigen Vororte und durch stete Zwangsanleihen gelang es ihm in der That, Nowgorod dahin zu bringen, daß es in allen wichtigeren Angelegenheiten nach Moskau blickte. Als die Stadt endlich im October 1333 Narimont, den Sohn Gedimins von Littauen, bei sich aufnahm, wußte er auch dieser Maßregel die Spitze abzubrechen, indem er seinen Sohn und Erben Simeon mit einer Tochter Gedimins vermählte. Er sicherte sich auf diesem Wege nach Norden und nach Westen zu die Stellung. Den Fürsten von Susdal verstand Iwan in Gehorsam zu erhalten, obgleich diesem der Altersvorzug vor ihm gebührte und nach dessen kinderlosem Tode verfügte er willkürlich über das Erbe und setzte in Rostow als Wojewoden einen Bojaren ein, der dort schlimm gehaust zu haben scheint.[1]) „Wehe, wehe der Stadt Rostow, und über ihre Fürsten noch mehr wehe! Macht, Gut, Ehre und Ruhm wird von ihnen genommen und auf Moskau übertragen." „Als sie (die moskau'schen Bojaren) in die Stadt Rostow eingedrungen waren, legten sie der Stadt große Noth auf und allen Einwohnern. Die Zahl aber der Vertriebenen nahm sehr zu und nicht Wenige der Rostower gaben ihre Habe mit Kummer den Moskowitern und empfingen dafür Wunden an ihrem Körper und Beschimpfung . . und den Höchsten in der Stadt, den ältesten Bojaren von Rostow, mit Namen Awerki, hängten sie an seinem Haupte auf." Auch Rjäsan und Jaroslaw büßten an Selbständigkeit ein, und nur die kleinen ungefährlichen Herrschaften ließ der Großfürst in Gnaden weitervegetiren. Kurz vor seinem Ende hat er noch an einer militairischen Demonstration der Horde gegen Smolensk theilgenommen, das durch seine Beziehungen zu Littauen dem Khan verdächtig war. Zu eigentlichen Kämpfen ist es nicht gekommen, die Truppen zogen, nachdem sie die Stadt erreicht hatten, wieder ab, wahrscheinlich, weil der tatarische Oberfeldherr bestochen war. Es ist jedoch höchst charakteristisch, daß der Großfürst nicht persönlich sein Heer führte, sondern es durch zwei Wojewoden commandiren ließ. Nach den Anschauungen der Zeit, die hier zum ersten Mal durchbrochen werden, hätte, wenn der Großfürst nicht selbst den Oberbefehl übernahm, der nächst ihm älteste Fürst eintreten müssen. Es ist einleuchtend, daß es nicht Zufall war, wenn Iwan Danilowitsch anders verfuhr.

Etwa ein Jahr danach, am 31. März 1341, ist er als Mönch gestorben. Als er sein Ende vor Augen sah, hatte er sich einkleiden lassen.

---

1) Vgl. Leben des heil. Sergius in der Nikonschen Chronik IV, 205—239. Eine lithographirte Ausgabe mit Bildern ist bibliographische Seltenheit. Vgl. Bestuschew-Rjumin, Quellen und Literatur zur russ. Gesch. Deutsche Ausgabe p. 23, Anm. 53.

Aus dem in zwei Redactionen[1]) erhaltenen Testamente des Großfürsten sieht man, wie sehr während seiner Regierung das Gebiet Moskaus gewachsen war; während es früher von Norden nach Süden etwa 21 und von Osten nach Westen gegen 7 deutsche Meilen umfaßt hatte, und von Moskau bis Perejaslawl reichte, war der Umfang desselben um mehr als das sechsfache angewachsen, und es ist belehrend, wie sehr dabei die Handelsinteressen bestimmend gewirkt hatten.[2]) Erst kam das Gebiet der Moskwa bis zur Einmündung der Oka an die Reihe, dann der obere Lauf der Oka, endlich die Zna und (bald nach Kalita) die Mokscha. Nach Norden hin hatte der Großfürst an der Schekšna Fuß gefaßt und die Wolga erreicht. Zieht man dazu in Betracht, daß Wladimir und Rostow ihre Selbständigkeit fast ganz eingebüßt hatten, so zeigt sich, daß auch Kljäsma und Wolga dem moskauschen Handel offen standen. Der Großfürst selbst war Kaufmann in großem Stil und dadurch, daß es ihm gelang, die Beitreibung des Tributs für die Horde in seine Hände zu spielen, wurde er für das übrige Rußland nicht nur der Repräsentant der tatarischen Gewaltherren, sondern er gewann auch die Möglichkeit, sich selber zu bereichern.[3]) Die Gunst, in der er bei Usbek stand, hat all seine Pläne und Bestrebungen befördert und da die Regierung dieses Khans „die Periode des höchsten Flores" des mongolischen Reiches von Kiptschak war, das sich vom Dniepr zum Oxus und von der Krim zum Altai erstreckte, so kam der Aufschwung des Handels auch Rußland und namentlich Moskau zu Gute. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß die Zeitgenossen die künftige Größe Moskaus voraussahen und daß zahlreicher Zuzug aus anderen Fürstenthümern dahin stattfand. Hatte doch schon der Metropolit Peter verkündet: „diese Stadt wird berühmt sein vor allen Städten Rußlands und die Metropoliten werden in ihr wohnen und sie wird ihre Hände auf die Schultern der Feinde legen und Gott wird in ihr gepriesen werden und auch meine Gebeine werden in ihr ruhen." Aber nicht nur Rußland, auch Westeuropa sandte sein Contingent und an den russischen Adelsbüchern, den sogenannten „rosrädnija knigi" läßt sich sowohl die Zeit der Einwanderung genau feststellen, als auch ermitteln, welche jetzt russischen Adelsfamilien auf diese Einwanderer zurückgehen. Wir greifen dabei des Zusammenhanges halber zurück und gehen zugleich über Iwan Kalita hinaus. Schon zu Zeiten Jaroslaw I. kam aus Deutschland oder aus dem Warägerlande ein gewisser Schimon Afrikanowitsch, d. h. Ofriks Sohn, von dem die Aksakow, Baschmakow, Woronzow, Weljaminow und

1) Das Jahr der Abfassung ist strittig. Der Text ist gedruckt und mit guten Anmerkungen versehen bei Wladimir Budanow l. l. II, p. 1—8.

2) Vgl. Poleshajew l. l. p. 58.

3) Daß Iwan Danilowitsch die Beitreibung des Tributs förmlich übertragen wurde, wird nicht sicher bezeugt. Wohl aber wird die Thatsache höchst wahrscheinlich, da wir seiner Zeit keine Baskaken in Rußland finden und es feststeht, daß er für den Khan den Tribut Nowgorods erhoben hat.

Jslenew ihren Ursprung herleiten. Dann folgt eine lange Pause bis zum 13. Jahrhundert, wo der Name Alexander des Newasiegers, des Stammvaters der moskau'schen Fürsten, neue Einwanderer anlockte. Ein Nachkomme des preußischen Königs (Häuptling) Weidstwut, Gland Kambila Dudonowitsch zog mit seinem Sohn und vielen Unterthanen zu ihm. Die Boborykin, Kolytschew, Sucho Kobylini, Scheremetjew, Jakowlew, die Grafen Konowniżin, die Nepljujew und Kobylins stammen daher. Ebenfalls aus Preußen, aber slavischen Stammes war Michail der Stammvater der Schein, Morosow, Rusalkin, Koslow, Tscheglokow, Kusmin-Korowjew und Saltykow. Auf einen Deutschen Namens Gabriel gehen die Kutusow-Golenischtschew zurück. Aus Luxemburg vom Geschlechte König Otto's (wohl Otto IV.) ein deutscher Wilhelm, von ihm die Tschelischtschews.

Zum Sohne Alexanders Danil kam aus Preußen Amand Bassalow, seines Standes Markgraf (?), er nahm in der Taufe den Namen Wassili an und wurde Ahnherr der Chwostow, Otjäjew und Schafrow. Aus Italien stammte ein 1307 in Twer eingewanderter Dux Welitschko. Aber schon sein Sohn siedelte nach Moskau über und von ihm leiten sich die Naschtschokin, Besnini, Olferjews her.

Unter Kalita kam die erste Einwanderung aus der Horde. Der Murse Tscheta siedelte nach Moskau über. Von ihm stammen die Saburow und Godunow. Ein Menschenalter später folgten neue angesehene Tataren nach, die Juschkow, Emirow und Mätschkow stammen daher. Nachkömmlinge späterer Einwanderer tatarischen Ursprungs, jedoch ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert, sind die Uwarow, Jussupow, Urussow. Es ließe sich diese Liste noch sehr vervollständigen, wir schließen mit den russischen Adelsgeschlechtern die von Deutschen abstammen, welche Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts in Moskau einwanderten. Es sind die Lewschin, Wassiltschikow, Danilow, Durnowo, Tolstoi und Fedzow. Aber auch Dänemark, Schweden (z. B. die Suworow), England, Frankreich, Italien, Serbien, Böhmen, Dalmatien und Griechenland haben der heutigen russischen Aristokratie ihr Contingent an Stammvätern geliefert.[1])

Wie weit diese Elemente dazu beigetragen haben, den Charakter und die Stellung des russischen Adels zu ändern, ist schwer zu sagen, wahrscheinlich nur wenig. Eine Wandlung aber vollzieht sich, und das macht sich namentlich in dem Umstande geltend, daß die Druschina immer mehr zurücktritt, um schließlich ganz zu schwinden. Hofämter verdrängen das Bojarenthum der alten Zeit, die persönliche und amtliche Stellung zum Großfürsten bestimmte fortan seine Bedeutung. Wir kommen in anderem Zusammenhang noch einmal auf diese höchst bedeutsame Wandlung zurück.

Es war eine doppelte Erbschaft, die durch den Tod des Großfürsten

1) Vgl. Jablotschkow, Gesch. des russischen Adels. Petersb. 1876. Kap. V u. VI (russisch.)

frei geworden war, einmal das Fürstenthum Moskau, dann das Großfürstenthum von Wladimir und ganz Rußland. Nun stand außer Zweifel, daß Moskau dem Geschlechte Kalitas zu erb und eigen gehörte, so daß er über dasselbe nach Gutdünken verfügen durfte. Moskau und was der Großfürst durch Kauf oder auf anderem Wege erworben, bildet daher auch den Gegenstand seiner letztwilligen Verfügung, welche des Großfürstenthums Wladimir keinerlei Erwähnung thut. Ueber letzteres hatte nicht er, sondern der Khan zu bestimmen. So sehen wir denn, daß während die Söhne Iwan Danilowitschs sich gleich nach des Vaters Tode im Fürstenthum Moskau festsetzen, welches sie gemeinsam besitzen sollten, eine Gesandtschaft sich zur Horde aufmacht, um von dorther eine günstige Entscheidung zu holen. Der älteste Sohn Iwans, Simeon, seine Brüder und die übrigen Fürsten des nordöstlichen Rußlands trafen bei Usbek ein, und da kein anderer Fürst an Reichthum mit Moskau wetteifern konnte, die Verdienste Kalitas in der Horde auch noch in gutem Andenken standen, erhob Khan Usbek zum Großfürsten von Wladimir Simeon, „und gab alle russischen Fürsten in seine Hand." Ja er schwor, auch in Zukunft die großfürstliche Würde beim Hause Kalitas zu erhalten, rieth zum Frieden und versprach keinerlei Denunciationen Gehör zu geben. [1])

So konnte Simeon frohen Muthes heimkehren und er verstand es, seine Stellung noch dadurch zu festigen, daß er 1341 einen Vertrag mit seinen Brüdern abschloß, dem zufolge diese versprachen, ihn wie ihren Vater zu ehren, Simeon dagegen, den sie „Herr Großfürst" nennen, sich verpflichtete, in wichtigen Dingen sie zu Rate zu ziehen. Schon die hier gewählten Bezeichnungen der Brüder sind höchst charakteristisch. Nicht wie man früher den Großfürsten nannte, älterer Bruder, oder wohl auch Vater, sondern „Herr", „gospodin", ist er ihnen, und in der That zeigt sich während der ganzen Regierung Simeons keine Spur, daß die Brüder ihm widerstrebt oder eine selbständige Politik geführt hätten. Den Hader innerhalb der Familie, von Bruder zu Bruder, hat das moskau'sche Fürstenhaus nicht gekannt. Durch einen feierlichen Act in der Muttergotteskirche zu Wladimir fand die Neubesetzung des großfürstlichen Stuhles ihre kirchliche Weihe und eine mit großem Geschick durchgeführte Demüthigung Nowgorods zeigte, daß Simeon das politische Talent und die Nachhaltigkeit seines Vaters geerbt hatte. Die Stadt mußte sich verpflichten, eine Abgabe vom Grund und Boden zu entrichten, und Torschok, das den Zorn des Großfürsten hervorgerufen hatte, eine Pön von 1000 Rubel leisten. Dazu ward Nowgorod die Demüthigung auferlegt, daß in Zukunft, wenn die Stadt Gnade und Vergünstigungen vom Großfürsten zu erbitten hätte, Possadnik und Tiſätzki barfuß und auf den Knien in voller Versammlung der Fürsten darum flehen sollten. [2]) Vielleicht diesem Verfahren dankt

1) Nach einer Nachricht der von Tatischtschew benutzten verlorenen Quellen. Vgl. Poleshajew l. l. p. 65.

2) Auch diese Nachricht geht auf Tatischtschew zurück (IV. 147).

der Fürst seinen Beinamen „der Stolze". Von nun an hielt Nowgorod still und 1347 beehrte der Großfürst die Stadt mit seinem Besuche, um drei volle Wochen in ihr zu verweilen.

Inzwischen war Khan Usbek 1341 gestorben. Sein Sohn Jsanibeg — der Tinibeg der russischen Chroniken — wurde bald nach Besteigung des Thrones von seinem Bruder Dschanibeg ermordet und dieser, ein kräftiger Herrscher, regierte bis 1357. Es war natürlich von höchster Wichtigkeit für den Großfürsten, in guten Beziehungen zu seinem Oberherrn zu stehen. So eilte er denn schon 1342 in die Horde, erhielt die Bestätigung in seiner Würde und ist später noch vier Mal persönlich beim Khan gewesen. Mit dem Geschick und den Künsten des Vaters verstand er sich die Gunst Dschanibegs zu wahren. Auch Simeon trieb die Tatarensteuer selbst ein und blieb so von der Plage der tatarischen Steuereinnehmer verschont. Das galt jedoch nicht von den benachbarten russischen Fürstenthümern. Sowohl Rjäsan als Twer, die beide außerdem durch innere Wirren zerrüttet wurden, hatten von ihnen zu leiden. Auch das kam Moskau zu Gute. Die geplagte Bevölkerung suchte und fand dort eine Ruhestatt und vermehrte so die Macht und den Wohlstand Moskau. Sehr geschickt operirte der Großfürst Littauen gegenüber. Einen Versuch Olgerds, den Khan zu einem Bündniß zu bewegen, brachte er nicht nur zum Scheitern, sondern es gelang ihm sogar durchzusetzen, daß die Gesandten Olgerds als seine Gefangenen nach Moskau geführt wurden, wo er sie gebrauchte, um Littauen zum Abschluß eines dem Großfürsten günstigen Friedens zu bewegen. Bald danach wurde der Friede durch Ehebündnisse russischer Fürstinnen mit Olgerd und Lubart noch gefestigt. Nur einmal 1352 wurde in der Folgezeit dies gute Verhältniß getrübt. Die Veranlassung bot — wir wissen nicht wie — Smolensk, gegen welches Simeon mit großer Heeresmacht zog, aber Geschenke und Friedensanträge Olgerds bewogen ihn zur Umkehr, nachdem vorher ein förmlicher Friedensschluß mit Smolensk stattgefunden hatte. So war die Regierung Simeons nach allen Seiten hin erfolgreich. Da brachte sein letztes Lebensjahr einen Feind ins Land, gegen welchen weder Klugheit noch Verschlagenheit helfen konnte: den schwarzen Tod.

Die ersten Spuren der entsetzlichen Krankheit zeigten sich in Orlatsch an der Mündung des Don, in Sarai an der Wolga und in Besdescha (jetzt Wesedewo an einem Nebenarm der Wolga). Erst schwollen die Drüsen an den Gelenken der Glieder, dann begannen die Kranken Blut auszuwerfen, und nach zwei oder drei Tagen waren sie todt. Mit großer Schnelligkeit drang die Seuche vor. Zunächst nach Osten und Süden. Als aber die Genuesen und Venetianer am Nordrande des Schwarzen Meeres inficirt wurden, wanderte sie nach Westen über England, Frankreich, Italien, Deutschland nach Schweden, von dort nach Pskow und Nowgorod und gleichzeitig brach sie in Südrußland im Kiew'schen und Tschernigow'schen aus; zuletzt in

Mittel- und Ostrußland.[1]) Die Sterblichkeit war eine ungeheure, rief jedoch nicht ähnliche Bewegungen hervor wie im Abendlande. Am 11. März 1353 starb der Metropolit Theognost in Moskau, wenige Tage darauf die beiden jüngsten Söhne des Großfürsten, am 26. April dieser selbst und endlich sechs Wochen darauf sein jüngster Bruder Andrei. Da die vier älteren Söhne Simeons schon vor dem Vater gestorben waren und von seinen Brüdern nur noch einer, Iwan, lebte, war dieser der alleinige Erbe Moskaus und der wahrscheinliche Nachfolger auf dem großfürstlichen Stuhle.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Kulturgeschichtliches.

Wir sind genöthigt, schon hier innezuhalten, wollen wir den Verlauf der weiteren Entwickelung Rußlands verstehen. Gerade die erste Hälfte des 14. Jahrhundert hat das Fundament gelegt zu den Zuständen und Anschauungen, welche das moskowische Rußland bis in das 17. Jahrhundert und in vieler Beziehung noch lange darüber hinaus beherrscht haben. Die Frage nach den Ursachen der Erhöhung Moskaus lassen wir dabei unerörtert. Wenn die erzählten Thatsachen nicht selber laut genug reden, ist jede theoretische Deduktion müßig.

Für die weitere Geschichte Rußlands ist es von allergrößter Bedeutung geworden, daß die Anfänge Moskaus auf den Eigenbesitz eines Bojaren hinweisen. Als Juri Wladimirowitsch den Stepan Iwanowitsch Kutschka hinrichten ließ und seine Besitzungen einzog, nahm auch er sie zu eigen, und es ist durchaus wahrscheinlich, daß es eine unfreie oder hörige Bevölkerung war, mit welcher der Boden Moskaus zuerst besiedelt wurde. Vom Flüßchen Moskwa erhielt die sich bildende Stadt den Namen und es bedarf nun keiner Erklärung, weshalb sich hier keine Wetsche bilden konnte. Die Prämisse einer freien und selbstherrlichen Bevölkerung fehlte, den Kern derselben bildeten noch lange nachher die Eigenleute des Besitzers. Das gab den Fürsten von Moskau eine festere Basis, als sie die übrigen russischen Fürsten hatten, sie brauchen nicht mit Unruhen und Widerspänstigkeit zu kämpfen und verfahren innerhalb ihres Besitzes wie Gutsherren, welche in der Sorge um ihre Leute für sich selber Sorge tragen. Die Ruhe und Sicherheit der Zustände Moskaus aber zog zahlreiche Ansiedler herbei, über welche der Fürst ebenso unumschränkte Herrschaft führen konnte wie über seine anderen Unterthanen. Dazu kam das Bestreben der moskauischen Fürsten, in ihrer Familie die Herrschaft

---

1) Eine ausführliche Schilderung giebt die Pleskauer Chronik. Die Stelle ist ausgezogen von Karamsin in der Anm. 357 zum IV. Bande

von Vater auf Sohn zu übertragen, während in den übrigen Fürstenthümern die alte Ordnung, die in jedem Fall dem Geschlechtsältesten den Vorzug zuerkannte, also den Oheim dem Neffen vorgehen ließ, aufrecht erhalten blieb. Während selbst in unserer Periode noch die Volksversammlung in den alten Städten sich einen Antheil an Gesetzgebung, Gericht und Verwaltung wahrte, gehörten alle drei Zweige in Moskau dem Fürsten, und zwar dem Fürsten allein. Erst als der wachsende Umfang der Herrschaft es ihm unmöglich machte, die gesammte Arbeitslast allein zu tragen, mußte er Organe schaffen, welche seine Stelle vertraten. Dabei kommt vor Allem der „Rat" (duma) in Betracht. Er wurde vom Fürsten nur ad hoc berufen, bestand naturgemäß aus seinen Vertrauten und functionirte nur so lange, als er es für nöthig hielt. Er hatte auf Befragen seine Ansicht dem Fürsten mitzutheilen, der sie anhörte und nach seinem Dafürhalten befolgte oder auch nicht befolgte. Fragen über Krieg und Frieden, über die Beziehungen zu anderen Fürsten, über Handel und Wandel, Finanzen ꝛc., wahrscheinlich auch Berufungen von Privatpersonen gegen ungerechte Urtheile wurden dem Rath vorgelegt, so oft der Fürst es für nöthig hielt. Es lag in der Natur der Dinge, daß zu diesem Rath nächst den vertrauten Hofleuten auch die angesehensten Männer, die Bojaren, hinzugezogen wurden. Schon um in den Augen der Bevölkerung seine Bedeutung zu erhöhen, war das nicht zu umgehen. Ein Recht aber auf die Zugehörigkeit zum Rathe bildete sich nicht aus und die einzige Tradition, die ihm eigen war, war die unbedingter Fügsamkeit. Neben den Mitgliedern des Rathes brauchte der Fürst von Moskau jedoch auch Beamte, die praktisch höhere Bedeutung und Selbständigkeit genossen, wenn sie auch in der Theorie ebenso wenig dem Fürsten gegenüber bedeuteten wie alles Uebrige. Es sind das die Statthalter und die Gebietsvorsteher. Erstere (russisch namestnik, nicht wie sonst possadnik) hatten die Leitung der städtischen Verwaltung und wurden vom Fürsten ernannt und nach Gefallen wieder entfernt. Er pflegte sie aus der Zahl der Bojaren oder Bojarenkinder zu nehmen und übertrug ihnen die Leitung der Administration, die Rechtspflege und das militairische Commando. Die Gebietsvorsteher (wolosteli) hatten dieselben Befugnisse mit Ausnahme der militairischen für eine größere administrative Einheit des flachen Landes.[1]) Beide bezogen kein festes Gehalt, erhielten jedoch von ihren Untergebenen bestimmte Darbringungen oder einen Theil der dem Fürsten zufließenden Abgaben. Man nannte das kormlenije (eigentlich Fütterung). Gehülfen dieser Beamten waren die Tiune, deren ursprüngliche Stellung bei den Gerichten gewesen zu sein scheint und die häufig, später fast immer, unfreier Herkunft waren. Endlich standen auf der untersten Stufe dieser Beamtenhierarchie, die Hundertleute (sotskije) und Aelteste (starosti), wahrscheinlich mit Polizeibefugnissen. Ob die letzteren gewählt wurden, steht nicht fest, doch spricht die

1) Unklar ist die Stellung der poselskije, die mit den wolosteli beinahe identisch zu sein scheinen. Vgl. auch Bestuschew-Rjumin. Deutsche Ausgabe p. 337.

Analogie mit dem übrigen Rußland dafür. Es wäre dann der einzige Rest der Selbstverwaltung, der im Moskauischen stehen geblieben war.

Außerdem sind endlich noch die Beamten zu erwähnen, denen die Verwaltung bestimmter fürstlicher Liegenschaften und Einkünfte zukam. Die Aufseher der Ländereien, welche den fürstlichen Marstall, die Jagd, die Hunde, Falken u. s. w. zu erhalten hatten. Man hielt diese Aemter für wichtig genug, um ihre Oberleitung Bojaren zu übertragen (putnije bojare).[1] Die Gesammtorganisation trug den Charakter einer Privatwirthschaft, in welcher der Wille des Eigenthümers und sein persönlicher Vortheil das Ausschlaggebende und Bestimmende sind.

Von Vorrechten und Privilegien sowie von einer ständischen Gliederung kann daher hier keine Rede sein. Das einzige Moment, das einen Unterschied begründete, war die Freiheit oder Unfreiheit und die Gunst des Herrschers. Es hatte aber die Zahl der Unfreien seit dem Einfall der Tataren und durch ihre häufigen späteren Raubzüge in ungeheuerem Maßstabe zugenommen. Die zahlreichen Gefangenen, welche die Tataren mitschleppten, verloren als Kriegsgefangene ihre Freiheit und namentlich die Fürsten von Moskau kauften sie los und siedelten sie auf ihrem Grund und Boden an, wo sie als „Unfreie aus der Horde“ [2] in dieselbe Stellung eintraten wie andere gekaufte Leute. Wenn wir auch nicht im Stande sind festzustellen, wie stark der Procentsatz dieser Unfreien war, ist doch zweifellos, daß die große Zahl derselben wesentlich dazu beigetragen hat, der russischen Geschichte den ihr eigenthümlichen Stempel aufzudrücken.[3] Natürlich bestand auch in Moskau die Gruppe der Halbfreien, die in ein Mieth- oder Frohnverhältniß getreten waren und den völlig machtlosen Unfreien gegenüber eine verhältnißmäßig gesicherte Stellung einnahmen. Von der freien Bevölkerung gilt aber, was wir früher beobachteten. Sie bildeten nach keiner Seite hin geschlossene, ständisch gegliederte Gruppen. Der freie grundbesitzende Bauernstand begann stark einzuschmelzen und wurde vom Großgrundbesitz verdrängt. Alle waren sie gezählte (tschislennije) Leute, d. h. solche, die auf den tatarischen Tributlisten standen, für deren Beitreibung der Großfürst von Moskau — nicht zu seinem materiellen Schaden — Sorge trug. Ein Herabstimmen des Freiheits- und Selbstgefühles hatte die Abhängigkeit von der Horde eben überall zur Folge, auch da wo dieselbe eher einen materiellen Aufschwung als einen Rückgang hervorrief. Das gilt zumeist

---

1) Die Stellung der putnije bojare ist strittig. Vgl. Beläjew „dienende Leute“ und Bestuschew-Rjumin l. l. p. 339 Anm. 45. Poleshajew l. l. p. 115. putj bedeutet Auflage.

2) Bestuschew l. l. 341 scheint anzunehmen, daß die „ordinzi“ frei gewesen seien. Dafür finde ich keinerlei Anhalt.

3) Man unterschied verschiedene Klassen der Unfreien. Die allgemeine Bezeichnung war cholop, Knecht. roleini cholop hieß der Ackerknecht, dworskoi der Hofsknecht oder gewöhnlich der Diener. Hausssklaven im Allgemeinen wurden tscheljädi genannt.

von den Kaufleuten, deren Exploitationsgebiet ins Ungeheuere gesteigert war und die gerade in unserer Periode rasch zu Reichthum gelangten. Der alte Handelsweg auf der Wolga belebte sich noch einmal und daß in die Zeit von Iwan Kalita bis zum Niedergang der Mongolenherrschaft die Blütezeit Nowgorods und der Höhepunkt der Hansa fällt, steht damit in unbestreitbarem Zusammenhange.[1])

Für das staatliche Leben Rußlands war aber von noch größerer Bedeutung der Umschwung in der Stellung der höchsten Bevölkerungsklassen. Was zumeist auffällt, ist das völlige Verschwinden der Druschina im 14. Jahrhundert; der Untergang der politischen und wirthschaftlichen Freiheit des Südens, in welchem jenes Gefolgschaftswesen am tiefsten Fuß gefaßt hatte, mag in nicht geringem Maße dazu beigetragen haben; mehr noch die Abneigung der nordrussischen Fürsten, namentlich aber des Großfürsten von Moskau, gegen die von den Mitgliedern der Druschina erhobenen Ansprüche auf eine kameradschaftliche Stellung zum Fürsten und auf einen Antheil an seiner Politik. Das von der Druschina behauptete Recht, von einem Kriegsherrn zum anderen hinüberzuziehen, paßte gleichfalls nicht in die Politik der nordischen Fürsten. Sie haben nichts gethan, um das System der Gefolgschaft aufrecht zu erhalten. Dagegen fällt es schwer, zu ermitteln, wie der neue Hof- und Beamtenadel, wenn ich so sagen darf, zur Ausbildung gelangte. Schon im 13. Jahrhundert finden wir ältere und jüngere dienende Leute in der Umgebung der Fürsten, und aus ihrer Zahl ragen diejenigen hervor, welche Hofämter bekleiden.[2]) Theils sind es Nachkommen der Landschaftsbojaren, theils die mit ihnen allmählich verschmolzenen Druschinniki oder Gefolgsleute. Da mit dem Einfall der Tataren die Landschaftsbojaren (semskije bojare) ebenso wie die wetsche ihren Einfluß einbüßten, mußten sie, wollten sie anders ihre Bedeutung wahren, in den Dienst der Fürsten treten.

Die oberste Gruppe dieser früheren Landschaftsbojaren und Gefolgsleute nannte man auch fernerhin Bojaren, während der früheren jüngeren Druschina die „freien Diener" entsprachen, welche die Uebergangsstufe zum Bojarenthum bildeten. Diese „freien Diener" bildeten nunmehr die Masse des großfürstlichen Heeres, die Bojaren waren dagegen die Führer und höheren Offiziere desselben. Daß ein Theil der Bojaren im Rathe des Großfürsten saß und Aemter bekleidete, haben wir gesehen; sie bildeten die Gruppe der großen Bojaren und erhielten seit den Tagen Iwan Kalitas gewissermaßen als Gage fürstliche Güter (pomestje), deren Ertrag ihnen zum Unterhalt zugewiesen wurde. Verließen sie den Dienst oder traten sie — wie es ihnen damals noch freistand — in den Dienst eines anderen Fürsten, so verloren sie ihre Dienstgüter (dies dürfte die beste Uebersetzung von Pomestje sein). Fassen wir nun Rechte und Pflichten dieses neuen Bojarenstandes, wie sie sich seit

1) Vgl. Bereschkow l. l. Kap. V.
2) Vgl. Jablotschkow, Gesch. des russ. Adels. Kap. VI.

dem 14. Jahrhundert ausbildeten, zusammen, so waren die Bojaren vor Allem kriegspflichtig und zwar bildeten sie mit den „freien Dienern" die einzigen Krieger des Fürsten. Beim ersten Ruf desselben hatten sie mit ihren Dienern in eigener Ausrüstung und mit eigenen Kriegsvorräthen zu erscheinen. Meist waren sie beritten, doch wurde noch nicht festgesetzt, wie groß das Contingent war, welches der Einzelne zu stellen hatte. Erst Iwan, der Schreckliche hat hier eine Norm gegeben. Da derjenige, welcher mit größerer Mannschaft erschien, höhere Gunst und Ehre zu erwarten hatte, machte sich die Nothwendigkeit derartiger Bestimmungen noch nicht geltend. Welche Dienste sie dazu bei Hofe und als Verwaltungsbeamte verrichteten, haben wir gesehen, doch werden sie außerdem noch als Gesandte und zum Ueberbringen des Tributs an den Khan gebraucht. Viele Beispiele bezeugen, daß einzelne Bojaren in der Horde zu Ansehen und Einfluß gelangten. Man sieht, Kriegs- und Civildienst waren noch nicht getrennt, erst Peter der Große hat nach dieser Richtung hin Bahn gebrochen.

Vorrechte der Bojaren waren, nächst der Verleihung von Dienstgütern, das allmählich immer mehr eingeschränkte Recht des Ueberganges von einem Fürsten zum anderen, die Anerkennung eines bestimmten, der Familie des dienenden Bojaren zukommenden Dienstranges, ein Vorzug, der zu den später so verhängnißvollen Rangstreitigkeiten der Bojaren hinüberleitete, und eine Reihe von Rechten, die ihnen in ihrer Eigenschaft als Grundbesitzer zukamen. Am wesentlichsten ist dabei ein Vorzug in Betreff der zu entrichtenden Abgaben. Ganz Rußland zerfiel in administrativer und finanzieller Beziehung in sochi, d. h. Haken, von denen jeder eine finanzielle Einheit bildete, die mit einer bestimmten Abgabe beschwert war. Die Haken der Bojaren waren nun beträchtlich größer als alle übrigen, und zahlten in Folge dessen verhältnißmäßig viel weniger. Dies Vorrecht dauerte jedoch nur so lange, als die dienstliche Thätigkeit des Bojaren währte. Die „freien Diener" oder Hofleute, Edelleute (dworjäne), wie sie auch genannt werden, standen im Allgemeinen den Bojaren gleich, der Unterschied ihrer Rechte war nur ein gradueller. Auch sie nahmen an allen Arten des Dienstes theil, konnten jedoch nie ein militairisches Obercommando erhalten. In späteren Zeiten, als die Stellung zu den Tataren eine freiere geworden war, lag ihnen der Schutz der Grenze gegen dieselben ob. Das erste Beispiel solcher Verpflichtung fällt übrigens schon in das Jahr 1360. Man errichtete danach überall an der Grenze, von der Oka zur Krim, kleine Grenzfestungen (gorodki), in welchen die „freien Diener" berittene Wachen unterhielten, um die Tataren zu beobachten. Stand ein Ueberfall bevor, so wurde den Wojewoden die in Kolomna oder Kaschira mit dem Hauptheere standen, Nachricht gegeben.

So finden wir als Stützen des neuen Moskowischen Staatswesens einen Hof- und Lehnsadel militairischen Charakters, dessen Bedeutung von der Stellung, die er zur Person des Landesherren einnimmt, bestimmt wird und dessen Interessen eng verknüpft sind mit der Machterweiterung und Entfaltung Mos-

kaus. Er wurde ohnmächtig, sobald er jene Verbindung mit dem Fürsten löste und mußte sich daran gewöhnen, in ihr das höchste Ziel seines Ehrgeizes zu finden.[1]) Als er später den Versuch machte, eine selbständige politische Bedeutung zu gewinnen, haben die Großfürsten von Moskau ihn bald zu bändigen verstanden. Eine zweite Stütze des Thrones aber war die Geistlichkeit. Wir haben die Bedeutung des Metropoliten Peter und die ungemeine Wichtigkeit der Uebertragung seines Sitzes von Wladimir nach Moskau kennen gelernt. Auch seine Nachfolger, der Grieche Theognost und der zwar in Moskau geborene, aber aus Tschernigow — also aus dem Süden — stammende Metropolit Alexei, haben der Horde wie den Großfürsten von Moskau gegenüber dieselbe Politik verfolgt und dadurch wesentlich dazu beigetragen, das übrige Rußland im Gehorsam gegen beide Herren zu erhalten.

Das Ansehen der Geistlichkeit aber war nicht nur durch die Begünstigung, welche ihr von Seiten der Tatarenkhane zu theil wurde, gestiegen; die allgemeine Unsicherheit, das große nationale Unglück der Knechtschaft, welches die Gesammtheit betroffen hatte und der sich stets wiederholende Jammer, welchen die Raub- und Beutezüge der Tataren für jeden Einzelnen zur Folge hatten, beförderten die Neigung zu dem geistlichen Leben, das größere Sicherheit und zugleich himmlischen Lohn in Aussicht stellte. Es ist überraschend, wie groß die Zahl der während der Mongolenherrschaft gestifteten Klöster ist. Der Geschichtschreiber der russischen Kirche, Makarius, berechnet, daß damals doppelt soviel Klöster neuerstanden als in den dritthalbhundert Jahren, die seit Annahme des Christenthums vorausgegangen waren.[2]) Häufig sich wiederholende Kalamitäten, wie Seuchen, Hungersnoth, Dürren, Brände und dergleichen „riefen große Trauer, Furcht und Zittern unter allen Menschen hervor" und machten sie religiöser Beeinflussung zugänglich.[3]) Die Chroniken und Legenden sind voller Beispiele, die von dem weitgehenden politischen und ethischen Einfluß zeugen, den einzelne hervorragende Geistliche, namentlich aber Mönche und Einsiedler, auf ihre Zeitgenossen ausgeübt haben. Aber auch eine, fast könnte man sagen, instinktiv vollzogene Culturmission knüpft sich an das Leben und Wirken jener Einsiedlermönche, welche die Oede, in welche sie zogen, in Culturland umzuwandeln verstanden. Sie haben die von Andrei

1) Geschlechtswappen gab es in Rußland bis zum 17. Jahrhundert nicht. Jeder Bojar brauchte sein persönliches Siegel und die Abzeichen wechselten mit jeder Generation. Familiennamen werden erst im 16. Jahrhundert allgemein. Anfänglich nannten sich die Bojaren mit Vornamen und Vatersnamen, später kamen als Unterscheidungsmerkmale Beinamen hinzu, die im 15. Jahrhundert mit den Endungen ow und in als Familiennamen erschienen. Die in den Dienst Moskaus tretenden Fürsten aus dem Geschlechte Ruriks oder Gedimins unterschieden sich in ihren Rechten in nichts von den übrigen Dienenden, behielten aber ihren Fürstentitel. Ihre Zahl ist übrigens im 14. Jahrhundert noch sehr gering. Vgl. Jablotschkoff l. l.

2) Vgl. Makarius, Gesch. d. russ. Kirche. IV, 163 ff.

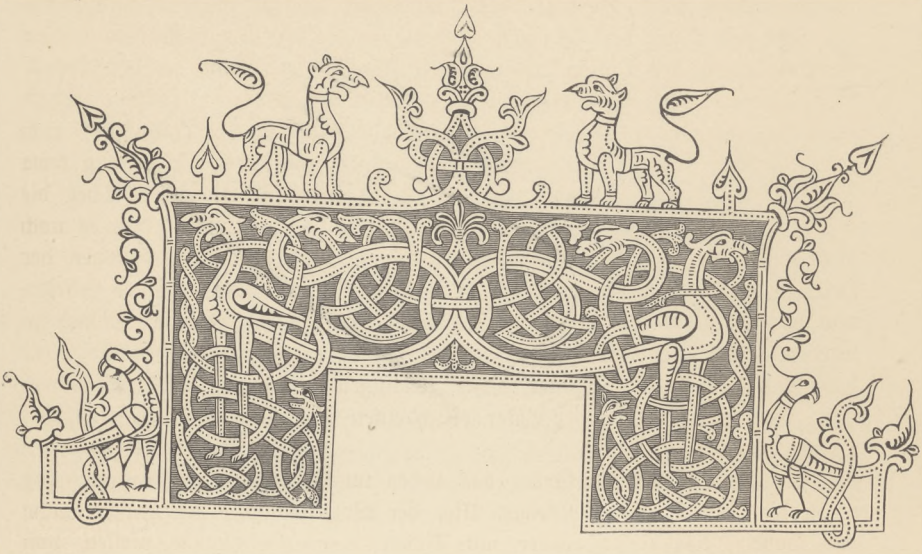
3) Vgl. Peretjätkowitsch, Das Wolgaland im 15. und 16. Jahrhundert. Moskau 1877 (russisch).

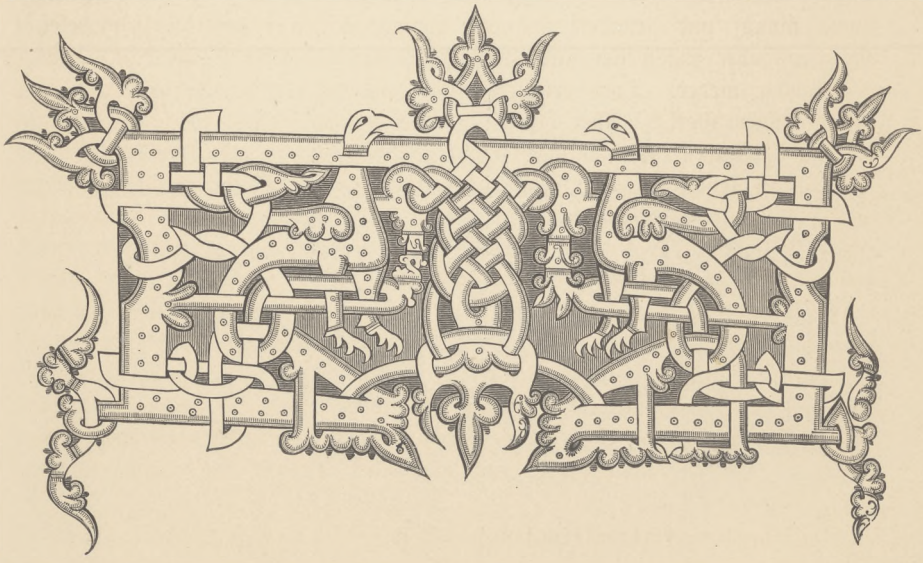
Bogoljubski staatlich in Angriff genommene Besiedelung des Ostens befördern helfen und wesentlich beigetragen, die Christianisirung der noch lange heidnischen finnischen Volksstämme zu beschleunigen. Die Art und Weise, in welcher jene Thätigkeit vor sich ging, wird uns am lebendigsten veranschaulicht, wenn wir das Leben eines jener „heiligen" Einsiedler an uns vorüberziehen lassen.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde in Nishni Nowgorod[1]) in einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie ein Knabe geboren, auf den der Gottesdienst, an welchem die Eltern ihn von früh auf theilnehmen ließen, lebhaft einwirkte, und der — was wohl als Ausnahmefall zu betrachten ist — auch früh lesen und schreiben lernte. Nun befand sich in der Entfernung etwa einer halben deutschen Meile von der Stadt ein Höhlenkloster, welches die frommen Eltern häufig zu besuchen pflegten. Aber den Knaben trieb es noch öfter hin. Er hörte zu, wenn die Mönche in den Lebensbeschreibungen der Heiligen lasen, richtete verständnißvolle Fragen und erweckte in seinen Lehrern und vor Allem in sich selber die Vorstellung, daß er bestimmt sei, Mönch zu werden. Wider den Willen der Eltern trat der zwölfjährige Knabe — er hieß Makarius — ins Kloster, dessen Uebungen er sich mit Feuereifer unterzog. Erst später erfuhr der Vater durch einen alten Mönch, was aus seinem Sohne geworden war.

Als dem jungen Makarius das Leben im Kloster zu bunt wurde, zog er in die Wildniß und am rechten Ufer der Wolga zwischen den Flüssen Lucha und Dobriza ließ er sich nieder, mit Tichon, einem Gesinnungsgenossen, von dem das Gerücht sagte, daß er über Wunderkräfte gebieten könne. Die umwohnenden Bauern aber, welche fürchteten, daß aus der Siedelei ein Kloster werden könne, welches dann ihren Grund und Boden zum Klosterlande ziehen würde, vertrieben sie und die Freunde trennten sich nun. Tichon zog die Lucha hinauf und gründete eine dem heiligen Nikolaus geweihte Einsiedelei, Makarius aber zog weiter und ließ sich im jurjewschen Kreise am rechten Ufer der Wolga nieder. Dort erbaute er sich eine Hütte und lebte längere Zeit „allein seinem Gott." Aber der Ruf seines heiligen Lebens zog Viele heran, die dem weltlichen Leben entsagen wollten, um unter seiner Leitung geistlicher Uebung zu leben. So entsteht eine Kirche und ein Kloster und die von Makarius erstrebte Einsamkeit war verloren. Da entschloß er sich wieder weiter zu ziehen. Er ernannte den Brüdern einen Abt und verließ seine Genossen, ohne ihnen zu sagen, wohin er gehe. Es lag ihm wirklich und aufrichtig daran, aller weltlichen Eitelkeit, wie sie selbst in klösterlichem Leben sich dem Menschen an die Fersen heftet, zu entkommen und so überschritt er die Wolga, um in den undurchdringlichen Waldungen ihres linken Ufers Ruhe und Sammlung zu finden. Schließlich machte er Halt, wo die Sundakowa in den Strom mündet, bei den sogenannten gelben Wassern. Er grub sich eine Höhle als Zufluchtsort, aber auch hier blieb er nicht lange allein. Seine

1) Vgl. Peretjätkowitsch l. l. p. 101 ff.





Proben von Ornament-Malereien in russischen Handschriften des Mittelalters.

1. Aus einem Evangeliarium des 12. oder 13. Jahrhunderts; Moskau, öffentliches Museum (Rumjanzoff). 2. Aus einem Psalter-Manuscript des 13. oder 14. Jahrhunderts; im Kloster zur Auferstehung oder Neu-Jerusalem (Woskresensk, Gouvernement Moskau).

Aufenthaltsstätte wurde erkundet und wieder sammelten sich geistliche Brüder um ihn, die ihn zu ihrem Abt wählten. Das neue Kloster lag auf einem Boden, der dem heidnischen Stamm der finnischen Tscheremissen gehörte und war nur wenig von dem directen Machtgebiet der Tataren entfernt. Aber mit Heiden und Muselmännern wußte Makarius gute Eintracht zu halten und ungestört von ihnen konnte hier auf jungfräulichem Boden eine Reihe russischer Dörfer entstehen, deren Mittelpunkt sein Kloster bildete. So gingen Jahre hin, bis um 1439 ein Tatareneinfall die ganze Ansiedelung den Flammen Preis gab. Makarius selbst gerieth in tatarische Gefangenschaft, wurde aber von dem Führer der Feinde mit vierzig Gefangenen freigegeben, als man erfuhr, wer er war. Und wieder zog er weiter, diesmal hoch nach Norden hinauf, über Unscha hinaus, wo er in einer Wildniß den Anfang zu einer neuen Klostergründung machte, aber während sein Werk noch im Werden war, starb. Makarius' Leben und Wirken ist ein Beispiel von vielen. Was ihm mißglückte, gelang Anderen; ungeheuer aber war das Ansehen, das im Volke die Männer genossen, die wie er lebten und starben. Sie waren Pfadfinder und Bahnbrecher auf dem Felde der Colonisation und Christianisirung. Das lange vernachlässigte Gebiet der Mission wurde von ihnen neu in Angriff genommen. Die Bekehrung Perms durch den heiligen Stephan fällt in das Ende des 14. Jahrhunderts, und überall waren derartige Erfolge mit dem Vordringen russischer Colonisten verbunden. Die Geistlichen aber, von denen die Bewegung ausging, standen hoch in der Meinung der Zeitgenossen, sie übten einen bestimmenden Einfluß aus und standen ihrerseits ganz unter dem geistlichen Uebergewicht, das der in Moskau residirende, vom Großfürsten beherrschte Metropolit ausübte. Der Metropolit aber predigte Duldung der Fremdherrschaft und Unterwürfigkeit gegen Moskau. Es wirkte eben Alles nach einem Ziele hin.

Der Nachfolger Simeons des Stolzen, sein Bruder Iwan Iwanowitsch, war eine unbedeutende Persönlichkeit, dessen kurze Regierung von nur geringem Interesse ist. Er fand einen Mitbewerber um die großfürstliche Würde in dem kühnen Fürsten Constantin Wassiljewitsch von Susdal, aber der Khan entschied für die bewährte Treue des moskauischen Fürstenhauses. So konnte Iwan seine durch mancherlei Widerwärtigkeiten getrübte Regierung antreten. Ein Bojarenaufstand in Moskau, Unabhängigkeitsbestrebungen Nowgorods, Wirren und Thronstreitigkeiten in Twer und Murom und vor Allem die Anzeichen des beginnenden Verfalls in der Horde, sowie das erobernde Vordringen Littauens, das sind die Fragen, die seiner Zeit die Gemüther in Spannung hielten Für unsere Zwecke ist der Einfluß bedeutsam, den unter dem schwachen Fürsten die hohe Geistlichkeit zu gewinnen beginnt. Der schon erwähnte Metropolit Alexei scheint in der That eine hervorragende Persönlichkeit gewesen zu sein. Er gehörte dem Geschlecht der Pleschtschejew an und war um 1293 geboren. Im 20. Lebensjahre trat er zu Moskau ins Kloster, wo er sich die Kenntniß des Griechischen zu eigen machte und die Aufmerksamkeit

Theognosts auf sich lenkte. Dieser übertrug ihm die Leitung der geistlichen Gerichte, so daß Alexei Gelegenheit fand, die Zustände der russischen Kirche genau kennen zu lernen. 1352 wurde er Bischof von Wladimir, als solcher nach Constantinopel geschickt und vom Metropoliten dem Patriarchen warm empfohlen; da auch der Kaiser gewonnen war, wurde Alexei nach Theognosts Tode 1353 wirklich zum Metropoliten von Moskau und ganz Rußland erhoben. Seine geistliche Stütze aber war Sergius, der Begründer der Sergius-Dreifaltigkeitskathedrale, ebenfalls ein Mann edler Herkunft, der 1314 zu Rostow geboren wurde. Nach dem Tode der Eltern, die nichts davon hatten wissen wollen, daß der Knabe Mönch werde, ging er in die Wälder von Radonesch (in der Nähe Moskau's), sein älterer Bruder, der nach dem Tode seiner Frau ebenfalls des weltlichen Lebens überdrüßig war, vereinigte sich mit ihm, sie erbauten sich eine Hütte und zimmerten eine kleine Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit. Das ist der bescheidene Ursprung der später so berühmt gewordenen Sergiuskathedrale. Aber der Bruder wurde bald danach Mönch in Moskau und Sergius hatte nun allein die Mühsal eines Einsiedlerlebens unter dem rauhen Himmel Moskaus zu ertragen. Aber der erst Vierundzwanzigjährige überwand die körperlichen und geistigen Anfechtungen und das Gerücht von seinem heiligen Leben zog erst Leute herbei, die seinen geistlichen Rath hören wollten, dann solche, die sich zu gleichem Leben ihm anschlossen. Eine Organisation der geistlichen Brüderschaft wurde nöthig und Sergius durch die Wahl seiner Genossen und bischöfliche Bestätigung zum Abt erhoben. Sein Ruhm stieg nun immer mehr, er drang bis Constantinopel und der Patriarch schickte ihm Kreuz, Paramant und Mönchsgewand. Es ist nun sehr bezeichnend, daß sowohl Alexei als Sergius auch an weltlichen Dingen lebhaften Antheil nahmen, vom Großfürsten zu Rathe gezogen wurden, die Schiedsrichterrolle bei Streitigkeiten übernahmen und wohl auch als fürstliche Geschäftsträger fungirten. Daß die beiden hervorragendsten Männer der russischen Geistlichkeit aber im Moskauischen lebten, mußte wesentlich dazu beitragen, das Ansehen des Großfürstenthums zu erhöhen. In Bezug auf die Horde aber predigten sie Unterwürfigkeit.

Und doch hatten seit dem Tode Usbeks die Verhältnisse eine wesentlich neue Gestalt gewonnen. Es ging mit dem Reiche von Kiptschak [1]) wie mit allen jenen Staaten orientalischer Eroberer. Die Genüsse des Hofes und des Harems entnervten die Khane, Palastintriguen durchbrachen die Ordnung der Thronfolge, über Vaters- und Brudersleiche bestiegen die Nachfolger Usbeks ihren Thron. Jsanibeg wurde von seinem Bruder Dschanibeg und dieser von seinem Sohn Berdibeg, der ward wiederum von seinem Bruder Kulpa erschlagen, den darauf Newrusbeg niederstieß; ihn tödtete Chidrbeg, diesen Tamir Chadscha und so ging es fort in blutiger Reihe. In den sechsundzwanzig Jahren, die zwischen 1342 und 1378 liegen, zählen wir achtzehn Khane, so daß auf den einzelnen nicht einmal anderthalb Jahre fallen. Es war unzweifelhaft,

1) Vgl. Kostomarow, Historische Monographien, III, I.

die Horde ging ihrem Verfall entgegen. Zuletzt bildeten sich innerhalb der goldenen Horde zwei Khanate, das eine mit der alten Hauptstadt Sarai an der Wolga, das andere weiter westlich zwischen Wolga und Don. Eine unabhängige Herrschaft erstand außerdem im Lande der Mordwinen, gleich südlich vom Fürstenthum Rjäsan an den linken Zuflüssen des Don, eine zweite im Lande der Bulgaren an der mittleren Wolga — es ist das spätere Zarthum Kasan — eine dritte zeitweilig an der Wolgamündung in Astrachan, eine vierte in der Krim und nördlich von derselben zum Dniepr hin, eine fünfte und sechste am Jaik und weiter östlich zu beiden Seiten des Ural. Auch der Großfürst Iwan gewann unter solchen Umständen den Muth, dem Sohne Berdibegs, der von ihm verlangte, er solle eine Grenzregulirung zwischen Rjäsan und Moskau vornehmen, den Eintritt in sein Großfürstenthum zu verweigern, ohne dafür sich die Rache der Tataren zuzuziehen, denn Berdibeg war inzwischen erschlagen worden. An ein größeres Unternehmen gegen die Tataren scheint er jedoch nicht gedacht zu haben, auch hatte er wohl kaum die Zeit es vorzubereiten, denn schon 1359 ist er, erst 33 Jahre alt, gestorben. Was er versäumt hatte, nahm sein Sohn Dmitri Iwanowitsch Donskoi auf.

Iwan hatte zwei Söhne hinterlassen, außerdem lebte ein Sohn seines Bruders Andrei. Unter diese drei wurde Moskau getheilt, da jedoch der jüngere Bruder bald starb, fiel es Dmitri, dem älteren, der nun den doppelten Antheil hatte, leicht, seinen Vetter in Gehorsam zu halten. Alle drei Fürsten waren bei Iwans Tode minderjährig, und so gelang es dem Fürsten von Susdal, Dmitri Constantinowitsch, sich einen Jarlyk auf das Großfürstenthum zu erwirken. Davon wollten jedoch die moskauischen Bojaren nichts wissen. Seit Generationen waren sie gewöhnt, die ersten Bojaren in Rußland zu sein, sie wollten den Susdalern nicht nachstehen. Ihre Bemühungen hatten schließlich den Erfolg, daß der älteste ihrer Fürsten, Dmitri Iwanowitsch, den unumgänglich nothwendigen Jarlyk des Khanes Murid erhielt, und als nun der Susdaler noch weiteren Widerstand versuchte, setzten sie ihre drei jungen Herren aufs Roß und nöthigten Dmitri Constantinowitsch zur Flucht. Das geschah 1362 und hiermit beginnt die Regierung Dmitri des Siegers am Don (Dmitri Donskoi).

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Dmitri Iwanowitsch Donskoi. 1362—1389.

Die Bestätigung durch den einen Khan, während zwei um den Thron stritten, war freilich noch keine Gewähr für dauernde Herrschaft. Man war in Moskau in nicht geringer Verlegenheit, als im darauf folgenden Jahre der Gegenkhan Murids Abdullah gleichfalls dem neuen Großfürsten einen Jarlyk schickte. Sollte man die doppelte Bestallung annehmen oder sie zurückweisen? Der Rath der Bojaren entschied für das Erstere und die Gesandten Abdullahs

fanden ehrenvolle Aufnahme. Nun ergrimmte aber Murid und wandte in Folge dessen seine Gunst dem früher zurückgewiesenen Dmitri Constantinowitsch von Susdal wieder zu. Man machte aber in Moskau mit ihm nicht viel Federlesens. Nur zwölf Tage konnte er sich in Wladimir behaupten und auch die übrigen Fürsten begannen zu spüren, daß in Moskau wieder das Selbstgefühl gewachsen war. Die Fürsten von Rostow, Starodub und von Halicz wurden verjagt und fanden, als sie bei Dmitri von Susdal eine Zuflucht suchten, bei ihm keine Hilfe. Er schloß vielmehr Frieden mit Moskau, dessen Ueberlegenheit sich nicht verkennen ließ und blieb auch dabei, als ihm vom Khan zum zweiten Mal der großfürstliche Stuhl angeboten wurde. 1366 vermählte er gar seine Tochter mit dem Großfürsten, dem er fortan treu ergeben blieb. Gerade damals brach die Pest wieder aus und schwer wurden die russischen Fürstenhäuser von ihr betroffen. Des Großfürsten Bruder Iwan, ein Fürst von Rostow, vier von Twer, Andrei von Susdal starben rasch nach einander. Und mit Ausnahme von Moskau kamen nun überall Erbfolgestreitigkeiten zum Ausbruch. Moskau griff so weit es ihm irgend möglich war, dabei bestimmend ein und der junge Großfürst ward in seinen Bestrebungen nicht wenig vom Metropoliten unterstützt, dessen geistliche Waffen den Ausschlag gaben, wo die weltlichen nicht genügende Wirkung hervorriefen. So wurde dem Schwiegervater des Großfürsten seine Residenz Nishni Nowgorod, eine Stadt, die das alte Susdal durch blühenden Handel bereits verdunkelt hatte, gesichert. Auch die übrigen russischen Fürsten fügten sich mit alleiniger Ausnahme Michaels von Twer, der den alten Streit mit Moskau noch einmal zu blutigem Entscheidungskampfe aufnahm.

Michael war nach Littauen geflohen und die moskauischen Truppen drangen verwüstend in das twersche Gebiet; aber bald danach kam es zum Frieden und als Michael nun vertrauensselig einer Einladung nach Moskau Folge leistete, wurde er überfallen und treulos in den Kerker geworfen. Da gerade trafen ihm zum Glücke tatarische Boten in Moskau ein. Man scheute den Lärm, den die ganze Angelegenheit nothwendig machen mußte und gab Michael frei. Es ist nun kein Wunder, wenn der Großfürst von Twer von nun an unversöhnlicher Gegner Moskaus wurde. Er floh wiederum nach Littauen und diesmal brachte ihm Olgerd rasche Hilfe. Mit gewaltigem Heere drang er in das gänzlich unvorbereitete moskauische Land, die Vorhut der großfürstlichen Truppen schlug er völlig zu Boden und ehe man sich's versah, stand er vor den Thoren Moskau's. So groß waren hier Schreck und Gefahr, daß Dmitri die Vorstädte einäschern ließ und sich in den Kreml zurückzog, den er mit Steinmauern umgeben hatte. Drei Tage stand Olgerd so vor der Hauptstadt Rußlands; da er einsah, daß er sie nicht werde nehmen können, andrerseits die Verwickelungen im Westen ihm eine langwierige Belagerung unmöglich machten, begnügte er sich mit einem für Michael von Twer günstigen Vergleich und zog darauf ab, ebenso rasch wie er erschienen war. In Moskau aber pflegte man einmal in Angriff genommene

Pläne nicht aufzugeben. Schon 1370 beginnt wieder die Offensivbewegung Dmitri's. Erst wurde Smolensk wegen seines Bündnisses mit Littauen gezüchtigt, dann Twer wiederum entsetzlich verheert. Vergeblich suchte Michael eine für ihn günstige Wendung in der Horde zu erzielen, er gelangte nicht hin, denn Moskau hatte ihm die Wege verlegen lassen, aber um Weihnachten 1370 vermochte er Olgerd zu einem neuen Einfall. Wieder drang dieser bis Moskau vor und wiederum suchte Dmitri Schutz im Kreml. Aber er war diesmal besser vorbereitet. In Peremischl südlich von Moskau, nicht fern von der littauischen Grenze zog sein Bruder Truppen in großer Zahl an sich und der vorsichtige Olgerd, der einen Ueberfall fürchten mochte, trat seinen Rückzug an, den er glücklich vollführte. Es stand kaum zu erwarten, daß er ein drittes Mal für Michael eintreten werde. So zog denn Michael in die Horde und es gelang ihm vom Khan Asif oder vielmehr von Mamai, der ohne den Titel zu tragen, doch die eigentliche Herrschaft führte und die Khane ein- und absetzte wie einst Orestes die letzten römischen Schattenkaiser, einen Jarlyk auf das Großfürstenthum Wladimir zu erhalten. Man gab ihm einen Gesandten Isari Chodscha mit, damit dieser für die Ausführung des Befehles Sorge trage. Es stellte sich aber zunächst heraus, daß man in Wladimir von dem neuen Großfürsten nichts wissen wollte und als Dmitri nach Wladimir citirt wurde, sich zu verantworten, erschien er nicht. Die ganze Angelegenheit nahm einen tragikomischen Ausgang.

Eine höfliche Einladung entbot Isari Chodscha nach Moskau. Er kam und wurde durch reiche Geschenke leicht überzeugt, daß es unmöglich, ja für die Horde höchst unvortheilhaft sei, die Befehle des Khans auszuführen. Als er in die Horde zurückkehrte, um für Moskau zu wirken, folgte ihm Dmitri, reich mit Geld und Geschenken versehen, auf dem Fuß. Mamai nahm ihn höchst liebenswürdig auf und der Khan bestätigte ihn in seiner großfürstlichen Stellung.

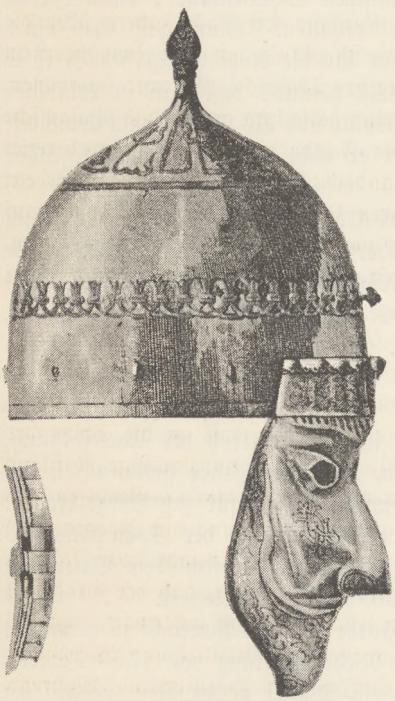
Und Michael? Nun, Mamai schrieb ihm, da er trotz der Unterstützung, die man ihm habe zu Theil werden lassen, nicht im Stande gewesen sei, sich als Großfürst zu behaupten, möge er in Zukunft selber für sich Sorge tragen. Die Horde habe nichts mehr mit ihm zu schaffen. Ja der Sohn Michaels kam sogar in die Hände Dmitri's und wurde von diesem dem Vater erst nach Zahlung eines Lösegeldes von 10,000 Rubel ausgeliefert.

So schien zwischen Moskau und der Horde die beste Eintracht zu herrschen, sie war aber nur von kurzer Dauer. Die Niedermetzelung von 1500 Tataren in Nishni-Nowgorod, wo, wie wir wissen, ein Dmitri verwandter susdalischer Fürst saß, bot Michael wieder Gelegenheit, in der Horde gegen seinen Feind zu intriguiren. Wirklich gelang es ihm, Mamai zu gewinnen und zum zweiten Mal die Bestallung zu erhalten, die ihn zum Großfürsten von Wladimir machte.

Von diesem Augenblicke an gewinnt der Kampf einen anderen Charakter und die moskauische Politik macht eine überraschende Wendung. Dmitri ver-

stand es, dem Kampf gegen Twer einen nationalen Charakter zu geben und die Spitze desselben gegen die Tataren zu wenden. Der russische Chronist giebt der Stimmung, die er hervorzurufen wußte, drastischen Ausdruck. Die Fürsten, welche mit Dmitri gegen Twer zogen, sagten: „wie oft hat er seinen Schwager Olgerd, den Sohn Gedimins, hergeführt und wie viel Uebeles den Christen gethan; jetzt aber hat er sich mit Mamai verbunden und mit seinem Zaren und mit der ganzen Horde Mamai's und Mamai schnaubt Wuth gegen uns alle; lassen wir ihn freikommen, so besiegt er uns Alle mit seiner Hilfe." So wurde Michael mit Unterstützung der übrigen Fürsten und Nowgorods geschlagen, mußte nochmals Frieden schließen und nochmals dem Großfürstenthum feierlich entsagen.

Das war ganz gegen alle Interessen der Horde. Man konnte wohl den Gehorsam weigern, wenn man nur zahlte, aber weder gehorchen noch zahlen, das war eine unerhörte Beleidigung, die Rache verlangte. Jetzt war der Krieg zwischen Moskau und der Horde unvermeidlich. Beide Theile wußten es und beide trafen ihre Vorbereitungen.



Mongolischer Eisenhelm.
Mit Gold beschlagen und mit arabischer Inschrift.
(In der Autheinaja Palata; Moskau, Kreml.)

So lagen die Dinge um 1375.

Der erste Angriff erfolgte, wie nicht anders zu erwarten stand, von der Horde. Zwei jener Streifcorps, wie sie dort immer disponibel waren, drangen tief in Rußland ein. Das eine in das Gebiet von Nishni-Nowgorod, während das andere in das Gebiet von Nowosilsk fiel. Beide brannten nieder und verwüsteten, was ihnen irgend in den Weg kam und schleppten zahlreiche Gefangene fort. Eine dritte Schaar, vielleicht aber auch dieselbe, welche in Nowosilsk gehaust hatte, marschirte nach Norden bis Kaschin hinauf und verbrannte die Stadt, so daß Dmitri schon eines Angriffs auf Moskau gewärtig war. Er nahm Stellung an der Oka. Aber das Unwetter ging diesmal noch vorüber. Ein großer Erfolg krönte diesen ersten Angriff gegen die Tataren. Kasan wurde belagert, zwei Fürsten des neuentstandenen Reiches mußten sich vor dem Großfürsten demüthigen, ein hohes Lösegeld zahlen und sogar russische Steuerbeamte bei sich aufnehmen. Die Antwort darauf war ein neuer Zug der Tataren nach Nishni-Nowgorod und diesmal erlitt eine

starke russische Heeresabtheilung eine völlige Niederlage (2. August 1377 am Flusse Pjana) und auch die nächstfolgenden Jahre führten zu Niederlagen der Russen. Wir heben nur das Hauptsächlichste hervor. Im Sommer 1378 hatte Mamai wieder zwei Heere gegen das nordöstliche Rußland aufgebracht. Das eine verbrannte Nishni, das andere war bestimmt, sich gegen Moskau selbst zu wenden und nahm seinen Weg durch das Großfürstenthum Rjäsan. Der Mursa Bogitsch führte das Obercommando. Dmitri hatte sich mit Oleg von Rjäsan versöhnt und dessen Truppen vereinigten sich mit den moskauischen, um gemeinsam die Tataren abzuwehren. Die Heere stießen an der Wescha, welche von rechts in die Oka mündet, in der Nähe von Perejaslawl Rjäsanski auf einander. Dmitri commandirte persönlich. Nachdem sie den Fluß überschritten hatten, griffen die Tataren an, aber sie wurden völlig geschlagen und eine große Menge derselben kam auf der Flucht um. Erst die Nacht unterbrach die Verfolgung; unter Zurücklassung des Gepäckes hatten die Feinde sich in der Steppe zerstreut, man wagte nicht, ihnen dahin zu folgen.

Es war der erste große Sieg, den Rußland seit 155 Jahren über die Tataren erfochten hatte und der offene Bruch Moskau's mit dem Zwingherrn in Sarai. Mamai erkannte die ganze Tragweite der Thatsache. Er raffte zusammen, was sich aus der Schlacht an Kriegern gerettet hatte und fiel in das Rjäsan'sche ein, das auf eine so schleunige Rückkehr der Feinde durchaus nicht vorbereitet war. So konnte Perejaslawl mit einigen anderen Städten eingeäschert werden; alle Dörfer, die auf dem Wege der Tataren lagen, gingen in Flammen auf und zahllose Gefangene mußten den rasch wieder umkehrenden Feinden folgen. Es sollte nur die Ankündigung des großen Unternehmens sein, das Mamai jetzt gegen Moskau vorbereitete.

Der Großfürst Dmitri hatte den inzwischen erfolgten Tod Olgerds benutzt, um seinem Nachfolger Jagailo einige Grenzgebiete zu entreißen, als im Sommer 1380 die Schreckenskunde sich verbreitete, daß Mamai mit seiner ganzen Macht gegen ihn zu ziehen gedenke. Mamai war nunmehr selbst an die Spitze der Horde getreten und wollte, ein neuer Batu, sich das unbotmäßige Rußland nochmals zu Füßen bringen. Außer seinen Tataren hatte er Genuesen aus Kaffa, Alanen und Tscherkessen in Dienst genommen und mit Jagailo von Littauen einen gemeinsamen Feldzug verabredet. Die Gefahr war in der That eine ungeheuere, und sie wurde noch dadurch gesteigert, daß der Großfürst von Rjäsan den Muth verlor und sich dem Khan demüthig unterwarf. Dmitri schickte seine Eilboten durch ganz Rußland, um seine Statthalter und Wojewoden sowie die Fürsten mit ihren Mannschaften nach Moskau zu entbieten. Während die Truppen sich bereits zu sammeln begannen, trafen Boten Mamai's ein, welche denselben Tribut forderten, den man Usbek entrichtet habe und denselben Gehorsam, den man dem früheren Khan geleistet. Auf den Rath der Geistlichkeit, welche auch jetzt noch am Grundsatze festhielt, daß, wenn irgend denkbar, jedes Blutvergießen vermieden werden müsse, wurden die Boten Mamai's beschenkt und reiche Geschenke von einer besonderen Gesandtschaft in

die Horde abgefertigt. Sehr bald aber konnte man an eine gütliche Beilegung nicht mehr glauben. Der Verrath Olegs von Rjäsan, das Bündniß mit Jagailo standen unzweifelhaft fest und es ging das Gerücht, daß bereits die Truppen beider zu Mamai gestoßen seien. So wurden die Rüstungen beschleunigt und drei Streifcorps ausgesandt, um über die Pläne der Tataren sichere Kunde zu erhalten. Zwei derselben kehrten nicht wieder, das dritte aber brachte die Nachricht, daß Mamai in voller Ausrüstung stehe, aber erst den Herbst abwarten wolle, um das Getreide auf den Feldern Rußlands reif zu finden. „Pflügt nicht das Land", habe Mamai den Seinen sagen lassen, „und sorgt nicht um die Ernte; seid bereit, die Ernte Rußlands in Empfang zu nehmen."

Nun bestimmte Dmitri den 15. August als Termin und Kolomna zum Ort der Sammlung. Aber erst am 20. verließ der Großfürst selbst mit seiner Mannschaft Moskau. Er hatte vorher den Abt des Dreifaltigkeitsklosters aufgesucht, um von ihm sich den geistlichen Segen und wohl auch ein prophetisches Wort zu holen. Ein in die russischen Chroniken (am ausführlichsten in der Nikon'schen) übergegangener Bericht, der wohl bald nach dem Siege Dmitri's niedergeschrieben wurde, giebt ein sehr anschauliches und für die Zeitverhältnisse bezeichnendes Bild von dieser Zusammenkunft. Es war am Tage der Heiligen Florus, Laurus und Proculus. Der Großfürst hörte die Messe an und folgte darauf der Einladung des Abtes, am Klostermahle theilzunehmen. Nach der Mahlzeit sagte Sergius dem Großfürsten: „Ehre mit Geschenken und Ehrenbezeugungen den unreinen Mamai, damit der Herr in Betracht Deiner Demuth Dich erhebe und die unersättliche Wuth Mamai's zu Boden werfe."

„Das habe ich schon gethan, Vater," antwortete Dmitri. „Aber er erhebt sich nur um so schlimmer in großem Stolze."

„Wenn dem so ist" — sagte der Abt — „so erwartet ihn endgültiges Verderben und Untergang, Dich aber vor dem Herren, der reinen Mutter Gottes und den Heilgen Hilfe, Gnade und Ruhm."

In der Reihe der Mönche fielen dem Großfürsten zwei hochgewachsene, breitschultrige, starkgebaute Männer auf, die in ihrem schwarzen Haar und dem vollen Bart kühn ausschauten, Pereswet und Ossljäta. Sie waren früher Krieger gewesen und hatten nun der Welt entsagt. „Vater", bat der Großfürst, „gieb mir diese beiden Mönche in den Krieg. Ich weiß von ihnen, sie waren tapfere Streiter und starke Helden, wohl kundig des Kriegs und der Kunst, Heere zu ordnen." Auf den Befehl des Abtes wappneten sich die beiden, Sergius legte ihnen noch eine Mönchskappe mit darauf geweihtem Kreuz über den Helm und gab ihnen seinen Segen. Dann segnete er auch den Großfürsten und dessen Begleiter mit dem Kreuze, besprengte sie mit geweihtem Wasser und verkündete zum Schluß: „Gott der Herr wird Dein Schutz und Schirm sein, er wird Deine Feinde niederwerfen und Dir Ruhm schenken."

Ueberhaupt ging ein Gefühl religiöser Weihe durch die Massen. Wollte doch das Gerücht wissen, daß Mamai gelobt habe, die christlichen Kirchen zu

zerstören und ganz Rußland zum Islam zu führen. Bevor Dmitri Moskau verließ, betete er noch in der Kathedrale zu Mariä Himmelfahrt und flehte am Grabe des hl. Metropoliten Peter um Beistand. Von dort ging er zur Kirche des Erzengels Michael, wo Iwan Kalita und Iwan Iwanowitsch begraben liegen. Ob sie wohl das Unternehmen des Enkels und Sohnes gebilligt hätten? So wie die Verhältnisse einmal lagen, vielleicht; aber so berechtigt und nothwendig uns heute die Handlungsweise Dmitri's erscheint, es läßt sich nicht verkennen, daß er mit der traditionellen Politik Moskau's gebrochen hatte. Er ging neue Wege, aber was irgend an ihm lag, hatte er gethan, sich den Erfolg zu sichern und in solchen Fällen pflegte auch Iwan Kalita zu handeln. Auch das Aeußere des Großfürsten wird uns geschildert: Hochgewachsen, stämmig und breitschultrig mit dunklem Haar, starkem, runden Bart und großen klugen Augen, so ritt er am denkwürdigen 20. August aus den Thoren des Kremls, um sich an die Spitze seines Heeres zu stellen. Als die Menge geordnet vor ihm stand, hielt er mit lauter Stimme eine Ansprache: „Lieben Brüder, laßt uns unseres Lebens nicht schonen für den christlichen Glauben, die heiligen Kirchen und das russische Land!"

Und Stimmen aus der Menge riefen entgegen: „Wir sind bereit, unser Haupt niederzulegen für den christlichen Glauben und für Dich, Herr Großfürst." [1])

Man sieht, der Gedanke, daß es ein Glaubenskrieg sei, in den man trete, und die Vorstellung, daß der Großfürst der Vorkämpfer ganz Rußlands sei, wurde geflissentlich wach erhalten.

Am 24. August wurde Kolomna erreicht, wo die Geistlichkeit dem Heere entgegenzog, und am darauf folgenden Tage die Musterung desselben stattfand. Man stellte die Truppen in Schlachtordnung. Es war die übliche Dreitheilung. Das Centrum bildeten die moskauischen Truppen und die von Beloosero, den Oberbefehl führte Dmitri persönlich, auf dem linken Flügel commandirte Lew von Brjänsk, auf dem rechten Wladimir Andrejewitsch der Tapfere, der Vetter des Großfürsten. Außerdem wurde eine Vorhut gebildet, die unter den Fürsten Dmitri und Wladimir Wsewolodowitsch von Druzk (?) stand. Noch waren nicht alle Fürsten erschienen, namentlich fehlte es an Fußvolk; da es aber nicht gerathen war, länger zu warten, setzte das Heer sich in Bewegung. Man wollte eine Vereinigung Mamai's mit den littauischen Truppen verhindern und möglichst bald die Steppe erreichen, um einem Einfall in das moskauische Gebiet zuvorzukommen. So drang man in das Rjäsan'sche ein bis zur Lopasna, wo die erst später eingetroffenen Truppen sich mit dem Hauptheer vereinigten. Es waren jetzt im Ganzen zwischen 100 und 150 Tausend Mann; eine ungeheure Macht, wenn man daran festhält, daß es eigentlich doch nur Moskau und die direct von ihm abhängigen

1) In dieser Entgegnung ist die Bezeichnung gosudar (heute Kaiser, eigentlich Herrscher) auffallend und nicht unverdächtig!

Fürsten waren, welche dies Heer aufgebracht hatten. Es fehlten Twer, Rjäsan, Nishni-Nowgorod, Smolensk und Nowgorod, von den süd- und westrussischen Fürsten, die zu Littauen gehörten, nicht zu reden. Theils Furcht vor den Tataren, theils Haß gegen Moskau hielten sie von dem nationalen Unternehmen fern. Dmitri ließ nun an der Lopasna einen Theil der Truppen zurück, um heranzuziehen, was irgend noch kommen werde; die Oka war bereits überschritten und das Hauptheer marschirte auf den Don zu. Unterwegs vereinigten sich noch mit ihm die Fürsten von Pskow und von Brjänsk; eine unerwartete Verstärkung, da beide Brüder mit Littauen verwandt waren. Am Don wurde Kriegsrath gehalten. Man hatte erfahren, daß Mamai, der langsam vorrückte, in etwa drei Tagen das linke Ufer des Don erreichen könne, aber noch immer auf das Eintreffen der rjäsan'schen und littauischen Truppen warte. Es fragte sich nun, ob man den Fluß überschreiten und ihm entgegenziehen solle, oder aber ob ein Angriff der Tataren auf dem rechten Ufer des Don abzuwarten sei. Der Rath der beiden letzterschienenen Fürsten und ein ermuthigendes, Sieg verheißendes Schreiben des Abtes Sergius entschieden für den kühneren Plan. Am 7. September gab Dmitri den Befehl, den Don zu überschreiten, die Reiterei durch den an vielen Stellen seichten Strom, das Fußvolk über rasch geworfene Brücken. Es war die höchste Zeit, denn Mamai rückte jetzt eilig heran. Zur Nacht konnte das russische Heer sein Lager auf den waldigen Höhen aufschlagen, die bei der Mündung der Neprjädwa in den Don liegen. Auch Mamai traf in derselben Nacht ein, zu spät, um den russischen Uebergang zu hindern; er schlug dem Großfürsten gegenüber sein Lager auf. Zwischen ihnen dehnte sich das sogenannte kulikow'sche Feld in einer Breite von etwa zehn Kilometern, mitten durchströmt von einem Flüßchen, der Smolka. Auf der höchsten Stelle der Ebene, dem sogenannten rothen Hügel, stand das Zelt des Khans.

Die Volksüberlieferung will wissen, daß ungeheure Massen Wölfe und Raubvögel den Heeren gefolgt seien und ein unheimliches Geheul die ganze Nacht über getönt habe.

So brach der Morgen des 8. September an. Wir können den Verlauf der Schlacht, der in mancherlei sich widersprechenden Einzelheiten uns von den Chroniken ausführlich erzählt wird, hier nicht verfolgen; aber die Hauptzüge desselben müssen wir uns doch vergegenwärtigen. Dmitri hatte eine starke Abtheilung Reiterei unter Führung seines Vetters Wladimir Andrejewitsch und eines kriegskundigen wolhynischen Bojaren, Dmitri Michailowitsch Bobrok, in einen von den Tataren unbemerkten Hinterhalt gestellt, so daß sie den Rückzug über die Brücken deckte und leicht den russischen Truppen Hilfe bringen konnte. Der Kampf begann gegen elf Uhr und zwar rückte das Fußvolk auf beiden Seiten vor. Ein vornehmer Tatar, der Mursa Temir, sprengte heraus und forderte aus den Reihen der Russen den Muthigsten zum Zweikampfe auf. Ihm stellte sich einer jener Mönche aus dem Sergius-

Kloster, Pereswet, entgegen. Es kam zu einem regelrechten Stechen. Beide ritten so gewaltig mit ihren Lanzen gegen einander, daß ihre Rosse in die Kniee sanken und sie selbst todt zu Boden stürzten. Und nun begann ein blutiges Handgemenge, an welchem Dmitri in tapferster Weise theilnahm. Die poetische Schilderung der Chronik erzählt: „Wie Strohhalme brachen die Lanzen, wie Regen fielen die Pfeile, Staub verdeckte die Sonnenstrahlen,



Terrainskizze des kulikow'schen Feldes.

wie Blitze funkelten die Schwerter, die Männer fielen wie das Gras unter der Sense und wie Wasser floß in Bächen das Blut." Das russische Fußvolk wurde dabei völlig vernichtet, das Mitteltreffen gerieth in Noth und konnte nur mühsam in Ordnung gehalten werden, aber auf dem rechten Flügel geriethen die Tataren in Nachtheil, ohne jedoch entscheidende Verluste zu erleiden. Da warfen sie ihre ganze Macht auf den linken Flügel, um diesen zu durchbrechen und so in den Rücken des russischen Heeres zu kommen. Gelang das, so war der Sieg für sie entschieden. Hier aber griff die im

Hinterhalt liegende frische Reiterei ein. Es war ein Uhr geworden und die Sonne, welche bis jetzt dem russischen Heere entgegen geschienen hatte, stach nun den Tataren in die Augen, auch der Wind wandte sich gegen sie und nun, völlig unerwartet, hieben plötzlich die russischen Reiter, von Wladimir und Bobrok geführt, auf sie ein. Muthlosigkeit ergriff die Feinde, sie wandten sich zur Flucht und bald löste sich dieselbe in äußerste Verwirrung auf. Eine geschickte Operation Dmitri Olgerdowitschs, des Fürsten von Brjänsk, hatte auch dem erschütterten Centrum seine Haltung wiedergegeben, ein Gesammtangriff erfolgte und das ganze tatarische Heer begann zurückzuweichen. Am rothen Hügel, wo Mamai stand, versuchten sie noch einmal, sich zu behaupten. Es war vergebens, ihre Reihen wurden durchbrochen und Mamai selbst mit seinen Mursen sprengte eilig auf frischen Rossen in die Steppe.

Die Schlacht war von Dmitri gewonnen! Als aber die siegreichen Fürsten von der ersten Verfolgung heimkehrten, da fehlte gerade er. Das ganze Schlachtfeld ward durchsucht. Endlich fand man ihn für todt unter einem Baume liegend. Aber es war nur eine Ohnmacht. Sein trefflicher Panzer hatte ihn geschützt, er war noch am Leben und die frohe Siegesbotschaft gab ihm neue Kräfte. Schon am folgenden Tage, es war ein Sonntag, konnte er selbst seinem Heere danken und das Schlachtfeld umreiten. Unzählbare Todte, darunter fünfzehn russische Fürsten, lagen hier bei einander. Man trennte die russischen Leichen von den tatarischen und ließ die ersteren feierlich bestatten. Nach acht Tagen erst fand die Heimkehr statt.

Jagailo von Littauen aber war an dem Tage der Schlacht nur noch um einen Marsch von den Tataren getrennt gewesen. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß sein rechtzeitiges Erscheinen einen anderen Ausgang herbeigeführt hätte. Am 21. September erreichte Dmitri, dessen Zug durch die ungeheure tatarische Beute sehr gewachsen war, wieder Kolomna, am 28. hielt er seinen feierlichen Einzug in Moskau. Das Volk hat ihm den Ehrennamen Donskoi, der Sieger am Don, verliehen und mochte wohl hoffen, daß jetzt die Macht der Horde dauernd gebrochen sei. Sie sollte jedoch noch volle hundert Jahre auf Rußland lasten. Asien griff wieder einmal entscheidend in die Geschichte Osteuropas ein. Wir erinnern uns, wie die goldene Horde sich von dem asiatischen Theile Kiptschaks emancipirt hatte. Ganz ohne Einfluß ist die Entwickelung der Verhältnisse in Vorder- und Mittelasien jedoch nie auf die Horde geblieben. Der Khan mußte, zumal da sein Reich nach Osten hin keine feste natürliche Grenze hatte, die Wandlungen daselbst aufmerksamen Auges verfolgen. Es konnte nun für die Horde nur nützlich sein, daß der Staat Dschagatais im Lauf der Zeit in eine Reihe von Staaten zerfallen und durch inneren Hader zerrüttet war. So lange Thronstreitigkeiten und Empörungen in den Provinzen den Inhalt der Geschichte jenes Reiches bildeten, hatte selbst die geschwächte Horde nichts zu fürchten. Erst, wenn wieder ein Eroberer aufstand, der die ganze bewegliche Macht in seiner Hand vereinigte, drohte Gefahr. Da aber alle Vorbedingungen zu einem der-

artigen Ereignisse da waren, fehlte es nur an einer geeigneten Persönlichkeit, damit die Tage Dschingiskhans sich wiederholten. [1])

Solch ein Mann aber erstand in Timur oder, wie man ihn gewöhnlich nennt, Tamerlan. Um 1335 geboren, wurde er in seinem 25. Lebensjahre Statthalter in Transoxanien. Doch bald nöthigte ihn die Entdeckung einer von ihm angestifteten Empörung zur Flucht aus Samarkand. Er verbündete sich nun mit dem vertriebenen früheren Herrscher von Transoxanien, Emir Hussein, und den vereinigten Anstrengungen Beider gelang es, sich zu Herren ganz Transoxaniens zu machen. Bald aber stellte sich heraus, daß beide Männer neben einander nicht Raum hatten; in dem darüber ausbrechenden Kampfe fiel Hussein und Timur hätte nun als alleiniger Gebieter des Landes herrschen können. Er zog es aber vor, um seine Stellung zu stärken und nicht zu früh Aufmerksamkeit und Neid auf sich zu ziehen, in einem Nachkommen Dschingiskhans sich einen Schattenherrscher überzuordnen, mit dessen Namen er den eigenen Ehrgeiz verdeckte. Khwarizm und Kaschgar wurden nun unterworfen und in Kiptschak gegen den legitimen Khan Orus und später gegen dessen Sohn Timur Melik ein Prätendent, Tochtamisch, unterstützt, dem es nach vielen Niederlagen 1376 gelang, einen entscheidenden Sieg zu erfechten. Als dann Timur Melik sich noch einmal seinem Gegner entgegenwarf, wurde er zum zweiten Mal besiegt und, da er gleich zu Beginn der Schlacht gefangen genommen wurde, auf Tochtamischs Befehl hingerichtet. Damit war dieser Nachbar der goldenen Horde geworden und er war entschlossen, dieselbe zum Mittelpunkte seines Reiches zu machen. Von Timur, seinem Gönner, hatte er keinerlei Hindernisse zu erwarten, im Gegentheil, das siegreiche Vordringen des immer gewaltiger um sich greifenden Eroberers sicherte ihm den Rücken, so daß er seine ganze Macht gegen Mamai wenden konnte. Dieser war jedoch nicht unvorbereitet. Nachdem er mit den Trümmern seines Heeres Sarai wieder erreicht hatte, erfüllte ihn nur der eine Gedanke, Rache an Rußland zu nehmen. Daß Dmitri sein Heer nicht gegen die Horde geführt hatte, konnte als Zeugniß gelten, daß die Furcht vor derselben noch fortlebte, und das Kriegsmaterial des Khans schien unerschöpflich. Er war mit seinen Rüstungen bereits fertig, da nöthigte ihn der Anzug Tochtamischs, sein Heer nicht nach Norden, sondern nach Osten zu wenden. An der Kalka, wo einst Batu die russische Heeresmacht zertrümmert hatte, stießen die Gegner auf einander und Tochtamisch blieb Sieger. „Die Fürsten Mamai's aber", erzählt eine russische Chronik, „stiegen vom Roß und schlugen das Haupt vor dem Zaren Tochtamisch und leisteten ihm den Treueid." Keiner dachte an weiteren Widerstand. Der Sieg Tochtamischs wurde mit fatalistischer Ergebung als Gottesurtheil betrachtet, man wechselte die Person des Herrschers und sonst blieb Alles beim Alten. Und doch war es anders geworden. Es sind neue

1) Vgl. Weil, Islamitische Völker. Stuttgart 1866. Hammer l. l. Ségur histoire du bas empire. 9. Aufl. und die russischen Darstellungen.

kampfestüchtige, kriegsgewohnte Elemente, durch welche sich die Horde auf weitere hundert Jahre verjüngt, und die Freiheit Rußlands hätte nur durch einen neuen Sieg wie den am Don behauptet werden können.

Der einst so gewaltige Mamai aber nahm ein trübseliges Ende. Er ist zu den Genuesen nach Kaffa geflohen und dort erst beraubt und dann erschlagen worden.

Gegenüber der verbürgten und den russischen Chroniken wohlbekannten Thatsache, daß Mamai im Begriff gewesen war, wiederum gegen Rußland zu ziehen, bleibt es uns völlig unverständlich, daß dort gar nichts geschehen ist, der drohenden Gefahr vorzubeugen. Wir hören weder von Rüstungen, noch von Bündnissen, völlig thatenlos freute man sich des Sieges und auch die größere Gefahr, die von Tochtamisch drohte, den sein Sieg an der Kalka als den Stärkeren erwiesen hatte, schien man nicht zu beachten. Und doch hatte dieser kein Hehl daraus gemacht, daß er sich in allen Stücken als Erben und Nachfolger Mamai's betrachte. Schon 1381 war ein Bote desselben in Nishni Nowgorod eingetroffen, um alle russischen Fürsten zur Horde zu berufen. Aber von Moskau aus ward jenem Boten der Bescheid, da der Großfürst keinerlei Garantie für seine Sicherheit übernehmen könne, möge er von Rußland fern bleiben. Wirklich kehrte er unverrichteter Sache um, in Moskau aber dauerte die unbegründete und ungesicherte Ruhe fort. Auch Tochtamisch ließ anfänglich nichts von sich hören. Man mochte glauben, daß er sich die Abweisung seiner Forderungen gefallen lassen werde. In der Stille hatte er jedoch seine Vorbereitungen getroffen. 1382 wurden plötzlich alle russischen Kaufleute in Bolgarien aufgegriffen und gleichzeitig verbreitete sich die Kunde, daß die Horde in großer Aufrüstung im Anmarsch sei und Oleg von Rjäsan ihr als Führer diene. In der That hatte Tochtamisch mit Olegs Hilfe bereits die Wolga überschritten und schon rückte er gegen Moskau vor. Das zunächst ausgesetzte Nishni Nowgorod demüthigte sich vor den Tataren, um dadurch Schonung seines Gebietes zu erkaufen, und Dmitri mußte jetzt seine Sorglosigkeit schwer büßen. Die Macht Moskaus und Susdals allein, die außerdem, wie es scheint, ebenfalls nicht zur augenblicklichen Verfügung stand, genügte nicht, um die Macht Tochtamischs aufzuhalten. Jetzt eine Coalition der Fürsten ins Leben zu rufen, war, nachdem man den rechten Augenblick verpaßt hatte, nicht mehr möglich. So blieb nur zweierlei übrig. Entweder der Großfürst schloß sich in den Mauern Moskaus ein und leitete die Vertheidigung seiner Hauptstadt selbst, oder er überließ diese ihrem Schicksal und raffte inzwischen an sich, was in der Noth an Truppen zu beschaffen war. Behauptete sich Moskau den Feinden gegenüber, so war Aussicht, dem abziehenden Heere empfindliche Schläge beizubringen. Dmitri entschied sich für das Letztere. Er verließ Moskau und flüchtete über Perejaslawl nach Kostroma, wo er in Eile seine Kriegsschaaren heranzog.

So war die Lage, als die Tataren vor Serpuchow, etwa zwölf deutsche Meilen von Moskau, eintrafen. Die Stadt wurde genommen und schon am

23. August erschien die Vorhut des Feindes vor der Residenz. Dort herrschte nach dem Abzug des Fürsten völlige Rathlosigkeit und Unordnung. Sogar eine Wetsche versuchte man abzuhalten, aber eine Einigung konnte nicht erzielt werden. Ein Theil der Bevölkerung wollte fliehen, ein anderer bestand darauf, die Stadt zu vertheidigen und hielt die Flüchtlinge gewaltsam zurück. Daß auch der Metropolit Cyprian entfloh, steigerte die Unruhe und Aufregung. Erst das Erscheinen eines, vielleicht von Dmitri geschickten, littauischen Wojewoden, des Fürsten Ostei, brachte eine Wendung herbei. Mit kräftiger Hand traf er die Vorbereitungen zum Widerstande und organisirte die durch zahlreiche Flüchtlinge vom Lande überfüllte Stadt zu kriegerischer Aufrüstung. Die Vorstädte flammten auf und als die Tataren eintrafen, war Alles zum Widerstande bereit. Wir verzichten auf die Darstellung der uns in großer Ausführlichkeit überlieferten Ereignisse. Es scheint unzweifelhaft, daß, da die Tataren nicht mit Belagerungsmaschinen versehen waren, Moskau sich hätte behaupten können. Drei Tage lang wurden alle Angriffe tapfer abgeschlagen. Tochtamisch wurde bedenklich. Sein Heer war auf langwierige Belagerungen nicht vorbereitet, außerdem konnte nicht unbekannt sein, daß Dmitri und sein tapferer Bruder mit ihren wachsenden Streitkräften in nicht allzugroßer Entfernung standen. Wo Gewalt nicht half, hatte aber den Tataren von jeher Betrug als erlaubte Kriegslist gegolten. Tochtamisch bethörte in kaum verständlicher Weise die Moskowiter durch Friedensversprechungen. Nicht der Stadt Moskau sei er Feind, nur dem Großfürsten. Wenn die Bürger mit Geschenken zu ihm hinauskämen, wolle er abziehen, nur liege ihm daran, vorher die Sehenswürdigkeiten Moskaus in Augenschein zu nehmen. Die Söhne Dmitri's von Nishni Nowgorod bekräftigten eidlich die Aufrichtigkeit der Absichten des Khans. Eine Rathsversammlung wurde abgehalten und man ließ sich von den im besten Falle betrogenen Betrügern täuschen. Die Thore wurden geöffnet. Alles Volk verließ die Stadt; voran der tapfere Ostei, die Bojaren, die Geistlichkeit folgten mit reichen Geschenken. Aber nun erwies sich tatarische Treue. Es wiederholten sich dieselben Dinge, die wir bei der ersten Eroberung Rußlands durch Batu kennen gelernt haben. Die Wehrlosen wurden ohne Erbarmen niedergemetzelt, und ließen sich widerstandslos umbringen. Die Stadt selbst wurde geplündert, an einem Tage sank ihr Reichthum und all ihre Pracht in Staub und Asche nieder und eine große Zahl von Gefangenen mußte den Feinden in die Knechtschaft folgen. Das war der böse 26. August, der die Früchte des Sieges am Don vernichtete und noch einmal den Stempel tatarischer Knechtschaft Rußland aufdrückte.

Tochtamisch hat sich in Moskau nicht aufgehalten. Seine Truppen heerten im ganzen Umkreise von Moskau. Nach Norden bis Perejaslawl, nach Osten bis Wladimir, nach Westen bis Moshaisk überall brennend und mordend, dann machten sie rasch Kehrt; nur eine Abtheilung ihres Heeres, nach einer chronistischen Nachricht 6000 Mann, hatte eine Niederlage erlitten, als sie bei Wolok auf den Bruder des Großfürsten, der noch immer in Kostroma, 50 Meilen

von Moskau, stand, gestoßen war. Ob das, wie behauptet wird, den Rückzug Tochtamischs beschleunigt hat, muß dahin gestellt bleiben, ist aber an sich nicht wahrscheinlich. Dmitri war, wie die Folge zeigte, noch nicht kampfbereit. Nachdem noch Kolomna genommen war, kehrte Tochtamisch durch das Rjäsan'sche heim. Auch dies Land wurde rücksichtslos verwüstet. Die Verdienste Olegs, sein Verrath an den Stammes- und Glaubensgenossen, fanden so tatarischen Lohn.

Dmitri traf nun in seiner verwüsteten Hauptstadt ein, um Todtengräberdienste zu leisten. Noch lagen da 24000 Mann unbestattet, er weinte und ließ ihnen die letzte Ruhestätte bereiten, die Truppen aber, die er in Kostroma an sich gezogen hatte, verwandte er nicht, um sie gegen die Tataren zu führen, dazu müssen sie nicht zahlreich genug gewesen sein, sondern sie erhielten den Auftrag, Oleg für seinen Verrath zu bestrafen und das rjäsan'sche Gebiet zu verheeren. Was die Tataren in dem unglücklichen Lande hatten stehen lassen, fiel der Rache des Großfürsten zum Opfer.

Dmitri soll beim Anblick seiner verheerten Residenz gesagt haben: „Unsere Väter haben die Tataren nicht besiegt, aber sie waren minder unglücklich als wir." Ein Wechsel seiner Politik datirt denn auch von der Einnahme Moskaus durch Tochtamisch. Er kehrte zur Politik der Unterwürfigkeit zurück, wie die ersten Fürsten von Moskau sie verfolgt hatten, und sorgte fortan nur dafür, auf russischem Boden die Machtstellung des Großfürstenthums zu behaupten. Schon im Frühjahr 1383 finden wir den Sohn Dmitri's, Wassili, mit den angesehensten Bojaren in der Horde, wo inzwischen der Großfürst von Twer noch einmal versuchte, durch die Gunst des Khans die Oberherrlichkeit in Rußland zu erringen. Sie waren beauftragt, Tochtamisch zu bitten, daß er Dmitri in seiner großfürstlichen Würde bestätige. Der Khan verfuhr sehr geschickt, indem er sowohl den Sohn Michaels von Twer als Wassili Dmitrijewitsch als Geiseln zurückbehielt. Michael erlaubte er in Gnaden, seinen Sitz in Twer zu behalten, Dmitri aber fand er für gut, noch im Herbst desselben Jahres durch einen besonderen Gesanden den Bestätigungsjarlyk zu schicken. „Denn", hatte er Michael von Twer gesagt, „ich kenne selbst meine Ulusse und jeder russische Fürst dient mir nach dem Alten; was aber das Unrecht betrifft, das mein Ulusnik, der Fürst Dmitri von Moskau, begangen hat, so habe ich ihn geschreckt und er dient mir in Treuen" . . Wir haben hier aus Tochtamischs eigenem Munde den Schlüssel zu seiner russischen Politik. Er beabsichtigte durchaus nicht, eine durchgreifende Veränderung in den inneren Verhältnissen Rußlands vorzunehmen. Es lag vielmehr in seinem Interesse, die alte Ordnung der Dinge aufrecht zu erhalten. Nur sollte die in den letzen Zeiten versiegte Geldquelle wieder flüssig gemacht werden und nur das, nicht mehr hatte der rasche Zug gegen Moskau bezweckt. Die Einschüchterung war in vollstem Maße gelungen und wurde zunächst ausgebeutet, um den alten Steuerdruck wieder herzustellen. Für die Lösung Wassili's verlangte der Khan die ungeheuere Summe von 8000 Rubeln, und wie in alten Zeiten

zogen die Baskaken, wieder Steuern erpressend, durchs Land. Es unterliegt keinem Zweifel, das Tatarenjoch war voll wiederhergestellt.

In gleichem Maße aber brachte auch Dmitri die Anerkennung der Oberhoheit Moskau's in Rußland zur Geltung. Er zeigte es zunächst auf geistlichem Gebiete, indem er den Metropoliten Cyprian, der noch immer seit seiner Flucht aus Moskau in Twer weilte, zur Rückkehr aufforderte, und als dieser sich weigerte, dem Gebot Folge zu leisten, ihn von sich aus seines Amtes entsetzte. Wir finden nicht, daß diese allen kanonischen Bestimmungen Hohn sprechende Maßregel den geringsten Widerspruch hervorgerufen hätte; der vom Großfürsten aus der Verbannung heimgerufene Pimen konnte unbehindert den Metropolitansitz in Moskau einnehmen und fand in ganz Rußland Anerkennung. Wir stehen hier einem so fundamentalen Gegensatz des westlichen und östlichen Mittelalters gegenüber, daß diese oft übergangene Thatsache doch besondere Betonung verdient. Eine Hierarchie im Sinne des Abendlandes, mit weitgehenden politischen Idealen, und einen Kirchenstaat im Sinne des Abendlandes hat das mittelalterliche Rußland nie gekannt. Wo Conflicte zwischen Staat und Kirche stattfinden, sind sie persönlicher, nicht principieller Natur und ausnahmslos werden sie zum Nachtheil der geistlichen Würdenträger entschieden. So auch jetzt. Cyprian zog sich im Bewußtsein seiner Ohnmacht nach Kiew zurück und Pimen war fortan der gefügige Diener des Großfürsten.

Mit Twer und sogar mit Rjäsan war nach wenigen Jahren ein gutes Verhältniß wiederhergestellt, die Bojaren in Moskau hielt der Großfürst in strenger Zucht. Er hat einen derselben, Iwan Weljaminow — es ist das erste Beispiel dieser Art — öffentlich in Moskau hinrichten lassen.

Am bedeutsamsten aber war es, daß Dmitri mit großer Energie die Nowgoroder seine Uebermacht fühlen ließ. Die nothwendige Veranlassung gaben die von nowgoroder Raubbanden verübten Frevelthaten. Die junge Mannschaft der Stadt hatte von jeher den Osten als ein Gebiet betrachtet, das freien Spielraum zur Entfaltung ihrer kriegerischen Gelüste bot und ihrem Hang nach Beute und Abenteuern ein weites Feld öffnete. Sie war durch die ungeordnete Art und Weise, wie Nowgorod in den tributären Gebieten die Abgaben zu erheben pflegte, gewissermaßen zur Räuberei erzogen worden. Was innerhalb der weiten Grenzen des von der Stadt abhängigen Gebietes ungestraft hinging, wurde zum Frevel, sobald diese Grenzen überschritten waren. Solche Raubzüge fanden in den Jahren 1360, 1363 und 1366 statt und wurden von Söhnen angesehener Leute unter der Führung von Wojewoden, deren Namen uns überliefert sind, unternommen. Sie trugen stets denselben Charakter. War die Wolga erreicht, so ging es den Strom hinunter und seine Nebenflüsse hinauf, die Kaufleute, denen man begegnete, wurden beraubt, die Ortschaften zerstört und namentlich Bulgarien dadurch aufs Aergste geschädigt. Die Beute aber, die bei solchen Gelegenheiten an Menschen gemacht wurde, fand nach Asien hin einen stets offenen Markt. Natürlich führte das zu Weiterungen mit Nowgorod, das dabei stets jede Verantwortung für das

Treiben der Freibeuter ablehnte. Dmitri hatte sich durch Gefangennahme angesehener nowgoroder Bürger Recht zu schaffen gewußt und schließlich noch Vortheil aus den daraus entspringenden Verhandlungen gezogen. Die Räubereien aber dauerten fort, die Jahre 1369, 71, 74, 75 brachten neue Einfälle und der letzte derselben war direct gegen den Großfürsten gerichtet. Mit 70 Fahrzeugen erschienen die Räuber, 1500 Mann stark, unter der Anführung eines gewissen Prokop vor Kostroma. Der Statthalter des Großfürsten warf sich ihnen mit 5000 Mann entgegen, erlitt aber eine Niederlage, so daß die Stadt den Abenteurern in die Hände fiel. Eine ganze Woche lang schwelgten sie daselbst, dann zogen sie mit dem werthvollsten Raube beladen und mit zahlreichen Gefangenen nach Nishni Nowgorod. Auch hier gelang es ihnen, die Stadt in Brand zu stecken, reiche Beute zu machen und ungestraft zu entkommen. Dann ging es die Wolga hinab zur Kama, wo sie sich eine Zeit lang verborgen zu haben scheinen. Bald finden wir sie aber wieder stromab fahrend. In Bulgarien verkaufen sie ihre christlichen Gefangenen, Frauen und Jungfrauen, den Ungläubigen, und nun geht es weiter an Sarai vorüber nach Astrachan. Hier endlich fanden sie den verdienten Lohn. Der dortige tatarische Fürst wurde durch List ihrer mächtig und ließ sie alle umbringen.[1]) Dmitri war bislang nicht im Stande gewesen, wegen dieser Dinge mit Nowgorod abzurechnen. Aber nachdem den Bojaren, die er zur Erhebung des Tributs 1385 nach Nowgorod abgefertigt hatte, Widerstand entgegengetreten war, stellte er sich im folgenden Jahre selbst an die Spitze eines zahlreichen Heeres und zog gegen die unbotmäßige Stadt. Die beiden ersten Gesandtschaften, welche ihm mit Geschenken und Friedensanerbietungen entgegenkamen, wies er zurück. Die geängsteten Bürger steckten die Vorstädte und alle außerhalb der Mauern liegenden Gebäude, darunter allein 24 Klöster, in Brand und bereiteten sich zur Vertheidigung vor. Denn der Großfürst verfuhr wie in Feindes Land, seine Krieger raubten und plünderten und die Gefangenen wurden nach Moskau geschafft. Da stieg die Angst. Man schickte eine dritte Gesandtschaft an Dmitri, und diesmal ließ er sich erbitten. Gegen Zahlung von 8000 Rubeln, von welchen 6000 sogleich entrichtet wurden, gab er den Nowgorodern Frieden und zog mit seinem Heere wieder ab. Die Beziehungen Nowgorods zu Littauen aber duldete er; sie waren nicht gefährlich, da stete Parteiungen innerhalb der Stadt, in welcher die einzelnen Viertel sich bekämpften, keine feste Herrschaft aufkommen ließen, Littauen außerdem gerade damals in Folge innerer Wirren, deren Erzählung in die polnische Geschichte gehört, nicht mit Stätigkeit in die russischen Verhältnisse eingreifen konnte.

Ganz unerwartet erkrankte der Großfürst darauf im Jahre 1389 und

1) Er hatte ihnen viel Ehre und Speise zukommen lassen, sie aber berauschten sich, daß sie lagen wie todt und in diesem Zustande war es den Astrachanern leicht, mit ihnen ein Ende zu machen. Vgl. Peretjätkowitsch, Das Wolgaland im 15. u. 16. Jahrhundert. Moskau 1877 (russisch).

nach kurzem Krankenlager ist er mit Hinterlassung von sechs Söhnen gestorben. Sein Erbe, der Aelteste Wassili, war erst vor zwei Jahren aus der tatarischen Gefangenschaft entkommen und vom Vater zu seinem Nachfolger auch für den großfürstlichen Stuhl ernannt worden.

Dmitri war erst 39 Jahre alt, als er starb, und trug sich noch in seinen letzten Lebensjahren mit der Hoffnung, das verhaßte Tatarenjoch abzuwerfen. Er hatte seinen Vetter Wladimir, mit dem er vorübergehend zerfallen war, durch förmliche Urkunde bewogen, auf die Nachfolge in Moskau und Wladimir zu verzichten und in Wassili das Familienhaupt anzuerkennen. Die jüngeren Söhne erhielten ebenfalls, — mit alleiniger Ausnahme des Vorletzten, der krank war und bald nach dem Vater starb, — jeder einen besonderen Theil des väterlichen Erbes, jedoch so, daß sie dem ältesten Bruder untergeordnet waren.

Im Testamente Dmitri's finden sich die bezeichnenden Worte: „Sollte Gott die Horde verändern und mein Sohn keine Abgaben mehr in die Horde zu entrichten haben, so soll jeder den Tribut, den er in seinem Antheil erhält, für sich behalten." Doch nicht die treu genährte Hoffnung auf Befreiung von der Fremdherrschaft ist das Wesentliche in seiner letztwilligen Verfügung. Der Gang der geschichtlichen Entwickelung Rußlands ließ diese Hoffnung zwar zeitweilig hell aufflammen, aber immer wieder mußte das Land in das Dunkel der Knechtschaft zurücktreten. Praktisch bedeutsam wurde es dagegen, daß der Tatarentribut fortan von Moskau weiter erhoben wurde, auch wenn es nicht nothwendig war, ihn dem Khan zu entrichten, und daß der Großfürst von Moskau so, Dank dem von den Tataren eingeführten Steuersystem, stets große Summen baaren Geldes zur Verfügung hatte. Das Volk war diese Abgaben nachgerade gewohnt und duldete die regelmäßige Schatzung ohne Murren. Ihr Ertrag hat nicht zum Wenigsten dazu beigetragen, ganz Rußland unter die Herrschaft Moskau's zu bringen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wassili I. Dmitrijewitsch, 1389—1425.

Wenn in der Persönlichkeit Dmitri's uns manche Züge an die reichen Naturen der südrussischen Fürsten erinnern, zeigt sich uns in seinem Erben, dem Großfürsten Wassili Dmitrijewitsch wieder der harte Typus des moskauischen Fürstengeschlechtes. Dieser siebzehnjährige Jüngling tritt von dem ersten Augenblicke seiner Herrscherthätigkeit als ein kalter Rechner auf, der mit der Weisheit eines menschenverachtenden Greises aus der Thorheit und den Fehlern der Andern für sich Vortheil zu ziehen versteht. Man hat die ersten Regierungshandlungen Wasili's auf den Einfluß der Bojaren zurückgeführt, welche

sein Vater ihm als Berather hinterlassen hatte. Und in der That hat solch eine Beeinflussung unzweifelhaft stattgefunden. Nur stimmte die Richtung derselben genau zu den Charaktereigenthümlichkeiten des jungen Fürsten, und da er selbstthätig auftritt, sehen wir ihn dieselben Bahnen verfolgen. Was neu hinzutritt, ist ein Zug der Grausamkeit, der nun im moskauischen Fürstenhause zu den stehenden Charaktereigenschaften wird, um in Iwan dem Schrecklichen seine unerreichte Verkörperung zu finden.

Gleich die ersten Regierungshandlungen Wassili's geben dem Mißtrauen Ausdruck, welches er gegen seine nächsten Angehörigen empfand. Sein tapferer Oheim, Wladimir Andrejewitsch, der in der Schlacht am Don das Beste gethan hatte und der als Einziger sich Tochtamisch gegenüber eines Erfolges rühmen konnte, wurde, obgleich er seinen Vertrag mit Dmitri streng einhielt und den jungen Großfürsten ohne jede Zögerung anerkannt hatte, in seinen Rechten beschränkt. Grollend zog er sich auf nowgoroder Gebiet zurück, erst nach Serpuchow, dann nach Torschok, wo man ihn freudig aufgenommen hat. Als es dann noch 1389 zwischen ihm und dem Großfürsten zu einem Vergleich kam, der bis in das Detail hinein die gegenseitigen Beziehungen regelte, athmete derselbe von der ersten zur letzten Zeile gegenseitiges Mißtrauen. Enthielt er doch unter Anderem die nachfolgende Festsetzung: „Wenn ich", sagte der Großfürst seinem Oheim, „in Moskau weile, so werde ich Dich aus der Stadt schicken und Du sollst Deine Fürstin bei mir lassen, Deine Kinder und Deine Bojaren; lasse ich Dich aber in der Stadt zurück, und reite selbst fort, so will ich meine Mutter, meine jüngeren Brüder und meine Bojaren bei Dir lassen." Der im Uebrigen für Wladimir nicht ungünstige Vertrag berechtigt zum Schluß, daß der Großfürst seines Oheims nicht glaubte entrathen zu können und wirklich hat ihm dieser bis zu seinem 1410 erfolgten Tode noch wesentliche Dienste geleistet. Ein wirklich gutes Verhältniß hat aber zwischen Beiden nie bestanden. Wahrscheinlich war es die Furcht, daß Wladimir in dem nicht zuverlässigen Nowgorod dauernd Fuß fassen könne, was Wassili zum Nachgeben bewog. Es wurde daher auch gleichzeitig mit Nowgorod ein Vertrag geschlossen und die Stadt nahm einen Bojaren des Großfürsten zum Statthalter auf. Denn schon seit den Tagen Kalita's war es nicht mehr üblich, daß ein Fürst diese Stellung einnahm.

Mit Witowt von Littauen war der junge Großfürst in Familienverbindung getreten, er hatte einer Verpflichtung zu Folge, die er bereits früher eingegangen war, eine Tochter desselben zur Frau genommen. Beide Theile scheinen gehofft zu haben, in ihrer Verbindung Schutz gegen den seit seiner Bekehrung zum Christenthum immer ehrgeiziger und ländergieriger um sich greifenden Jagailo zu finden. Wenn Großfürst Wassili die von ihm erhofften Früchte nicht erntete, lag das an den Verhältnissen, nicht an einem Rechnungsfehler oder einer Versäumniß seinerseits. Mit großem Glück operirte Wassili dagegen in der Horde. Entsprechend den reichen Mitteln, über welche er verfügte, „wurde ihm

viel Ehre zu Theil vom Khan, wie keinem der früheren Fürsten." [1]) Bedeutsamer aber als diese Ehrenbezeugungen war, daß Tochtamisch Nishni-Nowgorod, das erst kürzlich dem Fürsten Boris von Gorodez als dem Nächstberechtigten zuerkannt war, jetzt dem Großfürsten verlieh und noch die Städte Gorodez, Meschtschera und Torusa dazuthat. Der Großfürst nahm keinen Anstand, durch willige Annahme der Gabe des Khans dessen Mißachtung alles Rechtes gewissermaßen zu legalisiren. Es war, rechtlich betrachtet, ein Raub, den er am Fürsten Boris Konstantinowitsch beging und auch auf Torusa hatte er nicht den mindesten rechtlichen Anspruch. Das war tschernigower Boden, der nie in die Hände der Nachkommen Monomachs übergegangen war. Die Großmuth Tochtamischs gegen Wassili scheint aber ihren eigentlichen Grund in dem Umstande gehabt zu haben, daß der Khan der goldenen Horde damals im Kriege mit seinem Wohlthäter Timur lag und sich mit der Hoffnung trug, einen Theil von dessen Reich an sich zu reißen. Da war es nothwendig, daß er in Rußland einen zuverlässigen Fürsten als Obervasallen zurückließ. Eine Gewähr für Aufrechterhaltung der Ordnung konnte nur Wassili, der Mächtigste, bieten. Noch bevor Tochtamisch jedoch die Grenzen Europas verließ, um seinen Gegner in Asien aufzusuchen, eilte Wassili nach Rußland zurück, und mit Hilfe eines verrätherischen Bojaren gelang es ihm ohne Mühe, sich zum Herrn von Nishni zu machen. Er setzte dort jetzt seinen Statthalter ein und wenn es in der Folge dem Sohne des vertriebenen Fürsten gelang, mit Hilfe kasanischer Tataren in Nishni einzudringen und die Stadt zu plündern, so brachte das dem Großfürsten von Moskau nur vorübergehenden Schaden. Er unternahm einen Rachezug in das Gebiet von Kasan, zerstörte diese Stadt [2]) neben anderen von geringerer Bedeutung und stellte das russische Uebergewicht an der Wolga wieder her. Der Besitz Nishnis sicherte dem Großfürsten das Monopol des Wolgahandels, gelang es ihm in gleicher Weise auch Groß-Nowgorod sich zu eigen zu machen, dann beherrschte er auch den auswärtigen Handel Rußlands mit dem Westen und seine Bedeutung mußte ins Ungeheure steigen. Wassili hat diesem Ziel nachgestrebt, doch die Stunde Nowgorods hatte noch nicht geschlagen. Aber es gelang ihm, die Stadt fester an sich zu knüpfen und seine Oberherrlichkeit zu voller Anerkennung zu bringen. Geistliche Waffen haben auch hier die Veranlassung zur Steigerung der Macht Moskaus gegeben. Der Metropolit Cyprian war 1391 zu Anfang des Jahres nach Nowgorod gereist und dort mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen worden. [3]) Zwei Wochen lang schmauste er mit dem Erzbischof Iwan und nahm reiche Geschenke entgegen, darauf verlangte er aber von den Bürgern, daß sie sich seinem Gerichte stellen sollten. „Doch der Posadnik

1) Die zweite Sophienchronik ad 6901 (1393). Ausgabe der archäographischen Commission Band VI. Petersb. 1853.

2) Erst Ulu Machmet hat sie wieder erbaut. Vgl. Peretjätkowitsch, l. l. 98.

3) Vgl. die nowgoroder Chroniken I u. IV ad 6899 ff. IV giebt den eingehenderen Bericht.

Timofei Jurjewitsch und der Tisätzki Mikita Fedorowitsch und alle Nowgoroder antworteten einstimmig: „Herr, des Gerichtes halber haben wir das Kreuz geküßt und einen Kreuzvertrag mit einander aufgeschrieben, daß wir uns auf den Metropoliten nicht berufen wollten." Und der Metropolit sagte: „ihr habt große Sünde auf euch genommen; aber gebt mir die Urkunde, ich will das Siegel abreißen, und werde die Kreuzküssung von euch nehmen; das Gericht aber gebt mir, wie es bisher unter den anderen Metropoliten gewesen ist." Die Unsrigen aber hörten nicht auf dies Wort, und er verließ die Stadt; und gegen den Erzbischof und gegen ganz Nowgorod hegte er großen Zorn." Der Zorn des Metropoliten bot dem Großfürsten den Anlaß, nun seinerseits Ansprüche gegen die Stadt geltend zu machen. Er verlangte nicht nur die Gerichtsgebühren für Cyprian, sondern für sich selbst zwei neue Abgaben, welche die Nowgoroder ebenso entschieden verweigerten. Nun war der Bruch unvermeidlich. Nachdem er sich vorher mit Witowt von Littauen geeinigt hatte, schickte Wassili seinen Oheim Wladimir Andrejewitsch und seinen Bruder Juri mit einem Heere gegen Torshok. Diese Stadt, sowie Wolokolamsk und Wologda wurden genommen und das nowgoroder Gebiet rings verheert. Mit zahlreichen Gefangenen unter Zurücklassung von Moskowitern als Statthaltern zog danach das Heer ab. Kaum war der Druck desselben beseitigt, so brach in Torshok eine Empörung aus, der Maksim, ein eifriger Anhänger Wassili's, zum Opfer fiel. Die Rache des Großfürsten war schrecklich. Eine Heeresabtheilung bemächtigte sich der Stadt aufs Neue und 70 Mann, die im Verdacht standen, an der Ermordung Maksims theilgenommen zu haben, wurden nach Moskau geführt und dort mit tatarischem Raffinement öffentlich hingerichtet. Die durch die Grausamkeiten, welche die Tataren verübten, vergiftete Phantasie des Großfürsten begann auch das russische Volk an ähnliche Schauspiele zu gewöhnen. Uebrigens erlitt Moskau nicht geringen Abbruch durch die Nowgoroder, die weit in das Gebiet des Großfürsten hinab ihre Streifzüge führten. Nur lag von vorn herein auf der Hand, daß die Stadt werde nachgeben müssen. Ihr Handel konnte auf die Dauer die Sperre nicht ertragen, welche nothwendige Folge des Krieges sein mußte. Schon 1392 fügten sie sich in allen Punkten dem Willen Wassili's, aber 1397 kamen die Feindseligkeiten zu neuem Ausbruch. Der Großfürst hatte verlangt, daß die Stadt den erst kürzlich mit den Hanseaten geschlossenen Frieden [1]) wieder kündige und bei der Weigerung Nowgorods sich des ganzen Dwinagebietes bemächtigt, und erst nach hartem Kampfe, der im Ganzen von Nowgorod glücklich geführt wurde, schloß Wassili wieder auf Grund des status quo ante Frieden. Seine Pläne hat er deshalb nicht aufgegeben. Der Erzbischof Joan mußte seinen Widerstand gegen den Metropoliten und den Großfürsten mit dreijähriger Haft in Moskau büßen und die Versuche, sich des Dwinagebietes zu bemächtigen, wiederholten sich noch mehrmals. Bei der Zähigkeit, mit

1) Vgl. das Facsimile dieser Vertragsurkunde.

Dessen russischen brief holden de heren van Gotlanden voresegelt in pundes tage (? jare) to nomeldem.

Item so gekomen her Johan Nelpe van Lubeke, her Hynrik van Vlanderen unde her Clocke Cir. von Godlande, van overe, van Rige her Tydeman van der Nienpegge, van Darpe her Hermen Kegheler unde her Wynold Clapscrode, van Revele her Gerd Witte. Desse syn gewesen vor boden to Nongarden van des gemeynen copmans wegene van der Dudeschen hense, bevde van overe unde van Gessil der se, unde hebben geschoken mit dem borchgreven van Nongarden Tymofi Jurjevitze, unde hebben gewonnen:

Translation und Urheberrecht

Item so gekomen her Johan Nelpe van Lubeke, her Hynrik van Vlanderen unde her Clocke Cir. von Godlande, van overe, van Rige her Tydeman van der Nienpegge, van Darpe her Hermen Kegheler unde her Wynold Clapscrode, van Revele her Gerd Witte. Desse syn gewesen vor boden to Nongarden van des gemeynen copmans wegene van der Dudeschen hense, bevde van overe unde van Gessil der se, unde hebben geschoken mit dem borchgreven van Nongarden Tymofi Jurjevitze, unde hebben gewonnen:

Van den saken unde alle saken, alze vorgescreven steyt, de borchgreve Tymofi Jurjevitze, dorch sines sulves willen unde dorch der gantzen stat willen to Nongarden enen reynen wech hebben.

In der balke, de over de Enbeke licht vor Werbeke, dar scholen de Nongarden enen scholen kopslagen van beyden siiden, also et van oldinges gewesen is, unde scholen se na der olden kruskussynge, sunder jenigerleie behendycheit

Translation und Urheberrecht

Item so gekomen her Johan Nelpe van Lubeke, her Hynrik van Vlanderen unde her Clocke Cir. von Godlande, van overe, van Rige her Tydeman van der Nienpegge, van Darpe her Hermen Kegheler unde her Wynold Clapscrode, van Revele her Gerd Witte. Desse syn gewesen vor boden to Nongarden van des gemeynen copmans wegene van der Dudeschen hense, bevde van overe unde van Gessil der se, unde hebben geschoken mit dem borchgreven van Nongarden Tymofi Jurjevitze, unde hebben gewonnen:

Translation und Urheberrecht

Transscription und gleichzeitige niederdeutsche Uebersetzung

über

Urkunde über den von Nowgorod mit den Boten von Lübeck, Wisby, Riga, Dorpat und Reval im Jahre 1392 abgeschlossenen Frieden.

се еси (?) ѣхали иванъ нибуръ из любка посолствомъ инцъ вландеръ и федорь куръ из гоцы со берега иза морниі из риги тилка нибрюгѣ из юрева ѣремѣи кѣгелерь и винка клинкродъ из коливана григорію витъ и ѡт всихъ купцовъ заморскихъ и се сторонѣ поморія к посаднику тимофѣю юрьѣвицу и тысяцкому микитѣ фдоровиць ко всему великому новугороду а постчѣте тако намъ свами сопришни и миръ взялѣ есте у насихъ купцовь товарь в новѣгородѣ у юрѣвцѣвь и у нихъ городовь и на сомь поморьи на опасной грамотѣ цто ѣстѣ к нимь прислалѣ за посадницею печати василія ивановитць и тисяцкого григоріи ивановитць и посадникѣ и тицькини весь господинь великѣи новегородь смотрѣвь в грамотѣи в старѣ и взаморскѣи вхрестнѣи и в пасъ свои за од новугороду и за морци с нимицкими купьць мирь ѡ пришини грамотѣ ѡ пришини тѣ товарь что вругодивѣ порубиле и противь того товара по леле новогородь взять товарь что вругодивѣ порубилѣ и протывь того товарь по лелѣ новогородь взяти товарь вругодивѣ порубилѣ и протывь того товара по лелѣ новогородь взяти товарь свое и брати и посадники и тысяцки и весь господинь велики новогородь повелѣша товарь дати своеи брати федору и михлиа и василію и терентею и смену и сидору илинимъ детѣмь ивану нибуру инце вландерь и федору куру из гоцкого бѣрега заморскому послу и тилку из риги юрѣвскому ѣремею и викье из коливана григориѣвѣ дати сяимъ самыстыми истци своими купци чѣи товарь тѣи товарь что вругодивѣ порублѣне у новгородскихъ купцевь у федера и у михаилѣ и василияну терентея и у ихъ друговъ а то новгародьу ве дѣтце сругодивци кто у ихь товарь поималѣ а цто грамота ѡпасная за посадницею пецатію василія ивановиц и тысяцкого григори ивановиць а то есма отдале новугороду а цто ѡ другои грамотѣ и новгородь говоритъ которая за олексѣевои владицнею пецатью и за пошадницею да василиевои федоровиць и за тысяцкого быль дана оба куновица а та грамота ивану и ѣго другамь бы дати или не изнаидуть не поминати то грамотѣ ѡпаснои ни во векы а потомь нимицкимь купцамь заморскимь и на сомь поморьи и ницто не надобѣ ни поминать и до новгороцкихь куптцовъ до федора и до михаиле и до василия и до терентѣя и до смена и до сидора и до ильнихъ детеи и до ихъ друговь и племени въ томь товарь ни вко а цто буде сопиалося купцю с купцомь с обе половине или по семь сопенется а то знати нецю исца исправа имь дати по хрестному целованью на обѣ половине по старому до конданию цто ивана нибурь любицкова и повестовале и ѣго дружина инца и федорь курь заморски посоль и на сомь помории и тилка из риги и ѣремѣи и винка из юрева из коливане григориѣ ѡ своѣи божнице то дворь ихь похорелѣ и цто у ихь божнице на кость учинилось аже где изнаидуть тои изгибиле или тать или товаре что ни наидуть а то великому новогородь ѡбыскати и дати справа на томъ томь товарѣ и на тате и по хрестному целованию бесо всякои хитрости а нѣмцомь взяти без пене или не будеть втомь новогородѣ неть измене а тако тежь ивану нибурь и любка инца вландерь и федору куру и нимицкимь посломь скати что побиле розбоиника на невѣ матѣѣва сына и ѣго друговь и товарь отнимале аже наидуть цто того товаре выдаты нѣмцемъ новугороду по хрестному целованью или не наидуть втомь нѣмцамь измене нѣтуть а пеня где зацьиться ту ѣя концати а се которѣ ѡ судиѣ жавязетсе овбидѣ промеже великого новогородь свяскемь короломь или и свелневицами или испискономь рискимь или испискономь юрѣвскимь или исписнупомь осровскимь и зругодивцимь или розбоиника на моря а то купцамь нѣ надобѣ а купцамь нѣмѣцкимь путь чисть сквозѣ новогороцкую волость горою и в лодавновь городь приѣхать и отѣхаты бес пакосты а купцамь торговаты по старине с обе половине а что подьписку плимь городомь колода пересь реку за замкомь а тудь новогороцкому купцю путь чистъ а на томь деле ѡ всякомь деле которое по переду писано посадникъ тимофе юревиць и тисятски микита федоровиць на томь кресть целовале за весь новогородъ како то диржати по старине в хрестное целованьѣ бесь всякои хитросты такоже посоль заморски из любькь иван нибурь из гоцького берега инца вландерь и федорь курь из риги тилка нибрюге из юрева ѣремеи кѣглерь и винка клинкрудь из коливань григория вить кресть целовале по сому до конданию и по старому крестному целованью держаты бесь всякои хитросты.

Dessen russischen breff holden de herrn van gotlanden vorsegelt in bundes rade (? lade) to nowerden.

Hir ys gekomen her Johan Neibûr van Lubeke, her Hynrik van Vlanderen unde her Godeke Cûr von Godlande, van overze, van Rige her Tydeman van der Nienbrugge, van Darpte her Hermen Kegheller unde her Wynold Clynchrode, van Revale her Gerd Witte. Desse syn gewesen vor boden to Nougarden van des gemeynen copmans wegene van der Dudeschen hense, beyde van overze unde van dessiit der ze, unde hebben gesproken myt dem borchgreven van Noûgarden Tymofei Jûrjevitze, myt dem hertogen Mikiken Vôderevitze unde myt gantzen gemeynen Nougarden, unde hebben geworven:

Wy hebben myt juw enen sûndergen vrede, unde gy hebbet genomen unseme kopmanne syn gud to Nougarden den van Darbte unde ok van anderen stede[n] aff dessiit der see, boven den leydebreff, den gy uns gesant hebben, udgesant van Wassile Ywanewitze dem borchgreven unde van dem hertogen Gregory Ywanevitze.

De borchgreve unde hertoge unde gantze Grote Nougarden overseghen de olden overseschen breve, unde vônden dar inne de crûskûssinghe unde ere geleyde vor Nougarden, dat de overseschen stede unde de gemeyne Dudesche kopman hebben by syk myt Nougarden enen vrede unde breve. Unde dat gud, dat tor Narwe gepandet was, jegen dat gud heet Nougarden eren brodere, wedder gud nemen to Nougarden. De borchgreve unde hertoghen unde gemeyne Grote Nougarden hetten eren brodere nagescreven, dat gud wedder geven, de heten Fodere, Michale, Wassili, Therenti, Smône, Sidere unde Ylien kyndere. Do antworde her Johan Neibûr unde de anderen vorbenomeden Dudesschen boden, se scholden syk vorweten myt den sakewolden unde myt ereme kopmanne umme dat gud, dat to der Narwe gepandet is van deme Nougardeschem kopmanne Fodere unde Michale unde myt den anderen eren kumpanen vorgescreven. Unde Nougarde schal syk vorweten myt den van der Narwe unde den ghenen, de ereme kopmanne dat gud genomen hebben.

Unde de[n] leydebref, den de borchgreve Wassily Ywanevitze unde de hertoge Gregori Ywanevitze besegelt hadden, den deden de Dudesche kopman Nougarde wadder.

Unde Nougarden sprekt umme den anderen bref, den beschop Olixe besegelt hefft unde de borchgreve Wassile Vôderevitze unde hertoge Boghedane, den bref sal men her Johan Neibûre unde syner selschop wedder don, unde is id, dat men den ersten breff vynt, den schal men wedder dôn; weret sake, dat mes nycht en vûnde, so schal mes nummer dencken, noch de copman van overze, noch de kopman van desser siit der ze, scholen up den bref nummer denken,

noch up Fodere, noch uppe Michale, noch upe alle ere ander kumpane nummer dencken, noch upe ere vrunde unde mage van des gudes wegene to ewegen tiden. Unde wes dar geschen is van des kopmans wegene van beyden syden, dat schal alle dot wessen.

Unde wat hir na schût, so sal syk sakewolde myt sakewolden vorweten, unde eneme estlikeme schal men recht geven na der kruskussynge van beyden syden, als id van oldynges ys gewesen.

Wes her Johan Niebûr sprak myt syner selschop, also van erer kerke wegene, dat ere hof vorbrande unde der Dudesschen erer kerken schach grot schade, dat gud, dat dar ut gestolen wart, schal men soken unde de deve; vynt men dat gud, dat schal men weder geven unde rechten de deve na der kruskussynge; vynt men der ok nycht, so wyl Nougarden dar unnemand umme wesen.

Vortmer her Johan Niebûr myt syner selschop scholen soken na den genen, de vor der Nu slogen Matfeyden sone myt syner selschop unde en ere gud nemen; unde wes se van deme gude vynden, dat scholen de Dudeschen Nougarden weder geven na der kruskussynge; unde wûrdet nychte vûnden, so scholen de Dudeschen unnemand bliven.

Unde wor sik eyne sake vorhevet, dar schal men se endegen.

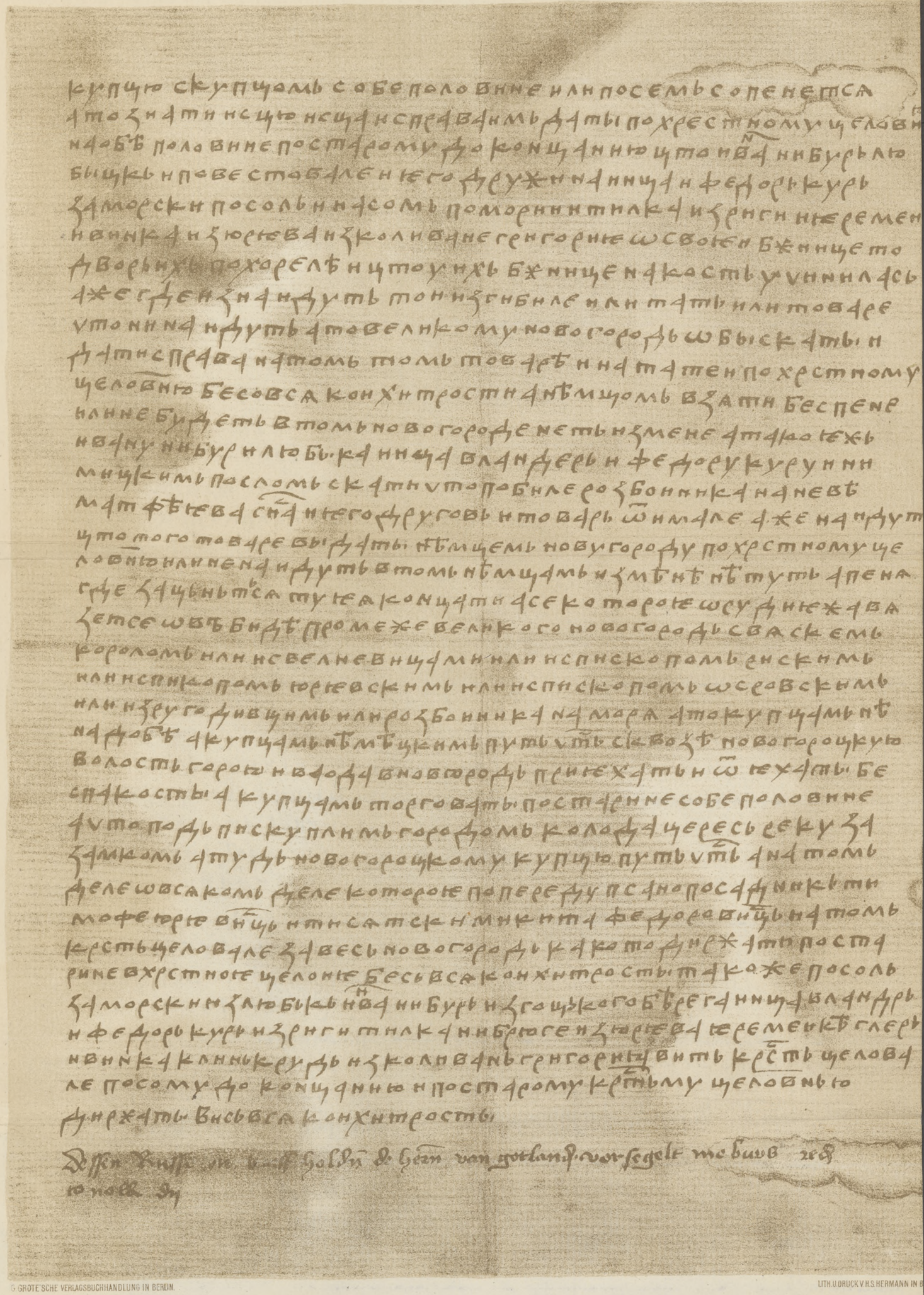
Unde wert, dat jenege sake upstûnde tûsschen Nougarden unde dem konynge van Sweden, edder dem orden unde den Nougarderen, edder myt dem bisschoppe van Ryge, edder myt dem bisschope van Darbt, edder myt den van der Narwe, edder dat rovers uper ze weren, van alle den saken sal de kopman nene nod liden.

Unde de kopman schal enen reynen wech hebben dor ere lant, to lande unde to watere, to Nougharden to komende unde to varende, sunder jenegerleie behendycheit unde hindernitze. Unde de Nougarden solen enen reynen wech hebben to Godlande unde vrig in des bisschoppen lande van Darbte, in syne stede unde slote, to lande unde to watere vrig to komende unde to varende to Darbte, sunder allerleie hindernitze. Unde de coplude scholen kopslagen van beyden siiden, also et van oldinges gewesen is.

De balke, de over de Enbeke licht vor Werbeke, dar scholen de Noûgarden enen reynen wech hebben.

Van den saken unde alle saken, alze vorgescreven steyt, de borchgreve Tymofi Jûrjevitze, hertoge Mikiti Foderevitze, de hebben dat crûsse dar up gekûsset vor gemeyne Nougarden, dat met holden schal, als id van oldinges gewest is na krûskussinge, sûnder jenegerleie behendycheit. Des gelikes de boden van overze, her Johan Niebûr von Lubeke, her Hinrik van Vlanderen unde her Godeke Kûr van Godlande, her Tydeman van der Neibrûgge van Ryge, her Hermen Kegheller und her Wynold Klynchrode van Darbt, her Gert Wytte van Revale, de hebben dat cruce gekusset na erer eghenen endege, alle dynk to holende na der olden kruskussynge, sunder jenegerleie behendycheit.

сепуиѣхъ [illegible] ни вуръ и злюбъ ка посолствомъ и ища вландеръ и федоръ
куръ изгоцкого берега и заморнеа изригитилкаи ни брюгѣ и зюрюва
юремѣи кѣслеръ и винка клинкородъ и зколивана григорию вить и ѡ всихъ
купцовъ заморскихъ и сестрорѣ поморнѣ и посадникутимофѣю
юрьевицы и тысацькому микитѣ федоровицъ ко всему великому
новугороду а поступете такономъ свами ѡ пришнии миръ взялѣ есте
у насихъ купцовъ товаръ в новѣгородѣ у юрьевцѣвъ и у нихъ городовъ
и насомъ поморнѣ и на опасной грамотѣ что ѥстѣ к нимъ присла лѣ
за посадьницею петью василиа и ивановицъ и тисацкого григорьи и ива
вицъ и посадникѣ и тицькии и весь гдинь великѣи новегородъ
смотрѣвъ в грамотѣи в старѣи в заморскѣи в хрестнѣи и выпасъ
свои заоднову городу и заморци с нимицкими купцьми ѡ
пришнии грамотѣ ѡ пришнии тѣ товаръ что в ругодиво порубиле
и противъ того товара полелѣ новогородъ взяты товаръ что
в ругодиве порубилѣ и противъ того товарѣ полелѣ новогородъ
взяти товаръ что в ругодивѣ порубилѣ и противъ того товара
полелѣ новгородъ взяти товаръ своеи брати и посадники и ты
сацкыи и весь гдинь великы новгородъ повелъша товар дати
своеи брати федору и михаилѣ и василию и терѣнтею и семену
и сидору и ли нимъ детѣмъ и вануни буру и ище вландеръ и
федеру куру изгоцкого берега заморскому послу и тилку
изриги юрьевскому юремѣю и вньке изколивана григорию вѣ да
тисаимъ самы стымы и стци своими купци и вѣ и товаръ тѣи товаръ
что в ругодивѣ порублѣне у новгородскихъ купцевъ у федера ну
михаилѣ и василию и у терѣнтеа и у нихъ друговъ а то новгородъ у
ведаѥтце с ругодивщик то у нихъ товаръ поималѣ а что грамота
ѡ пасная за посадницею печатию василия и ивановицъ и тысацко
го григории и ивановицъ а то ѥсмя ѡ далѣ новугороду а что ѡ другои
грамотѣи новгородъ говорить которая заолаксеѥвои вл дцнеѡ
печатью и за пошадницею за василиѥвои федоровицъ и за
тысацкого бъ дана ѡ баку новица а та грамота и вану и ѥго
другамъ выдати и ли не изна и дуть не поминати то грамотѣ
ѡ пасной ни во векы а потомъ нимицкимъ купцамъ заморскимъ
и насомъ поморыи ни что не надовѣ и и поминати до новгорцкихъ
купцовъ до федора и до михаила и до василия и до терентеа
и до семена и до сидора и до ли нихъ детеи и до ихъ друговъ
и племѣи и в томъ товаръ ни в коа что буде сопиалося



G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BERLIN. LITH. U. DRUCK V. H.S. HERMANN IN B

URKUNDE ÜBER DEN VON NOWGOROD MIT DEN BOTEN VON LÜBECK, WISBY, RIGA, DORPAT UND REVAL IM JAHRE 1392 ABGESCHLOSSENEN FRIEDEN.
ORIGINALGROSSES FACSIMILE DER IM RATHSARCHIV ZU REVAL BEFINDLICHEN GLEICHZEITIGEN RUSSISCHEN COPIE DES VERLORENEN ORIGINALS.

(Die niederdeutsche Uebersetzung gedruckt in den Hanserecessen Band IV № 45)

welcher die Großfürsten von Moskau ihre Politik verfolgten, konnte man den schließlichen Fall Nowgorods vorhersehen. War es Wassili doch gelungen, die Freistadt Pskow, „den jüngeren Bruder Nowgorods", wie die Stadt sich seit dem Vertrage von Bolotow nannte (1348), der ihre Unabhängigkeit von Nowgorod sicherte, zu vermögen, moskausche Statthalter in ihre Mauern aufzunehmen. Nach 1399 ist das zur Regel geworden und Moskau hatte damit den Punkt erreicht, an dem das slavische Gebiet seine äußersten Grenzen fand. Hier stieß es an Livland, welches mit Pskow und Nowgorod in einem steten Wechsel von Kriegs- und Friedensverhältnissen gestanden hatte, jetzt aber, seit es mit dem directen Machtgebiet des Großfürsten in Berührung gekommen war, eine ungleich mehr gefährdete Stellung hatte. Auch die, wie es anfänglich schien, guten Beziehungen zu Littauen ließen sich auf die Dauer nicht behaupten, da Schwiegervater und Schwiegersohn in gleich selbstsüchtiger Weise die Vortheile des Bündnisses für sich auszubeuten suchten. Das wichtige Smolensk hatte Witowt 1395 durch Verrath und Ueberraschung eingenommen, ohne darin von Wassili behindert zu werden, der sogar ruhig ansah, wie der littauische Einfluß sich in Rjäsan festzusetzen begann. Erst als Witowt den Versuch machte, Nowgorod und Pskow, in denen Moskau die ihm bestimmte Beute sah, an sich zu reißen, kam es zu offenen Feindseligkeiten. Beide Theile schickten ihre Heere aus, dreimal schien ein blutiger Zusammenstoß unvermeidlich, aber immer wieder wurden Unterhandlungen angeknüpft und Stillstände vereinbart, zuletzt 1408 an der Ugra sogar ein Definitivfriede geschlossen, demzufolge Witowt Pskow und Nowgorod nicht weiter beunruhigte. Dagegen blieb er im unangefochtenen Besitze von Smolensk.

Ruhten so die äußeren Feindseligkeiten, so hatte Moskau doch ein weites Feld zu Intriguen und Eingriffen in die littauischen Zustände gewonnen, seit dieser Staat nach seiner Vereinigung mit Polen sich dem Christenthum in der lateinischen, abendländischen Form angeschlossen hatte. Die mit Littauen vereinigten Theile des ehemaligen russischen Reiches blieben griechischer Confession und es ist charakteristisch, daß sie ihren christlich katholischen Oberherren mißtrauischer gegenüberstanden, als ehemals, da jene noch Heiden waren. Derselbe religiöse Gegensatz hat auch ein längeres Zusammengehen Littauens mit Nowgorod und Pskow unmöglich gemacht. Andrerseits sahen die zahlreichen unzufriedenen Elemente griechischer Confession in dem rechtgläubigen Großfürsten von Moskau ihre naturgemäße Stütze und so finden wir, daß viele littauische Große nach Moskau hinüber ziehen, wo sie von Wassili mit äußerster Zuvorkommenheit aufgenommen wurden. Namentlich zeigte sich das, als der leibliche Bruder Jagailo's, Swidrigailo, mit dem Bischof von Tschernigow, sechs südrussischen Fürsten und zahlreichen Bojaren zu Moskau überging. Ihm wurden zum Unterhalt Wladimir, Perejeslawl, Jurjew-Polski, Wolokolamsk und halb Kolomna angewiesen, zur großen Verstimmung der älteren Bojaren, welche den Nutzen dieser wühlenden Politik des Großfürsten nicht einzusehen vermochten. Man suchte die Erklärung in Intriguen zu

finden, die angeblich von Jedigei ausgegangen sein sollten, der damals, wie einst Mamai, in der Horde den entscheidenden Einfluß ausübte.

Die Regierung Wassili Dmitrijewitschs zeigt, was seine Stellung zu den Tataren betrifft, trotz des unverkennbaren Bestrebens des Großfürsten, bei aller theoretischen Anerkennung der Oberhoheit des Khans seinen praktischen Einfluß zu beseitigen, einen schroffen Wechsel freundlicher und feindlicher Beziehungen. Durch die Gunst Tochtamischs war ihm Nishni-Nowgorod zugefallen und er hatte es möglich gemacht, sich von jeder Theilnahme am Kampfe zwischen der Horde und Tamerlan fernzuhalten. Nachdem aber Tochtamisch am Terek die entscheidende Niederlage erlitten hatte (15. April 1395), und die Schaaren Timurs durch die uralische Pforte in die Steppen der Wolga und des Don eingedrungen waren, mußte Wassili auf einen Kampf mit ihm gefaßt sein. Er nahm deshalb Aufstellung an der Oka, und Moskau bereitete sich auf die Schrecken einer Belagerung vor. Welches der Ausgang des Kampfes sein mußte, konnte nicht zweifelhaft erscheinen. Moskau durfte nicht darauf rechnen, dem gewaltigen Schlachtensieger, vor dem ganz Asien sich gebeugt hatte, erfolgreichen Widerstand zu leisten. Schon war Jelecz in seiner Hand, das Gebiet des Dniepr und Don verheert und die Nachricht von seinem Anmarsch gegen die Residenz in Moskau eingetroffen, da plötzlich am 26. August wandte er sich zum Rückmarsch nach Asien. Der fromme Glaube der Zeitgenossen schrieb die Rettung Rußlands der Jungfrau Maria zu, deren wunderthätiges Bild der Großfürst aus Wladimir nach Moskau hatte übertragen lassen. Wie gewaltig der Eindruck war, den der Einfall Tamerlans machte, zeigt schon die Thatsache, daß alle russischen Chroniken zum Theil sehr ausführliche Berichte geben, die auf zwei gleichzeitige Aufzeichnungen zurückgehen. Es lohnt bei dem Bilde zu verweilen, welches sie von dem lahmen Welteroberer entwerfen: „es kamen aber, erzählt die Woskresen'sche Chronik[1]), alle Tage häufige Botschaften nach Moskau und gaben Kunde von den Drohungen Temir Aksaks[2]), wie er sich bereite, Rußland zu verheeren und sich rühme, gegen Moskau zu ziehen, wie er die Stadt nehmen wolle, die Leute fangen und die heiligen Stätten zerstören. Den christlichen Glauben aber wolle er ausrotten .... und es war dieser Temir Aksak gar erbarmungslos und sehr ungnädig und ein böser Quäler und grausamer Bedrücker. Er erhob eine Verfolgung der Christen wie die ersten ungläubigen Kaiser, Diocletian, Maximian, Decius und Licinius und die übrigen Verfolger. So wollte auch dieser Temir Aksak eine große Verfolgung der Christen ins Werk setzen." Seinen Rückzug aber schildert dieselbe Chronik mit folgenden Worten: „und zu derselben Stunde (da das Muttergottesbild in Moskau eintraf) kehrte dieser Gottlose in eiliger Flucht zur Horde zurück, gejagt vom Zorne Gottes." Jene Ueberführung des wunderthätigen Marienbildes gehörte übrigens in den Rahmen derselben Politik,

1) l. l. p. 65 ff.
2) Die türkische Uebersetzung des persischen leng d. h. lahm, hinkend.



Das wunderthätige Muttergottesbild von Wladimir.
Aufbewahrt in Moskau in der Kirche zu Mariä Himmelfahrt im Kreml.

welche den Metropolitansitz nach Moskau verlegte und durch die Uebertragung des meistverehrten nationalen Heiligthums in die Residenz des Großfürsten die Bedeutung desselben noch wesentlich erhöhte. In Wladimir hatte man sich nur unter Thränen dazu verstanden, den unersetzlichen Schatz zu opfern, der seit den Tagen Bogoliubski's das höchste Gut der Einwohner gewesen war. Aus Kiew über Wladimir nach Moskau! Ist es doch, als folge das Bild den Geschicken des Staates.

Der Zug Tamerlans ist für Rußland nicht spurlos vorübergegangen. Die Dniepr- und Donlandschaften waren schrecklich verheert, ebenso die Vorlandschaften Moskau's und die Umgegend Nishni-Nowgorods, und unermeßliche Beute folgten dem Zuge des heimkehrenden Siegers. Menschen, Gold und Silber, Pelzwerk und eine unzählbare Menge unbeschlagener Füllen.[1]) Sarai und Astrachan wurden zerstört und dadurch der Wolgahandel merklich geschädigt. Auch das südwestliche Rußland, der Theil, der unter Littauen stand, hatte leiden müssen, selbst Polen schien bedroht. Hier aber hatte Witowt weiteres Vordringen verhindert, und als der Rückzug begann, war er den Tataren bis zur Wolga zu ihrem merklichen Schaden nachgejagt. Er hatte sich zum Beschützer Tochtamischs, der zu ihm geflüchtet war, aufgeworfen. Als nun nach Timurs Abzuge der von ihm eingesetzte Khan bald gestürzt wurde, und sein Nachfolger Kotlugh Timur die Auslieferung Tochtamischs verlangte, kam es zum Bruch zwischen Littauen und der Horde und Witowt erlitt am 5. August 1399 eine schreckliche Niederlage an der Worskla, die zu einer Verheerung Südrußlands durch die Tataren führte, ihnen aber die mit Littauen verbundenen Theile des Landes nicht zurückbrachte. Tochtamisch soll um 1406 erschlagen worden sein; Timur Kotlugh aber starb schon bald nach der Schlacht an der Worskla, und in einer Stellung, welche an die der fränkischen Hausmeier erinnert, finden wir an der Spitze der Horde Edegu oder Jedigei, wie ihn die russischen Chroniken nennen, einen Mann, dessen Name wichtiger ist, als der der häufig wechselnden von ihm geleiteten Khane. Wassili Dmitrijewitsch benutzte die Zerrüttung der Horde, um sich ihrem Einflusse zu entziehen. Er hatte sich von den neuen Herren weder Bestätigung erbeten, noch ihnen Abgaben entrichtet, dabei aber äußerlich ein gutes Einverständniß mit ihnen zu wahren verstanden. Wegen des Ausbleibens des Tributes entschuldigte er sich mit seiner Unvermögenheit, obgleich auch in der Horde bekannt war, daß er den Tribut regelmäßig erhob und ihn in seine eigene Kasse fließen ließ. Man scheute aber vor einem offenen Bruch mit ihm, und so finden wir tatarische Truppen in seinem Heere, als er gegen Witold kriegte. Da beschloß Edegu durch einen Zug, wie ihn Tochtamisch 1382 unternommen hatte, den Großfürsten zu schrecken. Wirklich gelang es ihm auch, Wassili zu überraschen, ehe dieser, der erst im letzten Augenblicke Mißtrauen schöpfte, seine Truppen zusammenziehen konnte. Wie einst sein

1) Vgl. Hammer, l. l. p. 362.

Vater floh er nach Kostroma, als Edegu im Winter 1408 in Rußland einbrach. Am 1. December des Jahres standen seine Truppen vor Moskau. Nach den übereinstimmenden Berichten der russischen Chroniken erlitt Rußland unermeßlichen Schaden. Wenn auch Moskau selbst sich trotz dreiwöchentlicher Belagerung behauptete, gingen doch die Vorstädte in Flammen auf und die Städte ringsum wurden völlig zerstört. Das war das Schicksal von Perejaslaw, Rostow, Dmitrow, Serpuchow, Nishni-Nowgorod, Gorodez und anderer. Dem Großfürsten selbst hatte er seine beiden Söhne mit einem Heere von 34,000 Mann nachgesandt. Wir finden nicht, daß sich ein nationaler Widerstand vorbereitet hätte. Ein Glücksfall rettete Moskau und den Großfürsten. Dem Khan von Sarai drohte Gefahr von einem Nebenbuhler; zu seinem Schutz rief er Edegu zurück, der vorher noch von den geängsteten Moskowitern 3000 Rubel für seinen Abzug erpreßte.

So ging das Unwetter vorüber. Aber wiederum waren es große Einbußen an Menschen und Habe, die Rußland betroffen hatten.

Wassili kehrte in seine Hauptstadt zurück. Ueber seine weiteren Beziehungen zur Horde erfahren wir nur Weniges. Erst 1412 ist er persönlich nach Sarai gezogen, als die Gefahr vorlag, daß Nishni-Nowgorod ihm genommen und seinem rechtmäßigen Erben zurückgegeben werde. Auf dem allein wirkenden Wege der Bestechung gelang es ihm, Nishni, das schon vergeben war, zurückzuerhalten. Nur von gelegentlichen Streifzügen wissen die Chroniken noch zu erzählen und von einer Niederlage, die der Khan Kibak oder Kuidadat 1424 im Rjäsan'schen erlebte. Der alte Edegu herrschte damals als unabhängiger Fürst an den Ufern des Schwarzen Meeres und ist erst 1431 im Kampf gegen einen Sohn Tochtamischs gefallen.

So ist das Verhältniß zu den Tataren ein höchst unsicheres. So lange Unfriede in der Horde herrschte, konnte sich Rußland der Tributzahlung entziehen, aber sobald eine feste Hand die Zügel erfaßte, drohte die äußerste Gefahr. Wassili hat zwar die gefährlichen Freunde nicht mehr in Moskau gesehen, eine Wiederholung der Ereignisse von 1408 gehörte aber durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten und zu agressiver Bewegung gegen die Horde war Rußland noch zu schwach. Die letzten Jahre des Großfürsten können wir übergehen, sie zeigen keinerlei hervorragende Ereignisse. Am 27. Februar 1425, nach 36jähriger Regierung, ist er gestorben. Die russischen Chroniken erwähnen seinen Tod nur kurz. Allerlei Unglück, Pest und Hungersnoth hatten seinen letzten Regierungsjahren einen traurigen Stempel aufgedrückt. Ein harter, eigenwilliger Mann; dabei ein kühler Rechner in politischen Dingen, der von seinem Volke nur wenig verstanden wurde, ist er nicht beliebt gewesen. Die Vorherrschaft Moskaus aber hat er weiter gefestigt und von den Zielen, die Kalita seinen Nachfolgern stellte, ist er um keinen Fuß breit gewichen.

Aber er starb zu früh und sein unmündiger Sohn sollte eine Zeit

innerer und äußerer Bedrängniß erleben, die über ihn selbst und über ganz Rußland entsetzliches Unheil brachte und die Vorherrschaft Moskau's vorübergehend ganz in Frage stellte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wassili II. Wassiljewitsch der Geblendete. 1425—1462.

Die 37jährige Regierung des beim Tode des Vaters erst 10jährigen Großfürsten bietet ein unerquickliches Bild. Ohne den starken Willen seines Geschlechtes und die Zähigkeit geerbt zu haben, welche dem moskauischen Fürstengeschlechte eigen war, zeigt er die schlimmen Eigenschaften desselben, Treulosigkeit und Grausamkeit mit einem Wankelmuth verbunden, der die Grundfesten des Staates erschütterte.

Von einer selbständigen Regierung des Knaben konnte natürlich fürs Erste nicht die Rede sein. Im Testamente seines Vaters waren ihm Witowt sowie drei seiner Oheime zu Berathern gesetzt worden, auffallender Weise aber der älteste Bruder des verstorbenen Großfürsten, Juri Dmitrijewitsch, übergangen worden. Das war kein Zufall, sondern erklärte sich daraus, daß Juri Dmitrijewitsch schon bei Lebzeiten des Bruders die Nachfolge für sich in Anspruch genommen hatte. Während von den übrigen Fürstenhäusern keines mehr die Machtstellung Moskaus zu bestreiten wagt, bricht so, zum letzten Mal, der alte Kampf zwischen Oheim und Neffen um das Näherrecht im Geschlechte Kalita's aus. Daß der Neffe siegte, begründete für immer die Nachfolge vom Vater auf den Sohn in Moskau, aber in diesem letzten Kampfe schienen sich noch einmal alle Mittel der Treulosigkeit und wilder Grausamkeit erschöpfen zu wollen. Es ist eine Coalition der Geistlichkeit und des Bojarenthums, die für Wassili entschieden hat. Da aber von allen Betheiligten in diesem Kampfe die zum Ziele führenden Mittel ohne jede Rücksicht auf ihre sittliche Qualification ergriffen wurden, ist während desselben das sittliche Niveau des gesammten Reiches in trauriger Weise gesunken.

So interessant das Detail des Wettstreites zwischen Juri und seinem Neffen um den großfürstlichen Sitz auch sein mag, es gehört in die Landesgeschichte und kann auf allgemeine Bedeutung keinen Anspruch erheben. Es genügt, zu wissen, daß die höhere russische Geistlichkeit und das moskauer Bojarenthum für den minderjährigen Wassili mit aller Energie eintrat und schließlich im Jahre 1431, als der Khan Ulu Machmet nach langen Streitigkeiten mit seinen Nebenbuhlern sich in der goldenen Horde so weit festgesetzt hatte, daß eine Dauer seiner Herrschaft zu erwarten stand, ihm die Entscheidung über die Rechtmäßigkeit des einen oder anderen Prätendenten übertragen wurde. Durch ein Uebermaß von Demüthigung gelang es dem Bojaren Wsewoloshski, der mit Sicherheit darauf rechnete, seine Tochter mit

Wassili zu vermählen, Ulu Machmet zu gewinnen. Wassiili, führte er aus, suche nicht Recht, sondern Gnade, während Juri sich auf altes Herkommen und Erbrecht berufe: „Er will das Großfürstenthum nach dem Testament und der Urkunde seines Vaters in Besitz nehmen, und nicht durch Deine Gnade."

Das war eine Sprache, die in der Horde um so mehr zum Ziel führte, als Juri sich auf den Einfluß eines tatarischen Fürsten stützte, der dem Khan verdächtig erschien. So wurde Wassili Wassiljewitsch Großfürst und eine Zeit lang schien der Oheim, der übrigens, Dank seiner Verbindungen, auch nicht leer ausgegangen war, sich in die nunmehr festgestellte Ordnung der Dinge fügen zu wollen. Aber die Eintracht war von um so kürzerer Dauer, als Wsewoloshski sich in seinen Erwartungen betrogen sah, da die Mutter des Großfürsten denselben mit einer Enkelin des tapferen Wolodomir Andrejewitsch vermählte. Der stolzen Tochter Witowts war die Bojarentochter zu gering für ihren Sohn.

Der empfindlich beleidigte Bojar ging nun zu Juri über, der ihn mit großen Gunstbezeugungen empfing, und der offene Bruch erfolgte, als die verwitwete Großfürstin die Unklugheit beging, den Sohn Juri's, Wassili den Schielenden (kosoi) tödtlich zu beleidigen. Juri überfiel den Neffen, der nicht Zeit gefunden hatte, sich genügend zu rüsten und schlug ihn an der Kläsma, kaum drei Meilen von Moskau, aufs Haupt. Wassili mußte fliehen und Juri zog als Großfürst in Moskau ein. Auf den Rath eines seiner Bojaren aber versöhnte er sich mit dem Neffen und wies ihm Kolomna als Sitz an, wodurch er gewissermaßen dessen Nachfolge im Großfürstenthum anerkannte. Darauf hin hätte eine Versöhnung stattfinden können, da aller Wahrscheinlichkeit nach der um Vieles ältere Juri vor seinem Neffen sterben mußte. Aber eine ganz unerwartete Wendung trat ein. Juri verfeindete sich mit seinen Söhnen. In Moskau selbst fand er keinerlei Anhang und theils im Zorn über seine Söhne, theils in der Einsicht, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen nicht möglich sein werde, seine Stellung zu behaupten, trat er den Thron freiwillig dem Neffen wieder ab. Mit nur fünf Begleitern ist er aus Moskau hinausgeritten, das seinen angestammten Herrn mit Jubel empfing.[1]) Dann versöhnte sich aber Juri wieder mit seinen Söhnen, und vor der Eintracht derselben mußte Wassili Wassiljewitsch zum zweiten Male aus Moskau weichen. Das geschah 1434. Bald danach aber ist der unruhige und ehrgeizige Juri in Moskau gestorben und sein ältester Sohn Wassili der Schielende suchte nun den großfürstlichen Thron zu behaupten. Er sollte bitter dafür büßen. Mit den eigenen Brüdern zer-

1) Für die Geschichte dieses Streites ist das maßgebende Actenstück das „Sendschreiben der russischen Geistlichkeit an den Fürsten Dmitri Jurjewitsch v. 29. Dec. 1447. Vgl. Historische Acten, gesammelt von der archäogr. Commission I Nr. 40. Die Darstellung dieses merkwürdigen Actenstückes ist, wie nicht anders zu erwarten, im höchsten Grade parteiisch für den Großfürsten Wassili Wassiljewitsch.

fallen, mußte er aus Moskau weichen, und als er einen zweiten Versuch machte, sich der Stadt zu bemächtigen, hatte er das Unglück, in die Hände des Großfürsten zu fallen, der ihn grausam blenden ließ. Es ist nicht ohne Interesse, wie die wilde That von der moskauischen Geistlichkeit beurtheilt wurde. „Der Fürst Wassili (Jurjewitsch) wollte das Großfürstenthum erlangen. Nicht nach Gottes Willen und durch seine Hilfe, sondern von seinem Stolz und Hochmuth getrieben. Und wie viel Christenblut hat er vergossen, wie viel Priester und Mönche hat er getödtet und fortgeführt? Und ist ihm dann der allmächtige Gott zu Hilfe gekommen? Nein, er ist nicht für ihn eingetreten und Du weißt selbst, welches jetzt sein Leben und sein Aufenthaltsort ist." Da ist kein Wort des Tadels für den Großfürsten, kein Laut des Bedauerns für den Unglücklichen, der nun in Dunkel und Vergessenheit sein Leben hinwelken sah. Und doch gab es eigentlich nichts, was die Gewaltthat gegen Wassili Kosoi hätte rechtfertigen können. Wie so viele vor ihm hatte er auf den Grund vermeintlichen Rechtes nach der großfürstlichen Würde gestrebt, sein wirklicher Sieg und dauernder Erfolg hätten ihn auch in Moskau legitimirt. Dem Gottesurtheil des Erfolges war man von jeher gewohnt, sich zu beugen. Nun hatte es gegen ihn entschieden und wenn seine Blendung so ruhig von den Vertretern der öffentlichen Moral und des sittlichen Gewissens der Zeit hingenommen werden konnte, so ist es eben, wie so viele analoge Erscheinungen, ein Zeichen dafür, daß das sittliche Niveau im moskauischen Rußland überhaupt im bedenklichen Sinken war.

Der Großfürst war 21 Jahre alt, als er die Unthat beging, deren Verantwortung auf ihn allein fällt. Wir sehen nicht, daß sein ferneres Regiment danach angethan gewesen wäre, diesen blutigen Fleck von seinem Namen zu löschen. Zehn Jahre danach aber wurden die Augen Kosoi's an seinen eigenen Augensternen gerächt.

Dieser zweite Frevel hat eine lange Vorgeschichte. Die Brüder des Geblendeten hielten mit dem Großfürsten guten Frieden, so lange diesem das Glück treu blieb. Es wandte sich aber gegen ihn in seinem Kampfe mit Ulu Machmet, der, aus der Horde vertrieben, sich ein neues Reich zu gründen trachtete. Die gegen ihn gesandten Truppen des Großfürsten erlitten durch das Zusammenwirken der Tataren und Littauer eine Niederlage. Ulu Machmet drang in Bolgarien ein, stellte Kasan wieder her und wurde von dort aus eine Geißel Rußlands. Schon 1439 liegt er mit Heeresmacht vor Moskau, und wenn es ihm auch nicht gelingt, die Stadt zu nehmen, so war es doch wieder einer jener Raubzüge, durch welche das offen liegende Land und die kleineren Städte unermeßlichen Schaden litten. Damals beginnt der Bruder Kosoi's, Dmitri Schemjäka, mit seiner Moskau feindlichen Politik. Trotz vieler Botschaften, die Wassili an ihn richtet, läßt er den Tatarensturm vorüberziehen, ohne Hilfe zu leisten und ebenso hält er sich fern, als der Großfürst 1445 gegen die von Kasan aus immer drohender und gefährlicher auftretenden Tataren zog. Fast alljährlich waren von dort

Plünderungszüge ausgegangen. Kasan selbst war zu einem Stapelplatz für russische Sklaven geworden, mit welchen die Märkte des Orient überschwemmt wurden. Man hat mit Recht betont, daß Kasan nicht die Nachfolgerin des alten Bolgarien, sondern der goldenen Horde in den Tagen ihrer militairischen Blüthe gewesen ist.

Es war ein buntes Völkergemenge, auf welches dies neue Tatarenreich von Kasan sich gründete. Nächst den herrschenden Tataren sind es die finnischen Stämme der Tscheremissen und die von türkischem Blute durchsetzten Tschuwashen, Beides noch Heiden, dann die ebenfalls finnischen Mordwinen. Alle drei stark von dem Einfluß der Tataren in ihrem Leben bestimmt. Diese aber waren das unzweifelhaft wichtigste Element und bei der großen Bedeutung, welche Kasan in der Folgezeit für Rußland gewann, ist es nöthig, kurz auf die Organisation dieses Staatswesens einzugehen.[1]) Vor Allem charakteristisch ist, daß die tatarische Bevölkerung sich mit vollem Eifer dem Islam angeschlossen hatte, und daß nächst dem Zaren das Haupt der Geistlichkeit, der Seid, die einflußreichste Persönlichkeit war. Namentlich zeigt sich das im Verkehr mit Rußland, wo die Vermittelung des geistlichen Hauptes von Kasan oft in Anspruch genommen wurde. Der Zar war nicht unumschränkt, sondern durch die Rücksichten gebunden, die er auf den zahlreichen und mächtigen Herrenstand zu nehmen hatte, namentlich auf die reich privilegirten Fürsten, die sich sogar der religiösen Autorität des Seid entgegenstemmen durften. Sie hatten ein weites Feld zu Intriguen, da das Zarthum Kasan durch seine geographische Lage dem Einfluß seiner Nachbarn ausgesetzt war, in deren innere Angelegenheiten einzugreifen sich zahlreiche Gelegenheit bot, während diese ihrerseits den eigennützigen Bestrebungen der Aristokratie gern Unterstützung zu Theil werden ließen. Mit dem in der Nähe von Perm, also im Norden, ansässigen Schiban'schen Tataren waren Wechselbeziehungen unvermeidlich, ebenso mit den Nogaischen Tataren, die zwischen Wolga, Kaspisee und Ural nomadisirten und nach dem Zerfall der saraischen Horde mit der etwas später selbständig gewordenen Krim. Von Rußland endlich wurde es nur durch die Sura getrennt, zugleich aber durch alten Handelsaustausch verbunden. Wir werden daher sehen, wie in der Folgezeit innerhalb dieser Aristokratie eine nogaische, schiban'sche, russische und krim'sche Partei einander bekämpfen und den Gang der auswärtigen Politik bestimmen.[2]) Südlich von Kasan lagen unermeßliche Strecken unbewohnten Landes, die nur zeitweilig im Sommer und Frühling von Nomaden besucht wurden, daran aber schloß sich das um die Zeit von der wir reden, wieder aufblühende Gebiet des von Timur Lenk zerstörten Astrachan, welches im Großen und Ganzen dasselbe Bild zeigt wie Kasan. Wenn Moskau mit

1) Vgl. Weljaminow-Sernow, Untersuchung über die Kasimowschen Zaren und Fürsten (russisch).

2) Vgl. Peretjätkowitsch, l. l. p. 115 ff. Daselbst auch eine gute Zusammenstellung der Geschichte der nogaischen Horde.

letzterem Staate weniger zu rechnen brauchte, so war Kasan von der Zeit seines Wiedererstehens an ein höchst unbequemer Nachbar und der Großfürst hielt es daher 1445 für nothwendig, persönlich sich gegen zwei dieser tatarischen Fürsten, Söhne Ulu Machmets, zu wenden, welche die russische Grenze bedrohten. Ein anfänglicher Sieg wurde, wie so häufig, durch allzufrühe und unordentliche Verfolgung in eine Niederlage verwandelt und Wassili Wassiljewitsch selbst fiel in die Hände der Feinde.

Zu allem Unglück brach gerade damals in Moskau eine jener entsetzlichen Feuersbrünste aus, wie sie periodisch die russischen Städte zerstören, so daß die Bestürzung und Rathlosigkeit in der Residenz, welche den Anmarsch der Tataren befürchtete, ihren Höhepunkt erreichten. Als nun die Tataren Boten zu Dmitri Schemjäka sandten, schienen die Verhältnisse für ihn ungemein günstig zu liegen. Er hatte am Feldzuge trotz der Bitten des Großfürsten nicht theil genommen und verfügte jetzt über noch ungeschwächte Truppen. Er war bereit das Großfürstenthum aus der Hand Kasans entgegenzunehmen und er hätte es erhalten, wäre er nicht zu spät gekommen. Da die Boten des Khans nicht in der erwarteten Frist eingetroffen waren, hatte Ulu Machmet bereits mit dem Großfürsten einen Vertrag geschlossen; gegen ein ungeheures Lösegeld erhielt er seine Freiheit wieder. Mit ihm aber zogen zahlreiche angesehene Tataren nach Moskau, traten in russische Dienste und fanden dort glänzende Versorgung. Aber gerade jetzt trat eine furchtbare Katastrophe ein.[1]) „Dem Fürsten Dmitri Schemjäka flößte der Satan das Verlangen nach dem großfürstlichen Stuhle ein und er schickte zum Fürsten Iwan von Moshaisk und sprach: Der Zar hat den Großfürsten entlassen, nachdem dieser ihm das Kreuz geküßt hat, daß der Zar in Moskau herrschen solle und über alle russischen Städte und über unser Erbe. Selbst aber will er in Twer regieren." Es gelang ihm auch, den eingeschüchterten Fürsten Dmitri von Twer zu gewinnen und es wird uns deutlich überliefert, daß eine Partei der moskauischen Bojaren und der Geistlichkeit für ihn war. Die Verschworenen benutzten die Abwesenheit des Großfürsten, der eine Betfahrt zum Dreifaltigkeitskloster unternommen hatte, um sich durch einen Handstreich Moskau's zu bemächtigen (12. Febr). Dann jagte man dem Großfürsten nach, der in der Klosterkirche ergriffen und — so sicher fühlte man sich — nach Moskau geführt wurde. Dort hat man ihn in der Nacht vom 14. auf den 15. geblendet und dann mit seiner Gemahlin nach Uglitsch verbannt. Alles Volk aber huldigte dem Großfürsten Dmitri Jurgewitsch und küßte das Kreuz darauf. Ein Theil der Anhänger Wassilis ergriff die Flucht und fand ein Unterkommen in Littauen. Aber auch in Moskau selbst machte sich bald eine so starke Bewegung zu Gunsten Wassilis geltend, daß Schemjäka, der wohl glauben mochte, in dem nun blinden Großfürsten einen ungefährlichen Gegner zu haben, sich entschloß, ihn freizugeben und ihm

1) Vgl. Woskresensche Chronik p. 115 ad. 6954.

Wologda als fürstlichen Sitz anzuweisen. Es muß eine eigenthümliche Scene gewesen sein, als Schemjäka in Uglitsch dem blinden Großfürsten gegenüberstand. Er hatte alle Bischöfe, Archimandriten und Aebte zur Begleitung, wohl um den Frieden zu vermitteln. Als er Wassili vor sich sah, bat er um Vergebung. „Aber der Großfürst demüthigte sich vor ihm und nahm alle Schuld auf sich und sprach: Habe ich nicht dieses zu erdulden um meiner Sünden willen und um vieler Ungesetzlichkeiten und weil ich die Kreuzküssung übertreten habe, all meinen älteren Brüdern gegenüber und vor der ganzen rechtgläubigen Christenheit? Diese aber habe ich verderbt und wollte sie ganz zu Grunde richten und deshalb hätte ich noch härtere Strafe verdient. Du aber, mein Herrscher, hast dich mildthätig gegen mich erwiesen, mich nicht in meinen Sünden hinfahren lassen, sondern mir Zeit zur Buße gegeben."

Dmitri Schemjäka feierte die Versöhnung mit einem großen Gelage, an welchem die gesammte Geistlichkeit theil nahm und nachdem Wassili einen Eid geschworen und durch Kreuzküssung gefestet hatte, daß er in Zukunft nach dem Großfürstenthum nicht mehr trachten wolle, wurde er nach Wologda entlassen.

Er hat aber Eid und Versprechen nicht gehalten. Seine Anhänger schaarten sich um ihn, mit dem Fürsten von Twer schloß er ein geheimes Bündniß, der Abt des Cyrilluskloſters vom Weißen See entband ihn seines Eides, die flüchtigen Bojaren aus Littauen vereinigten sich mit ihm, Tataren liefen ihm zu und, von Twer'schen Truppen geleitet, zog er gegen Schemjäka nach Moskau.

Es ist überraschend, mit welcher Leichtigkeit die Herrschaft nun wieder auf Wassili überging. Fast ohne Widerstand zu finden, drang er in Moskau ein und Schemjäka mußte fliehen. Nach vergeblichen Versuchen, eine kriegstüchtige Coalition gegen den Großfürsten zu Stande zu bringen, sah er sich genöthigt, einen Vertrag einzugehen, in welchem er nicht nur für immer allen Ansprüchen auf Moskau entsagte, sondern noch dazu gelobte, in keinerlei Beziehungen zu den Tataren zu treten und seinerseits nach den früheren Bestimmungen den Tribut zu entrichten. Der bis in die geringsten Einzelheiten die gegenseitigen Beziehungen regelnde Vertrag gab ihm zwar seine Erbgüter zurück, beraubte ihn aber aller politischen Selbständigkeit und legte ihm außerdem die sehr drückende pecuniäre Verpflichtung auf, die geraubte Staatskasse sowie die Schätze Wassili's und seiner Mutter zurückzuerstatten.

Auch Schemjäka hatte geschworen in der festen Absicht, seinen Eid zu brechen, sobald die Gelegenheit günstig war. Nach allen Seiten knüpfte er Verbindungen an, mit Nowgorod, dem Großfürsten von Twer, mit Wjätka, mit Mamotjäk, dem Khan von Kasan, und Sedi Achmat, dem Khan der goldenen Horde. Da entschloß sich der Großfürst zu einem ungewöhnlichen Schritte. Er berief im December des Jahres 1448 die gesammte russische Geistlichkeit nach Moskau: die Bischöfe — einen Metropoliten gab es damals

nicht — von Rostow, Susdal, Rjäsan, Kolomna, Perm und all die Archimandriten und Aebte, dazu zahlreiche Mönche und Priester, legte ihnen seinen Streit mit Schemjäka vor, dazu die Vertragsurkunden und Friedensdocumente und verlangte von ihnen, daß sie durch ihre Vermittelung seinen Gegner zur Ruhe brächten. Das vom 29. December datirte Sendschreiben ist erhalten; ein merkwürdiges politisches Denkmal, das mit großem Geschick nach einem kurzen Rückblick über die unheilvolle Thätigkeit Juri's, an der Hand der Urkunden, die unter religiöser Weihe beschworen waren, die zahlreichen Eidbrüche Schemjäka's feststellt und ihn um seiner Seelen Seligkeit auffordert, nun endlich innezuhalten und mit dem Großfürsten Wassili in Eintracht zu leben. „Wendest Du Dich aber nicht in reiner Buße zu Gott — so schließt das Schreiben in hohem Pathos — und zu Deinem älteren Bruder, dem Großfürsten . . . so soll Deine Seele fremd werden dem Herren und der Kirche Gottes und dem heiligen christlichen Glauben und Du sollst keinen Theil haben mit den Gläubigen und Gottes Gnade wird nicht auf Dir ruhen, noch die der reinen Mutter Gottes und die Kraft jenes rechten lebenwirkenden Kreuzes, das Du Deinem älteren Bruder, dem Großfürsten Wassili Wassiljewitsch geküßt hast und verflucht sollst Du sein nach den heiligen Kirchenordnungen von den heiligen Aposteln und den heiligen Kirchenvätern und von allen sieben ökumenischen Concilien und in das endliche Verderben sollst Du fallen zu den früheren gottlosen Ketzern zeitlich und ewiglich! Und auch unser, der Geistlichkeit Segen und Gebet wird weder in dieser noch in jener Welt auf Dir und Deinen Genossen ruhen . . . . Was aber wegen Deiner Unbußfertigkeit und Sünde an Blut vergossen wird, all das christliche Blut falle auf Dein Haupt." Geschrieben zu Moskau, im Monat December am 29. Tage, im Jahre 6956, der 11. Indiction.[1])

Wir wissen nicht von welcher Wirkung dieses Schreiben auf Dmitri Schemjäka gewesen ist, von nachhaltigem Einfluß war es jedenfalls nicht, und in den Jahren 1448—1451 finden wir ihn in offenem Kriege mit dem Großfürsten. Erst eine Niederlage, die ihm der Wojewode Wassili Iwanowitsch Obolenski bei Halitsch am 27. Januar 1451 beibrachte, hat ihn ungefährlich gemacht. Er fand zwar Hilfe bei Nowgorod und machte sich zeitweilig zum Herrn von Uglitsch, wurde aber von dort durch den Sohn des Großfürsten

1) Für die Umrechnung der Daten ist in Bezug auf die Chroniken zu merken, daß diese stets nach Märzjahren seit Erschaffung der Welt rechnen, so daß bei Begebenheiten, welche in die Zeit vom 1. März bis zum 31. Dec. fallen die Zahl 5508, dagegen die Begebenheiten, welche sich in den Monaten Januar und Februar zugetragen haben, die Zahl 5507 vom Jahr der Welt abzuziehen ist. Vgl. Dorns Caspia Kunik, die russische Quelle über den Zug von 1043. Diese Rechnung nach Märzjahren kam erst um 1400 in dem Gebiete des Großfürsten außer Gebrauch und nur in Nowgorod erhielt sie sich noch einige Zeit, während Pskow schon früher als Nowgorod die Septemberrechnung zu haben scheint. Bei Septemberjahren zieht man aber für die Monate Januar bis Ende August 5508 von den Jahren der Welt ab, für die Monate September bis December 5509.

Iwan Wassiljewitsch vertrieben und ist am 9. April 1453 in Nowgorod gestorben.

Schemjäka ist der letzte Theilfürst gewesen, der einem Großfürsten von Moskau den Thron streitig zu machen suchte, mit seinem Tode hört aller Widerstand auf, in ihm stirbt der letzte Repräsentant des selbstherrlichen Geschlechtes, das den directen Nachkommen Wladimir Monomachs den Vorrang streitig machte, ja man könnte von seinem Tode den Ausgang des russischen Mittelalters datiren. Von nun an beginnt das ungehinderte Regiment der moskauischen Autokratie.

Der Großfürst fühlte sich von einem Alp erlöst als er die Kunde von Schemjäka's Tode erhielt. Der Eilbote, welcher die erwünschte Nachricht brachte, wurde reich belohnt und die nächsten Nachbarn Moskau's sollten bald merken daß Wassili es nicht mehr für nöthig hielt, seinen Instinct, der ihn zum Ländererwerb trieb, zu zügeln. Der frühere Verbündete Schemjäka's, Fürst Iwan Andrejewitsch von Moschaisk ging seines Theilfürstenthums verlustig und dasselbe Schicksal traf Wassili Jaroslawitsch von Serpuchow. Auch der Fürst von Susdal durfte nur noch Gorodez und einige Dorfschaften behalten. So bestanden neben Moskau eigentlich nur noch Rjäsan, Twer und der von innerem Hader zerrissene Freistaat Nowgorod nebst Pleskau. Die beiden erstgenannten in einer Stellung, die sie ganz ungefährlich erscheinen ließ, während Nowgorod im Jahr 1456 für seine Unterstützung Schemjäka's arg gezüchtigt wurde. Freilich begnügte sich Wassili schließlich noch mit einer Zahlung von 8500 Rubel, aber alle Anzeichen wiesen darauf hin, daß es mit der Selbständigkeit der Republik zu Ende gehe. Im Jahre 1461 erwies der Großfürst ihr die Ehre seines Besuches. Mit zweien seiner Söhne und zahlreichem Gefolge hielt er seinen Einzug, um, was seit Jahrhunderten nicht geschehen war, als Großfürst persönlich sich von der Fügsamkeit der Stadt zu überzeugen. Die Stimmung war ihm nicht eben günstig. Kurz vor seiner Ankunft war in offener Volksversammlung darüber berathen worden, ob es nicht besser wäre, ihn niederzustoßen und nur mit Mühe gelang es dem Erzbischof, der auf die Rache des erwachsenen Sohnes Wassili's hinwies, die erbitterten Bürger zur Ruhe zu stimmen. Auch nach Pskow hin streckte der Großfürst seine Hände aus. Einer seiner Söhne (Juri Wassiljewitsch) begab sich in die Stadt, um die Verhältnisse derselben zu ordnen, namentlich aber die Deutschen abzuwehren, welche Pleskau von Livland aus bedrängten. Unter seiner Vermittlung kam ein Vertrag zu Stande, der für einige Zeit den Frieden sicherte und als er nach über dreiwöchentlichem Aufenthalt die Stadt verließ, war damit das Band, welches sie an Moskau knüpfte, noch fester geschlungen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Moskau und das Concil zu Florenz.[1])

Wir sind, um den Zusammenhang der Ereignisse nicht zu zerreißen, über die unter Wassili Wassiljewisch sehr bedeutsamen kirchlichen Ereignisse hinweggegangen, welche uns auf kurze Zeit Rußland in enger Berührung mit dem Abendlande zeigen und die wohl dazu angethan sind, unser volles Interesse in Anspruch zu nehmen.

Es ist bekannt, wie die steigende Bedrängniß des byzantinischen Reiches durch die Osmanen dahin führte, daß man sich in Constantinopel mit dem Gedanken vertraut machte, eine Unterstützung des Abendlandes um den Preis einer Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen zu erkaufen. Die ersten Anfänge der Unterhandlungen reichen bis in den Beginn des 15. Jahrhunderts zurück, doch erst das Concil zu Basel griff die Idee mit größerer Energie wieder auf. Als dann nach längeren Verhandlungen wirklich Gesandte des Kaisers Johannes Paläologus im Hochsommer des Jahres 1434 in Basel erschienen, tritt uns unter ihnen sogleich derjenige Mann entgegen der bestimmt war, das ursprünglich den Unionsbestrebungen ganz fernstehende moskau'sche Reich in die Bewegung mit hineinzuziehen, Isidor, Abt des St. Demetriusklosters in Constantinopel, der spätere Metropolit von Moskau.

Es handelte sich darum, den Ort eines Unionsconcils zu bestimmen, die Väter des Baseler Concils hätten es am liebsten in Basel gehabt, während die Griechen Constantinopel vorzogen. Sie waren jedoch bereit, in einer italienischen Stadt, oder aber in Ofen, Wien oder Savoyen zum Unionsconcil sich einzufinden, wenn man sich verpflichte, die Kosten ihrer Reise und ihres Aufenthaltes zu tragen, sowie bestimmte Geldsummen zur Abhaltung einer griechischen Generalsynode und zur Vertheidigung Constantinopels zu erlegen. Auf ihrer 19. Sitzung am 7. September 1434 wurde ein dahin zielender Vertrag von den versammelten Vätern zu Basel bestätigt und auch Papst Eugen IV., der inzwischen von sich aus ebenfalls mit den Griechen verhandelt hatte, gab nach einigem Zögern durch eine Bulle vom 15. Nov. 1434 seine Zustimmung.

Das erste Resultat dieser vorläufigen Bereitwilligkeit, den Boden zu weiterer Verständigung zu finden, waren Rüstungen des Abendlandes zur Unterstützung der Rodiser und der Abzug des Sultans von der bedrängten Insel. In Constantinopel war man aber mit der Thätigkeit Isidors und seiner Begleiter wenig zufrieden, da der Gesandte des Papstes ohne jede Kenntniß der Baseler Verhandlungen mittlerweile zugegeben hatte, daß das

1) Vgl. Zhishman, Die Unionsverhandlungen zwischen der orientalischen und römischen Kirche. Wien 1855. — Hefele, Conciliengeschichte. Bd. VII. Freiburg i. Br. 1874. — Historische Acten, gesammelt und herausgegeben von der archäogr. Commission. Band I. Petersb. 1841 (russisch).

Unionsconcil in Constantinopel stattfinde. So mußte die ganze Frage nochmals in Constantinopel zur Verhandlung gebracht werden, und erst am 30. November 1435 erfolgte die Schlußentscheidung der Griechen. Kaiser und Patriarch verzichteten darauf, das Unionsconcil in Constantinopel abzuhalten, bestanden dagegen darauf, daß es nur in einer italienischen Seestadt stattfinden solle. In Basel bestätigte die 24. Sitzung vom 14. April 1436 diesen Beschluß, neue Streitigkeiten zwischen dem Papst und dem Concil schoben jedoch die Ausführung des Beschlusses hinaus und stellten auch den Ort desselben — man dachte jetzt an Avignon — wieder in Frage. Wir übergehen den ermüdenden Verlauf der in die Kirchengeschichte gehörenden endlosen Schwankungen in dieser Sache, schließlich entschied der Papst (18. September 1437) für Ferrara. Er hatte über die Köpfe der Baseler hinweg sich auf diese Stadt mit den Griechen geeinigt und kündigte durch eine Bulle seine Absicht an, das Concil von Basel nach Ferrara zu verlegen. Bald darauf bestimmte er den 8. Januar zum Tage der Eröffnung. Wirklich gelang es ihm auch, seinen Willen durchzusetzen. Während die Majorität der Baseler ihren Sitz behauptete, traf eine stattliche Anzahl von Prälaten in Ferrara ein, und als die griechischen Fahrzeuge sich der Küste näherten, zog auch der Papst persönlich nach Ferrara. Das geschah am selben 24. Januar 1438, an welchem die Baseler Väter ihn feierlich suspendirten. Der Papst antwortete mit einer Excommunication aller derjenigen Geistlichen, die noch weiterhin in Basel bleiben sollten, und bedrohte die Bürger der Stadt mit dem Interdict, wenn sie nicht Sorge trügen, daß die widerspenstigen Prälaten aus ihren Mauern verjagt würden.

Man wird zugeben, es war kein würdiges Schauspiel, welches sich den Griechen darbot, als sie in den ersten Tagen des März über Venedig in Ferrara anlangten. Am 9. April wurde ohne weitere Rücksicht auf die noch immer frondirenden Baseler das Concil feierlich eröffnet.

Außer dem Kaiser, dem Patriarchen von Constantinopel und dessen Bischöfen waren noch als Bevollmächtigte der übrigen orientalischen Kirchen erschienen: Antonius, Metropolit von Heraklea und Gregor Mamma für Alexandria, Dionys von Sardes[1]) für Jerusalem, für Antiochien endlich der Erzbischof Markus Eugenikos von Ephesus und der erst am 18. August eingetroffene Metropolit von Kiew, Isidor.

Der Abt des Demetrioskosters hatte sich nämlich inzwischen auf den höchsten geistlichen Sitz in Rußland geschwungen, wo seit sechs Jahren, nach dem 1431 erfolgten Tode des Metropoliten Photius, in Folge der inneren Streitigkeiten der Metropolitansitz erledigt geblieben war. Man hatte in Rußland den Bischof Jonas von Rjäsan zu seinem Nachfolger erlesen; als dieser aber mit einem Empfehlungsschreiben des Großfürsten in Constantinopel eintraf, war dort die Entscheidung bereits zu Gunsten Isidors gefallen. Es ist nicht

1) Nach dem Tode des Dionys trat Dositheus von Monembasia an seine Stelle.

unwahrscheinlich, daß man, da er als Förderer des bevorstehenden Unionswerkes bekannt war, durch ihn Rußland zu gewinnen hoffte. In Rußland selbst aber war man mit dem zum Metropoliten aufgenöthigten Griechen durchaus nicht zufrieden.[1]) Die Bestätigung des Bischofs Jonas von Rjäsan war mit Bestimmtheit erwartet worden. Der Großfürst Wassili Wassiljewitsch selbst hat einige Jahre darauf in einem Schreiben an den Patriarchen Mitrophanes der damaligen Stimmung Rußlands einen drastischen Ausdruck gegeben.

„Um den wir nicht geschickt haben, den wir weder wünschten noch verlangten, den habt ihr uns gesandt, nämlich jenen Isidor. Und Gott sei uns Zeuge . . ., daß wir ihn durchaus nicht annehmen wollten: nur auf Bitten des kaiserlichen Gesandten und wegen der Segnung des allerheiligsten Patriarchen und weil er selbst (Isidor) zerknirscht war, sich ganz unterwürfig zeigte und bat, haben wir ihn schließlich dennoch angenommen.[2]) Es nöthigte uns seine große Unterwürfigkeit und sein Hauptschlagen und wir nahmen ihn auf als Vater und Lehrer mit vieler Ehre und gutwilligem Eifer, nach alter Sitte ganz wie unsere früheren allerheiligsten russischen Metropoliten.... Als aber jener vorgenannte Isidor zu uns gekommen war, da begann er vom ersten Tage an um die Reise zum Concil zu sorgen." Vergeblich habe der Großfürst ihn abgemahnt und ihm schließlich gesagt, „wenn Du also doch hinziehst und danach zu uns heimkehrst, so siehe zu, daß Du uns unsere alte Gottesfurcht und den orthodoxen Glauben heimbringst, wie er uns überliefert ist von unserem Ahnen Wladimir dem Großen und wie ihn die ökumenische und apostolische griechische Kirche Gottes einhält; Ausländisches aber und Neues und was jener ökumenischen Kirche fremd ist, sollst du uns nicht bringen und wenn du uns Neues bringen solltest, so wird es uns unlieb sein." Er aber versprach mit einem Eide, daß er nichts Neues und Fremdes bringen werde.

Man sieht, das ganze Concilswerk wurde vom Großfürsten mit Mißtrauen verfolgt. Man hatte in Rußland die zwingenden Gründe nicht, die in Constantinopel den Wunsch nach einer Union hervorriefen, und seit Littauen katholisch geworden war, wiesen alle Erwägungen einer nüchternen Politik

---

1) Hauptquellen sind die zweite Sophienchronik und die Weskrosen'sche Chronik, welche beide auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen. Die Sophienchronik ist dem Metropoliten noch feindseliger. Eine urkundliche Darstellung bietet das Schreiben des Großfürsten Wassili Wassiljewitsch an den Patriarchen Mitrophanes von Constantinopel, d. d. 1441. Historische Acten Nr. 39. Den Text der Bulle, durch welche Isidor zum Legaten für Littauen, Livland und Rußland ernannt wird, findet man bei Turgenew I, Nr. 121. Kürzere Notizen bringen fast alle russischen Chroniken. Den Bericht über die Reise Isidors durch Livland und Deutschland giebt im Auszuge Karamsin in den Anmerkungen zu Bd. V aus der „Altruss. Bibl." VI, 27 ff. Der vollständige Text verdiente auch wegen der interessanten Beschreibung der deutschen Städte gedruckt zu werden. Die russische Ausgabe ist in Moskau 1788 erschienen. Die v. Karamsin mitgetheilten Reden sind wörtlich der Sophienchronik entnommen, welche auf den Bericht eines Augenzeugen zurückgeht.

2) „jedwa jedwa prijaehom jewo", histor. Acten I, p. 73.



Facsimile des Titelholzschnittes der Schrift von Sacranus, Elucidarius errorum ritus Ruthenici.
Bezüglich auf die Russen auf dem Concil zu Florenz.

nur um so entschiedener darauf hin, daß der griechische Ritus in strengster Form beizubehalten sei. Aber Isidor setzte seinen Willen durch und zu Mariä Geburt im Jahre 6945 (1437, im September) verließ er in Begleitung des Bischofs Abraham von Susdal mit zahlreichem Gefolge Moskau. Er nahm seinen Weg über Twer und Torshok nach Großnowgorod und Pskow, verweilte in den beiden letztgenannten Städten längere Zeit und füllte mit Geschenken und Gebühren seinen Beutel, dann ging es über Reval, Wolmar, Riga, die Düna hinab übers Meer nach Lübeck, wo er am 19. Mai 1438 eintraf. Es fiel seinen Begleitern auf, und die Chroniken sind voll davon, daß er in Livland bereits eine unschickliche Neigung zu katholischen Gebräuchen zeigte. In Deutschland steigerte sich dies Unbehagen noch (er zog über Lüneburg, Braunschweig, Leipzig, Erfurt, Bamberg, Nürnberg und Augsburg, durch Tirol nach Italien) und in Italien sahen die russischen Geistlichen ihren Metropoliten, dem als Haupt der russischen Kirche besondere Beachtung zu Theil wurde, bald in den Reihen der entschiedensten Unionsfreude. Man war auf dem Concil darüber einig geworden, daß die Disputationen derart stattzufinden hätten, daß der Angriff von den Griechen, die Vertheidigung von den Lateinern auszugehen habe. Unter den sechs von den Griechen zu diesem Zweck erwählten Rednern finden wir auch Isidor und am 8. October 1438 konnte nun die erste Sitzung eröffnet werden. Der Führer der Unionsfeinde war auf griechischer Seite der Erzbischof von Ephesus Markus Eugenikos, aber auch Isidor trat anfänglich entschieden für die griechische Lehre auf. Wenn ihm auch feststand, daß die Union vor sich gehen müßte, war er trotzdem bestrebt, der griechischen Kirche die möglichsten Vortheile zu sichern. Doch tritt er in Ferrara, wo die unionsfeindliche Partei das Uebergewicht hatte, noch nicht in den Vordergrund, seine Rolle beginnt erst in Florenz, wohin das Concil zu Anfang des Jahres 1439 verlegt wurde. Man hatte sich dort über die Frage vom Ausgang des heiligen Geistes so erhitzt, daß es gerathen schien, die Sitzungen zu unterbrechen, und als nun der schwerkranke Patriarch von Constantinopel seine Bischöfe und Prälaten am 30. März 1439 zu einer Berathung in seiner Wohnung versammelte, trat Isidor zum ersten Mal mit großer Entschiedenheit für die Union ein. Und diesen Standpunkt hat er fortan behauptet; er vertheidigte das filioque und verhandelte insgeheim mit dem Kaiser, dem das Zustandekommen des Unionswerkes am meisten am Herzen lag, ja Isidor verstand es sogar, den Eifer desselben dadurch noch zu erhöhen, daß er im Verein mit drei anderen (dem Erzbischof von Nicea und den Bischöfen von Mitylene und Lakedämon) ihm erklärte, die Union sei nothwendig und wenn er, der Kaiser, die Union wollte, seien sie bereit, sich zu uniren.

Isidor war es denn auch, der durch den Vorschlag, die Bücher der morgenländischen und abendländischen Kirchenväter auf ihre Lehre vom Ausgang des heil. Geistes zu vergleichen, den Verhandlungen die Wendung gab, welche zum Ziele führte. Es gelang ihm, den Patriarchen und die Majorität

der griechischen Prälaten davon zu überzeugen, daß beide Kirchen im Grunde dasselbe lehrten, und damit schien das Werk der Union gesichert. Der Kaiser beauftragte Isidor, mit dem Papste über die materielle Unterstützung, die den Griechen nach Vollzug der Union zufallen solle, zu unterhandeln und da das Resultat der Verhandlungen ihn zufrieden stellte, ließ er am 3. Juni auf einer Versammlung sämmtlicher Griechen die Einigungsformel über den Ausgang des heil. Geistes fixiren. Nur Markus Eugenikos trat derselben nicht bei. Aber man ging über ihn hinweg und am 5. Juni wurde ein Exemplar dem Papste überreicht, in dessen Gegenwart am 8. Juni die endgültige Fassung von Lateinern und Griechen angenommen wurde. (quod Spiritus Sanctus ex Patre et Filio aeternaliter est, et essentiam suam, suumque esse subsistens habet ex Patre simul et Filio, et ex utroque aeternaliter tamquam ab uno principio et unica spiratione procedit.) Damit war durch die Vereinigung im Hauptdogma das Wesentliche erzielt und die weiteren Verhandlungen über das Fegefeuer, den Primat des Papstes, die ungesäuerten oder gesäuerten Brode, so wie über das Meßopfer boten verhältnißmäßig nur noch geringe Schwierigkeiten. Der am 10. Juni 1439 erfolgte Tod des Patriarchen von Constantinopel hat die Frage der Union eher beschleunigt als aufgehalten. Man drängte griechischerseits zu einem Abschluß, und wenn auch zeitweilig die Gegner des Einigungswerkes sich wieder energischer zu regen begannen, sie waren nicht stark genug, ihren Willen durchzusetzen. Und wieder ist es Isidor gewesen, der in den wesentlichsten Fragen die Verständigung herbeiführte. Es ist bekannt, daß die Diener des Patriarchen auf ein Schreiben aufmerksam machten, welches dieser in der Nacht vor seinem Tode aufgesetzt habe. Es lautete folgendermaßen: „Joseph, durch Gottes Barmherzigkeit Erzbischof von Constantinopel, Neu-Rom, und ökumenischer Patriarch. Da ich ans Ende meines Lebens gekommen bin und die allgemeine Schuld bezahlen muß, so will ich mit der Gnade Gottes meine Meinung für meine Söhne offen niederschreiben und unterschreiben. Alles nun, was die katholische und apostolische Kirche unseres Herrn Jesu Christi zu Alt-Rom bekennt und lehrt, das bekenne auch ich und versichere heilig, daß ich allem Diesem beistimme. Ich anerkenne auch aufs Sicherste den heiligen Vater der Väter, den größten Hohenpriester und Stellvertreter unseres Herrn Jesu Christi, den Papst von Alt-Rom, auch den Reinigungsort der Seelen. Zur Sicherheit dessen ward unterschrieben am 9. Juni 1439, der zweiten Indiction."

Man hat die Echtheit dieses Schreibens angefochten, aber die Unechtheit nicht erweisen können. Die russischen Quellen erwähnen dasselbe nicht, wie denn überhaupt die Persönlichkeit Josephs bei ihnen in den Hintergrund tritt. Es läßt sich jedoch nicht bestreiten, daß diese sogenannte extrema sententia den thatsächlichen Verhältnissen und den Ueberzeugungen entsprach, welche bei den Unionsfreunden galten, auch finden wir keinen Widerspruch zwischen dem früheren Verhalten des Patriarchen und dieser letzten Willensäußerung. Er mochte im Gefühl des bevorstehenden Todes an seinem Theil zur Beilegung

von Differenzen mitwirken wollen, welche der Gang der bisherigen Verhandlungen in ihrer principiellen Bedeutung möglichst herabzustimmen bemüht gewesen war. Ein vom Patriarchen hinterlassenes Schreiben gegen die Union wäre zweifellos von der nachhaltigsten Bedeutung gewesen. Aber weder ist ein solches gefunden, noch auch von irgend welcher Seite ihm je zugeschrieben worden, man hat nicht einmal einen entschieden gegen die Union gerichteten Ausspruch von ihm aufzuführen. So hatte die extrema sententia eine mehr negative als positive Bedeutung, sie gab dem Gegner der Union keine Waffe in die Hände, entschied aber andererseits noch durchaus nicht die ganze Frage. Das konnte erst durch die Annahme eines Unionsdecrets geschehen, wie es vier Wochen danach am 6. Juli 1439 zu Stande kam. Die nächst der Frage über den Ausgang des heiligen Geistes vereinbarten Punkte waren in der folgenden Fassung angenommen worden: „Ebenso bekennen wir, daß der Leib des Herrn, sowohl im ungesäuerten als im gesäuerten Weizenbrode zu Stande kommen könne, und daß die Priester, jeder nach der Gewohnheit seiner Kirche, sei es der abendländischen oder der morgenländischen, mit dem einen oder dem anderen Brode die Wandlung vornehmen müssen. Weiter bekennen wir, daß die Seelen der Bußfertigen, wenn sie in der Liebe Gottes geschieden sind, bevor sie wegen ihrer Vergehen und Unterlassungen würdige Früchte der Buße gebracht, nach dem Tode durch die Strafen des Purgatoriums gereinigt werden; zur Erleichterung dieser Strafen aber nützen ihnen die Fürbitten der lebenden Gläubigen, nämlich das Opfer der hl. Messe, Gebete, Almosen und andere frommen Werke, welche von den Gläubigen für andere Gläubige verrichtet zu werden pflegen, den kirchlichen Einrichtungen gemäß. Die Seelen derjenigen aber, welche nach der Taufe sich mit keiner Sünde mehr befleckt, ebenso diejenigen, welche sich zwar befleckt, aber sei es im Leben oder nach dem Tode, wie eben gesagt, wieder gereinigt worden sind, werden gleich in den Himmel aufgenommen und zum hellen Anblick des dreieinigen Gottes zugelassen, jedoch nach Verdienst, der Eine vollkommener als der Andere. Die Seelen derjenigen aber, welche in einer actuellen Todsünde oder blos in der Erbsünde starben, steigen alsbald in die Hölle hinab, werden aber mit ungleichen Strafen gestraft. Ferner erklären wir, daß der hl. apostolische Stuhl und der römische Bischof der Nachfolger des hl. Apostelfürsten Petrus, wahrhafter Stellvertreter Christi, das Haupt der gesammten Kirche und der Vater und Lehrer aller Christen sei; daß ihm auch in der Person des hl. Petrus die volle Gewalt, die gesammte Kirche zu weiden, zu regieren und zu verwalten, von unserem Herrn Jesus Christus gegeben worden sei, wie dies auch in den allgemeinen Concilien und in den hl. Canonen enthalten ist.[1]) Ueberdies

1) Dieser bekanntlich auf dem vaticanischen Concil des Jahres 1870 bedeutungsvoll gewordene Satz lautet im lateinischen und griechischen Original: „quemadmodum etiam in gestis ycomenicorum Conciliorum, et in sacris Canonibus continetur“, und *καθ' ὃν τρόπον καὶ ἐν τοῖς πρακτικοῖς τῶν οἰκουμενικῶν συνόδων καὶ (ἐν) τοῖς ἱεροῖς κανόσι διαλαμβάνεται.*

erneuern wir die in den Canonen überlieferte Reihenfolge der übrigen ehrwürdigen Patriarchen, daß nämlich der Patriarch von Constantinopel der zweite sei nach dem römischen Bischof, der dritte aber der Patriarch von Alexandrien, der vierte der von Antiochien, der fünfte der von Jerusalem, mit Bewahrung aller Privilegien und Rechte derselben. Gegeben zu Florenz in der öffentlichen Synodalsitzung, die in der Hauptkirche gefeiert wurde, im Jahre der Geburt des Herrn 1439, am 6. Juli, im neunten Jahre unseres Pontificats."

Es folgen 115 lateinische und nur 33 griechische Unterschriften. Dazu die Siegel des Papstes und des Kaisers.

In allen übrigen Punkten wurde den Griechen die eigenartige Entwickelung ihres Ritus gelassen, auch die Priesterehe blieb unangetastet und man mochte sich der Hoffnung hingeben, daß, da die dogmatischen Differenzen mehr Eigenthum der gebildeten höheren Geistlichkeit als des niederen Clerus und der Laienwelt waren, mit der Einigung zu Florenz die thatsächliche Beilegung des Gegensatzes zwischen Orient und Occident erreicht sei. Für die Menge waren jedoch zwei Symbole nachgeblieben, die auch ihr greifbar waren, der Primat des Papstes und das Meßopfer; an ihnen und an dem alteingebürgerten Haß gegen die Lateiner ist das Werk schließlich doch gescheitert. Auch das muß in Betracht gezogen werden, daß hier aus politischen Gründen ein Compromiß in religiösen Fragen stattgefunden hatte; blieb der von Byzanz erwartete politische Vortheil aus, so war nichts übrig, was zur Aufrechterhaltung der geistlichen Einigung bewegen mußte. Jene Union war deshalb in sich nicht lebenskräftig und namentlich ließ sich nicht absehen, was Rußland zur Annahme derselben hätte bestimmen können. Dort brachte sie nicht Vortheile, sondern offenkundige Gefahr, dort wurde sie nicht, wie in Byzanz, durch die Person des Monarchen gestützt, das ganze Unionswerk ruhte allein auf den Schultern Isidors, der dem Lande und dem Großfürsten doch eigentlich ein Fremder war und die Macht, welche ihm seine Stellung als geistliches Oberhaupt Rußlands verlieh, bei Weitem überschätzte.

So ist er denn auch in seinen Plänen kläglich gescheitert.

Am 16. September 1439 hatte Papst Eugen den Metropoliten Isidor in Anerkennung seiner Verdienste um das Zustandekommen der Union zum Legaten[1]) erhoben und ihm nicht nur Rußland, sondern auch Littauen und Livland unterstellt, am selben Tage verließ er Florenz und zog über Venedig nach Ofen. Von hier ist dann jener berühmte Hirtenbrief ausgegangen, durch welchen Isidor den ihm unterstellten Kirchen die endgültige Vereinigung des

1) Vgl. Turgeniev historica Russiae monim. I, Nr. 121. „te cujus virtus et diligentia in hac unione admodum cognovimus profuisse, et quem Dei benignitas praeclaris virtutum dotibus illustravit, ac vite integritate ac morum, nec non magnitudine consilii, rerum agendarum experientia prudentia quoque et sacrarum litterarum doctrina plurimum exornant . . ." Man kann kaum mehr loben!

Abendlandes und Morgenlandes in geistlicher Hinsicht verkündete. Dies Schreiben ging jedoch nicht nach Rußland ab, weil Isidor dort durch sein persönliches Eingreifen mehr zu erreichen hoffte. Doch ist es schwer anzunehmen, daß dort nicht schon damals die Kunde von seiner Thätigkeit hingelangt sein sollte. Eine Ueberraschung des Volkes, der russischen Geistlichkeit und des Großfürsten, wie sie die zeitgenössischen Quellen uns vorführen, konnte um so weniger stattfinden, als Isidor einen Brief Papst Eugens an den Großfürsten Wassili überbrachte, in welchem die vollzogene Union angekündigt und Isidor, der neue Legat des apostolischen Stuhles, ihm warm empfohlen wurde. Auch daß die Einigung in den dogmatischen Fragen vollzogen und der Primat des Papstes anerkannt war, konnte deshalb in Moskau nicht zweifelhaft sein.[1]) In der Palmwoche traf der Metropolit in Kiew ein. Der Großfürst erzählt in dem oben angezogenen Briefe den weiteren Verlauf also:

„Jetzt ist er (Isidor) zu uns gekommen und hat viel Sonderbares und Fremdes in unser rechtgläubiges Christenthum hineingetragen, gegen die göttlichen und heiligen Regeln der heiligen Apostel ꝛc. . . Er hat uns auch vom römischen Papst ein Schreiben gebracht, in demselben aber behaupten die Lateiner einen doppelten Ausgang des heiligen Geistes (es folgen nun mißbilligende Betrachtungen über diesen Punkt, so wie über die Zugeständnisse in Betreff des gesäuerten Brodes und des Fegefeuers). Selbst aber hat sich dieser Isidor . . . . in seinem Schreiben einen Legaten (a latere) des apostolischen Stuhles genannt für die Letten, Littauer und Deutschen und hat seinen Brief mit grünem Wachs besiegelt, und ein lateinisches Crucifix vor sich her tragen lassen, auf welchem beide Füße mit einem Nagel angeschlagen sind und hat . . in allen Stücken lateinischen Brauch eingehalten. Auch hat er in zwei Kirchen, nämlich in unserer rechtgläubigen und in der lateinischen . . . . . vom Papste den Segen gebracht und sich Lehrer und Oberer genannt, und ist so in verbrecherische Doppelehe getreten; auch hat er dazu noch den Namen des Papstes in unserer großen Kathedralkirche während seines Gottesdienstes aufgeführt und hat zu diesem Allen uns wie Knechte der wegen vieler Ketzereien von den heiligen Vätern ausgeschiedenen römischen Kirche und dem römischen Papste unterstellt . . . Als wir aber dies sahen und hörten . . . . . haben wir die gottesfürchtigen Bischöfe unseres Reiches zusammengerufen . . . . Ephraim von Rostow, Abraham von Susdal, Jonas von Rjäsan, Warlam von Kolomna, Hiob von Sarai und Gerasim von Perm und dazu zahlreiche Archimandriten, Aebte und sonstige Geistliche und Mönche unseres Landes und hießen sie in den heiligen Schriften . . . . . nachlesen. Und es ward . . . . . unserer gesammten Geistlichkeit offenbar,

1) Der Text des päpstlichen Briefes, wie die Nikon'sche Chronik ihn bietet, kann wohl echt, aber unmöglich vollständig sein. Es fehlen zahlreiche Punkte, auf welche Großfürst Wassili sich in seinem Schreiben an den Patriarchen Mitrophanes bezieht.

daß die ganze Lehre Isidors den göttlichen und heiligen Gesetzen fremd und zuwider ist."

Dieses 1441 nach Constantinopel gesandte Schreiben faßt im Wesentlichen den Hergang, wie er uns auch in den Chroniken überliefert ist, richtig zusammen. Nur läßt die Chronologie der Ereignisse sich nicht mit Sicherheit feststellen. Da Isidor über ein Jahr gebraucht hatte, um von Florenz nach Moskau zu gelangen, mußte die Nachricht von den Beschlüssen des Concils sowohl, als von dem Widerstande, welchen die Union im byzantinischen Reiche selbst gefunden hatte, ihm vorausgeeilt sein, so daß man in Moskau nicht unvorbereitet den kommenden Dingen gegenüberstand. Wenn Großfürst Wassili trotzdem gestattet hatte, daß Isidor gleich nach seinem Eintreffen in der Muttergottes-Kirche im Kreml den Gottesdienst nach unirtem Ritus feierte und dort das Unionsdecret verlas, so ist das wohl zweifellos in der Absicht geschehen, den höchsten Geistlichen des Landes erst in aller rechtgläubigen Russen Augen bloßzustellen, bevor er Hand an ihn legte. Denn auch das kann unmöglich — wie die naive Schilderung der Chroniken uns glauben lassen will — ein Act spontaner Eingebung gewesen sein. Die wenigen Tage, welche zwischen dem ersten Gottesdienste Isidors und seiner Einkerkerung liegen, sind gewiß nicht ohne Agitation gegen den Metropoliten hingegangen. Wassili that den immerhin gefährlichen Schritt erst, als er sicher zu sein glaubte, daß keine Hand sich zu Gunsten Isidors erheben werde und ließ dann nachträglich durch jenes von ihm berufene russische Concil seine Maßregel feierlich gutheißen. Isidor wurde in das Tschudowkloster gesperrt und wenn es ihm auch nach zwei Jahren gelang, mit einem seiner Schüler nach Rom zu entkommen, so war doch seine Wirksamkeit in Rußland unmöglich geworden. Wassili hielt ihn bereits für so ungefährlich, daß er es nicht für nothwendig befand, ihn verfolgen zu lassen. Er entkam nach Rom, wo man ihn zum Cardinal machte, während die Sorge für die Aufrechterhaltung der Union jenem Gregor übertragen wurde, der mit ihm aus Moskau entflohen war. Er ist der erste unirte Metropolit von Kiew, und zu der politischen Scheidung zwischen Ost- und Westrußland trat nun noch die geistliche Spaltung hinzu. Denn in Moskau wählte man Jonas von Rjäsan im Jahre 1447 zum Metropoliten von Moskau und ganz Rußland, während Gregor den Titel Metropolit von Kiew und ganz Rußland führte. In der Thatsache dieses religiösen Kampfes lag auch ein neues politisches Moment, das zu den früheren Gegensätzen zwischen Littauen und Rußland hinzutrat. Der Kampf mußte ausgefochten werden und heute bei rückschauender Betrachtung ist uns wohl verständlich, weshalb — namentlich nach dem Scheitern des Unionswerkes in Griechenland — die weder dem Katholicismus genügende, noch mit der orthodox-griechischen Anschauung vereinbare Union in littauisch Rußland auf die Dauer nicht zu behaupten war. Dieses Gebiet mußte entweder zum Griechenthum zurück oder voll in den Schooß der katholischen Kirche eintreten. Bis zur end-

gültigen Entscheidung sind freilich noch Jahrhunderte eines unerquicklichen Zwitterzustandes hingegangen und ganz gelöst ist die Frage auch heute noch nicht.

In der Geschichte Rußlands aber ist das Concil zu Florenz ein tief einschneidendes Ereigniß und die größere Klarheit der Endziele auf Seiten des Großfürsten von Moskau hat diesem, gegenüber dem durch die Union gelähmten Littauen, einen unbestreitbaren Vortheil verliehen.

Iwan III. Wassiljewitsch.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Vernichtung der Theilfürstenthümer und die dienenden Fürsten.[1]

Es ist höchst eigenthümlich, wie die Großfürsten von Moskau, während sie an der Sammlung ganz Rußlands in ihrer Hand arbeiten und ringsum die Theilfürstenthümer erst schwächen und dann vernichten, dennoch innerhalb des engeren Kreises ihrer eigenen Familie das System der Theilungen aufrecht erhalten.

Das Testament, welches Wassili der Geblendete hinterließ, trug ganz diesen Stempel und erinnert in Form und Inhalt durchaus an die verklingenden Zeiten der Theilfürstenperiode, deren erbitterter Gegner er selbst und seine Väter gewesen waren. Er heißt seine Kinder der Mutter gehorchen, theilt seine Besitzungen unter alle Söhne und trägt dem Aeltesten, Iwan, welcher den größten Antheil erhalten hatte, auf, mit den jüngeren Geschwistern in Liebe und Eintracht zu leben, während diese ihn wie ihren Vater ehren sollen. Der politische Widersinn dieser Bestimmungen wird endlich noch dadurch auf die Spitze getrieben, daß er dem Erbfeinde des östlichen Rußlands, dem Großfürsten von Littauen und König von Polen, Kasimir, die Hut der Seinen anempfahl: „Aber ich befehle meine Fürstin und meine Söhne Iwan und Juri, und meine jüngeren Kinder, meinem Bruder, dem König von Polen und Großfürsten von Littauen, Kasimir ....." Auch Iwan Wassiljewitsch nahm keinen Anstand, das Testament des Vaters voll anzuerkennen, aber seine ganze Regierungszeit ist ein fortlaufender Protest gegen dasselbe und als er starb, da gab es keinen Punkt jenes Testamentes, der noch in Kraft fortbestanden hätte.

Er begann seine politische Thätigkeit mit dem Abschluß einer Reihe von Verträgen, welche ihm die leitende Stellung in Rußland sichern sollten. Der Großfürst Michael Borisowitsch von Twer versprach in allen Stücken

1) Vgl. Gennadius Karpow, Geschichte des Kampfes zwischen dem moskauischen und dem polnisch-littauischen Reiche. 1462—1508. Moskau 1867 (russisch).

mit dem Großfürsten von Moskau Hand in Hand zu gehen, was bei den ungleichen Machtmitteln Beider einer Anerkennung der Obergewalt Iwans gleichzustellen ist; im Vertrage mit Michael Andrejewitsch von Wereja kam dies Bestreben noch deutlicher zum Ausdruck, und wenn mit Rjäsan kein Sondervertrag abgeschlossen wurde, so liegt das daran, daß der Großfürst von Rjäsan unter der Vormundschaft Iwans stand und sich 1464 mit der Schwester desselben vermählt hatte. Auch mit den Brüdern kam es zu Verträgen, deren Grenzen Iwan immer enger zu ziehen bestrebt war, so daß wir sie zuletzt, aufs Aeußerste gebracht, die Waffen ergreifen sehen. Es mag genügen, hier nur das Hauptsächlichste hervorzuheben. Von den Brüdern des Großfürsten war es namentlich Andrei von Uglitsch, den man zur Unterscheidung von einem anderen Andrei den Großen nannte, welcher, von der alten verwittweten Großfürstin offenkundig begünstigt, sich als steter Gegner des Bruders zeigte und seine jüngeren Geschwister Juri, Boris und Andrei den Kleinen mit sich fortzureißen verstand. Juri starb 1472 ohne Testament und die Einziehung seines Antheils durch Iwan bot den ersten Anlaß zu einem Zerwürfniß, das zwar gütlich beigelegt wurde, dessen Stachel aber auf beiden Seiten nachblieb. Nur kurze Zeit hielten die Brüder Frieden. Die gewaltsame Verhaftung und spätere Hinrichtung eines Fürsten Obolenski, der zu Boris Wassiljewitsch geflüchtet war und dessen Auslieferung dieser verweigert hatte, sowie die Einziehung Nowgorods durch den Großfürsten allein, hatte eine offene Erhebung und einen Bruderkrieg zur Folge, in welchem die Brüder keinen Anstand nahmen, das Gebiet des Großfürsten zu verheeren und sich seinen Feinden anzuschließen. Bedrängniß von Seiten der Tataren nöthigte Iwan Wassiljewitsch 1481 nachzugeben, aber die Erfahrungen, welche er gemacht hatte, bestimmten ihn in der Folgezeit, nur um so entschiedener allen selbstherrlichen Bestrebungen derselben entgegenzutreten und den mehr oder minder unabhängigen Herrschaften, die neben dem Großfürstenthum Moskau fortbestanden, wo irgend die Gelegenheit sich bot, ein Ende zu machen. So annectirte er 1483 das Theilfürstenthum Wereja, dann kam das Großfürstenthum Twer an die Reihe, welches, überall von moskauischem Gebiet umringt, vergeblich gesucht hatte, in einem Bündniß mit Kasimir von Polen, der seinerseits wieder auf einen Ueberfall Moskau's durch die Tataren hoffte, eine Gewähr seines Fortbestandes zu finden. Da nun Kasimir im entscheidenden Augenblicke nichts für seinen Verbündeten that, wurde Michail Borisowitsch, in dessen Land die Heeresmacht Moskau's verwüstend einfiel, zum Abschluß eines Vertrages genöthigt, der nicht nur äußerlich mit den größten Demüthigungen verbunden war, sondern auch thatsächlich die politische Selbständigkeit desselben unmöglich machte. Und der Großfürst verfuhr nun mit Twer, wie einst Massinissa mit den Karthagern. Ueberall, wo moskauisches Gebiet an das twersche stieß, fanden Grenzverletzungen statt, und wenn die fast zur Verzweiflung gebrachten twerschen Bojaren es wagten, sich selber Recht zu schaffen, folgten Drohungen und schwere Ahndung des angeblichen

Unrechts. Die Unterthanen Michail Borisowitschs sollten spüren, daß ihr Herr nicht im Stande sei, sie zu schützen. Die Früchte dieser wühlenden Politik ließen nicht auf sich warten. Zwei dem Großfürsten von Twer dienende Fürsten traten in den Dienst Iwans und ihrem Beispiel folgten bald alle twerschen Bojaren. Fanden sie doch in Moskau nicht nur Aufnahme, sondern noch reiche Belohnungen. Es ist kein Wunder, wenn Michail Borisowitsch sich nun zum zweiten Mal nach auswärtiger Hilfe umsah. Aber der Bote, den er zu Kasimir geschickt hatte, wurde aufgefangen, die Entschuldigungen Michails wurden nicht angenommen und als im August 1485 die moskauischen Truppen in Twer einrückten, blieb dem völlig wehrlosen, von den Seinigen verlassenen Fürsten nichts übrig, als die Flucht. Er zog nach Littauen und das Großfürstenthum Twer hatte aufgehört zu bestehen. Mit noch ärgerer Tücke aber verstand er es, den mächtigsten seiner Brüder, Andrei den Großen, unschädlich zu machen. Es hatten nach den oben erzählten Ereignissen noch mancherlei Verstimmungen zwischen den Brüdern stattgefunden. Das Jahr 1486 hatte einen neuen Vertrag gebracht, der für Andrei den Großen günstiger lautete, als für den schwächeren Boris — Andrei der Kleine war inzwischen gestorben und hatte sein Theilfürstenthum dem Großfürsten hinterlassen — aber gerade die größere Freiheit der Bewegung, die ihm geblieben war, sollte sein Verderben begründen. Als er 1488 in Moskau weilte, hinterbrachte ihm einer seiner Bojaren, daß Iwan ihn zu verhaften gedenke. Es erwies sich später, daß es ein leeres Gerede gewesen war und diejenigen, welche die Schuld daran trugen, wurden vom Großfürsten grausam bestraft, aber schon die Möglichkeit eines solchen Geredes war nicht ohne Bedeutung. Als nun einige Jahre danach Iwan von den Brüdern verlangte, daß sie ihm ihre Kriegsmacht zu einer Unternehmung gegen die Tataren zur Verfügung stellen sollten, gehorchte Andrei nicht. Der Großfürst schritt zunächst nicht ein. Nach einigen Monaten, als Andrei sich in Moskau befand, nahm er ihn sogar ehrenvoll auf und lud ihn am zweiten Tage nach seiner Ankunft zu sich. Andrei glaubte nun eine gute Gelegenheit gefunden zu haben, um sich wegen seines Ungehorsams zu rechtfertigen. Aber der Großfürst zeigte sich wortkarg und verschlossen. Nach einigen Augenblicken verließ er das Gemach und schickte die Bojaren, welche Andrei begleitet hatten, in den Audienzsaal. Dort wurden sie sämmtlich verhaftet. Auch Andrei blieb nicht lange allein. Der Fürst Semen Rjäpolowski trat mit vielen Bojaren und Fürsten zu ihm ein, blieb vor ihm stehen und sagte mit thränenerstickter Stimme: „Herr und Fürst Andrei Wassiljewitsch! Du bist gefangen von Gott und von dem Herrn, dem Großfürsten Iwan Wassiljewitsch von ganz Rußland, Deinem ältesten Bruder.“ Andrei erhob sich und antwortete: „Frei ist Gott und der Herr, mein älterer Bruder, der Großfürst Iwan Wassiljewitsch, aber Gott soll mein Richter ihm gegenüber sein, daß ich unschuldig gefangen werde.“ Bis zum Abend hielt man ihn im Kreml in Haft, dann wurde er vielen Bojaren und Fürsten zur Bewachung übergeben und ohne daß ein weiteres Verfahren gegen ihn ein-

geleitet wurde, hat er drei Jahre darauf seine Tage im Gefängniß beschlossen. Iwan hatte Sorge getragen, daß ihm kein Rächer erstand. Eine Heeresabtheilung von tausend Mann hatte in Uglitsch die Söhne Andrei's aufgehoben, sie wurden in Ketten nach Perejaslawl gebracht, nur seine Töchter durften ihre Freiheit behalten.

Man hat Andrei wohl mit Schemjäka verglichen und allerdings zeigt der Charakter Beider eine gewisse Aehnlichkeit. Sie strebten demselben Ziele zu, etwas für sich zu sein, aber das gleiche Verhängniß hat sie ereilt. Ueber Beide hinweg ging Moskau auf der eingeschlagenen Bahn fort.

Der ohnehin gefügige letzte Bruder des Großfürsten, Boris Wassiljewitsch, hat keinerlei Versuche gemacht, sich dem rücksichtslosen Herrn zu widersetzen. Auch er ist übrigens bald gestorben und der Schein von Selbständigkeit, der seinen beiden Söhnen blieb, ist ebenfalls bald geschwunden.

Die hier zusammengefaßten Ereignisse umschließen einen Zeitraum von dreißig Jahren und spielen in der Politik des Großfürsten eine bedeutsame Rolle.

Es läßt sich nicht läugnen, daß er mit großartiger Nachhaltigkeit dieselbe zu verfolgen verstand.

Ihm hatte das Einzelne nur Werth in seinen Beziehungen zum Ganzen und wie Ludwig XI. von Frankreich, mit dem man ihn treffend verglichen hat, Alles niedertrat, was er gefahrlos vernichten konnte, hat auch Iwan III. vorsichtig und rücksichtslos zugleich mit erstaunlichem Glück die Sammlung Rußlands zu bewerkstelligen verstanden. Auch darin gleichen sie einander, daß sie Freude an grausamen Strafen fanden und es ist doch sehr zweifelhaft, wer von ihnen es in dem Raffinement dieses Genusses weiter gebracht hat.

Unübertroffen aber steht Iwan Wassiljewitsch in seiner Politik gegenüber Littauen da, das auf der ganzen Linie geschlagen wurde, ohne daß es lange zu einem eigentlichen Kriege gekommen wäre. Moskau verstand es, dem polnisch-littauischen Staate seine gegen Rußland gerichteten Machtmittel sicher und langsam zu entziehen, es rückte stetig und unaufhaltsam in das Gebiet des Nachbarstaates vor, so daß wir die Grenzen beider in ununterbrochener Wandlung finden, zum Nachtheile Littauens und zum Vortheile Moskaus. Die Thatsache ist nicht verständlich ohne eine genauere Betrachtung der Stellung der sogenannten „dienenden Fürsten" (slushebnije knjäsja) Dienende Fürsten, d. h. solche, die kein eigenes Fürstenthum hatten, sondern neben ihren oft recht umfangreichen Eigengütern noch den Grund und Boden ihres Oberherrn, der Theilfürst oder Großfürst war, verwalteten und dafür mit der streitbaren Mannschaft des ihnen anvertrauten Gebietes kriegspflichtig waren, gab es überall in Rußland, sowie in dem für uns in Betracht kommenden Theile des ehemals russischen Littauen. Die Zahl derselben war ungemein groß und namentlich im nordöstlichen Rußland bestand fast die ganze oberste Schicht der Gesellschaft aus solchen Fürsten. Meist waren es Nachkommen Ruriks, wie denn die Fruchtbarkeit und Zähigkeit dieses Geschlechtes in der



Bildniß Iwan III.

Facsimile eines Holzschnittes in der Cosmographie universelle von Andreas Thevet; Paris 1575. Thevet will das Portrait von einem Griechen aus Galatien empfangen haben.

Geschichte beispiellos dasteht; Söhne und Enkel früherer Fürsten, die bei den ins Endlose fortgesetzten Theilungen zu schwach geworden waren, den in sich consolidirten Herrschaften von Moskau und Littauen gegenüber ihre Selbständigkeit zu behaupten. Sie traten daher in den Dienst der Mächtigen, die ihnen ganze Städte mit den zugehörigen Gebieten übertrugen, sie aber dabei in ungestörtem Besitz ihres väterlichen Erbes beließen. Es war ein unruhiges kriegerisches Element, das eine gewisse Aehnlichkeit mit dem mittelalterlichen Ritterthum des Abendlandes zeigt, dabei aber in wesentlichen Punkten von ihm wieder merklich unterschieden ist. Auch hier finden wir kriegerischen Sinn, Fehdewesen und Standesbewußtsein, aber die dem abendländischen Ritterthum eigenthümlichen Ideale fehlen und auch die Ausschreitungen tragen einen anderen Charakter. In diesen Kreisen waren die alten Streitigkeiten über Rang- und Geschlechtsordnung noch lebendig und erst die harte Hand der Großfürsten von Moskau, welche einen Krieg Aller gegen Alle nicht dulden konnten, verstand es, hier Ruhe und Frieden herzustellen. Freilich nur, indem sie diese unruhigen Elemente nach außen hin beschäftigte, sie bald gegen die Tataren des Ostens und Südens, bald gegen Schweden, Deutsche und Littauer führte, oder mit ihrer Hilfe die inneren Streitigkeiten zum Abschluß brachte. Das Verlangen der dienenden Fürsten und ihrer Mannen nach Beute aber gab allen von Rußland und in Rußland geführten Kriegen seinen blutigen und länderverheerenden Charakter. Während nun die Frage über die rechtliche Stellung der nordrussischen dienenden Fürsten nicht klar liegt und vielleicht überhaupt in unserer Periode nur durch Gewohnheitsrecht bestimmt wurde, läßt sich Genaueres über die zu Littauen gehörenden kleinen Fürsten sagen. Sie saßen dicht bei einander an der Grenze des moskauischen Gebietes, südlich von der Düna und zu beiden Seiten des oberen Dniepr [1]), theils auf ihrem Erbe, theils — wenn es gestattet ist einen analogen Ausdruck zu übernehmen — auf Lehen. Man nannte das ganze eben begrenzte Land „das Gebiet der Fürsten", und hier setzte die moskauische Politik ihre Hebel an. Der Zusammenhang dieser Dinge aber ist folgender. Diejenigen der Littauen unterthänigen Fürsten, welche auf eigenem Grund und Boden saßen, standen in einem Vertragsverhältniß zu Littauen. Sie waren verbunden, sich in allen auswärtigen Fragen der Politik des Großfürsten von Littauen unterzuordnen, hatten dafür Anspruch auf Schutz nach außen und auf Erhaltung in ihrem Besitz, sowie in den ihnen verliehenen Landen. Diese Verbindung wurde als gelöst betrachtet, sobald Littauen den vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen nicht nachkam, „dann soll die Kreuzküssung

1) Vgl. Spruner-Menke, Handatlas, die vortreffliche Karte Nr. 69 (von Caro), welche den zwischen Wassili dem Geblendeten und Kasimir getroffenen Grenzvertrag vom 31. August 1449 wiedergiebt. Da für Rußland die Vorarbeiten fehlen, die russischen historischen Atlanten keinen Anspruch auf Genauigkeit und Zuverlässigkeit erheben können, fällt es sehr schwer, in Detailfragen zu geographischer Klarheit zu gelangen.

von uns genommen sein und wir sind frei." Auf Grund solcher Lösung des Verhältnisses traten die kleinen Fürsten in den Dienst eines anderen Großfürsten und zwar mit Land und Leuten. Nur in Bezug auf Twer galt zu Recht, daß der übertretende Fürst seiner Erbgüter verlustig sein sollte, während ihre Freizügigkeit aus Moskau nach Littauen und umgekehrt ausdrücklich garantirt war. So lange nun beide Großfürstenthümer Frieden hielten und mit im Ganzen gleichen Machtmitteln neben einander standen, ließ dies eigenthümliche Verhältniß ohne sonderliche Schädigung eines oder des anderen Theiles sich behaupten. Wie immer und überall im politischen Leben, entschieden die realen Interessen über das Verhalten der Betheiligten. So lange nicht greifbare Vortheile nach der einen oder anderen Seite lockten, blieb Alles beim Alten. Die systematische Vernichtung der Theilfürstenthümer durch Moskau einerseits und die unbestreitbare Schwächung, die in der östlichen Politik Littauens seit seiner Vereinigung mit dem Königreich Polen andererseits eintrat, riefen jedoch eine Wandlung hervor, die mit außerordentlichem Geschick von den Großfürsten von Moskau ausgebeutet wurde. Sie nützten die ewigen Streitigkeiten jener Grenzfürsten aus, um ein Stück littauischen Landes nach dem anderen an Rußland zurückzubringen; während die Großfürsten von Littauen es versäumten, ihre oberherrliche Stellung bei Schlichtung der Streitigkeiten und Fehden der Fürsten zur Geltung zu bringen, ließ Iwan Wassiljewitsch keine Gelegenheit vorübergehen, die sich ihm bot, hier einzugreifen. Er pflegte dabei folgendermaßen vorzugehen [1]): „Bei den streitenden littauischen dienenden Fürsten erschien ein Bote Iwans und erklärte, daß sein Herr sie begnadigen und in seinen Dienst nehmen wolle mit ihren Erblanden. Er wolle sie schützen, gestatte ihnen, gegen ihre Feinde Krieg zu führen und die Städte, welche sie einnehmen, wolle er ihnen zum Sitz geben. Er denke weder in ihre Eroberungen, noch in ihre Erblande einzugreifen und wolle sie nur beschützen." Darauf hin kam es dann zum Abschluß eines Vertrages und Moskau hielt Wort, die von den Fürsten eingenommenen Städte wurden ihnen übertragen.

Der erste Fürst, der auf solcher Grundlage mit Land und Leuten von Littauen zu Moskau überging, war Iwan Michailowitsch Worotynsky und Iwan nahm ihn trotz aller Proteste Kasimirs in seinen Dienst auf. Nun folgten Andere dem Beispiel und, des moskauischen Schutzes sicher, begannen sie an ihren noch in littauischen Diensten stehenden Feinden mit Hilfe moskauischer Truppen Rache zu nehmen, doch beobachtete Iwan noch die Vorsicht, nicht officiell zu brechen. Seine Fürsten führten Krieg mit littauischen Fürsten, aber er schickte noch nicht die eigenen Wojewoden ins Feld. So entbrannte, während gleichzeitig zwischen Littauen und Moskau Gesandtschaften in dieser Angelegenheit hin und her gingen, ein ununterbrochener Grenzkrieg, in welchem alle Vortheile dem consequent und energisch seine Ziele verfolgenden Moskau

1) Vgl. Karpow, l. l. p. 17.

zufielen. Dies Ziel aber war, wie wir an anderem Orte sehen werden, nichts mehr und nichts weniger als die Rückerwerbung aller unter littauischer Herrschaft stehenden russischen Lande.

Eine Wendung tritt hier mit dem Tode Kasimirs ein. Als sein Sohn Alexander den Thron bestieg, wurden die früheren Rücksichten nicht mehr beobachtet. Ohne daß eine förmliche Kriegserklärung erfolgte, brach der Krieg aus. Wojewoden des Großfürsten eroberten das littauische Wjäsma unter dem Vorwande, den Fürsten Andrei Jurjewitsch Wjäsamski zu unterstützen, der den Wunsch geäußert hatte, zu Moskau überzugehen. Andere Occupationen folgten und wir stehen nun der merkwürdigen Thatsache gegenüber, daß der eine Staat behauptete im Frieden zu stehen, während der andere sprach und handelte, als befände er sich in offenem Kriegszustande. Es wäre ermüdend, hier die Einzelheiten aufzuzählen, aber wir müssen Act nehmen von jener Thatsache des langsamen und sicheren Vordringens Moskau's gegen Littauen. Iwan Wassiljewitsch scheute kein Mittel, um vorzudringen und wenn das Recht auf littauischer Seite war, standen größere Klugheit, Energie und der durch beide bedingte Erfolg auf der seinigen. Ja die Politik Moskau's wurde noch dadurch mit einer Art Aureole umgeben, daß ein neues Schlagwort ausgegeben wurde, die Vereinigung aller Rechtgläubigen um den griechisch orthodoxen Großfürsten von Moskau, im Gegensatz zum katholischen Oberherrn Littauens und Polens. Die Dinge, von denen wir eben geredet haben, füllen die ganze Regierung Iwan Wassiljewitschs und bilden neben den großen Schlägen seiner Politik einen überall mitwirkenden Factor, dessen wir noch mehrfach zu gedenken Veranlassung finden werden. Der Großfürst scheint sich mit Vorliebe persönlich um die Angelegenheiten der dienenden Fürsten gekümmert zu haben und es läßt sich nicht läugnen, er hat die Frage mit wahrer Meisterschaft zu leiten verstanden. Eine noch weit härteren Schlag aber brachte er Littauen bei durch Vernichtung der Selbständigkeit Groß-Nowgorods.

Dreißigstes Kapitel.

Groß-Nowgorods Untergang.

Die große Republik, welche die Verbindung Rußlands mit dem Meere bedingte, hat immer wieder unsere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und auch jetzt muß sie dieselbe voll in Anspruch nehmen. Wir kommen an die Geschichte ihres tragischen Unterganges. Nur daß dieser Geschichte der tragische Held fehlt; bis ans Ende zeigt die große Republik einen auffallenden Mangel an hervorragenden greifbaren und leitenden Persönlichkeiten. Erst spätere Zeit hat — ohne genügende historische Begründung — solche Helden geschaffen. Nowgorod ist ruhmlos gefallen, der schwere Fuß des Großfürsten von Moskau

hat die Stadt zertreten. Und doch läßt sich dem Untergange Nowgorods die Tragik nicht absprechen. Es ist Tragik im Sinne der antiken Tragödie, ein unabwendbares Verhängniß, das über der Stadt waltet und mit unerbittlicher Nothwendigkeit ihr Handeln wie ihre Unthätigkeit, ja schon die Thatsache ihrer Existenz zu einer Schuld stempelt in den Augen des Gewaltigen, der bestimmt war, sie zu vernichten. Es lag in der Natur der Dinge, daß, sobald Moskau und das polnisch-littauische Reich in den Kampf um die Behauptung, eventuell Rückerwerbung des westlichen Rußlands traten, der Sieg demjenigen Theile zufallen mußte, der in Nowgorod Herr war. Man hatte das in Moskau schon früh in voller Klarheit erkannt und auch danach gehandelt. In dem Vertrage, den Wassili Wassiljewitsch mit König Kasimir geschlossen hatte, waren ausdrücklich Nowgorod und Pskow jeder Beeinflussung von Seiten desselben entzogen. Nichts desto weniger haben die Beziehungen zwischen Kasimir und Nowgorod fortbestanden und sie erhielten für den Großfürsten von Moskau noch dadurch eine besonders gefährliche Färbung, daß Littauen das Centrum jener gegen das correcte Griechenthum gerichteten Agitation geworden war, die seit den Tagen Isidors offenkundig nach einer Vereinigung zwischen der griechischen und lateinischen Kirche strebte. Die Union, wie sie Isidor vertreten hatte, bedeutete aber Unterordnung unter Rom und endliche Verschmelzung mit demselben. Es war ein äußerst geschickter Zug der katholischen Propaganda gewesen, daß man dem russischen Unionsmetropolitan Gregor seinen Sitz in Kiew angewiesen hatte, dem alten so viel ehrwürdigeren Haupte des alten Rußlands und die große Zahl der russischen Fürsten, welche unter littauischer Oberhoheit auch seine geistliche Obergewalt anerkannte, mochte dazu beitragen, selbst solche, die an der strengen Observanz der griechischen Kirche festhalten wollten, irre zu führen.[1]) Bei dem immer deutlicher zu Tage tretenden Bestreben des Großfürsten von Moskau, alle Eigenherrlichkeit zu unterdrücken, wurden die Anhänger der Selbständigkeit Nowgorods dahin gedrängt, eine Stütze und Hilfe in Littauen zu suchen und darauf hinzuwirken, daß die bei der Mehrzahl der Bevölkerung vorhandene Abneigung gegen den „römischen" Metropoliten geschwächt und wo möglich ganz beseitigt werde. Moskau's gewaltthätiges Vordringen rief eine littauische Partei in Nowgorod ins Leben, die Kunst, mit der es Iwan verstand, diese Partei zu isoliren, ihren russischen Patriotismus sowie ihre Rechtgläubigkeit zu verdächtigen, die Schwäche Littauens andrerseits und das trostlose Schwanken der nowgoroder Wetsche endlich, das sind die einzelnen Factoren, deren Summe den Untergang Nowgorods ergab.

1) Bekanntlich findet in unseren Tagen eine umgekehrte Bewegung statt. Die Union, welche früher zur katholischen Kirche hinüberleitete, ist heute ein mächtiger Hebel geworden, der vom Katholicismus zur griechisch orthodoxen Kirche zurückführt. Die vier Jahrhunderte, welche zwischen dem Damals und Heute liegen, haben die gleichen Waffen in andere Hände hinübergespielt. Der geographische und ethnographische Schauplatz ist aber derselbe geblieben.

Iwan ist in seiner ganzen gegen Nowgorod gerichteten Action mit großer Kaltblütigkeit und Sicherheit vorgegangen und verstand, sich alle Vortheile des formalen Rechtes zu wahren. Auch läßt sich, wenn man den Verlauf der inneren Entwickelung Nowgorods verfolgt, nicht bestreiten, daß die Republik sich überlebt hatte. Es klingt fast wie ein Paradoxon und ist doch historisch unbestreitbar, daß selbst an diesem regsten Mittelpunkte russischen Handelslebens es stets an Kaufleuten im großen Stil und an wirklichem Handelsgeiste gefehlt hat. Der Handel Nowgorods war im Grunde doch nur Zwischenhandel und nur spärlich und ohne Energie durchgeführt sind die Versuche, eine selbständige Handelspolitik zu inauguriren. In Abhängigkeit von den russischen Fürsten ihres Hinterlandes einerseits und von den Hanseaten andrerseits, haben die Nowgoroder es nie verstanden, eine wirklich fernblickende Politik zu verfolgen. Die nächsten vor Augen liegenden und mit Händen greifbaren Ziele gaben den Ausschlag und auch sie wurden nur zu häufig durch die unberechenbare Erregung der zur Wetsche versammelten Menge arg geschädigt. Ein tiefgehender Gegensatz zwischen Arm und Reich steigerte die Mißverständnisse zwischen den Parteien und machte jede einheitliche Action unmöglich, während eine eigenthümliche Verbindung von Uebermuth und Kleinmüthigkeit die ferner scheinende Gefahr unterschätzen und die naheliegende überschätzen ließ. Auch weisen die chronikalischen Ueberlieferungen darauf hin[1]), daß bei zunehmender Ueppigkeit und Sittenlosigkeit, welche in den Pestjahren 1465—67 sich noch gesteigert hatten, die Wehrkraft der Stadt bereits in tiefem Verfall lag, ohne daß man in Nowgorod selbst sich dessen bewußt gewesen wäre. Während man sich hier in arger Selbsttäuschung wiegte, überschaute aber der kluge Rechner in Moskau die Verhältnisse vollkommen und seiner genauen Kenntniß derselben, der, fast möchte man sagen, psychologisch feinen Behandlung, die er ihr zu theil werden ließ, den rücksichts- und mitleidslosen Schlägen, die er ihr beibrachte, dankte er seinen Erfolg. Der äußere Verlauf dieser Dinge aber war folgender.

Die Nowgoroder sahen schon lange in der Thatsache, daß ihr Fürst zugleich Großfürst von Moskau war, eine Gefahr für ihre Selbständigkeit und lagen deshalb häufig in Hader mit Pskow, welches am Großfürsten eine Stütze gegen die Uebermacht Nowgorods suchte und fand. Sie hatten den Boten Pskows, welche zum Großfürsten wollten, den Durchzug durch ihr Gebiet geweigert und wenn nun Iwan die Bitte Pskows um einen vom nowgoroder Erzbischof unabhängigen Bischof auch nicht erfüllte, erregte die Form seiner Antwort doch große Erbitterung in Nowgorod. Er sprach von der Stadt als von seinem „väterlichen Erbe", und nöthigte sie mit Pskow Frieden zu halten. Man gehorchte, suchte aber Verbindungen mit Littauen anzuknüpfen, um künftigen Gefahren gewappnet gegenüber zu stehen. Iwan ignorirte, wie es schien,

1) Für die Vorgeschichte und Geschichte des Untergangs von Groß-Nowgorod haben wir, wenn man von den spärlichen Urkunden absieht, nur chronikalische Nachrichten vom moskauischen Standpunkte aus.

die politische Seite dieses Schrittes, in einem Schreiben an den Erzbischof wies er nur darauf hin, daß der von Littauen begünstigte Metropolit in Kiew Ketzer sei und ermahnte zum Festhalten am rechten Glauben. Die scheinbare Schwäche seines Vorgehens und die Kunde, daß er sich im Kriege mit Kasan befinde, stärkten die Moskau feindliche Partei und die Anhänger und Boten des Großfürsten sahen sich in Nowgorod den ärgsten Beschimpfungen ausgesetzt, während gleichzeitig unzweifelhafte oberherrliche Rechte Iwans von ihnen mißachtet wurden. Den Boten, die nun von Nowgorod nach Moskau hin und her gingen, zeigte Iwan erst im letzten Augenblicke, daß er entschlossen war, mit furchtbarem Ernst einzugreifen. Er hatte gewartet, bis Nowgorod durch die am 8. November 1470 erfolgte Annahme eines Fürsten aus der Hand Kasimirs sich offenen Vertragsbruches und — so wurde es ausgelegt — auch des Hochverraths schuldig gemacht hatte. Nun war zwei Tage vor der Ankunft des Michail Olelkowitsch, so hieß der neue, übrigens griechischorthodoxe Fürst, den Kasimir geschickt hatte, der Erzbischof Jonas von Nowgorod gestorben und an der Frage, woher der zu seinem Nachfolger durchs Loos bestimmte Priester Theophilus sich die Bestätigung holen sollte, aus Moskau oder aus Kiew, kamen die Parteien blutig aneinander. Leider läßt sich der Zusammenhang dieser Dinge nicht mit Sicherheit feststellen. Die littauisch gesinnte Partei wurde von den Gliedern der Familie Borezki geleitet, deren Haupt Marfa, die Wittwe eines früheren Possadnik, eine kluge und energische Frau war. Man sagte ihr wohl mit Unrecht nach, daß sie sich mit dem Fürsten Michail Olelkowitsch zu vermählen gedenke und im Einverständniß mit ihr handelte ein Mönch Pimen, der sich selbst Hoffnungen auf den erzbischöflichen Stuhl gemacht hatte. Er stellte ihr die Schätze der reichen erzbischöflichen Kasse, deren Verwalter er gewesen war, zur Verfügung, damit sie mit deren Hilfe sich Anhänger erkaufe. Theophilus stand dagegen zu Moskau und wir wissen nicht, welchem Umstande er es zu danken hatte, daß das Volk ihm zufiel, den Pimen mißhandelte und eine Pön von 1000 Rubeln von ihm erhob. Die Borezkis waren offenbar ihrer Leute nicht sicher. Bald aber ändert sich das Bild wieder. Als der Geleitsbrief, den Theophilus vom Großfürsten erbeten hatte, eintraf, erfuhr man gleichzeitig, daß Iwan sich an Pskow gewandt hatte und dessen Hilfe gegen Nowgorod in Anspruch nahm. Das Anerbieten der Pskowiter, zu vermitteln, wurde nun von der Wetsche abgewiesen. Sie erklärte, keinen Mittelsmann zu brauchen, da sie nicht gesonnen sei, sich vor dem Großfürsten zu demüthigen, dagegen rechne sie darauf, daß auf Grund alter Verträge Pskow mit ihr gegen den Großfürsten ins Feld ziehen werde. Daran mochte man nun in Nowgorod selbst nicht glauben und der höchst unbestimmte Bescheid, den Pskow auf diese Aufforderung ertheilte, machte es klar, daß man sich nach anderer Hilfe umzusehen habe. So wurde denn ein neuer Vertrag mit Littauen abgeschlossen. Kasimir verpflichtet sich in demselben, mit seiner Heeresmacht die „freien Männer" von Nowgorod vor dem Großfürsten zu schützen, verspricht, sie bei

ihrem griechischen Glauben zu erhalten, keine katholischen Kirchen in Nowgorod zu errichten, in Gorodischtsche einen Statthalter griechischer Confession einzusetzen, und erhält dafür die Zusage, daß, falls es ihm gelinge, Frieden zwischen Moskau und der Republik zu stiften, ihm die Erhebung einer Abgabe, der sogenannten schwarzen Auflage, zukommen solle.

Dieser Vertrag ist höchst merkwürdig.[1]) Man kann nicht eigentlich sagen, daß es eine Unterwerfung unter littauische Oberhoheit gewesen ist. Nowgorod wahrte sich ausdrücklich seine alten Freiheiten und daß man eine Versöhnung mit dem Großfürsten in Sicht nahm, deutet offenbar nicht auf die Absicht eines dauernden Anschlusses an Littauen. Auch in der Frage der Religion nahm man mit der einen Hand und gab mit der anderen. Eine ausdrückliche Klausel sicherte der Stadt das Recht, den Erzbischof weihen zu lassen, wo es ihr gut dünke.[2]) Also — in Moskau oder in Kiew? Es war nicht gesagt, die Frage blieb offen. Man liest zwischen den Zeilen der Vertragsurkunde, daß der Gegensatz der Parteien in Nowgorod ihn als äußerstes erreichbares Zugeständniß dictirt hatte. Waren die Anhänger des Großfürsten von Moskau zur Zeit auch im Nachtheil, sie waren doch immer da und Iwan verstand es, ihre Zahl zu mehren. Seine Gesandtschaften und die des Metropoliten rückten die confessionelle Frage in den Vordergrund, versprachen im Fall der Unterwerfung Gnade und drohten im anderen Falle mit Krieg. Die Wetsche hielt zahlreiche und stürmische Versammlungen, in welchen die littauische Partei die Oberhand behielt, aber zu klaren Schlüssen kam man nicht und selbst mit dem Fürsten Michail Olelkowitsch wußte man nicht Frieden zu halten. Er zog im März des Jahres verstimmt nach Kiew zurück, zu Ende des Monats aber trafen neue Botschafter vom Großfürsten und vom Metropoliten ein, welche die Schuld auf die „jungen Leute" schoben und den Erzbischof, die alten Possadnik, Tausendmänner und Kaufleute aufforderten, ihren Einfluß zu Gunsten des „Alten" geltend zu machen und so neuen Zwiespalt und Gegensatz hervorriefen. In Nowgorod aber geschah nichts. Nur lärmende Volksversammlungen, nirgend die Spur einer kräftigen, das Ganze leitenden Hand. — So mußte das Verhängniß endlich kommen.

Das Frühjahr und der Sommer waren höchst ungünstige Zeiten für den, der Nowgorod angreifen wollte. Seen und Sümpfe machten dann den

1) Acten der archäogr. Commission I Nr. 81 p. 62—64. Es mag hier hervorgehoben werden, daß unter den Abgesandten Nowgorods, welche diesen Vertrag zum Abschluß brachten, nur ein Glied der Familie Borezki war. Die nowgoroder Gesandten waren: Der Posadnik Ofonas Ostasjewitsch, der Posadnik Dmitri Isakowitsch und Iwan Kusmin, Sohn eines Posadnik und von den von den shitije ljudi Panfilei Selifontowitsch, Kirilo Iwanowitsch, Jakim Jakowlitsch, Jakow Sinowjewitsch und Stepan Grigrojewitsch.

2) „Ту мы владику поставимъ по своей воли." Daß hier ставити mit „weihen" zu übersetzen ist, ergiebt sich aus Nr. 91. „а ставитися нашему владыцѣ . . . на Москвѣ . . . у Митрополита . . . а индѣ намъ владыки, опрочь Московского Митрополита, нигдѣ не ставити."

Zugang zur Stadt fast unmöglich. Aber das Jahr 1471 war besonders heiß und trocken und da, wie in Moskau wohl bekannt war, Kasimir gerade damals durch die Bewerbung seines Sohnes um die böhmische Krone gebunden war und von den Tataren keine Gefahr drohte, hatte Iwan alle Vorbereitungen zu einem Sommerfeldzuge getroffen.

Der Feldzug gegen Nowgorod sollte seinen Kriegern, namentlich all den dienenden Fürsten, die nun von allen Seiten herbeiströmten, ein Fest werden. Schon am 31. Mai zog der erste Heerhaufe in das Gebiet der oberen Dwina und gegen Wjätka, sechs Tage darauf ein anderer gegen Rusa, südlich vom Ilmensee, am 13. Juni ein dritter gegen Wischni-Wolotschok mit dem Auftrage, dann die Msta hinaufzumarschiren, um Nowgorod von Osten her zu fassen. Zahlreiche Tataren waren ihm beigegeben. Die Brüder des Großfürsten, mit Ausnahme Andrei des Großen, der in Moskau zurückblieb, um die Hauptstadt zu schützen, hatten den Auftrag erhalten, von ihren Gebieten aus ins Nowgorod'sche einzudringen, ebenso der Fürst von Wereja. Am 20. Juni endlich brach der Großfürst mit dem Hauptheere auf. Allen Truppen war die Erlaubniß ertheilt worden zu sengen, zu brennen, zu rauben und zu fangen nach Herzenslust. Sie haben nicht Anstand genommen, zum Verderben Nowgorods von dieser Erlaubniß den weitgehendsten Gebrauch zu machen. Es folgte noch weiterer Zuzug. Die Truppen von Twer erreichten das großfürstliche Heer in Torshok und ebenso Boten aus Pleskau, welches ankündigte, daß es den Vertrag mit Nowgorod gelöst habe und in voller Kriegsrüstung stehe.

In Nowgorod aber war man völlig unvorbereitet. Weder war die Stadt gehörig verproviantirt, noch auch der littauischen Hilfe sicher, da der Bote, welcher in elfter Stunde zu Kasimir entsandt war und den Umweg durch Livland genommen hatte, dort vom Ordensmeister aufgefangen und zurückgesandt war. Livland durfte es nicht wagen, den Zorn des Großfürsten, der mit Heeresmacht seinen Grenzen nahe war, zu reizen und hätte thöricht gehandelt, sein Schicksal mit dem Nowgorods, dessen Niederlage sich klärlich voraussehen ließ, zu verbinden. Ein Theil der nowgoroder Truppen stand im Gebiet der Dwina und war zu weit ab, um noch herangezogen zu werden, außerdem zur Vertheidigung jener arg bedrohten Landschaften unerläßlich. Im Innern der Stadt aber dauerte der Parteihader fort bis zum letzten Augenblicke. Hatte doch der Erzbischof der von ihm gestellten Mannschaft verboten, gegen die Truppen des Großfürsten zu fechten, nur gegen Pleskau gestattete er das Schwert zu erheben. Eine schwächliche Fiction, die keiner Partei Genüge that, aber wesentlich dazu beitrug, die Zuversicht Nowgorods niederzudrücken. Immerhin hatte man eine Macht von 40,000 Mann aufgebracht und, in Heerhaufen getheilt, an die meist bedrohten Punkte geschickt. Aber es war in der ungeheueren Mehrzahl unkriegerisches schlechtes Volk, zum Theil gewaltsam ausgehobene Truppen, Leute, die zum ersten Male im Leben ein Roß bestiegen und das Schwert führten.

Nachdem die Vorhut des Großfürsten Rusa eingeäschert hatte, kam es

bei Koroſtin, kurz vor der Mündung des Lowat in den Ilmenſee, zum erſten Zuſammenſtoß. Es ſcheint, daß die Nowgoroder gehofft hatten, den Feind zu überrumpeln. Als ſie ihn ſtatt deſſen unerwartet angreifen ſahen, wurden ſie in die Flucht geſchlagen und verloren zahlreiche Gefangene. Die Feldherren Iwans aber, es waren Daniil Fürſt von Cholm und der Wojewode Fedor Davidowitſch, begingen an den Unglücklichen einen Act entſetzlicher Barbarei. Man ſchnitt allen Gefangenen die Lippen und Naſen ab und ſchickte ſie ſo nach Nowgorod zurück. Noch am ſelbigen Tage wurde ein zweiter Haufe geſchlagen und auf Befehl des Großfürſten rückte nun das moskauiſche Heer — immer noch die Vorhut — weiter nach Weſten zur Schelona vor, wo die Hauptmacht des nowgorod'ſchen Heeres, nur durch den Fluß vom Feinde getrennt, Stand genommen hatte. Hier kam es am 14. Juli zum Entſcheidungskampfe. Die Moskowiter überſchritten den Fluß und trotz der ihnen gegenüber ſtehenden Mehrzahl gewannen ſie einen, wie es ſcheint, leichten Sieg, da die Truppen des Erzbiſchofs ſich, durch den Befehl desſelben gelähmt, kaum am Kampfe betheiligten. Vier nowgoroder Wojewoden geriethen in Gefangenſchaft und wurden mit der Siegeskunde in Feſſeln zum Großfürſten geſchickt, der noch am Fuße des Waldai ſtand. Nun rückte auch er mit der noch ganz ungeſchwächten Hauptmacht heran. Am 24. Juli finden wir ihn in Staraja-kuſa, wo er die in der Schlacht an der Schelona gefangenen Feldherren hinrichten ließ, die übrigen Vornehmen nach Moskau und Kolomna ſchickte, während er die kleinen Leute nach Nowgorod zurückſandte, um dort den Hunger und die Zahl ſeiner Anhänger zu ſteigern. Immer enger wurde nun der Ring geſchloſſen, der die Stadt erdrücken ſollte. Der Großfürſt ſelbſt, die Pleskauer, die moskauiſchen Wojewoden rückten von allen Seiten her näher. Und keine Ausſicht auf Rettung und Hilfe war irgend vorhanden! Auch im Dwinalande hatten die ſtädtiſchen Truppen unglücklich gefochten; nicht einmal von einem geringen Erfolge wiſſen die Chroniken zu berichten. Rings aber war alles Land in entſetzlichſter Weiſe verwüſtet worden und in der Stadt ſelbſt wütheten die Parteien gegen einander. Ein erſter Verſuch, Unterhandlungen anzuknüpfen, war von Iwan noch vor Ruſa abgewieſen worden, aber am 27. Juli, als der Erzbiſchof, alle höchſten Beamten der Stadt und Vertreter der fünf Viertel um Frieden flehend vor ihm erſchienen, neigte er ihnen ſein Ohr und am 11. Auguſt verſprach er endlich ſeinen Zorn von Nowgorod zu wenden. Ein Vertrag ward abgeſchloſſen, der jede Verbindung mit Littauen für immer löſte, der Stadt eine ungeheuere Schatzung auflegte, den Kriegern des Großfürſten den Beſitz alles deſſen ſicherte, was ſie erbeutet hatten und das Gebiet der Dwina, namentlich aber Wologda in die Hände des Großfürſten lieferte.[1])

1) Vgl. Acten der archäogr. Commiſſion I, Nr. 90—94. Die Abtretung von Wologda ergiebt ſich aus dem Vergleich von Nr. 87 (Vertrag mit Kaſimir) und Nr. 91. In beiden werden die zu Nowgorod gehörenden Gebiete aufgezählt, nur fehlt in Nr. 91 das in Nr. 87 genannte Wologda. Vgl. auch Nr. 95 ff.

Sonst aber blieb Alles scheinbar beim Alten, nur daß ein Statthalter des Großfürsten in Nowgorod einzog, der die richterlichen Befugnisse des Possadniks einschränkte und daß überall die einflußreichen Posten von Anhängern Iwans besetzt wurden. Die Wetsche blieb bestehen nach wie vor; noch war es nicht an der Zeit, der Selbständigkeit Nowgorods auch äußerlich ein Ende zu machen, schon weil dadurch das ohnehin erbitterte Littauen Anlaß gefunden hätte, einzugreifen. Auch die Fortdauer des freien Handels der Hanseaten wurde ausdrücklich im Vertrage vom 11. August gewährleistet. Iwan konnte warten, bis die reife Frucht ihm zufiel.

Am 1. September, dem Neujahrstage nach russischer Rechnung, hielt er seinen triumphartigen Einzug zu Moskau. In kürzester Frist konnte er sich rühmen, einen großen Erfolg davongetragen zu haben, ein größerer stand in Sicht und er brauchte nicht lange auf denselben zu warten. Als im Jahre 1475 Nowgorod wieder einmal wie in früheren Jahren mit Pskow im Kriege lag, hielt es der Großfürst für angemessen, persönlich in Nowgorod zu erscheinen. Nicht mit Heeresmacht. Er war seiner Sache so sicher, daß er ohne alle kriegerische Aufrüstung Ende October aufbrach. Nur langsam rückte er vor und überall traf er Nowgoroder, die ihm mit Geschenken entgegenzogen, um gegen diesen oder jenen ihrer Mitbürger Klage zu führen. Denn ärger als je lagen die streitenden Parteien wieder im Hader. Erst am 21. November hielt Iwan seinen Einritt in Gorodischtsche und bald darauf lud er die Streitenden vor sein Gericht. Wir übergehen die Einzelheiten; der neunwöchentliche Aufenthalt des Großfürsten diente dazu, die Partei der Bojaren in Nowgorod völlig zu lähmen und den Schatz Iwans zu füllen. Als er abzog, waren gerade die angesehensten Männer in Fesseln nach Kolomna und Murom deportirt worden und auch spätere Gesandtschaften, die um ihre Freigebung baten, fanden kein Gehör. „Ihr wißt", hatte der Großfürst noch in Gorodischtsche auf solche Bitten geantwortet, „wie viel Uebeles schon in früheren Zeiten diese Bojaren gethan haben, jetzt aber rührt alles Unheil in unserem väterlichen Erbe Nowgorod von ihnen her. Wie also soll ich ihnen gnädig sein?"

Und nun findet eine eigenthümliche Bewegung statt. Während in früheren Zeiten Nowgorod mit Eifersucht darüber gewacht hatte, daß ihm sein Vorrecht eigener Gerichtsbarkeit gewahrt bliebe, begannen jetzt nowgoroder Bürger nach Moskau zu ziehen, um sich dort einen Rechtsspruch zu holen, der ihnen willig ertheilt wurde. Aber es blieb nicht dabei. Eine Gesandtschaft, welche im März 1477 vom Erzbischof und ganz Nowgorod an den Großfürsten gerichtet war, redete diesen officiell als „Herrscher" (gossudar) an, während die früher übliche Anrede (gospodin) „Herr" gewesen war. Iwan nahm anfänglich davon keine Notiz. Aber nach einem Monate ging eine Gesandtschaft von ihm nach Nowgorod, um das zur Wetsche versammelte Volk zu befragen, ob es wirklich, wie jene Boten es gethan, den Großfürsten als „Herrscher" anerkennen, seine Richter annehmen und ihm den Hof Jaroslaws einräumen wolle.

Ein Aufruhr des niederen Volkes war die Antwort. Drei angesehene Männer, welche man beschuldigte, jene verhängnißvolle Anrede veranlaßt zu haben, wurden erschlagen. Man wollte den Großfürsten nicht zum Gosudar haben, denn auch der Verblendetste mußte einsehen, daß es dann mit der Selbständigkeit Nowgorods ganz zu Ende sei.

Es wiederholen sich darauf die Ereignisse des Jahres 1471. Während noch die Boten des Großfürsten in Nowgorod weilen, wo man ihnen alle Ehre erweist, aber keine Antwort ertheilt, fordert er Pskow auf, sich zum Kriege gegen Nowgorod vorzubereiten. Wieder bieten die Pskowiter dem „älteren Bruder" ihre Vermittelung an, aber wie 1471 werden sie schnöde abgewiesen. Endlich, nachdem sechs volle Wochen hingegangen sind, ziehen die Gesandten des Großfürsten mit dem folgender Bescheide ab: „Wir schlagen das Haupt vor euch unserem Herren, aber Herrscher nennen wir euch nicht; mögen eure Statthalter nach dem Alten Recht sprechen im Gorodischtsche, aber euer Gericht und eure Richter sollen bei uns nicht sein und den Hof Jaroslaws geben wir euch nicht. Wir wollen mit euch leben auf Grund unserer letzten Kreuzküssung." Dann forderten sie den Großfürsten auf, diejenigen, welche an der ganzen Irrung die Schuld trugen, zu strafen, sie ihrerseits würden dasselbe thun. Es war ein trotziger Bescheid, der noch dadurch verschärft wurde, daß, wie die Boten dem Großfürsten erzählten, ganz Nowgorod wie trunken gehe und man sich bereits mit dem Gedanken trage, Kasimir von Littauen zu Hilfe zu rufen. So war der letzte Act der Tragödie unvermeidlich geworden.

Iwan wollte ein Ende machen und rasch durchgreifen, bevor die geplante Verbindung mit Littauen zur Wirklichkeit wurde. Schon am 15. September geht sein Bote nach Pleskau ab, um der Stadt zu befehlen, daß sie mit Nowgorod breche. Am 30. September ward ihre Kriegserklärung, am 1. October die des Großfürsten vor der Wetsche niedergelegt. Die fremden Kaufleute flüchteten mit ihren Waaren, und als es sicher war, daß Iwan in Kriegsrüstung herannahe, erfaßte lähmender Schrecken Nowgorod. Einige schwächliche Anstalten zur Vertheidigung und Befestigung der Stadt wurden getroffen, aber keine Truppen ausgehoben und überhaupt kein Versuch gemacht, noch einmal das Schwert zur Rettung vor dem drohenden Verderben zu ziehen. Sehr wenig zahlreich kann nur die Partei derjenigen gewesen sein, welche auch jetzt noch entschlossenen Widerstand zu leisten für nöthig und ruhmvoll hielten. Das Haupt der Kaufmannschaft, Marko Panfiljew, fünf Bojaren und Marfa Boretzki scheinen die Einzigen gewesen zu sein. Wenigstens haben wir keine Spuren, die mit einiger Sicherheit auf mehr Personen hinweisen.[1]) Auch die Sendung zu Kasimir von Polen unterblieb. Ohne Bundesgenossen, unvorbereitet und fassungslos, ohne die ganze Tragweite

1) Dies sind die Einzigen, die Iwan später für nöthig fand, gefangen nach Moskau zu führen.

der Gefahr irgend zu übersehen, ging die Stadt ihrem Verhängniß entgegen. Man hoffte noch immer, daß es möglich sein werde, durch einige Zugeständnisse und Geldzahlungen den zürnenden Großfürsten zu begütigen. Ein Bote erschien, um für den Erzbischof und die Gesandten der Stadt sich einen Geleitsbrief zu erwirken: er wurde in Torschok festgehalten; ein Versuch, trotz der vollzogenen Kriegserklärung die Vermittelung Pskows einzuholen, scheiterte eben so kläglich. Auf der pskow'schen Wetsche wurde vom gerade anwesenden moskau'schen Gesandten der nowgoroder Bote gefangen gesetzt und erst später auf die Bitte Pskows entlassen. Auch ein dritter Bote kehrte von Torschok nicht in die geängstete Stadt zurück und erst am 8. November ertheilte der Großfürst den erbetenen Geleitsbrief und nachdem ein vierter Bote, der dieselbe Bitte anzubringen geschickt war, Iwan bereits den anfänglich verweigerten Titel „Gosudar" zugestand, entließ er sie endlich am 11. November.

Damals aber war er mit der Heranziehung seiner Truppen schon fertig. Am 9. October war er mit dem Hauptheere aufgebrochen; am 19. befand er sich in Torschok und auch nachdem der Geleitsbrief ertheilt war, trat keine Unterbrechung in seiner kriegerischen Action ein. Den einzelnen Heeresabtheilungen war ihr Feld zugewiesen, Gorodischtsche sollte besetzt, die Klöster vor der Stadt eingenommen werden und die Kriegsmacht Pskows an der Mündung der Schelona Aufstellung nehmen. Und nun rückte Iwan selbst von Osten her immer näher heran, er konnte dem Erfolg seiner Maßregeln ruhig entgegensehen. Als er am 23. November nur noch dreißig Werst (etwas über vier deutsche Meilen) von Nowgorod entfernt war, traf der Erzbischof mit den Vertretern der Stadt in seinem Lager ein. Ihre Vorschläge und Bitten wurden anfänglich keiner Antwort gewürdigt, der Großfürst rückte weiter vor und hatte, wie man wohl wußte, den Pskowitern Befehl ertheilt, mit Belagerungsgeschütz bis hart vor die Stadt zu ziehen. Nun steigerten die Abgesandten ihre Anerbietungen, deren Annahme für Nowgorod zwar eine bedeutende pecuniäre Schädigung und eine Minderung der städtischen Freiheiten bedeutet hätte, aber im Wesentlichen die Weiterexistenz derselben doch nicht gefährdete. Da gab Iwan seinen Wojewoden den Befehl, in der Nacht das Eis des Ilmensees zu überschreiten und die Nowgorod zunächst beherrschenden Punkte einzunehmen. Erst am Morgen darauf rief er die Gesandten vor. Aber nicht persönlich, nur durch seine Bojaren, unter denen der Fürst Iwan Jurjewitsch Patrikejew Sprecher war, that er ihnen seine — zweideutige Meinung kund. Man führte ihnen die Ursachen des Krieges vor: Der Großfürst sei gnädig gesinnt gewesen, Nowgorod aber habe seine Gnade mißachtet und sich ihm entfremdet. Jetzt zürne er. Nowgorod solle das Haupt vor ihm schlagen, in welcher Weise das aber geschehen solle, daß müßten sie selber wissen!

Sie wußten es aber nicht, und kehrten in die Stadt zurück, um sich neue Vollmachten zu holen. Als sie am 4. December wieder im Lager ein-

trafen, hatte der Großfürst die Stadt cernirt und im Georgskloster sein Hauptquartier aufgeschlagen. Er fühlte sich so sicher, daß er die Hälfte des Heeres zum Fouragiren entlassen hatte, doch hatte er den Befehl ertheilt, daß am 6. alle wieder vor den Mauern der Stadt beisammen sein sollten. Den Gesandten, die nochmals um Gnade baten, aber wurde wörtlich dieselbe Antwort ertheilt, wie vorhin. Erst einer neuen Botschaft gegenüber trat der Großfürst klar mit seinen Absichten hervor, er wolle, so ließen seine Bojaren sich hören, in Nowgorod ebenso herrschen wie in Moskau! Der entsetzte Erzbischof bat, ihn mit solcher Botschaft nicht nach Nowgorod zurückzusenden, man möge ihm eine Audienz beim Großfürsten selbst erwirken. Der aber zog es vor, durch die Bojaren zu verhandeln, und nun findet ein trauriges Feilschen statt; eine Freiheit Nowgorods nach der andern wird preis gegeben, aber Iwan war unerbittlich. Er formulirte seine Forderungen schließlich dahin: „die Glocke, die das Volk zur Wetsche ruft, soll fürderhin dort nicht bleiben. Einen Possadnik sollen sie nicht mehr haben, und mit ihren Gebieten und Dörfern soll es gehalten werden, wie im übrigen Rußland." Dagegen versprach der Großfürst, daß er sie nicht aus dem Lande führen, daß er in das Erbland der Bojaren nicht eingreifen, und es in Betreff des Gerichtes beim Alten lassen wolle. Schließlich fügte er noch die Zusage hinzu, daß er die Nowgoroder nicht zu Kriegsdiensten außerhalb ihres Gebietes gebrauchen werde.

Das war das Aeußerste seiner Zugeständnisse.

Wir wissen leider nicht genau, was inzwischen in der Stadt geschah, wie denn überhaupt unsere Quellen ausschließlich vom moskauischen Standpunkte aus die Ereignisse schildern. Nur so viel steht fest, daß Nowgorod unter dem Drucke der Pest, steten Parteihaders und des Hungers schließlich in die Forderungen des Großfürsten willigte, obgleich diese die Vernichtung der städtischen Freiheit bedeuteten. Sie baten nur noch „daß Iwan nach alter Sitte durch Küssen des Kreuzes den geringen Rest, den er der Stadt gelassen, eidlich festige."

Aber auch dazu war er nicht bereit, ja, er gestattete nicht einmal, daß seine Bojaren diese Verpflichtung für ihn übernahmen. Nichts sollte daran erinnern, daß Nowgorod in früheren Jahren dem Großfürsten wie einem Gleichen zur Seite gestanden hatte. Nur dazu ließ er sich auf vieles Bitten herbei, die Zusagen, die er ertheilt hatte, mündlich in Gegenwart der Nowgoroder zu wiederholen.

Wir übergehen die Quälereien, die nun nachfolgten, die Verhandlungen über die Abtretung der nowgoroder Gebiete, über die Erhebung der Steuern, die Auslieferung des Staatsarchives und dergleichen mehr. Auch diese bösen Tage gingen vorüber und am 18. Januar 1478 wurde die Belagerung Nowgorods aufgehoben, am 17. Februar verließ darauf der Großfürst sein Lager, um nach Moskau heimzukehren, ohne die Stadt, die nunmehr ganz sein war, eines Besuches gewürdigt zu haben. Er scheute die dort noch wüthende Pest. Nur wenige Gefangene folgten ihm, aber unter ihnen der Aelteste der Kauf-

leute, fünf Bojaren und Marfa Borezki mit ihrem Enkel.[1]) Die Glocke aber, welche Jahrhunderte hindurch die Bürger zur Volksversammlung berufen hatte, ward im Triumph nach Moskau geführt, wo ihre Stimme fortan unbemerkt unter den anderen Glocken der Residenz des Großfürsten verhallte.

So endete die Freiheit Nowgorods, denn was Iwan zurückgelassen hatte, war das alte Nowgorod nicht mehr. Ein Schatten nur der alten Herrlichkeit war übrig geblieben. Ein Statthalter des Großfürsten saß im Hofe Jaroslaws, der alte Rath bestand nicht mehr, das Symbol der Volksfreiheit, die Glocke, fehlte. Nur die Pest wüthete noch fort, wie in den letzten Tagen der Freiheit und Selbständigkeit. Aber auch sie ward müde und Alles war endlich still. Alles, nur nicht das Mißtrauen des Großfürsten; dem war auch das zu viel, was er an Leben zurückgelassen hatte. Mit stetem Argwohn verfolgte er den Verlauf der Dinge in Nowgorod. Er scheint gefürchtet zu haben, daß König Kasimir ihm seine Beute abjagen wolle, und in der That wurde ihm zugetragen, daß wieder heimliche Verhandlungen zwischen Nowgorod und Littauen stattfänden. Eine russische Chronik — aber nur eine einzige — will wissen, daß Kasimir der Stadt seine Hilfe zugesagt habe, daß er mit dem Khan Achmat in Verhandlungen getreten sei und daß Papst Sixtus IV. ihm zum Kampf gegen Moskau eine Besteuerung der polnischen und littauischen Kirchen gestattet habe. Es läßt sich nicht constatiren, wie viel davon wahr ist, jedenfalls dienten diese Dinge dem Großfürsten zum Vorwande, der Stadt den Vernichtungsschlag beizubringen.

Er ging dabei mit gewohnter Hinterlist zu Werke. Er sprengte das Gerücht aus, daß er gegen Livland ziehen wolle, und brach, von tausend Mann begleitet, am 26. October 1479, in scheinbar friedlicher Absicht gegen Nowgorod auf. Zugleich aber ließ er die Wege sperren, die aus der Stadt ins Reich führten, und eilig von allen Seiten her Truppen heranziehen. Trotzdem aber schöpfte man in Nowgorod Verdacht; in blinder Angst schloß man die Thore, und es scheint, als sei noch einmal die alte Verfassung ins Leben getreten. Aber auch so wußte man keinen Rath. Als der Großfürst sah, daß die Ueberrumpelung mißglückt war, wartete er die Ankunft seines Heeres ab und begann darauf, die Stadt zu beschießen. Da öffnete Nowgorod seine Thore, und in vollem Ornate, mit Kreuzen in den Händen kam die gesammte Geistlichkeit zum Großfürsten hinaus. Er empfing sie nicht ungnädig und erklärte laut, daß die Unschuldigen nichts zu befürchten hätten. Dann zog er in die Stadt, nahm dort Quartier und ließ sogleich fünfzig Personen, die

1) Gewöhnlich wird in den Darstellungen des Unterganges Nowgorods Marfa Borezki die Rolle einer patriotischen heldenhaften Fürstin zugewiesen. In den Quellen findet man nicht mehr, als daß sie und ihre Söhne der Moskau feindlichen Partei angehörten. Auch sie zeigt in diesen Tagen des Verfalles nichts, was ihr eine über die Menge hervorragende Bedeutung sichern könnte. Selbst wenn sie — was wir jedoch nicht wissen — die nöthige politische Einsicht besaß, fehlte ihr doch Kraft und Energie, ihre Pläne auszuführen.

er als verdächtig bezeichnete, ergreifen und foltern. Lange Zeit war keine gravirende Aussage von ihnen zu erhalten, zuletzt aber gestanden sie Alles, was man hören wollte. Sie seien schuldig und mit ihnen auch der Erzbischof. Der wurde nun ebenfalls ergriffen, und ohne daß eine gerichtliche Verhandlung seine Schuld erwiesen hätte, nach Moskau verschickt, wo er nach sechs Jahren sein Leben im Tschedowkloster beschloß. All seine ungeheuren Schätze an Gold, Silber, Edelsteinen und Perlen verfielen dem Großfürsten. Dann wurden hundert Mann hingerichtet, ihre Güter und ihr Vermögen eingezogen, hundert Familien der angesehensten Geschlechter zur Ansiedelung in das Innere des Reiches versandt, endlich wieder nach längerer Pause 7000 Familien theils weithin verstreut, theils eingekerkert, während andere erhängt oder ersäuft wurden. Diese letzte Wegführung (1488) hat dann buchstäblich dem



Mützen der Erzbischöfe von Nowgorod aus dem 15. Jahrhundert.
In der Sacristei der Sophien-Kirche zu Nowgorod.

alten Nowgorod ein Ende bereitet. Es blieb Niemand übrig, in dem die Erinnerung an die alte Bedeutung der Stadt und an ihre einstigen Freiheiten und Rechte noch lebte. Was Iwan dorthin schickte, damit die Stätte des alten Nowgorod nicht unbewohnt bleibe, das waren, nach dem Ausdruck eines livländischen Chronisten „schnöde Völker". Ein buntes Gemisch von Bojarenkindern, Kaufleuten und Knechten trat das frei gewordene Erbe an, Leute aus dem Inneren des Reiches, in denen die Tradition knechtischen Gehorsams lebte. Wohl hießen auch sie jetzt Nowgoroder, zum Namen hatten sie aber die Fähigkeit nicht geerbt, die Aufgaben zu erfüllen, denen die durch vielhundertjährige Uebung geschulte Republik bis dahin nachgekommen war. Nowgorod wurde eine farblose und charakterlose Stadt, wie die des inneren Reiches und, damit die neuen Einwohner nicht durch den Verkehr mit den fremden Kaufleuten, oder durch allzu großen Wohlstand auch einmal gefährlich würden, nahm Iwan III., nachdem er ihr Vergangenheit und Gegenwart geraubt hatte, der Stadt auch ihre Zukunft, indem er im Jahre 1494, gänz-



Hostiengefäß aus der Zeit des Großfürsten Iwan Wassiliewitsch.
Silber, vergoldet. Von 1486 datirt. In der Cathedrale zu Mariä Himmelfahrt im Kreml zu Moskau.

lich unerwartet, das Contor des deutschen Kaufmanns zu Nowgorod schließen, die Kaufleute gefangen setzen und das Eigenthum der Hanseaten einziehen ließ. Auch das geschah nicht in Folge plötzlicher Aufwallung, es war ein von langer Hand angelegter, und mit jener meisterhaften Treulosigkeit, die nun einmal die Politik des Großfürsten kennzeichnet, durchgeführter Plan. Kurz vorher erneuerte er die Rechte des Contors auf viele Jahre hinaus.[1]) Dann schloß er einen Vertrag mit König Hans von Dänemark, in welchem er diesem die Vernichtung der deutschen Niederlassung versprach, und während eine hansische Gesandtschaft mit ihm in Moskau verhandelte, erfolgte am 5. November 1494 der tückische Streich.[2]) Ganz unvorbereitet wurden die deutschen Kaufleute ergriffen und in den Kerker geworfen, ihre gesammte Habe wurde eingezogen und trotz der Fürsprache des livländischen Meisters und zahlreicher Gesandtschaften, die unter nicht geringen Fährlichkeiten an den Hof des Großfürsten zogen, gelang es erst im Jahre 1497, sie aus ihrer Haft in Nowgorod zu erlösen. Aber auch da behielt der Großfürst noch vier Kaufleute und alles Gut zurück, um eine Handhabe zur späteren Ausgleichung zu behalten. Mit der Bedeutung Nowgorods als der Vermittlerin zwischen Rußland und dem Abendlande war es aus, die Stadt sank immer mehr herab und ist in den folgenden Jahrhunderten nur noch das Ausfallthor gewesen, durch welches die Kriegsschaaren Rußlands sich auf Livland warfen, dessen Erwerbung fortan eines der Hauptziele russischer Politik gewesen ist.

Einunddreißigstes Kapitel.

Das Aufhören des Tatarenjoches.

Auch in dem Verhältniß Rußlands zu den Bewohnern der Steppe ist während der Regierung Iwans III. eine so bedeutsame Aenderung eingetreten, daß es nothwendig wird, eingehender bei derselben zu verweilen. Die Oberherrlichkeit der Tataren, die, wenn sie auch zeitweilig praktisch außer Acht gelassen wurde, dennoch im Princip stets von den Großfürsten von Moskau anerkannt worden war, hörte auf. Nicht in Folge eines heroischen Aufschwungs und einer großen Befreiungsthat, sondern nach einer halben Niederlage, ohne Blutvergießen von der einen oder anderen Seite, nicht in Folge

---

1) Vgl. die vortreffliche Arbeit von Hildebrand, Die hansisch-livländische Gesandtschaft des Jahres 1494 nach Moskau und die Schließung des deutschen Hofes zu Nowgorod. Baltische Monatsschrift 1871.

2) Ueber das Detail vgl. Riesenkampff, Der deutsche Hof von Nowgorod. Bereshkow l. l. und Hildebrand l. l. Es gehört mehr in die hansische und livländische Geschichte als in die russische und wir kommen in anderem Zusammenhange auf diesen Gegenstand zurück.

der Stärke Moskaus, sondern weil den schweifenden Räuberstaaten der Steppe der Zusammenhang verloren ging, der allein sie furchtbar machte.

Schon während der Regierung des Geblendeten erkannten wir die Symptome des kommenden Niederganges. Die goldene Horde bestand zwar noch fort, aber wichtige Theile hatten sich von ihr abgetrennt und auch diese waren, wo sie, wie in der Krim und in Kasan, noch in stärkeren Verbänden zusammenstanden, höchst gefährlich, begannen aber auch dort bereits zu entarten. Neben diesen drei größeren Horden treten neue kleinere auf, die zuletzt nur noch den Charakter von Räuberbanden tragen und in steter Feindschaft einander gegenseitig bekämpfen. Und auch geographisch ist das von den Steppenmännern beherrschte Gebiet zusammengeschrumpft. Der Dniestr, der untere Dniepr, die Wolga von Nishni an und der Lauf der Oka bildeten die Grenze. Auf diesem Gebiete läßt sich dabei ein Vordringen der ansässigen Elemente auf Kosten der Steppenbewohner verfolgen. Ueberall aber, der moskauischen Grenze entlang, saßen jene dienenden Fürsten, stets bereit, sich aufs Roß zu setzen und einen Raubzug der Tataren mit einem gleich blutigen Gegenzuge zu vergelten. Der Schwerpunkt dieser Befestigungslinien lag jedoch an der Oka, von der aus ein fast ununterbrochener Kleinkrieg geführt wurde. Dabei ging Moskau auch hier methodisch vor, man war bestrebt, die Steppe durch die Steppe zu bezwingen, d. h. durch Beförderung der steten inneren Streitigkeiten, durch Unterstützung von Rebellen und Prätendenten die größeren Horden zu schwächen. Flüchtige Tatarenfürsten wurden in den Grenzstädten angesiedelt, in Kasimow, Serpuchow, Kaschira saßen sie unter moskauischer Oberherrlichkeit und fanden vollauf Gelegenheit und Unterstützung zu Angriffen auf die ihnen verfeindeten Stammesgenossen. So hätte der Zerfall und die Vernichtung jener Horden rasch vor sich gehen müssen, wenn das Fortbestehen derselben, trotz allen Schadens, den sie brachten, den benachbarten christlichen Staaten und in erster Linie Moskau und Littauen nicht auch Nutzen gebracht hätte. Nominell aber dauerte die Oberherrlichkeit der Haupthorde über Rußland fort und die Großfürsten von Moskau wahrten den Frieden mit ihr. Hatten sie doch die Möglichkeit, den Gesammtbestand der Tatarenmacht durch Angriffe auf die von der goldenen Horde abgefallenen kleineren Tatarenstaaten zu schwächen. Auch darauf mag hier hingewiesen werden, daß in jener Zeit die eigenthümliche Genossenschaft der Saporogischen Kosaken in den Kampf gegen die Tataren einzugreifen beginnt. Als Halicz in polnische Hände überging (1340), hatte, so weit wir sehen können, die erste Auswanderung russischer Elemente auf die Dniepr-Inseln bei den Stromschnellen stattgefunden. Wahrscheinlich waren es nur flüchtige Männer, welche sich der Fremdherrschaft entziehen wollten; es ist nicht möglich, die Schicksale derselben zu verfolgen, da jede chronistische Angabe fehlt und erst 75 Jahre danach, als Jedigei oder Edegu Kiew und Umgegend verheerte, suchte, während die reichen und angesehenen Familien eine Zufluchtsstätte im Littauischen fanden, das niedere Volk wieder Rettung und Sicherheit auf den Dniepr-Inseln. Ebenso trug die

Vereinigung Polens und Littauens und die directe Unterstellung einiger Theile des heutigen Kleinrußlands unter Polen dazu bei, die Zahl jener Ansiedler zu vermehren, die, ohne Weib und Kind, hier Unabhängigkeit von der Fremdherrschaft fanden und durch Jagd, Fischfang und Raubzüge gegen die in der Nachbarschaft schweifenden Steppenbewohner sich ihren Lebensunterhalt zu schaffen verstanden. Die Vereinigung erst Wolhyniens und darauf Podoliens mit Polen hat einen neuen Auszug zur Folge gehabt und da, wo das Kosakenthum uns in greifbarer Form entgegentritt, dasselbe einen entschieden russischen und griechisch orthodoxen Charakter trägt, wird man berechtigt sein, anzunehmen, daß die kirchliche Union eines der Momente gewesen ist, welches zum Wachsthum und zur Stärkung desselben beitrug. Schon die Nothwendigkeit, sich den Tataren gegenüber die Unabhängigkeit zu wahren, nöthigte zu stetem Kampfe mit denselben und zwang diese sich immer neu ergänzende Schaar kühner Männer zu einer kriegerischen Organisation. So finden wir sie denn auch stets bereit, sich den gegen die Tataren ziehenden Heerhaufen anzuschließen. Uebrigens liegt diese ältere Geschichte des Kosakenthums noch im Dunkel. In größeren Massen scheinen sie erst nach 1471 aufgetreten zu sein, als Kasimir von Polen das Fürstenthum Kiew zu einer polnischen Wojewodschaft umwandelte. Jedenfalls war ihre Thätigkeit vor Allem gegen die Tataren gerichtet, und so sind sie ein bedeutsamer Factor in der späteren Entwickelung des südlichen Rußlands geworden, mit dem man sowohl in der Krim und in der großen Horde als in Littauen und Moskau rechnen mußte.[1])

Iwan III. hatte in den ersten Jahren seines Regiments im Großen und Ganzen Frieden mit der goldenen Horde gehalten. Dagegen war es ihm durch einen dreijährigen Feldzug und geschickte Ausbeutung der inneren Streitigkeiten in Kasan gelungen, den Zaren Ibrahim zum Abschluß eines für Moskau höchst günstigen Friedens zu nöthigen, der diesem die Rückgabe aller in den letzten vierzig Jahren an Kasan verlorenen Gefangenen sicherte und Ibrahim verpflichtete „nach dem Willen des Großfürsten und seiner Wojewoden zu leben." (1469, September.)

Die Einzelheiten dieses nicht ohne blutige Kämpfe erfochtenen Sieges zeigen uns den Großfürsten ganz, wie wir ihn auch sonst kennen gelernt

---

1) Wir skizziren hier nur, da die Geschichte des Kosakenthums in die polnische Geschichte gehört. Die vorzüglichsten Arbeiten über diesen Gegenstand sind: Solowjew, Das kleinrussische Kosakenthum bis Chmelnizki. Markewitsch, Gesch. von Kleinrußland. Skalkowski, Geschichte der neuen Setscha (Kosakenverhau). Das letztgenannte Buch ist uns leider nicht zugänglich gewesen. Eine populäre Bearbeitung findet man bei Markowin, Skizze der Geschichte des Saparoger Kosakenthums. Petersb. 1878. — Der Name Kosak ist ursprünglich aus dem einer tscherkessischen Völkerschaft, der Kasogen hervorgegangen und erhielt später eine appellative Bedeutung, nämlich die eines Menschen ohne festen Wohnsitz. Sie sind die Fortsetzung jener Freischaaren, die im zwölften Jahrhundert unter dem Namen Brodniken auftraten. Vgl. Kunik in Dorns Caspia p. 241.

haben, vorsichtig fast bis zur Aengstlichkeit. Er ist wider seinen Willen zum Schlagen gebracht worden, denn als er, um Unterhandlungen anzuknüpfen, sein Heer zurückrief, weigerte dieses den Gehorsam. Es errang einen halben Sieg und nun erst brach Iwan in Person gegen Kasan auf, das er durch Abschneiden des Wassers zur Uebergabe nöthigte.

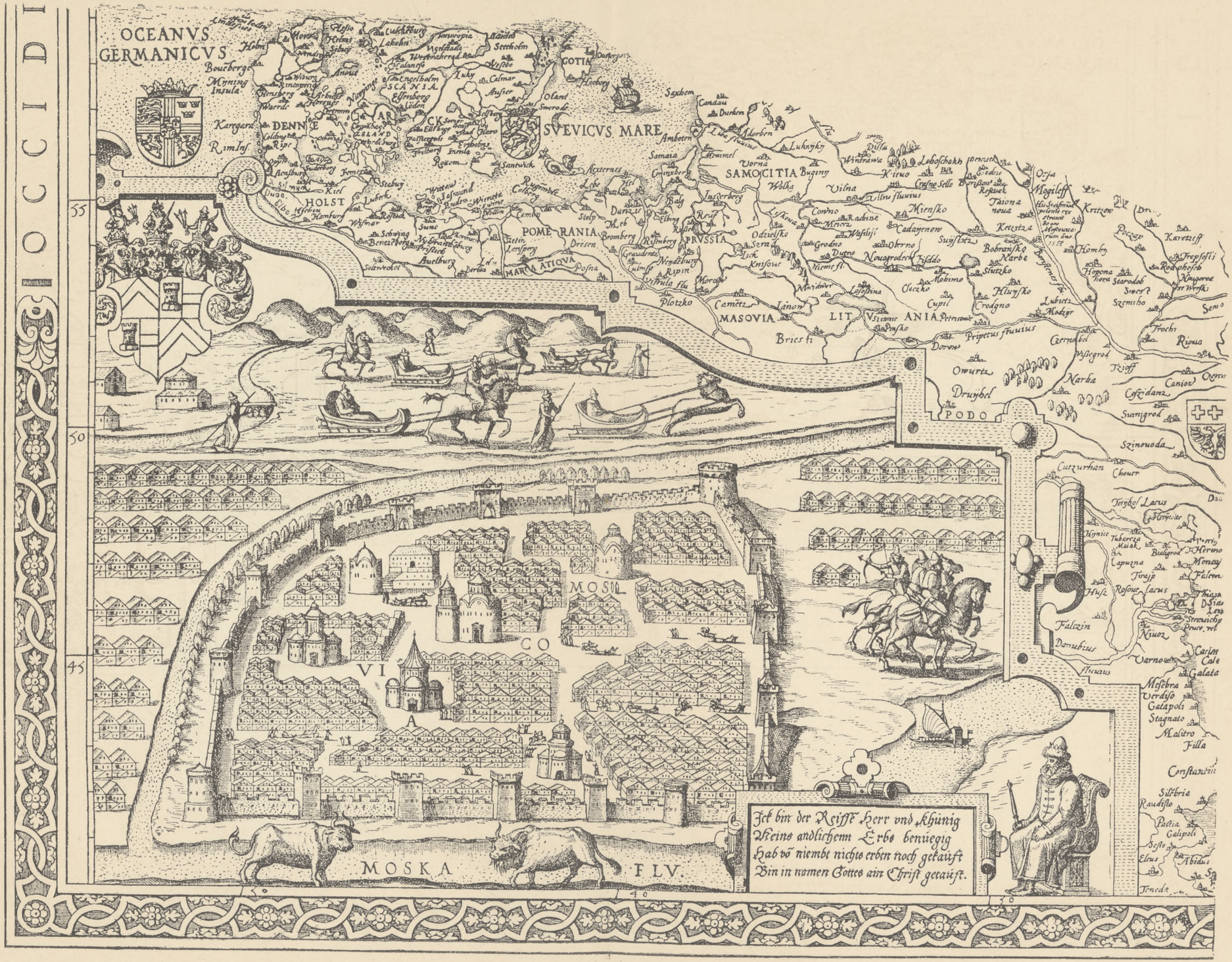
Nicht lange danach erfolgte sein erster Zusammenstoß mit der großen Horde. Kasimir von Polen hatte, um den Feldzug des Großfürsten gegen Nowgorod zu lähmen, Kutschuk Mohammed zu einem Einfall ins Moskauische zu bewegen gesucht, war aber nicht durchgedrungen, es war vielmehr ein Verwandter des Khans in die Dienste Iwans getreten. Erst ein von diesem offenbar begünstigter Raubzug Wjätkascher Freischaaren gegen Sarai bewog Mohammed, den Krieg im Einverständniß mit Littauen zu beginnen, und im Sommer 1472 brach er mit großem Heere gegen die moskauische Grenze auf. Er kam aber nicht über Aleksin hinaus, das er einnahm und verbrannte, und zog sich darauf erst langsam, dann in eiliger Flucht zurück, als ein russisches Heer an der Oka erschien und ihm zugleich die Nachricht zugetragen wurde, daß weitere Truppen im Anrücken seien. Der Großfürst aber war viel zu klug und vorsichtig, um die Tataren zu verfolgen, er entließ sein Heer und brach die immer noch halb freundlichen Beziehungen zum Khane nicht einmal ab. Wohl aber sah er sich nach einem Bundesgenossen für die Folgezeit um und er fand ihn in Mengli Girei, dem Khane der Krim, dem geschworenen Feinde der goldenen Horde. Es ist eine eigenthümliche Stellung, welche gerade die krimische Horde einnahm, und gewiß kein Zufall, daß sie ihre Selbständigkeit am längsten behauptet hat. Die Halbinsel bot diesen Tataren alle Vortheile einer insularen Lage; ja, es war schwerer, sie durch die Steppe hierher zu verfolgen, als etwa eine fern gelegene Insel über See zu erreichen. Auch brachte es die Lage der Krim mit sich, daß jeder innere Krieg und jede äußere Niederlage der übrigen großen oder kleinen Tatarenhorden ihr zum Vortheil gereichen mußte; nur hier fanden die Trümmer zerstreuter und führerlos gewordener Schaaren eine sichere Zuflucht. Da nun Mengli Girei in sehr guten Beziehungen zu Littauen stand, war es ein um so geschickterer Zug Iwans, daß er den Khan vermochte, mit ihm in Freundschaft und Bündniß zu treten. Zu Anfang des Jahres 1474 erschien Asi Baba, Gesandter Mengli's, in Moskau mit der erwünschten Botschaft, daß der Zar den Großfürsten begnadet habe, und ihn ebenso wie den König von Polen für seinen Bruder halten wolle; auch habe er gestattet, daß Gesandte des Großfürsten in Zukunft direct bei ihm Zutritt erhielten. Zugleich brachte er ein Schutz- und Trutzbündniß in Vorschlag. Der Großfürst griff mit beiden Händen zu. Mit Asi Baba langte ein russischer Bote, Beklemischew, beim Khan an, um eine schriftliche Fixirung des Bündnisses auszuwirken. Der darauf hin abgeschlossene Vertrag ist nicht erhalten, wohl aber die Instruction, die der Großfürst ihm mitgegeben hat. Es wird in derselben ausdrücklich darauf hingewiesen, daß Mengli Girei zu eventuellem Angriff auf Littauen

sowohl, als auf die goldene Horde verpflichtet werde. Als Beklemischew im November heimkehrte, brachte er die Nachricht vom Vollzug des Bündnisses. Es sind in dieser Angelegenheit noch mehrere Gesandtschaften gewechselt worden; da trat ein Ereigniß ein, welches die Berechnungen Iwans zu Schanden machte. Im Jahre 1475 eroberten die Türken die Krim, Mengli Girei wurde gefangen genommen, darauf von den Türken wieder in Amt und Würden eingesetzt, aber schon im folgenden Jahr vom Khan der goldenen Horde aufs Neue verjagt. Dieser Erfolg steigerte das Selbstvertrauen Mohammeds so weit, daß er einen Gesandten zum Großfürsten schickte und diesen in die Horde rief, als seien die Tage Batu Khans wiedergekehrt. Iwan hielt die Gesandten hin und kam nicht, trat aber in Verhandlungen, welche sich in die Länge zogen und jedenfalls das erreichten, daß ein Angriff unterblieb. Dies ist die Zeit, welche Iwan benutzte, um Nowgorod 1478 vollends zu unterwerfen.

Ein falsches Gerücht von einer Niederlage, die er vor Nowgorod erlitten hätte, gab dem Zaren von Kasan den Muth, in Wjätka einzubrechen; kaum aber kehrte Iwan zurück, so bat er wieder demüthig um Frieden. Iwan aber hatte Boten in die Krim geschickt, um den dort von Mohammed eingesetzten Khan Seni Beg zum Abfall zu bewegen. Der Plan gelangte nicht zur Ausführung, denn Mengli Girei hatte sich inzwischen der Krim wieder bemächtigt; er trat sogleich wieder in Beziehungen zu Iwan. Auch hier sind die Instructionen erhalten, mit welchen der Großfürst seinen Gesandten zu Mengli schickte; sie zeigen deutlich, welchen Werth er dem Abschluß eines Bündnisses beilegte. Mengli verlangte Unterstützung im Kampf mit der goldenen Horde, Iwan im Kampf gegen Littauen. Die Erledigung der ganzen wichtigen Angelegenheit war dem Fürsten Swenez anvertraut. So standen die Dinge im Frühjahr 1480. Der förmliche Abschluß des Vertrages hatte noch nicht stattgefunden, da erhielt der Großfürst die Nachricht, daß die ganze goldene Horde gegen ihn im Anzuge sei. Der Khan habe sich gerühmt, er werde dem Christenthum ein Ende machen und den Großfürsten gefangen nehmen, wie es einst Batu gethan hatte.

Der Verlauf der nun folgenden Ereignisse ist in höchstem Grade unsicher und der Hergang jedenfalls nicht derjenige gewesen, der uns in den bisherigen Darstellungen entgegentritt. Es stehen einander zwei Gruppen chronistischer Berichte gegenüber, von denen die eine einen officiellen Charakter trägt, die andere dem Großfürsten entschieden feindselig ist und ihm nicht nur jeglichen Muth, sondern auch alle politische Klugheit abspricht. Sie stellt den ausschließlichen Erfolg Iwans als das Spiel eines unbegreiflichen Zufalls hin und läßt, nachdem das tatarische und das russische Heer einander monatelang gegenübergestanden haben, beide, von plötzlichem panischen Schrecken bethört, vor einander die Flucht ergreifen. In Wirklichkeit wird der Zusammenhang wohl der folgende gewesen sein.

Der Khan der goldenen Horde hatte den Augenblick für einen Angriff



Facsimile eines Theiles einer großen Karte von Moskau zur Zeit des Großfürsten Wassili (Sohn Iwans III.) mit dem Bildniß desselben. (Original, aus d. Mitte d. 16. Jahrh., in der Sammlung des Herrn Daschkow.)

auf Moskau gut gewählt. Iwan lag in Hader mit seinen Brüdern und Littauen hatte durch eine Gesandtschaft zum Kriege gereizt und Hilfe versprochen. Die Weigerung Iwans, den fälligen Tribut zu entrichten und selbst in der Horde zu erscheinen, gab dann den gewünschten Vorwand. So war Mohammed im Frühjahre 1480 mit seiner gesammten Heeresmacht aufgebrochen; nur sehr langsam drang er vor, in steter Erwartung littauischer Unterstützung. Iwan hatte die Grenzen sogleich besetzen lassen, und als er die Kunde erhielt, daß die Tataren sich dem Don näherten, selbst in Kolomna Aufstellung genommen.

Mengli Girei sollte inzwischen durch einen Einfall in Littauen Kasimir vom moskauischen Gebiete fern halten. Ein anderer krim'scher Prinz, Nurdewlet, zog inzwischen zu Schiff die Wolga herab und fiel in Sarai ein. So lagen die Dinge Ende Juli. Iwan hielt sein Hauptheer in der Defensive an der Oka-Linie und versperrte hier den Tataren den Uebergang; diese aber scheuten einen Angriff, und so standen beide Theile bis zum September einander unthätig gegenüber. Mohammed beschloß nun die Position der Russen zu umgehen. Von littauischen Führern geleitet, marschirte er zur Ugra hin, aber auch hier war Iwan ihm zuvorgekommen; er hatte seinen Sohn Iwan Iwanowitsch und seinen Bruder Andrei den Jüngeren nach Kaluga dirigirt. Als die Tataren im October anlangten, fanden sie alle Uebergänge besetzt. In Moskau war man mit dieser scheinbaren Unthätigkeit des Großfürsten sehr unzufrieden; sein Warten und Manövriren wurde nicht verstanden und auch im Heere war eine Partei, welche den Kampf um jeden Preis haben wollte. Ihren Höhepunkt erreichte die Unzufriedenheit, als er auch jetzt noch in Friedensverhandlungen mit dem Feinde trat. Iwan hatte durch große Zugeständnisse auch seine unbotmäßigen Brüder bewogen, sich ihm anzuschließen und war durch ein Schreiben des Metropoliten ermahnt worden, sich doch endlich gegen den Feind zu wenden. Als er nun trotzdem auch an der Ugra keinerlei Anstalten zum Angriff machte, fand eine merkwürdige Kundgebung der russischen Geistlichkeit statt. Unter dem Vorsitz des Metropoliten Gerontius und des Erzbischofs Wassian von Rostow fand eine zahlreiche Versammlung von Geistlichen in Moskau statt, welche ein Ermuthigungsschreiben an den Großfürsten richtete und zum Kampfe unter allen Umstände drängte. Als dieses Schreiben [1]) eintraf, war inzwischen die Entscheidung zu Gunsten Iwans gefallen; er hatte keinen Feind mehr vor sich. Es war nämlich mittlerweile Winter geworden und die ungewöhnliche Kälte bewog den Khan, am 11. November 1480 sein Lager abzubrechen. Er hatte augenscheinlich auf einen so langen Feldzug nicht gerechnet; seine Leute waren ungenügend bekleidet, die Verproviantirung für Roß und Reiter nicht ausreichend. Zwar sollen die Tataren, als sie an den Ufern der Ugra den russischen Truppen gegenüberstanden, damit

1) Gedruckt in den „historischen Acten" (russisch) Nr. 90.

gedroht haben, daß gerade der Winter ihnen den Weg nach Rußland hineinbahnen würde; den Schrecken desselben vermochten sie jedoch nicht Stand zu halten. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß noch zwei Umstände dazu beitrugen, den Khan zur Umkehr zu bewegen. Einmal die Nachricht von den Verwüstungen, welche während seiner Abwesenheit Sarai betroffen hatten, dann der allmählich bis zur Erbitterung gesteigerte Zorn über das Ausbleiben der versprochenen littauischen Hilfe. Auch ist kaum glaublich, daß er nicht Nachricht von den gefährlichen Bewegungen erhalten haben sollte, die sich in der nogaischen und schiban'schen Horde vollzogen, und deren Spitze nur gegen ihn gerichtet sein konnte.

Wie dem auch sei — als er von der Ugra aufbrach, richtete er, von russischen Truppen verfolgt, aber nur wenig geschädigt, seinen Angriff auf Littauen. Zwölf Städte sind hier von ihm geplündert worden und mit reicher Beute kehrte er in die Steppe zurück.

Hier aber traf ihn das Verhängniß, welches Rußland vom Tatarenjoch befreien und der goldenen Horde ein Ende machen sollte.

Nachdem Nurdewlet von Sarai abgezogen war, hatte Iwak, der Khan der Schiban'schen Horde, die um Tjumen nomadisirte, sich mit den Nogaiern zum Angriff auf Sarai zusammengethan. Es gelang ihnen, sich Sarais zu bemächtigen; die Gemahlinnen Mohammeds wurden ermordet, die Residenz der Nachfolger Batu's vollends zerstört und siegestrunken zogen sie nun dem aus Littauen heimkehrenden Großkhan selber entgegen, um ihm seine Beute abzujagen. Sie trafen ihn an der Mündung des Don in der Nähe von Asow und es gelang, ihn vollständig zu überraschen. Die Archangelsche Chronik erzählt den Hergang folgendermaßen:

„Der Zar Iwak kam mit seiner Macht unbemerkt heran, am 6. Januar .... und der Zar Achmat (dies ist die russische Form für Mohammed) schlief noch, aber der Zar Iwak sprang selbst in das weiße Zelt des Zaren Achmat und erschlug ihn mit seinen Händen. Die Truppen aber kämpften nicht mit einander, sondern die Schibaner und Nogaier begannen die Horde Achmats zwischen Don und Wolga und am kleinen Donez bei Asow zu berauben. Und es stand der Zar Iwak fünf Tage auf der Horde Achmats und darauf zog er fort."

Die goldene Horde war damit vernichtet, freilich ohne einen Schwertschlag russischer Seite, so daß nur in uneigentlichem Sinne von einer Befreiung die Rede sein kann.

Hatte der Großfürst auch durch seine kluge Politik Rußland vor Verwüstung und Plünderung bewahrt, an dem Untergange Mohammeds hatte er keinen Theil. Nur die Früchte fielen ihm in den Schooß. Denn die Bruchtheile der alten Tatarenmacht, die noch selbständig fortlebten, waren theils wie die Krim und die Schibanen in Freundschaft mit ihm, theils viel zu ohnmächtig, um mehr als vorübergehende Gefahr zu bringen. Kein Khan dieser Stämme hat, wie die Khane von Sarai es bis zuletzt thaten, hinfort

den Anspruch auf die Oberherrlichkeit über Moskau erhoben,[1]) das schreckliche Joch hörte auf, nicht weil Moskau es abgeworfen hatte, sondern weil die Horde in sich verging.

Auch haben die Zeitgenossen dem Großfürsten Iwan diese Thatsache nicht zum Verdienst angerechnet. Im Gegentheil, gerade sein Verhalten während der Krisis haben ihm die Chroniſten, welche uns die öffentliche Meinung jener Tage wiedergeben, nicht verzeihen können. Daß er nach Moskau zurückkehrte, als der Feind an der Oka stand, daß er seine Gemahlin weit nach Norden hinfliehen ließ, daß er bis zum letzten Augenblicke in Verhandlungen mit Mohammed stand und selbst nach dem Schreiben des Metropoliten sich nicht entschloß, den Fluß zu überschreiten und die Tataren zu schlagen, wurde ihm als Feigheit gedeutet. Die Gelegenheit war geboten zu einer nationalen und religiösen Erhebung wie die Tage Dmitri's, des Siegers am Don, sie geboten hatten, er ließ sie ungenützt vorüber ziehen und das ist in der That eine Sünde, die er an Rußland begangen hat. Die Abwerfung einer Fremdherrschaft hat überall in der Geschichte der Völker Epoche gemacht, in Moskau war kein Unterschied zwischen den Jahren vor dem 6. Januar 1481 und den folgenden Decennien. Der Großfürst wurde, wie treffend gesagt ist, der Erbe des Khans. Ihm allein fiel der Vortheil zu, nicht der Nation.

Aber nichts berechtigt uns zu der Annahme, daß eine andere Lösung der Frage dem Großfürsten genehm gewesen wäre. Nur diese stimmte zu den Zielen seiner eigennützigen Politik.

Die weiteren Schicksale der goldenen Horde können hier in Kürze erledigt werden. Nach dem Untergange Mohammeds und dem Abzuge Iwaks fanden sich die Trümmer derselben unter den Söhnen Mohammeds wieder zusammen. Sie haben danach gestrebt, die verlorene Stellung zurück zu gewinnen, scheiterten aber an dem Widerstande, den ihnen Iwan durch seinen Verbündeten Mengli Girei entgegensetzte.[2]) Die Politik des Großfürsten ging dahin, sie über den Don zum Kaukasus hin zu drängen und im Jahre 1492 war dies Ziel erreicht. Hier sank die Macht der einstigen goldenen Horde immer mehr, Hunger und innerer Hader rieben sie auf, sie schwinden nunmehr völlig aus dem Bereiche der moskauischen Politik. Den Vernichtungsschlag brachte ihnen im Sommer 1502 Mengli Girei bei. Der letzte Khan hieß Schich Achmat.

1) Wir sehen dabei von der vorübergehenden Invasion Machmet-Girei's, auf welche wir später zu sprechen kommen, ab.

2) Die höchst interessanten Verhandlungen zwischen Iwan und Mengli Girei in dieser Sache so wie in Betreff der littauisch-tatarischen Wechselbeziehungen findet man in den erhaltenen krim'schen Gesandtschaftsinstructionen und Relationen. Sie sind zum ersten Mal eingehend benutzt von G. Karpow l. l. Theil I, Kap. III.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die Familie des Großfürsten. Der littauische Krieg. Iwans Ausgang.

Die Politik Iwans III. ist immer und überall durch sein Verhältniß zu Littauen mitbedingt. Die Lösung oder vielmehr die Anbahnung einer Lösung der littauischen Frage bildet den Angelpunkt seiner Bestrebungen, das richtige Verständniß derselben ist die Voraussetzung einer Geschichte Moskau's im 15. und 16. Jahrhundert.

Die Katastrophe zwischen Littauen und Moskau ist durch eine Heirath herbeigeführt worden und wir müssen zur rechten Orientirung einen Blick in die Familie des Großfürsten werfen. [1])

Iwan ist zweimal vermählt gewesen. Seine erste Gemahlin Maria von Twer war früh gestorben und lange konnte sich der Großfürst zu einer zweiten Ehe nicht entschließen. Da wurde ihm zwei Jahre nach dem Tode Maria's von Rom her eine Gemahlin angeboten, und nach mehrjährigen Verhandlungen entschloß er sich zuzugreifen. Es war die Prinzessin Sophie, die Nichte des letzten Paläologen, der auf dem byzantinischen Kaiserthrone gesessen ist. Nach dem Falle von Constantinopel hatte ihr Vater Zuflucht in Rom gefunden, und als er bald darnach starb, hatten die Päpste, erst Paul II., dann Sixtus IV. Vaterstelle an seinen Kindern vertreten. Nicht ohne Hoffnungen an sie zu knüpfen, die der römischen Kirche zum Gedeihen dienen sollten. Der Cardinal Bessarion, durch seine Beförderung der Union wohlbekannt, scheint es gewesen zu sein, der zuerst den Plan in Anregung brachte, durch die Hand der jüngsten paläologischen Prinzessin den Großfürsten Iwan, dem seine erfolgreiche Politik auch im Abendlande einen Namen gemacht hatte, für die Union zu gewinnen. Als im Jahre 1469 der Antrag an den Großfürsten gelangte, war dieser hoch erfreut. Er ist sich der ganzen politischen Tragweite eines solchen Ehebündnisses ohne Zweifel bewußt gewesen und hat es auch hier, wie immer, verstanden, alle Vortheile, die sich aus demselben ziehen ließen, zu erringen und Alles, was von anderer Seite an Erwartungen daran geknüpft war, zu Schanden zu machen. Nach langen Verhandlungen [2]) kamen die Ehepacten zu Anfang des Jahres 1472 zum Abschluß, und wenn auch am 1. Juni desselben Jahres die feierliche Verlobung in St. Peter in

---

1) Constantin Dragases fällt 25./5. 1453, dessen Bruder ist
Thomas Despotis von Morea † 1465
|
Zoe oder Sophia
Gemahlin Iwans III.
|
Helena, Gemahlin Alexanders von Littauen.

2) Wir übergehen hier das uns zu weit abführende Detail der Verhandlungen, für welches erhaltene Gesandtschaftsberichte und Instructionen reiches Material bieten.

Rom vollzogen wurde und ein päpstlicher Legat der Prinzessin das Geleite nach Moskau gab, es zeigte sich gleich anfänglich, daß für Rom durch diese Ehe nichts gewonnen war. Auch Sophie hing trotz Allem eifrig am griechischen Ritus. Das zeigte sie, sobald sie über Livland zuerst auf Pskowschem Gebiete russischen Boden betrat, und der Legat Antonius mußte sich in Moskau überzeugen, daß hier für seine Zwecke nichts zu erreichen war. Schon sein Einritt in Moskau war eine Niederlage. Er mußte sich bequemen das silberne Kreuz, das er nach katholischem Ritus sich vortragen ließ, aufzugeben und eine Disputation mit einem gelehrten russischen Mönche schaffte ihm nur Verdruß und keinerlei Erfolg. Als er nach elf Wochen Moskau verließ, brachte er zwar reiche Geschenke nach Rom, aber auch die dort sehr niederschlagend wirkende Nachricht, daß Rußland einer Annahme der Florentiner Bestimmungen noch ebenso ferne stand wie in den Tagen Isidors.

Der Großfürst hatte aber in der Prinzessin Sophie nicht nur eine schöne und kluge Gemahlin gewonnen, sondern auch den Nimbus einer Verbindung mit demjenigen Hause, das in seinen und aller Russen Augen den Inbegriff der kaiserlichen Legitimität und die höchste Staffel menschlicher Vornehmheit vereinigte. Auch das war von Bedeutung, daß der nun einmal gefundene directe Weg ins Abendland nicht mehr verloren ging, und von nun an jene Einwanderung abendländischer Techniker und Künstler in Rußland begann, die seither bis auf den heutigen Tag nicht abgebrochen ist. Schon der eine Fiaraventi Aristoteles, ein Bologneser von Geburt, der damals in venetianischen Diensten stand, war für Moskau ein unschätzbarer Gewinn. Gleich hervorragend in allen Zweigen der Baukunde und des Ingenieurwesens, hat er nicht zum Kleinsten dazu beigetragen, daß der Großfürst sich seinen Gegnern militairisch so überlegen zeigte. Fast gleichen Nutzen brachten die beiden Fresini u. a. m. Bedeutsamer noch war es, daß der Großfürst sein ohnehin hoch gespanntes monarchisches Bewußtsein von nun an noch steigerte, es ist, als hätte er eine Staffel erstiegen, die ihn weit über seine Unterthanen, gleichviel ob Bojaren oder Fürsten, emporhob. Er wird, als Erster, dem dieser Beiname ertheilt ward, der Schreckliche. Noch weit mehr, als bereits geschehen war, tritt die Theilnahme des Bojarenrathes vom Regimente zurück. Den Einfluß der byzantinischen Gemahlin glaubten die Zeitgenossen auch in politischen Fragen zu bemerken, und ihr vornehmlich schrieb man den endgiltigen Bruch mit der Horde zu. Sie war nicht beliebt, und noch in den Tagen des vierten Iwan, der den Namen des Schrecklichen dem Vater entrissen hat, um ihn für immer an sich zu fesseln, schrieb man ihr die Wendung des moskauischen Fürstenhauses zum Entsetzlichen und Uebermenschlichen zu.

Wessen man sie fähig hielt, zeigt das Gerücht, welches ihr den 1490 erfolgten Tod ihres Stiefsohnes, des Thronerben Iwan Iwanowitsch, zuschrieb. Haben wir auch keinerlei Anhalt, der Großfürstin irgend welche Schuld beizumessen, so kamen die Folgen dieses Todesfalles doch ihr und ihren leiblichen Kindern zu Gute. Denn wenn Iwan auch den Sohn des Verstorbenen, seinen

Enkel Dmitri, zunächst als künftigen Nachfolger anerkannte, sie verstand es schließlich, über das herkömmliche Erbrecht hinweg ihrem Sohn Wassili den Thron zu sichern. Es ist der Kampf zweier Frauen um die Zukunft ihrer Söhne. Wir greifen auch hier dem chronologischen Verlauf der Dinge vor. Die der Griechin abgeneigten Fürsten und Bojaren verstanden es, Iwan zu überzeugen, daß Dmitri die Nachfolge gebühre. Noch hatte er den entscheidenden Schritt nicht gethan, da erfuhr er, daß sein Sohn Wassili den Versuch machen wolle, über den Kopf des Vaters hinweg sich den Thron zu sichern. Von meist untergeordneten Persönlichkeiten unterstützt, faßte er den Plan, sich der in Wologda und Bjeloosero liegenden Kassen zu bemächtigen und Dmitri zu erschlagen. Nun kannte der Großfürst keinerlei Rücksichten mehr. Wassili wurde augenblicklich verhaftet und von seinen Anhängern sechs grausam hingerichtet, die übrigen ins Gefängniß geworfen. Auch Sophie hatte direct unter den Folgen der mißlungenen Verschwörung zu leiden. Man warf ihr vor, daß sie mit Wahrsagerinnen verkehre und ließ die alten Weiber, welche bei ihr aus und eingingen, ergreifen und nächtlicher Weile in der Moskwa ertränken. Dmitri aber wurde unter großen kirchlichen Feierlichkeiten am 4. Februar 1498 zum Großfürsten und Nachfolger im Reiche gekrönt.[1]) Aber kaum ein Jahr lang dauerte die Herrlichkeit. Weder die Fürstin Helena noch ihre Hauptstützen, die Patrikejews und Rjäpolowski's, noch endlich der junge Dmitri verstanden sich in der Gunst Iwans zu behaupten. Im Januar 1499 verfielen sie in Ungnade. Die Patrikejews und Rjäpolowski's wurden der Verrätherei beschuldigt und ins Kloster geschickt. Es scheint, daß sie den Großfürsten durch hochfahrendes Betragen dem verdrängten Wassili gegenüber erbittert haben. Daß nicht noch härtere Strafe sie betraf hatten sie wohl ihrer Verwandtschaft mit dem großfürstlichen Hause zu danken.

Das war die Einleitung zum Sturze Dmitri's. Wassili wurde gegen allen Gebrauch zum Großfürsten von Nowgorod und Pskow gemacht; und als die Pskowiter, die sich in den plötzlichen Wechsel nicht finden konnten, durch eine Gesandtschaft bitten ließen, man möge sie doch nicht von ihrem künftigen Herrn, dem Großfürsten Dmitri, trennen, wurden zwei ihrer Boten ins Gefängniß geworfen und die übrigen brachten den ungnädigen Bescheid: der Großfürst könne über seinen Sohn und seinen Enkel bestimmen; die Herrschaft gebühre dem, dem er sie zuspreche. Nur mit Mühe gelang es einer zweiten Gesandtschaft, ihn zu begütigen. Und von nun an wurde sein Verhältniß zum Enkel und zur Schwiegertochter immer schlechter. Endlich am 11. April 1502 erfolgte die Entscheidung. Der Großfürst Dmitri und seine Mutter Helena fielen beide in Ungnade. Dem ersteren wurde der großfürstliche Titel genommen und noch am selben Tage Wassili, der inzwischen

1) Vgl. Herberstein Rerum Moscoviticarum commentarii. In der Baseler Ausgabe, nach der wir ihn immer citiren p. 19 ff.

durch kluge Unterwürfigkeit die Gunst des Vaters wiedergewonnen hatte, zum Großfürsten von Wladimir, Moskau und ganz Rußland ernannt. Nun kam auch Sophie wieder zu Ansehen und Geltung; aber nur kurze Zeit konnte sie sich des wiedererworbenen Einflusses erfreuen. Sie ist schon 1503 gestorben; allerdings mit der Gewißheit, daß die Nachfolge ihres Sohnes, dem sie den byzantinischen Adler ins Wappen gebracht hatte, nunmehr völlig gesichert war.

Während diese Familienangelegenheiten in ihren oft tragischen Wechselfällen nicht über den Kreis der internen russischen Angelegenheiten hinausgreifen, ist die Vermählung Helena's, der Schwester Wassili's von weittragendster politischer Bedeutung geworden.

Das 16. Jahrhundert ist die Zeit der Heirathspolitik, und nicht die Habsburger allein sind es gewesen, die durch eine Reihe glücklicher Ehebündnisse Staaten, welche keinerlei nationale Bande mit einander verknüpften, zu einem Reiche äußerlich zusammenzukitten verstanden. Ganz auf denselben Wegen sind seit den Tagen jener verhängnißvollen Ehe zwischen Hedwig und Jagailo die littauischen Fürsten vorgegangen. Schon waren durch solche Heirathspolitik Polen, Littauen, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen in die Hände der Jagellonen übergegangen. Der Erfolg schien alle ihre Bestrebungen krönen zu wollen. Es ist nichts Auffallendes, daß sie sich jetzt mit der Hoffnung trugen, auch den alten Streit zwischen Rußland und Littauen durch eine Heirathsallianz beizulegen. Iwan III. hatte von Sophie eine Tochter, die zur Jungfrau herangeblüht war, Helena, deren Lieblichkeit und Anmuth die Zeitgenossen nicht genug zu rühmen wissen.

Die Habsburger sind freilich auch hier die Ersten gewesen, und Maximilian I., der bekanntlich überall nach einer Braut mit reicher Mitgift ausschaute, hat auch um die Großfürstin Helena geworben. Die Verhandlungen beginnen 1488, und es sind darüber viele Gesandtschaften ausgetauscht worden; wenn jene Heirathspläne sich auch schließlich zerschlugen, brachten sie Moskau doch den Vortheil dauernden politischen Verkehrs mit dem deutschen Reiche.[1]) Ein zweiter, ebenfalls unglücklicher Bewerber war der Herzog Conrad von Masowien. Erst Alexander von Littauen ward von Erfolg gekrönt. Die ersten Anträge waren privater Natur und von beiden Seiten wurde mit größter Vorsicht vorgegangen. Man wußte, welches das Endziel war, und suchte einander auf jede Art zu überlisten. Da gleichzeitig ein ununterbrochener Grenzkrieg stattfand, trugen jene ersten Beziehungen einen fast feindseligen Charakter. Iwan zeigt sich dabei in seinen Zielen von vorn herein klar. Die erste Gesandtschaft, die er zu Anfang des Jahres 1493 nach Littauen schickte, hatte die bestimmte Instruction, Alexander stets nur Großfürst von Littauen

1) Die sehr interessanten Gesandtschaftsinstructionen und Relationen findet man in den „Denkmälern der diplomatischen Beziehungen Alt-Rußlands mit ausländischen Mächten" (russisch). Petersb. 1851. Auch für die deutsche Geschichte sind sie höchst ergiebig. Wir müssen uns leider versagen, hier auf dieselben einzugehen. Vgl. den Anhang.

zu tituliren, Iwan III. dagegen stets von Gottes Gnaden Herrscher (gossudar) von ganz Rußland und Großfürst zu nennen. Es wurde damit im Princip das Anrecht Littauens auf seine russischen Provinzen bestritten. Auch muß in Betracht gezogen werden, daß damals noch in Aller Erinnerung lebendig war, welche Ansprüche Iwan mit dem Titel „gossudar" zu verbinden pflegte. Die littauische Gegengesandtschaft antwortete, indem sie Iwan nun ihrerseits blos als Großfürsten begrüßte und gegen seine Ansprüche Bewahrung einlegte. Da sie aber zugleich erkundet hatte, daß man in Moskau einer Eheverbindung [1]) mit Littauen durchaus nicht abgeneigt war, folgte bald darauf eine große littauische Gesandtschaft, die am 17. Januar 1494 in Moskau eintraf. Sie war beauftragt, mit Moskau einen Definitivfrieden abzuschließen und die Werbung Alexanders nunmehr officiell vorzutragen. Es lag nun in littauischem Interesse, mit letzterer zu beginnen, Iwan dagegen war überzeugt, mehr erreichen zu können, wenn der Friede unter steter Vorspiegelung des lockenden Heirathstractates zuerst negociirt werde. Und, wie nicht anders zu erwarten stand, setzte er seinen Willen durch. Die Friedensverhandlungen wurden zuerst vorgenommen. Aber gleich zu Anfang stieß man auf eine principielle Differenz, welche schwer zu beseitigen war. Littauen wollte auf Grund des mit Wassili Wassiljewitsch abgeschlossenen Friedens verhandeln, während Iwan auf den Frieden zurückging, den Simeon Iwanowitsch und Olgerd beschworen hatten. Die Littauer boten als äußerstes Zugeständniß den Verzicht auf Nowgorod, Pskow und Twer, Iwan dagegen wollte auf Smolensk und Brjänsk verzichten, d. h. beide Theile boten eigentlich nichts, da sie Territorien preisgaben, welche gar nicht in ihrer Hand lagen. Wenn aber Iwan verlangte, daß es sonst beim augenblicklichen Besitzstande bleiben solle, bedeutete das für Littauen den Verzicht auf alle jene Grenzlandschaften, welche der Großfürst durch seine bohrende Politik allmählich an sich gerissen hatte. So schienen die Verhandlungen stocken zu wollen, aber das Verlangen nach der moskauischen Braut brachte die Littauer zum Nachgeben. Die strittigen Gebiete, namentlich Wjäsma und Mosalsk, wurden Iwan zuerkannt. Der Preis für diese Nachgiebigkeit war der Beginn der Eheverhandlungen. Am 2. Februar 1494 nahm der Großfürst die officielle Werbung entgegen und nachdem das Versprechen ertheilt war, daß die Großfürstin beim griechischen Glauben erhalten und in keiner Weise bei Ausübung desselben behindert werden solle, wurde am 6. Februar die Prinzessin feierlich dem Großfürsten Alexander von Littauen zugesprochen. Schon vom Tage vorher ist der Friedensvertrag zwischen Littauen und Moskau datirt und am 7. wurde der ewige Friede und das Bündniß zu Schutz und Trutz untersiegelt und beschworen.

Dieser Vertrag, ein Meisterstück moskauischer Politik, sicherte dem Großfürsten nicht nur alle seine früheren Erwerbungen, sondern trug, wenn auch halb verhüllt, die Anerkennung etwaiger späterer Erwerbungen im Keime

1) Vgl. Karpow l. l. Band II.

in sich. Denn unverzeihlich war es vom Standpunkte littauisch-polnischer Interessen, daß ihm der Titel Gossudar von ganz Rußland zugestanden wurde und es hatte, nachdem dieser Titel vorausgegangen war, nur wenig zu bedeuten, wenn festgesetzt wurde, daß in Zukunft den Fürsten des einen wie des anderen Reiches der freie Uebergang mit ihren Gebieten von Moskau nach Littauen, oder umgekehrt, verboten sein sollte. Das Letztere wurde eingehalten, das Erstere nicht, und auch die Absicht, jener Bestimmung sich zu fügen, kann nicht einmal vorgelegen haben.

Ebenso war die Grenzrichtung dem Großfürsten denkbar günstig gezogen. Die pskow'sche, nowgorod'sche und twer'sche Grenze wurden nach Littauen zu behauptet, dann ging die Linie von Rshew aus in südöstlichem Bogen, so daß Wjäsma und Roslawl zu Moskau fielen und nur Brjänsk bei Littauen blieb.

Der gefährlichste Punkt dieses Vertrages war aber ein anderer; es war die scheinbar harmlose Bestimmung über die Glaubensfreiheit Helena's, welche Großfürst Alexander nach der Zusage der Gesandten in folgender Fassung bestätigen sollte: „Wir, Alexander, haben diese Urkunde unserem Bruder und Schwiegervater ausgestellt, Iwan dem Gossudar von ganz Rußland, darauf hin, daß er uns seine Tochter Helena gegeben hat und daß wir seine Tochter nicht zu römischem Gesetz nöthigen wollen und ihr das griechische Gesetz halten werden." Iwan hatte jetzt eine Handhabe erhalten, um in die inneren littauischen Angelegenheiten einzugreifen und sich zum Beschützer der nicht unirten Griechen Littauens aufzuwerfen. Die Hoffnung aber, mit der man sich am Hofe Alexanders getragen zu haben scheint, daß diese Heirath Erbansprüche auf das moskauische Reich begründen werde, wurde zu Schanden. Im Vertrage selbst geschieht ihrer gar keine Erwähnung, und als die littauischen Gesandten einen Versuch machten, im günstigen Augenblick ein dahin zielendes Zugeständniß zu erwirken, werden sie abgewiesen. Am 10. Januar hatte der Großfürst die Gesandten zu feierlichem Gelage an seine Tafel gezogen, und seinen Becher auf das Wohl des Schwiegersohnes geleert. Dabei hatte er, zu den Gesandten sich wendend, gefragt, auf welche Weise er die reichen, ihm übersandten Geschenke vergüten könne? Die Gesandten erhoben sich und sagten: „die Geschenke werben um eine große Gunst deiner Zarischen Gnade gegen unsern Großfürsten, den polnischen Thronerben Alexander." Da antwortete Iwan Wassiljewitsch, „welche Gunst ist es? ich werde sie nicht verweigern." Nun verbeugten sich die Gesandten zum zweiten Male und schlugen tief das Haupt vor ihm, wie vor einem Zaren (d. h. wie es das Ceremoniell in der goldenen Horde verlangt hatte) und sagten: „Unser Großfürst hat keinen Vater, so bittet er denn, da du ihm deine Tochter Helena zur Gemahlin gegeben hast, mögest du ihm ein zweiter Vater sein." „Auf morgen", antwortete Iwan Wassiljewitsch, „jetzt aber bitte ich euch, in unserem Palaste fröhlich zu sein" und mit diesen Worten verließ er den Saal.[1])

1) Vgl. Karpow l. l. p. 26, der jedoch die Bedeutung dieses merkwürdigen Gespräches nicht recht erfaßt. Es ist nicht, wie er meint, eine sentimentale Scene, die

Am anderen Tage aber war von jener Bitte nicht mehr die Rede, vielmehr betonte Iwan in seiner Anrede an die Gesandten die Bezeichnung „Bruder und Schwiegersohn" und niemals hat er ihn Sohn genannt. Man war in Moskau wohl geübt, die Bedeutung von Worten abzuwägen. So war denn auch die Ansprache, die Großfürst Iwan den Gesandten vor ihrer Abreise hielt, von höchster politischer Bedeutung.

„Ihr Herren," sprach er, „sagt von uns unserem Bruder und Schwiegersohn, daß er auch halte, was er uns mit Wort und Urkunde versprochen hat, und daß er unsere Tochter auf keinerlei Weise zum römischen Ritus nöthige; und wenn unsere Tochter selbst zur römischen Kirche übertreten wollte, so gestatten wir ihr das nicht, und er soll es ihr auch nicht gestatten, damit aus diesem Anlaß Liebe und Freundschaft zwischen uns nicht aufhöre. Und saget ihm ferner: Wenn unsere Tochter seine Gemahlin sein wird, soll er sich ihr, unserer Tochter und seiner Großfürstin, gnädig erweisen und sie ehren, wie Gott will, daß der Ehemann seine Gattin ehre, hören wir das, so werden wir froh sein. Und sagt unserem Bruder und Schwiegersohn, daß er um unsertwillen Sorge trage, daß für unsere Tochter, seine Großfürstin, eine griechische Kirche am Corridor seines Palastes bei ihrem Chor erbaut werde, damit sie es nahe habe, in die Kirche zu gehen. Und es soll uns lieb sein, von seiner Gunst gegen unsere Tochter zu hören. Und sagt von uns dem Bischof und den Herren, eueren Brüdern, und dem ganzen Rath, und achtet auch selber darauf, daß unser Bruder und Schwiegersohn unserer Tochter Gunst bezeuge, damit zwischen uns Brüderlichkeit, Liebe und dauernde Freundschaft unerschüttert bleiben, so lange Gott es giebt."

Und als der endgiltige Abschied zwischen Vater und Tochter stattfand, gab er ihr eine wörtliche Abschrift dieser Rede und anderer gleicher Tendenz, und dazu noch ein Gedenkblatt: „in das lateinische Gotteshaus soll sie nicht gehen, sondern in ihre Kirche; will sie aber ein lateinisches Gotteshaus, oder ein Kloster beschauen, so mag sie ein- oder zweimal hingehen, öfter aber nicht. Ist die Mutter Alexanders in Wilna und heißt sie, wenn sie ins Gotteshaus geht, Helena mitkommen, so soll sie die Schwiegermutter bis zum Gotteshaus begleiten, sich dann aber freundlich frei bitten und in ihre Kirche gehen, nicht aber in das lateinische Gotteshaus.[1]) Daran schloß sich noch der Befehl, daß, wenn bei der Trauung der Bischof an Helena die Frage richte, ob sie Alexander zum Gatten haben wolle, sie antworten solle: „Ich will ihn, und werde ihn bis an mein Lebensende nicht verlassen, um keiner Krankheit willen. außer wegen des griechischen Ritus. Denn beim griechischen Ritus soll er mich erhalten und mich nicht zur römischen Kirche nöthigen."

---

sich hier abspielt, sondern Littauen versuchte, auf dem Wege der Ueberrumpelung, ein wichtiges politisches Recht zu erwerben.

1) Der Text dieser pominka unterscheidet stets zwischen boshniza und zerkow, Ersteres die katholische, letzteres die griechische Kirche; boshniza wird aber auch für heidnische Tempel gebraucht.

Iwan hatte sich zum Herrn der Situation gemacht und verstand es in der Folge vortrefflich, sie auszunutzen.

Nicht einmal die Flitterwochen der jungen Großfürstin hindurch währte die Eintracht zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn. Eine ganze Reihe von Streitfragen tauchte sogleich wieder auf. Man war in Moskau mit der Form nicht zufrieden, in welcher das littauische Exemplar des Friedens und Ehetractats abgefaßt war, der alte Streit über den Titel Iwans als Gossudar von ganz Rußland wurde wieder hervorgeholt und neue Beschwerden an die Stellung der griechischen Kirche in Littauen geknüpft, endlich wurde man in Wilna bald der russischen Bojaren überdrüssig, die von der Hochzeit her noch immer in der Umgebung der Großfürstin weilten, und nicht Miene machten, fortzuziehen. Dazu traten noch allerlei Mißhelligkeiten. Ein türkischer Gesandter, der nach Moskau wollte, hatte von Alexander nicht die Erlaubniß erhalten, das littauische Territorium zu passiren und eine Grenzregulirung, wie der Friedensschluß sie vereinbart hatte, wurde nicht vorgenommen. Die Grenzverletzungen, der Uebermuth der russischen Statthalter und die Gewaltthaten der dienenden Fürsten dauerten fort, nach wie vor. So ist es kein Wunder, daß die Sprache der beiderseitigen Gesandtschaften immer schärfer wurde, und schon Ende 1496 war man von einem Bruch nicht mehr weit entfernt. Vor einem offenen Bruch scheute man aber noch auf beiden Seiten zurück. Iwan brauchte noch klareres Material, um das scheinbare Recht ganz für sich zu haben. Wir finden, daß er dabei seine eigene Tochter als Mittel zum Zweck benutzt. Der officiellen Correspondenz geht eine private zwischen Vater und Tochter zur Seite, und schon 1497 schreibt sie ihm, daß sie ihren Gemahl gebeten habe, sie, wie es mit den früheren Großfürstinnen von Littauen gehalten wurde, mit Gebieten zu begnaden, er aber habe entgegnet, daß ihr Vater ihm viele Städte und Gebiete entrissen habe, erst wenn er diese zurückerhalte, werde sie die ihr gebührenden Landestheile bekommen.

Am 30. Mai 1499 traf aus der nächsten Umgebung der Großfürstin ein Brief ein, welcher in seinen Folgen den Krieg herbeiführte. Ein gewisser Schestak hatte ihn nach Wjäsma an den Fürsten Obolenski geschickt und sein Wortlaut war folgender: „Hier, Herr, findet eine arge Irrung statt zwischen den Lateinern und unseren Christen. In unseren Bischof von Smolensk und in Sapieha ist der Satan gefahren. Der Großfürst zürnt unserer Herrin wegen des verfluchten lateinischen Glaubens. Gott aber hat unsere Herrin unterwiesen, sie gedenkt der Anweisung des Gossudar, ihres Vaters, und sie hat sich geweigert: „Du erinnerst dich, Herr, wie Du mit dem Herrn, meinem Vater, geredet hast, und ich, Herr, kann gegen den Willen meines Vaters solches nicht thun, aber ich will Boten zu ihm senden, daß er mich unterweise.“ Ja, sie wollen gar die gesammte rechtgläubige Christenheit lateinisch machen und deshalb stehen unsere Russen und Littauer einander in großer Feindschaft gegenüber. Schicke diesen Brief dem Gossudar, er weiß das nicht, mehr aber wage ich nicht zu schreiben . . .“ Iwan fertigte darauf hin noch am selbigen Tage

einen Boten nach Littauen an seine Tochter und beauftragte ihn, ihr unter vier Augen zu sagen: „Es ist die Kunde zu uns gelangt, daß Dein Gemahl, Alexander, Dich und andere von euerem griechischen Glauben zum lateinischen drängt. Gehorche darin Deinem Manne nicht, und dulde in dieser Sache lieber bis zu Blut und Tod. Tritt nicht zur römischen Kirche über, auf daß Deine Seele nicht vor Gott verloren gehe, und daß Du nicht unseren und aller Rechtgläubigen Fluch zu tragen habest .... Schreibe uns, ob das wahr ist, und dann wollen wir zu Deinem Mann schicken und ihn fragen, weshalb er gegen Wort und Versprechen handelt."

Gleichzeitig sollte der Bote genau erkunden, in welchen Beziehungen Littauen zur Krim, zur Walachei und zu den Türken stehe.

Das bedeutete Krieg.

Zum Ausbruch kam er aber noch nicht sogleich. Littauen wollte ihn um jeden Preis vermeiden und Iwan nahm sich Zeit, seine Vorbereitungen nach allen Seiten hin zu Ende zu führen. Er nutzte die nun folgenden anderthalb bis zwei Jahre dazu aus, sich sowohl Stephan II. von der Moldau [1]) als Mengli Girei's zu versichern und gleichzeitig einen Abfall littauisch-russischer Grenzfürsten zu Moskau in großem Stil zu organisiren. Der Fürst Semen Bjelski, die Fürsten von Mosalsk, der Fürst Chotetowski und danach die Fürsten von Starodub, Moshaisk und Sewersk traten zu Iwan über und wurden von ihm mit ihren Ländereien freundlich aufgenommen. Anfang des Jahres 1500 war er bereit und nun erfolgte der Bruch. Die Feindseligkeiten hatten schon begonnen, als noch verhandelt wurde. Die Kriegserklärung Iwans lautete: „Der Großfürst Alexander handelt nicht nach dem Vertrage: er drängt die Großfürstin Helena, die russischen Fürsten und Pane zur römischen Kirche: deshalb sagt sich der Großfürst Iwan Wassiljewitsch von der Kreuzküssung los und will für das Christenthum einstehen, so viel ihm Gott helfen wird." Man sieht, der einzige Vorwand war der religiöse und in der That war beim eifrigsten Suchen kein anderer zu finden, Iwan hatte den Krieg haben wollen und er hatte ihn erzwungen. [2])

Im Mai 1500 begannen die Feindseligkeiten. Die moskauischen Heere rückten in russisch Littauen ein und ohne Schwertstreich konnten sie, dank dem verrätherischen Verhalten der dienenden Fürsten, sich einer Stadt nach der anderen bemächtigen. Ueber zwei Monate lang fanden sie keinen Feind und erst am 14. Juli kam ihnen der Führer des littauischen Heeres, der Groß-

1) Stephan II. der Große (1458—1504) hatte seine Tochter mit Iwan Iwanowitsch, dem Sohne des Großfürsten vermählt. Er hatte früher, als Sigismund, der Bruder Alexanders, sich der Moldau zu bemächtigen suchte, in offenem Kriegsverhältniß zu Littauen gestanden, war aber im Augenblick der Entscheidung in friedlichen Beziehungen zu Alexander und trug, natürlich vergeblich, dem Großfürsten Iwan seine Mediation an.

2) Wir sind aus Rücksicht auf den Raum leider genöthigt, den fast dramatischen Gang dieser Verhandlungen zu übergehen.

hetman Fürst Konstantin Ostroschski etwas über zehn deutsche Meilen östlich von Smolensk, an dem Flüßchen Wedroscha, entgegen. Es war ein dies nefastus für Littauen, der Tag der Schlacht an der Schelona; sie wurden völlig geschlagen und Ostroschski selbst fiel in die Hände der Sieger. Die politische und militairische Unfähigkeit Littauens war wieder einmal in verhängnißvoller Weise zu Tage getreten. Die Schlacht an der Wedroscha lieferte das ganze linke Ufer des Dniepr in Iwans Hände und aufs kräftigste unterstützte ihn dabei Mengli Girei, der 15,000 Mann in das littauische Gebiet entsandt hatte und mit seiner Hauptmacht gegen Kiew vorrückte. Er wünschte sich dort mit dem russischen Heere zu vereinigen, Iwan war jedoch zu vorsichtig, um so weit vorzurücken, zumal der Weg nach Kiew hin durch die Tataren völlig ausgeraubt war und die Mittel zum Unterhalt seines Heeres nicht bieten konnte. Bis zur Beresina einerseits und bis zum Bug andrerseits drangen die Tataren vor und Mengli konnte sich später rühmen, 50,000 Gefangene heimgebracht zu haben. Alexander war in der äußersten Noth, er suchte Mengli durch die weitgehendsten Versprechungen zum Rückzuge zu bewegen und hetzte gleichzeitig hinter seinem Rücken die Söhne Achmats (d. h. Mohammeds) gegen ihn und gegen Iwan auf. Auch nach Moskau schickte Alexander Friedensboten, und seine Brüder Wladislaw II. von Böhmen und Ungarn, und Johann I. Albrecht von Polen intercedirten für ihn. Auch Papst Alexander VI. bereitete eine Gesandtschaft vor. Aber die polnischen und ungarischen Boten wurden zwar höflich, doch entschieden abgewiesen, dem Gesandten Alexanders wurden die Bedeutung des griechischen Glaubens, die Verweigerung des Titels Großfürst von ganz Rußland und die Verhandlungen mit den Söhnen Achmats scharf vorgehalten und mit aller Deutlichkeit gesagt, daß Iwan keinen Fußbreit des von ihm eroberten Landes abzutreten gedenke. Schließlich nahm aber Iwan die Vermittelung der Könige von Polen und Ungarn an und versprach bis zum Eintreffen einer neuen Gesandtschaft mit größeren Vollmachten das littauische Land nicht weiter zu verheeren. So trat eine Kriegspause ein, die jedoch nicht von Dauer sein konnte, da man auf beiden Seiten es mit dem Frieden nicht ehrlich meinte. Die Littauer hatten erkannt, daß Iwan von den jüngst eroberten Gebieten nichts preisgeben wolle und waren entschlossen, noch einmal den Versuch zu machen, sich mit den Waffen in der Hand eine günstigere Position zu erringen, in Moskau aber lebte man nach dem so überaus glücklichen Anfange des Krieges der Hoffnung, daß es möglich sein werde, noch mehr zu erringen. Namentlich Smolensk lockte. Der Besitz dieser Stadt hätte das moskauische Uebergewicht mit einem Schlage fast unwiderstehlich gemacht. Das Kriegstheater aber dehnte sich nunmehr aus und im Norden und Süden gestalteten die Verhältnisse sich für Moskau nicht günstig.

Livland errang als littauischer Bundesgenosse bedeutsame Erfolge und im Süden dehnte sich die Macht der Krim in einer Weise aus, die dem Großfürsten durchaus nicht genehm war.

In Livland war man schon seit dem Jahre 1492 nicht im Zweifel darüber, daß ein Krieg mit Iwan in Sicht sei. Als dann das Jahr 1494 Walter von Plettenberg an die Spitze gebracht hatte, war dieser ununterbrochen bemüht, sich für den bevorstehenden Kampf die unumgänglich nothwendigen Allianzen zu schaffen. Er hat sowohl mit dem Hochmeister und Rom, als mit Schweden und Littauen verhandelt, von allen Seiten Zusagen erhalten und ist im entscheidenden Augenblicke von allen Theilen in Stich gelassen worden. Zum förmlichen Abschluß eines gegen Rußland gerichteten Schutz- und Trutzbündnisses mit Alexander von Littauen kam es jedoch erst am 3. März 1501. Alexander gelobte, in zehn Jahren[1]) ohne Livland keinen Frieden zu schließen. „Sobald die Zeit gekommen sei, solle es der Eine dem Anderen ansagen, und Beide gleichzeitig nach Rußland ziehen. Kommen aber Einem von Beiden die Russen mit einem Einfalle zuvor, so verpflichtet sich der Andere, seinerseits in Rußland einzubrechen. Kein Vorwand der Behinderung soll dabei erhoben werden.“[2]) Es ist überraschend, wie groß die Streitkräfte waren, welche das kleine Livland aufbrachte. Im Ganzen 80,000 Mann, wobei freilich in Betracht zu ziehen ist, daß die übergroße Mehrzahl aus den wenig taugenden Schaaren der Bauern bestand und daß der Troß hierbei mit gerechnet ist. Den Kern des Heeres bildeten dagegen nur 4000 Reiter und 2000 Fußknechte. Bei Neuhausen überschritten die livländischen Truppen die Grenze und am 27. August 1501 kam es zum ersten Kampfe in offenem Felde. 30 bis 40,000 russische Reiter begegneten ihnen etwas über eine deutsche Meile vor Isborsk und hier entbrannte ein Geschützkampf, der, durch die Reiterei unterstützt, die vom Fürsten Wassili Wassiljewitsch Schuisky befehligten russischen Truppen zur Flucht trieb. Die Verluste waren übrigens auch auf livländischer Seite nicht unbedeutend, aber die Russen hatten auf der Flucht Kriegszeug, Waffen und Proviant im Stich gelassen, so daß drei Meilen weit der Weg davon bedeckt war.[3]) Erst am folgenden Tage drang Plettenberg tiefer in russisches Gebiet ein und zwar nach Süden, um dort bei Ostrow, wie abgemacht war, sich mit den littauischen Streitkräften zu vereinigen. Obgleich nun die Littauer nicht am Platze waren, wurde die Stadt doch unter großen Verlusten russischerseits genommen, dann aber der Rückzug angetreten, weil Plettenberg, zumal durch den Genuß vergifteter Speisen in seinem Heere eine ruhrartige Seuche ausgebrochen war, und weil keine Unterstützung von Seiten Alexanders in Sicht stand, sich nicht weiter in Feindesland hinein begeben durfte. Auf dem Rückzuge wurde dann

1) Vgl. Schirren, Eine Schonne hystorie vom vunderliken geschesstthen der heren tho lyfflanth myth den Russen unde tartaren. Dorpat 1861.

2) Schirren l. l. p. 117.

3) Dies ist der seit Schirrens Entdeckung der „schonnen Historie“ (1861) feststehende Sachverhalt. Die noch bis in die neueste Zeit in deutschen Darstellungen immer wiederkehrende Schlacht bei Maholm hat nie stattgefunden. Sie geht auf den apokryphen Bericht Nyensteds zurück.

noch Isborsk beschossen, doch konnte der Meister eine regelrechte Belagerung nicht vornehmen, bereits am 14. September ist er wieder auf livländischem Boden. Hier waren inzwischen russische Truppen in verheerendem Raubzuge eingedrungen und als Plettenberg eben die Anstalten zu einem zweiten Zuge traf, erkrankte er selbst aufs allergefährlichste. Nun stockte auf livländischer Seite Alles. Es war das um so verhängnißvoller, als mittlerweile Iwan den Fürsten Obolensky mit zahlreicher Verstärkung nach Pleskau gesandt hatte und dieser nun am 24. October mit 90,000 Mann von dorther aufbrach und am 31. die livländische Grenze überschritt.[1]) Wenn auch Obolenski vor Helmet fiel, warfen die Moskowiter doch die ungeordneten deutschen Truppen überall nieder und verwüsteten in großem Bogen das ganze Stift Dorpat.[2]) Gegen 40,000 Gefangene folgten ihrem Zuge und die ihnen zu spät nachsetzenden livländischen Reiter vermochten sie nicht einzuholen, Plettenberg selbst, der inzwischen genesen war, folgte ihnen auf den Fersen, aber sie kehrten wohlbehalten heim. Der Anfang des Jahres 1502 brachte dann zwei erfolgreiche Streifzüge der Livländer nach Rußland hinein, bei dem Ausbleiben der wiederum fest zugesagten littauischen Unterstützungen ohne nachhaltigen Erfolg. Auf das Andringen Alexanders, der wie immer mit Versprechungen und Zusagen leicht zur Hand war, hatte Plettenberg im August 1502 versprochen, noch einmal einen größeren Einfall zu unternehmen. Pleskau sollte das Ziel sein und hier Littauer und Livländer einander die Hände reichen. Man war in Moskau von der drohenden Gefahr wohl unterrichtet und die in Nowgorod stationirenden Wojewoden, drei Schuiskis, ein Tatar Boris Tebet Ulanow und noch viele andere hatten Befehl erhalten, eilig mit ihrer Heeresmacht herbeizuziehen. Der deutsche Kern des livländischen Heeres war dieses Mal noch schwächer, nur 2000 Reiter, der Rest bestand aus schlechtem Fußvolk und dem Troß. Dennoch zog Plettenberg, den die Littauer wieder in Stich gelassen hatten, dem Feinde entgegen und am 13. September kam es am See Smolina, in der Nähe von Pleskau, zur Entscheidungsschlacht. Man war russischer Seits so zuversichtlich gewesen, daß man sich vermaß, den Meister und sein Heer gefangen vor den Großfürsten nach Moskau zu führen. Mit leichter Mühe gelang es, einen Theil des livländischen Trosses niederzumachen, aber dem Anprall der gewappneten Reiterschaaren vermochten die russischen Truppen nicht Stand zu halten. Dreimal durchbrachen die livländischen Reisige die russischen Heerhaufen „und da hat es sich begeben, daß, als die gedachten Herren und Reisige aufs Beste durch den Feind durchgebrochen waren, und sich mit Macht dreimal hin und wieder durchgeschlagen und sie so in die Flucht gebracht hatten, und nun wieder zurück-

1) Karpow l. l. II p. 88 verwechselt hier den zweiten russischen Einfall mit dem ersten.

2) Der Zug ging über Marienburg, Adsel, Trikaten, Ermes, Helmet, Tarwast, Oberpahlen, Lais, Wesenberg und Narva.

3) Schonne Historie p. 41.

kehrten, sie also mit Blut und Staub, beide, Roß und Reiter, bedeckt waren, daß man keine Farbe erkennen konnte und sie vor Müdigkeit nicht vermochten, dem Feinde zu folgen, sonst hätten sie der Nachjagd nicht vergessen." Vergebens suchte der pleskau'sche Fürst Iwan Gorbatoi die Ordnung herzustellen, in zügelloser Flucht waren die russischen Truppen auseinander gestoben.

Die nächste Folge dieser Niederlage am Smolinasee war, daß 12,000 Russen, die bei Narva standen, um auf die Kunde von einem Siege in Livland einzufallen, nun eilig ihren Rückzug antraten. Die Gefahr für Livland war beseitigt, obgleich, wie eine gleichzeitige Quelle sich ausdrückt, in Folge der Wortbrüchigkeit Alexanders, das Schicksal desselben an einem Haare gehangen hatte.

Und ebenso unzuverlässig hatte die littauische Politik sich im Süden gezeigt. Von Alexander angetrieben, begann die Horde der Söhne Achmats vom Kaukasus aus gegen den Don vorzurücken; von littauischen Boten geführt, überschritt sie den Fluß und begann die neuen Erwerbungen Moskau's zu verheeren. Doch ging das Jahr 1501 hin, ohne daß diese Tataren sonderlichen Schaden anrichteten, zeitweilig haben sogar zwischen Schich Achmat und Iwan freundschaftliche Beziehungen stattgefunden. Mengli Girei that anfänglich keinerlei entscheidende Schritte. Er begnügte sich, durch einen Steppenbrand Achmat von seinem Standort bis zur Mündung der Desna zu drängen, so daß er nicht weit von Kiew stand. Sultan Bajazed II. versuchte vergeblich eine Einigung zwischen den beiden Tatarenkhanen herbeizuführen, sein Bote wurde erschlagen und Mengli Girei gelang es im Juni 1502, Achmat zu besiegen.[1]) Seine Reiter gingen zum größten Theil zur krim'schen Horde über, er selbst rettete sich durch die Flucht. — Auch hier hatte Alexander seine Bundesgenossen in unverantwortlicher Weise preisgegeben. Ein Versuch, den er jetzt machte, Mengli zu sich hinüberzuziehen, mißglückte, man traute ihm eben nirgend mehr, auch Fürst Stephan von der Moldau sagte sich jetzt von ihm los und fiel in das Gebiet des Prut und Dniestr ein, während die krim'schen Tataren den Südosten verwüsteten. Der Schlüssel zu dieser Unthätigkeit der Littauer und zur Unzuverlässigkeit Alexanders ist in dem Umstande zu finden, daß sein Bruder König Johann Albert von Polen am 17. Juni 1501 gestorben war, daß Alexander die Nachfolge erstrebte und auch wirklich am 12. December zum Könige von Polen gewählt wurde, so daß er, wie sein Vater Kasimir, wieder beide Kronen vereinigte. Dieser Umstand hatte ihm die Feindschaft Stephans zugezogen und ihn selbst in polnische Interessen verwickelt, die ihm eine consequente Kriegführnng und die Verfolgung einer rein littauischen Politik unmöglich machten.

Die moskauischen Truppen waren bei der ersten Nachricht vom Siege der krim'schen Horde über Schich Achmat auf Smolensk zu gerückt. Am Glückstage des Großfürsten, dem 14. Juli, begann die Belagerung, aber die

1) Es ist das Ende der goldenen Horde, auf das wir schon oben hinwiesen.

Stadt konnte nicht genommen werden. Man begnügte sich mit der Verheerung von littauischen Landschaften, welche die Kriegsfurie bis jetzt verschont hatte, nahm das westlich von Smolensk belegene Orscha, drang in den Landstrich zwischen Sosch und Dniepr einerseits und zwischen Düna und Dniepr andererseits, verbrannte die Vorstadt von Witebsk und erreichte sogar Polozk. Erst hier machte Dmitri Iwanowitsch, der Enkel des Großfürsten, Kehrt. (23. October.) Es hatte sich ihm an keiner Stelle ein littauisches Heer entgegengeworfen. Thatenlos warteten die Truppen Alexanders den Ausgang dieses Feldzuges in Minsk ab.

Es scheint, daß man in Littauen auf eine plötzliche Aenderung hoffte. Es hieß, Iwan sei krank und bald verbreitete sich gar das Gerücht von seinem Tode.[1]) Das war aber ein Irrthum, und so entschloß sich Alexander, unter ungünstigeren Verhältnissen, als sie das Jahr 1501 geboten hatte, den siegreichen Schwiegervater um Frieden zu bitten.

In der That, überallhin hatte er Niederlagen zu verzeichnen, und daß im Norden Plettenberg dem Vordringen des Großfürsten Schranken gesetzt hatte, war jedenfalls nicht Alexanders Verdienst. Er hat, um seinem Verhalten die Krone aufzusetzen, die Livländer zu guter Letzt noch bei den Friedensverhandlungen preisgegeben.

Es war schon lange über einen Friedensschluß hin und her verhandelt worden. Nicht von Großfürsten zu Großfürsten, sondern die polnisch-littauischen Pane von der einen, und die russischen Bojaren von der anderen Seite standen, natürlich mit Wissen und Willen ihrer Gebieter, schon seit Ende Februar 1502 in Correspondenz. Die Hauptaction aber wurde erst zu Ende des Jahres durch eine Reihe großer Gesandtschaften eingeleitet, die im März 1503 in Moskau eintrafen. Vom Könige Wladislaw von Ungarn und Böhmen Sigismund Santai, der zugleich Ueberbringer eines päpstlichen Schreibens war (er trifft schon am 29. December ein), darauf Peter Myschkowski für Polen, Stanislaw Glebowitsch für Littauen und Johannes Hildorp als Bote Plettenbergs.[2]) Die Verhandlungen mit Littauen gingen verhältnißmäßig leicht und rasch vorwärts, schon am 25. März hat man sich über das Friedensinstrument geeinigt, mit den Livländern aber begannen die Verhandlungen erst, als die polnisch-littauischen Gesandten erklärten, sie würden nicht untersiegeln, wenn nicht auch ein Beifriede mit den Deutschen zu Stande käme. Daraufhin begannen zwar Verhandlungen, in welchen die Livländer viel vom Uebermuth der Bojaren zu leiden hatten, aber eine Friedensurkunde erhielten sie doch nicht, denn Iwan erklärte, es sei gegen das Herkommen,

1) Vgl. Napiersky, Index corporis historico diplomatici Livoniae II, Nr. 2489.

2) Die russischen Quellen nennen ihnen Iwashka, eine verächtliche Abkürzung von Johann; wie denn überhaupt gerade der livländische Abgesandte mit gesuchter Geringschätzung behandelt wurde. Iwan konnte dem Meister seine Siege nicht verzeihen und wußte wohl, daß, wenn Littauen Frieden schloß, Livland den Krieg nicht fortsetzen konnte.

daß er direct mit Livland verhandele, das sei Sache seiner Statthalter in Nowgorod und Pskow. Die littauischen, polnischen und ungarischen Gesandten aber erklärten, nachdem sie Einsicht in die alten Urkunden genommen hatten: „Die Deutschen stellten unbillige Forderungen; sie sollten sich zufrieden geben und den Beifrieden eingehen." Es blieb ihnen danach in der That nichts übrig, als auch diese Demüthigung hinzunehmen. Mit dem Entwurf zu einem Friedenstractat, der dann in Nowgorod Rechtskraft erhalten hat, mußten sie abziehen. Es ist kein eigentlicher Friedensschluß, sondern ein Stillstand auf sechs Jahre, der zwischen den kriegführenden Parteien hier in Moskau vereinbart wurde, und höchst ungünstig waren die Bedingungen für Alexander. Er hatte nur verloren, Iwan in allen Stücken seinen Willen durchgesetzt. Denn auch das war ein Gewinn für Moskau, daß man keinen Definitivfrieden, sondern nur einen Stillstand auf sechs Jahre eingegangen war. Der Preis für ersteren sollte die Abtretung aller russischen Lande sein, denn die seien des Großfürsten von Moskau väterliches Erbe. Nun wird man nicht leugnen wollen, daß damit Iwan der moskauischen Politik ein großes nationales Ziel steckte. Rechtlich und historisch begründet aber war jene Forderung in keiner Weise. Nicht Moskau, sondern den Tataren waren jene Gebiete entrissen worden zu einer Zeit, da das ganze östliche Rußland noch in den Fesseln der fremden Eroberer lag. Solche Betrachtungen aber lagen jener Zeit fern und haben den Eroberern aller Zeiten fern gelegen. So sehr man in Moskau das „Alte" und das „Herkommen" zu betonen liebte, ebenso sehr verstand man, wo es noth war, sich über dasselbe hinwegzusetzen. Ein Definitivfrieden war unter solchen Umständen unmöglich, da auch Littauen in völligem Verkennen der realen Verhältnisse die Rückgabe aller Eroberungen — oder wie sie es später formulirten, die Hälfte der Eroberungen verlangte, welche Iwan gemacht hatte. So geschah es, daß schließlich von der Seite Alexanders der sechsjährige Stillstand auf Grund des Status quo in Vorschlag gebracht wurde, und nun hatte die Verständigung weiter keine Schwierigkeiten. Die neue Grenzrichtung wurde so vereinbart, daß die moskauische Grenze jetzt längs dem Seim und der Desna bis Tschernigow ging, sich dort den Dniepr entlang, doch ohne ihn zu erreichen, nordwestlich zum Sosch wandte, darauf diesen hinauf an Mstislawl vorbei, Smolensk umgehend, die Düna überschritt, dann an Welischa, das moskauisch wurde, und an Sebesch, welches littauisch blieb, vorüber in nordwestlicher Richtung nach Opotschka führte. Es war nicht nur ein ungeheurer Landstrich gewonnen worden, sondern auch die Angriffsposition gegen Littauen wesentlich verstärkt. Da es nur einen Stillstand gab, brauchten die übrigen principiellen Fragen nicht ausgetragen zu werden, weder die religiöse, noch der Streit wegen der Titulatur wurden gleich erledigt. In der ersteren vermochte selbst ein Brief seiner Tochter[1])

1) Den Wortlaut des höchstinteressanten Briefes giebt Karpow l. l. p. 103 ff. Der ganze Brief ist ein Klageruf über die mißglückte littauische Heirathspolitik: „Alle

den Großfürsten nicht zu beschwichtigen; er wollte nicht glauben und glaubte nicht, sondern ließ der Großfürstin Helena durch den Kanzler Sapieha genau dasselbe sagen, was sie aus seinem Munde vor nunmehr fast zehn Jahren gehört hatte. „Du Töchterchen sollst nicht zur römischen Kirche übertreten und solltest du deshalb bis aufs Blut leiden müssen, so sollst du es dulden und solches nicht thun. Trittst du aber freiwillig oder gezwungen zur römischen Kirche über, so wird Gott dich verderben und von mir und deiner Mutter wirst du keinen Segen erhalten, mit unserem Schwiegersohn aber werden wir dann ewigen Krieg führen." Den Titel Gossudar von ganz Rußland aber erkannte Alexander für Littauen im Jahre 1504 an.

Dies ist der letzte große Erfolg Iwans gewesen. Schon beim Abschluß des Friedens hatte man sich in Littauen mit der Hoffnung getragen, daß Iwan bald sterben werde. Damals hielt seine Lebenskraft noch Stand. Um die Mitte des Jahres 1505 aber erkrankte er heftiger, und am 27. October des Jahres ist er gestorben.

Er hatte ein Alter von 65 Jahren erreicht und über 43 Jahre regiert, ohne Zweifel einer der bedeutendsten Herrscher, die Rußland gehabt hat. Es ist uns nicht möglich gewesen, erschöpfend über seine Regierung zu reden. Sie verdiente zum Gegenstande einer besonderen Monographie gemacht zu werden. Vieles hat übergangen, Manches nur angedeutet werden können. Was außerhalb des Rahmens der weltgeschichtlichen Betrachtung liegt, konnte nicht zur Geltung kommen. Aber es ist nicht möglich, von diesem außergewöhnlichen Manne zu scheiden, ohne in kurzen Zügen eine allgemeine Charakteristik zu versuchen.

Iwan III. hat nach allen Seiten hin die Ziele der moskauischen Politik zu weisen verstanden. Der Vernichtungskampf gegen die kleinen noch halbselbständigen Theilherrschaften ist von ihm zu Ende geführt worden, die Schmach der in den letzten Jahrzehnten vor 1480 zwar nur nominellen, aber doch im Princip anerkannten Oberhoheit des Khans der goldenen Horde hatte aufgehört, die Steppe, mit ihren kriegerischen Bewohnern theils in ein freundschaftliches Verhältniß, theils in Abhängigkeit gebracht, war, wenn auch nicht ungefährlich, so doch weniger gefährlich gemacht worden. Nach außen hin hatte er den Grundsatz zur Geltung gebracht, daß alles einst russische Land wieder zu Moskau gebracht werden müsse, und sich mit Erfolg zum Beschützer der griechisch-orthodoxen Kirche in fremden Landen aufgeworfen. Mit dem

hofften, daß in mir alles Gut aus Moskau nach Littauen kommen werde, ewiger Friede, verwandtschaftliche Liebe, Freundschaft und Unterstützung im Kampf wider die Ungläubigen. Jetzt aber sehen sie, daß mit mir alles denkbare Unheil gekommen ist. Wenn ich aber selbst nachdenke und sehe, wie es in der Welt hergeht, wie ein Jeder für seine Kinder sorgt und ihnen alles Gute zuwendet, finde ich, daß nur mich, um meiner Sünden willen, Gott vergessen hat!" — Iwan bemerkte dazu: „in diesem Briefe hat sie Vieles sachlich unzutreffend dargestellt, und es war unziemend, daß sie uns also schrieb." — Nach der ganzen Haltung des Briefes ist übrigens nicht wahrscheinlich, daß Helena ihn selbst verfaßt haben sollte, wenigstens nicht ohne Hilfe und directe Beeinflussung.

Abendlande waren die ersten Verbindungen angeknüpft und zahlreiche Ausländer, Architekten, Bergleute, Aerzte, ins Land gezogen worden, deren Geschicklichkeit und Bildung seiner Herrlichkeit und der Erweiterung seiner Macht zu Gute gekommen war. Er hatte die militairische Kraft des Staates, vorzüglich durch Hebung der Artillerie, gehoben, durch ein neues Gesetzbuch[1]) eine Verbesserung der Justiz angebahnt, in noch schärferer Weise, als seine Vorgänger es vermochten, die unumschränkte Selbstherrlichkeit seines Regimentes im Inneren des Reiches begründet. Herr in seinem Hause und in seinem Reiche, hat er zwar seiner byzantinischen Gemahlin und seinen Bojaren einen gewissen Antheil an der Regierung gegönnt, immer aber ist er nur berathender Natur gewesen, und keiner hat je vermocht, einen irgend bestimmenden Einfluß auf seinen Geist auszuüben. Kein Kriegsheld und kein Feldherr, ist er dennoch fast immer siegreich in seinen Kämpfen gewesen, da er es immer verstand, wo er auftrat, in der Uebermacht zu erscheinen, und während seine Gegner durch divergirende Interessen auseinandergezerrt wurden, stets mit größter Einheitlichkeit operiren konnte.

Er war keine sinnliche Natur. Mäßig in den Genüssen der Tafel, pflegte er sich zu entfernen, sobald die Gastereien den Charakter des Gelages annahmen. Seinen beiden Gemahlinnen ist er, soweit wir ein Urtheil haben, treu gewesen. Fern lagen ihm alle Gefühlsregungen.

Finster und zurückweisend duldete er keine vertrauliche Annäherung, und streng hielt er an seinem Hofe, und wo seine Vertreter nach außen hin auftraten, an den Formen eines fast ängstlich abgemessenen Ceremoniells. Auch er hatte die wirthschaftliche Befähigung, welche jener älteren Generation der Großfürsten von Moskau im Blute lag, und alljährlich bereiste er sein Reich, um sich durch eigenen Augenschein von der wirthschaftlichen Lage und militairischen Tüchtigkeit desselben zu überzeugen. Doch liebte er dort, wo es seine Würde zu verlangen schien, mit Pracht aufzutreten.

Schrecklich war er im Zorn. Man erzählte wohl, daß Weiber vor seinem Blick in Ohnmacht hingesunken waren, und wenn er auf seinem Throne saß, schwand manchem Bittsteller der Muth, an ihn heranzutreten.

Wie weit Charakteranlage ihn zu grausamen Strafen trieb, und wie weit politische Erwägungen ihn dazu veranlaßten, die denkbar härtesten Strafen zu verhängen, fällt schwer, zu entscheiden. Thatsache ist, daß jenes Raffinement der Grausamkeit, welches Ludwig XI. kennzeichnet, auch ihm eigenthümlich war. Mit Recht trägt er, wie sein Enkel, den Namen des Schrecklichen.

Wie alle Großfürsten von Moskau, war Iwan III. kirchlich gesinnt, auch ein Anflug theologischer Gelehrsamkeit ist für ihn bezeichnend. Nie aber hat unter seiner Regierung die Geistlichkeit eine politisch bedeutsame Rolle gespielt.

---

1) Es ist der Sudebnik welikawo knjäsjä Joanna Wassiljewitscha vom Sept. 1497 in den historischen Acten Nr. 150, in lateinischer Fassung im Auszuge bei Herberstein: Commentarii rerum Moscovitarum unter dem Titel: „Ordinationes, a Joanne Basilii M. Duco anno mundi 7006 factae.“ Wir können hier auf dasselbe nicht eingehen.

Wenn im Jahre 1480 der Metropolit Gerontius mehr in den Vordergrund tritt, läßt sich ein Einfluß desselben auf die Politik des Großfürsten doch nicht nachweisen. Auch darin zeigte er sich als unabhängig von den geistlichen Vorurtheilen der Zeit, daß er nicht, wie sein Vater und so viele andere Großfürsten, vor seinem Tode das Mönchsgewand anlegte. Er ist als Laie gestorben.

Die Ketzerverfolgung aber, welche in seinen letzten Lebensjahren gegen die sogenannte jüdische Ketzerei gerichtet war, entsprang mindestens ebensosehr politischen wie kirchlichen Erwägungen. Moskau, der Hort der rechtgläubigen griechischen Kirche, durfte keine Ketzerei in seinem Schooße dulden.

So hat er denn die einflußreichen Führer dieser Richtung ergreifen und theils in Käfigen lebendig verbrennen, theils ihnen die Zunge ausschneiden lassen, andere endlich in ewige Kerkerhaft geworfen. Ein derartiges Vorgehen entsprach durchaus den politischen Interessen und den individuellen Neigungen Iwans.

Es fällt schwer, an diesem Manne liebenswürdige Züge zu finden. Auch sein Volk hat ihn gefürchtet und nicht geliebt. Wir stoßen in den Chroniken auf keine jener oft überschwenglichen Lobpreisungen, mit welchen sie die Nachricht vom Tode eines Großfürsten von Moskau zu begleiten pflegen.

Ihm folgte nicht laute Trauer nach, aber das Verständniß für seine politische Größe scheint doch vorhanden gewesen zu sein. Von den Zeiten Iwans III. datirt das hochgespannte nationale Selbstgefühl des russischen Volkes. —

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Wassili IV. Iwanowitsch. (1505—1533.)

Großfürst Iwan III. hatte eine Zeit lang geschwankt, ob er seinen Enkel Dmitri oder seinen Sohn Wassili zum Nachfolger machen solle. Nicht principielle Erwägungen, sondern sein persönliches Belieben hatten zu Gunsten des Letzteren entschieden, und, nachdem Iwan einmal über seine Pläne ins Klare gekommen war, hat er dann Alles gethan, um dem Sohn die Herrschaft wohlbefestigt zu hinterlassen. Das zeigte sich aufs Deutlichste in den testamentarischen Bestimmungen über die Nachfolge.

Iwan hatte fünf Söhne hinterlassen; Wassili, Juri, Dimitri, Semen und Andrei; unter diese Söhne theilte er nach altem Herkommen das Reich. Während aber Wassili der Geblendete seinem Erstgeborenen nur ein Drittel des Reiches hinterlassen hatte, gab Iwan seinem Aeltesten zwei Drittel, so daß sein Uebergewicht ein ganz bewältigendes war. Das fällt um so mehr in die Augen, wenn man in Betracht zieht, daß unter den sechsundsechzig Städten, die Wassili IV. Iwanowitsch zugewiesen wurden, Moskau, Nowgorod, Pskow, Twer,

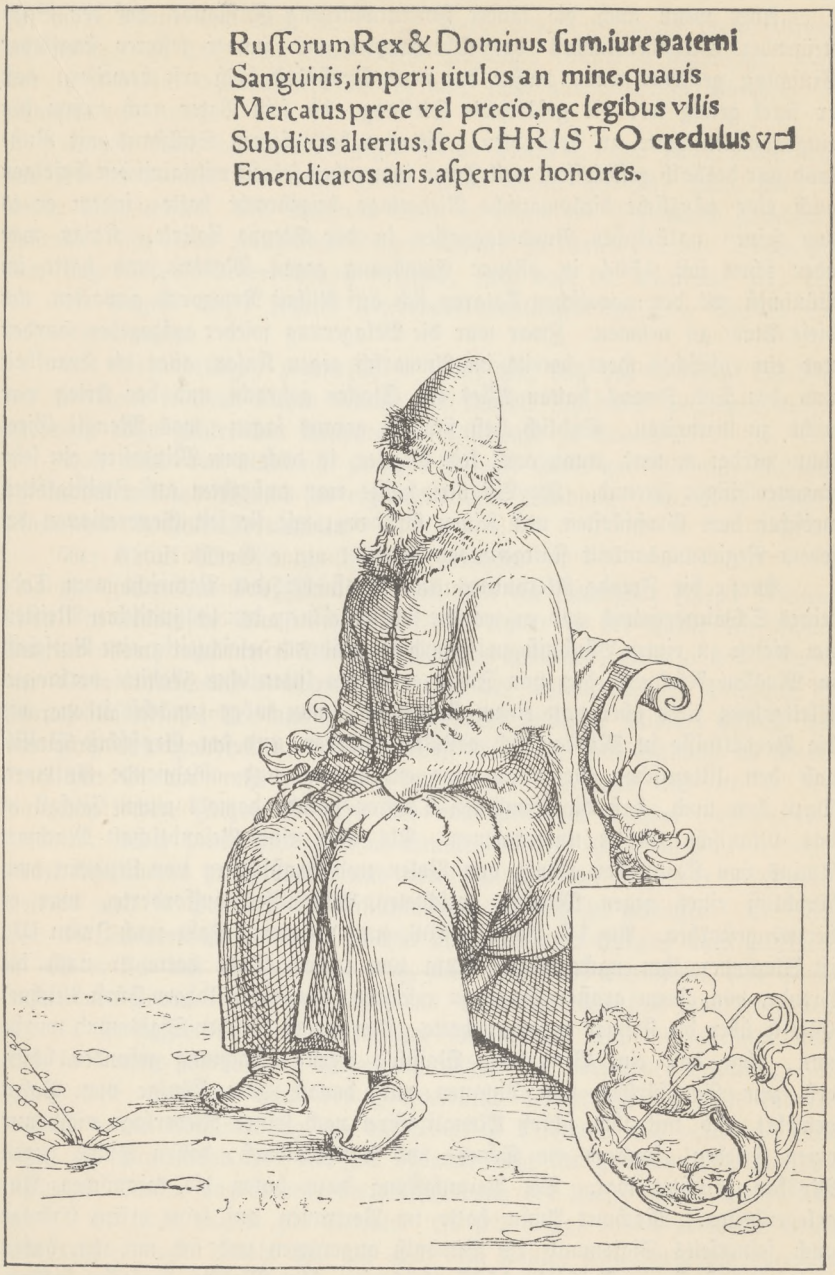
Wladimir, Kolomna, Perejaslawl, Rostow, Nishni, Susdal und Murom sich befanden, und daß alle Grenzlandschaften ihm zufielen. Auch wurden die Brüder in ihren eigenen Besitzungen beschränkt. Das Münzrecht sollte überall dem Großfürsten gebühren, ebenso die Gerichtsbarkeit in allen Capitalsachen und außerdem mußten sie sich zahlreiche Beschränkungen materieller Art gefallen lassen. Besonders wichtig aber war es, daß das Erbe der jüngeren Brüder, wenn sie kinderlos starben, dem Großfürsten zufallen solle — Wassili hat ihnen später das Heirathen nicht gestattet — und daß sie den älteren Bruder als ihren Herren (gospodin) anerkennen mußten. Von einer Landesherrlichkeit derselben konnte keine Rede sein.

Auch die Vermählung des Sohnes hatte Iwan noch persönlich betrieben. Der Plan, ihm unter den ausländischen Fürstentöchtern eine Gemahlin zu finden, war an dem Umstande gescheitert, daß die Confession der Braut zu einem unüberwindlichen Hindernisse wurde. Griechische Prinzessinnen waren nicht zu gewinnen, und von katholischen ein Glaubenswechsel weder zu erwarten noch zu erreichen. So blieb, da eine nicht griechisch rechtgläubige Großfürstin im damaligen Rußland nicht denkbar war, nichts übrig, als aus der Zahl der Töchter des Landes die künftige Großfürstin zu wählen. Eine Maßregel, die dem autokratischen Sinne Iwans durchaus widerstrebte. Wählte man aber eine Braut für Wassili aus der Zahl der Unterthanen, so hätten die Nachkömmlinge der alten Fürstenhäuser wohl als annähernd ebenbürtig betrachtet werden können, nur hätte eine Heirath aus diesen Kreisen gegen die moskauische Politik verstoßen, welche consequent auf Herabwürdigung und Schwächung der ehemals souverainen Geschlechter hinarbeitete. Am vortheilhaftesten war schließlich noch immer, eine Jungfrau niederer Herkunft zu wählen, deren Familienanhang keine Ansprüche auf Gleichberechtigung oder Mitregiment erheben konnte.

So war es zu jener eigenthümlichen Scene gekommen, die oft beschrieben worden ist. Auf den Ruf des alten Großfürsten kamen aus allen Theilen des Reiches Jungfrauen zur Brautschau nach Moskau — angeblich 1500 — und aus ihnen erwählte sich der Thronerbe die künftige Gemahlin. Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß Iwan für seinen Sohn gewählt hat. Die Woskresen'sche Chronik schildert den Hergang folgendermaßen.

„Im Jahre 7014, am 4. September, einem Donnerstag, vermählte der Großfürst Iwan Wassiljewitsch von ganz Rußland seinen Sohn, Wassili Iwanowitsch, Großfürsten von ganz Rußland, und nahm für ihn die Tochter des Juri Constantinowisch Saburow, mit Namen Salomonia .. Es traute sie aber der Metropolit von ganz Rußland, Simon, in der Kathedralkirche zu Mariä Himmelfahrt in der hochberühmten Stadt Moskau."

Die Saburow waren zwar fürstlicher, aber tatarisch fürstlicher Herkunft, und es mochte unwahrscheinlich erscheinen, daß diese bisher unbedeutende Familie politisch gefährlich werden könne. Der Großfürst konnte nach dieser Richtung hin unbesorgt die Augen schließen.



Großfürst Wassili IV. Iwanowitsch.

Verkleinertes Facsimile der Radirung von Augustin Hirschvogel (1503(?)—1552) in der ersten Ausgabe von Herberstein, Rerum Moscoviticarum commentarii. Viennae 1549.

Aber wenn auch die innere Fortentwickelung Rußlands auf der Bahn steigender Selbstherrlichkeit des Oberhauptes und immer festerer staatlicher Einigung gesichert war, mußte der neue Großfürst doch erst beweisen, daß er stark genug sei, die gefürchtete Stellung, die sein Vater nach außen hin eingenommen hatte, zu behaupten. Littauen hatte seinen Stillstand mit Rußland nur deshalb geschlossen, weil Iwan ihm neben seinen militairischen Erfolgen auch eine gänzliche diplomatische Niederlage beigebracht hatte, indem er es von seinen natürlichen Bundesgenossen in der Steppe isolirte. Kasan war aber schon seit 1504 in offener Empörung gegen Moskau und hatte im Bündniß mit den nogaischen Tataren sich auf Nishni Nowgorod geworfen, um diese Stadt zu nehmen. Zwar war die Belagerung wieder aufgegeben worden und ein russisches Heer bereits im Anmarsch gegen Kasan, aber die Krankheit und der Tod Iwans hatten Alles ins Stocken gebracht und der Krieg war nicht zu vermeiden. Endlich ließ sich nie voraus sagen, was Mengli Girei thun werde; er war, wenn auch kein Gegner, so doch zum Mindesten ein sehr unzuverlässiger Freund. In Littauen hoffte man außerdem auf Zwistigkeiten zwischen dem Großfürsten und seinen Brüdern, wie sie seit Generationen bei jedem Regierungsantritt stattgefunden hatten.

Kurz, die Freude Alexanders war groß bei der Nachricht vom Tode seines Schwiegervaters und er wandte sich sogleich an den livländischen Meister, um diesen zu einem Bündniß zu vermögen, während gleichzeitig eine Botschaft in Moskau Rückgabe der von Iwan eroberten littauischen Gebiete verlangte. Plettenberg rieth aber von einem Kriege ab, man möge zunächst sehen, wie die Verhältnisse in Moskau sich gestalten würden, und der Großfürst Wassili gab den littauischen Gesandten eine entschiedene und ablehnende Antwort. Dazu kam noch, daß die krim'schen Tataren gerade damals einen Einfall in das littauische Gebiet unternahmen. Als aber eine Gesandtschaft Machmet Amins von Kasan den König von Polen und Großfürsten von Littauen zum Abschluß eines gegen Moskau gerichteten Bündnisses aufforderte, war er bereits gestorben. Am 19. August 1506, nur dreiviertel Jahr nach Iwan III., ist Alexander ihm nachgefolgt. Kurz vor seinem Tode hatte er noch die Freude, von einem großen Siege zu erfahren, den sein Feldherr Fürst Michael Glinski über die Krimer errungen hatte. Alexanders Bruder Sigismund wurde nun, ohne daß eine Bewerbung Wassili's irgend Beachtung gefunden hätte, erst zum Großfürsten von Littauen und danach zum Könige von Polen gewählt und mit ihm schloß Mengli Girei nach seiner Niederlage nicht nur einen Frieden, sondern ein Schutz- und Trutzbündniß, dessen Spitze gegen Moskau gerichtet war. Die Veranlassung dazu boten die kasanischen Angelegenheiten. Machmet Amin hatte im Vertrauen auf seine ersten Erfolge auch seinerseits Sigismund ein Bündniß angetragen und sich mit ihm dahin geeinigt, daß sie im Frühjahr 1507 gleichzeitig über Moskau herfallen sollten.

So lagen die Verhältnisse für Sigismund, wie es den Anschein hatte, ungemein günstig und für den Großfürsten Wassili im höchsten Grade gefährlich.

In dieser schwierigen Lage hat er ein seines Vaters würdiges diplomatisches Geschick gezeigt und, von einer Reihe glücklicher Umstände begünstigt, nicht nur die Gefahr abzuwenden, sondern auch nicht unbeträchtliche Vortheile zu erringen verstanden.

Wassili hatte sich zunächst gegen Kasan gewandt. Im April 1506 war sein Bruder Dmitri mit einem Heere gegen Kasan gezogen, hatte aber so wenig ausgerichtet, daß Machmet Amin in einem an Sigismund gerichteten Schreiben sich eines glänzenden Sieges rühmen zu dürfen glaubte. Wenn hier auch unzweifelhaft Uebertreibung vorliegt, steht doch die Thatsache fest, daß seit dem August dieses Jahres Friedensverhandlungen zwischen Moskau und Kasan stattfanden.

Die Verhandlungen zogen sich so lange hin, daß das kasanische Bündniß den Littauern keinerlei Nutzen brachte und Wassili sich damit begnügen durfte, mit nicht allzu zahlreichen Truppen die Ostgrenze zu bewachen.

Daß aber das Bündniß zwischen Mengli Girei und Littauen ebenfalls unschädlich wurde, lag an der eigenthümlichen Wendung, welche die inneren littauischen Verhältnisse nahmen.

Der Abfall Glinski's hat Littauen gelähmt.

Zu Zeiten des Großfürsten Witowt war ein tatarischer Fürst, Namens Leksa, in littauische Dienste getreten. Er erhielt in der Taufe den Namen Alexander und man wies ihm zum Erbtheil Poltawa, Gliniza und Glinesk an. Seine Nachkommen nannte man nach der letztaufgeführten Besitzung die Fürsten Glinski.[1]) Der uns als Tatarensieger bekannte Michael Glinski war eine ganz außergewöhnliche Persönlichkeit. Er hatte seine Bildung im abendländischen Europa erhalten, war katholischen Glaubens und ein in dem friesischen Kriege Herzog Albrechts des Beherzten von Sachsen wohlgeschulter Feldherr. Nach seiner Rückkehr nach Littauen war es ihm gelungen, die Gunst König Alexanders zu gewinnen und durch ihn zu einer nicht nur in Littauen, sondern auch in Polen höchst einflußreichen Stellung zu gelangen. Der Sieg über die Tataren hatte seinen ohnehin hochgespannten Ehrgeiz noch gesteigert, so daß er sich mit der Hoffnung trug, nach dem Tode Alexanders zum Großfürsten von Littauen gewählt zu werden. Sigismund war ihm zuvorgekommen, und es ist begreiflich, daß er seinem Nebenbuhler nicht wohlgesinnt war. Die so bereits vorhandene Abneigung nährte ein vornehmer Littauer, Jan Jabrzczinski, der ihn offen des Hochverraths beschuldigte. Glinski lud ihn deshalb wegen Verläumdung vor das königliche Tribunal, und ruhte auch dann nicht, als Sigismund, der die Zeit offenbar nicht für geeignet hielt, mit dem mächtigen Manne anzubinden, die Entscheidung der Klage immer wieder aufschob. Da griff Glinski zur Gewalt. Er soll gesagt haben, er werde etwas unternehmen, was sowohl ihm als auch dem Könige zum Verderben gereichen

1) Die Stammtafel der Glinski findet man im ersten Bande der „Urkunden zur Geschichte des westlichen Rußland" (russisch) Anm. 60.

werde. Heimlich knüpfte er mit Wassili Iwanowitsch von Moskau an und gänzlich unerwartet überfiel er darauf Jan Fabrzezinski und ließ ihn ermorden. Das war das Signal zu offenem Aufstande. Zunächst warf er sich auf Kowno, das er zwar nicht nehmen konnte, dessen Umgegend er aber verheerte und knüpfte mit Mengli Girei an, welcher versprach, ihn zum Fürsten von Kiew zu machen, wenn er seine Oberherrlichkeit anerkenne. Die Thatsache ist wichtig, weil sie uns zeigt, wie wenig aufrichtig die krim'schen Tataren es mit dem littauischen Bündnisse meinten. Während diese Verhandlungen noch im Gange waren, traf ein Abgesandter des Großfürsten Wassili ebenfalls bei Glinski ein, um ihn aufzufordern, mit seinen Gebieten in russische Dienste zu treten. Nach einigem Zögern ging Michael Glinski darauf ein, und auch seine Brüder unterstützten diese hochverrätherische Unternehmung. Russische Truppen schlossen sich den Parteigängern der Glinski an und man scheint sich mit der Hoffnung getragen zu haben, daß es möglich sein werde, Kiew zu überrumpeln. Vor Sluzk aber scheiterte das Unternehmen an der Vertheidigung der Fürstin Anastasia, durch deren Hand Glinski Kiew zu erhalten hoffte. Dagegen gelang es ihm eine Reihe von festen Orten einzunehmen, und bis nach Wilna hin streiften seine von russischen Truppen unterstützten Schaaren.

Unbegreiflich lange hatte König Sigismund gezögert. Erst jetzt, im Juni des Jahres 1508, kam er mit einem Heere zum Schutz des arg bedrängten und verwüsteten Landes herbei. Bis zum letzten Augenblick noch hatte er mit Moskau fruchtlos verhandelt. Als er endlich Ernst machte, wandte sich ihm, Dank der Ungeschicklichkeit und Unentschlossenheit der moskauischen Wojewoden, die Glinski's kühn gedachte Angriffspläne nicht zu würdigen verstanden, das Kriegsglück sofort zu. Minsk wurde entsetzt, der Uebergang über den Dniepr forcirt, Orscha eingenommen und das russische Heer über die Grenze gejagt. Von Smolensk aus leitete König Sigismund die weiteren Kriegsoperationen. Sie waren nicht von langer Dauer. Der durch seine Mißerfolge erschreckte Großfürst war jetzt selbst zum Frieden bereit. Am 19. September 1508 trafen Gesandte Sigismunds zur Unterhandlung in Moskau ein, und am 8. October wurde der „Moskauer Friede" abgeschlossen. Die russische Diplomatie hatte sich der littauischen wieder einmal überlegen gezeigt. Zur Rückgabe der bereits gemachten Eroberungen verstand sich der Großfürst Wassili nicht, nur die um Smolensk gelegenen Gebiete wurden Sigismund wieder erstattet. Das Land der zu Moskau übergetretenen Fürsten blieb bei Moskau mit alleiniger Ausnahme dessen, was Glinski an Erbgütern oder littauischen Lehen gehabt hatte; auch sollte er selbst, sowie seine Genossen, die schon in Moskau waren, dableiben. Die Gefangenen gab man beiderseitig frei. Es war, wie üblich ein „ewiger Friede"; ein Schutz- und Trutzbündniß wider alle Feinde und wider die Tataren. Nur Mengli Girei, von dem Niemand sagen konnte, wessen Freund oder wessen Feind er war, wurde ausdrücklich ausgenommen.

Glinski hat einen tragischen Ausgang genommen. Man warf ihm

littauischerseits vor, daß er durch einen von ihm bestochenen Arzt die Schuld am Tode Alexanders trage. Er rächte sich, indem er, als die Großfürstin Helena 1512 starb, die littauischen Großen beschuldigte, sie vergiftet zu haben. Dann hat er nach Kräften dahin gewirkt, daß der Bruch des „ewigen Friedens" in nicht allzulanger Zeit erfolgte, und trat, als er sich in Moskau nicht hinreichend belohnt glaubte, im Geheimen mit Littauen wieder in Verbindung. Iwan erfuhr davon, ließ ihn verhaften und darauf ins Gefängniß werfen. Um sein Leben zu retten, trat er zur griechischen Kirche über. Erst in den letzten Lebensjahren Wassili's führten ihn, wie wir sehen werden, die Verhältnisse wieder in eine einflußreiche Stellung zurück.

Auch in dem kurz skizzirten letzten littauischen Kriege hat Helena Iwanowna, die Schwester des Großfürsten und Wittwe Alexanders, jene negativ so bedeutsame Rolle weitergespielt, die wir während der Regierung Iwans verfolgt haben. Daß man sie nicht genügend ehre und sie in ihrer Glaubensfreiheit beeinträchtige, ist auch in den Botschaften und Gesandtschaftsreden Wassili's ein stetig wiederkehrender Punkt. Wie weit die Vorwürfe Moskau's gerechtfertigt gewesen sind, ist schwer festzustellen, doch scheint so viel sicher, daß man es namentlich in Polen höchst ungern sah, daß die Gemahlin des Königs griechischen Glaubens war. Von ihr selbst wissen wir, daß der Erzbischof von Krakau und der Bischof von Wilna sie für ihren Glauben zu gewinnen suchten. Sonst ist sie mit aller Ehrerbietung behandelt worden. Politischen Fragen stand sie fern und in ihrer neuen Heimath hat sie nie Fuß gefaßt. In ihren Briefen erscheint sie geistig höchst unbedeutend. Wirthschaftliche Sorgen, Putz und Freude am Besitz füllten ihr Leben aus, von weitergehenden Interessen finden sich kaum Spuren. Littauen hat sie nur Unsegen gebracht, für Moskau war sie, ohne jedes Zuthun ihrerseits, der stets brauchbare Vorwand zum Eingreifen in die Verhältnisse des Nachbarstaates.

Es war von großer Bedeutung für Wassili, daß inzwischen auch alle Sorge von Kasan her beseitigt war. Machmet Amin hatte Frieden geschlossen und das Abhängigkeitsverhältniß, wie es in den Tagen Iwans III. bestanden hatte, war voll wiederhergestellt, und in den nächstfolgenden Jahren lagen dort die Dinge für Moskau noch günstiger. Machmet, der wohl bemerken mochte, daß man ihm am Hofe des Großfürsten nicht recht traute, bat Wassili, ihm einen zuverlässigen Mann zu senden, dem wolle er Alles gestehen, was er in früheren Jahren Böses gegen den Großfürsten betrieben habe. Man kam in Moskau diesem sonderbaren Wunsche sogleich entgegen, Machmet legte eine umfassende Generalbeichte ab und stand seither in den besten Beziehungen zu Wassili. Die Herrschaft russischer Einflüsse war in Kasan unbestritten. So war Großfürst Wassili unbeengt und er konnte daran denken, nun das Werk seines Vaters zu Ende zu führen und in ähnlicher Weise, wie dieser das selbständige Nowgorod zu Grunde gerichtet hatte, nunmehr auch der Selbständigkeit Pskows ein Ende zu machen.

Wir können den Untergang dieser letzten russischen Freistadt nicht besser

schildern, als mit den von nationalem Schmerz eingegebenen Worten der Pskow'schen Chronik.

„Von Anbeginn des russischen Reiches her war diese Stadt Pskow im Besitz keines Fürsten, sondern nach eigener Bestimmung lebten ihre Einwohner. Die früheren Theilherrschaften aber unterwarf der Großfürst von Moskau, nicht in einem großen Kriege, sondern einzeln, wie es die Chronik erzählt: zuerst unterwarf er sich den Fürsten Simeon von Susdal, darauf Nowgorod, endlich Twer und Fürst Michael von Twer suchte eine Zuflucht in Littauen. Die Stadt Pskow aber war fest von Mauern und volkreich, und deshalb zog kein Heer gegen sie und man fürchtete, sie könnte zu Littauen abfallen; und deshalb schmeichelte man ihr mit tückischer Falschheit, und die Pskowiter nahmen Frieden vom Großfürsten und küßten ihm das Kreuz, daß sie nicht vom Großfürsten abfallen würden, wohin es auch sei. Und der Großfürst schickte ihnen auf ihre Bitten die Fürsten, welche sie haben wollten; zuweilen aber schickte er von sich aus Statthalter nach Pskow, solche, die ihm genehm waren und welche sie nicht wollten. Dann brauchten sie Gewalt und plünderten und machten ihre Ungerechtigkeiten zu nichte. Dann wurden Klagen von Pskow und den zugehörigen Städten beim Großfürsten erhoben und das geschah häufig so.

„Im Jahre 7018 aber, am 26. October, dem Tage des heiligen Demetrius, traf der Großfürst in seine Erbstadt Groß-Nowgorod ein, mit seinem Bruder, dem Theilfürsten Andrei und mit seinen Bojaren. Und als die Pskowiter vernahmen, daß der Großfürst Wassili Iwanowitsch in Groß-Nowgorod sei, schickten sie ihre Gesandten dorthin, den Possadnik Juri Elissejewitsch und den Possadnik Michail Panasow und Bojaren aus allen Vierteln und zum Geschenk gaben die Pskowiter dem Großfürsten Wassili Iwanowitsch anderhalbhundert Nowgorod'sche Rubel. Und sie schlugen das Haupt vor ihm und baten um Gunst und daß er Mitleid haben möge mit den freien Männern von Pskow: „Denn wir werden arg beleidigt von Deinem Statthalter, dem Fürsten Iwan Michailowitsch Repnja und von seinen Leuten und von den Statthaltern der Vororte und deren Leuten." Und der Großfürst entgegnete unserem Possadnik: „Ich will Euerem väterlichen Erbe gnädig sein und es schützen, wie es unser Vater, und unsere Vorfahren die Großfürsten gethan haben; und was ihr von Euerem Statthalter, meinem Fürsten Iwan Michailowitsch Repnja sagt, so will ich, sobald viele Klagen gegen ihn erhoben werden, ihm vor Euch schuld geben." Und damit entließ er unsere Possadnike und Bojaren. Sie sagten aber den Pskowitern, daß der Großfürst ihr Geschenk gnädig angenommen habe, seines Herzens Gedanken aber könne Niemand wissen, noch was er mit seinem Vatererbe, mit den Männern von Pskow und mit der Stadt zu thun gedenke. Darauf, noch im selben Sommer nur kurze Zeit danach, verließ der Fürst Iwan Michailowitsch Repnja die Stadt, um sich beim Großfürsten

1) Vgl. S. russ. Chron. Band IV. Die erste Pskow'sche Chronik p. 282 ff.

über die Pskowiter zu beklagen, die ihm Unehre angethan hätten; . . . . dieser Repnja war aber nicht auf Grund eines Vertrages nach Pskow gekommen und herrschte in Pskow nicht auf Grund einer Kreuzküssung . . . . und that den Kindern der Bojaren und Possadniki viel Böses an . . . sie aber beriethen sich unter einander und reisten nach Moskau, um Klage zu führen.

„Um dieselbe Zeit aber hatten die Possadnike von Pskow mit den Bürgern der Stadt einen Plan erdacht, der ihnen nicht zum Heil gereichen sollte. Sie schickten Briefe in die Beiorte und an die abhängigen Gebiete: „Jedermann, wer es auch sei, der Grund zur Klage gegen den Fürsten hat, ziehe nach Groß-Nowgorod, um dort beim Großfürsten sich zu beschweren“ . . . Den Pskowitern aber schwoll das Herz und neun Possadnike, sowie die Aeltesten der Kaufleute zogen nach Nowgorod; der Großfürst aber sprach ihnen kein Recht, sondern sagte: „Versammelt Euch, Ihr Leute, um Heilige drei Könige, dann werde ich Euch Recht sprechen, jetzt aber nicht.“ Und es sammelten sich alle Pskowiter in Pskow und kaum war jener Termin herangenaht, so reisten die Possadnike nach Nowgorod zum Großfürsten und mit ihnen die Aeltesten der Kaufleute, ohne zu ahnen, daß sie in ihr Verderben gingen. Zu heilige drei Könige aber befahl der Großfürst Wassili Iwanowitsch allen Possadniken sich zu versammeln, dazu den Bojaren und Kaufleuten und Aeltesten der Kaufleute, und hieß sie zur Wasserweihe zum Fluß zu gehen; der Großfürst selbst aber mit allen Bojaren schritt zum Wolchowflusse und die Priester und Diakonen kamen mit ihren Kreuzen heran, denn es war Heilige drei Könige; ein Bischof aber war damals nicht in Nowgorod, und es weihten das Wasser der Bischof von Smolensk und die Priester, und nachdem sie es geweiht hatten, gingen sie in die heilige Sophienkirche. Und der Großfürst befahl seinen Bojaren nach ihrem Ermessen zu handeln. Da hielten sie Rath und sagten unseren Possadniken und Leuten: „Ihr Possadnike von Pskow, Bojaren und klagende Männer! Der Herr (gossudar) befiehlt Euch in seinem Palast zusammen zu kommen. Wer aber nicht kommt, soll seiner Strafe gewärtig sein. Denn der Herr will Euch Recht sprechen.“ Und die Possadnike von Pskow und die Bojaren alle gingen zum bischöflichen Hof . . . und man führte sie in den Palast, die Jüngeren aber blieben auf dem Hofe stehen. Als sie aber in den Saal getreten waren, sagten die Bojaren ihnen: „Ihr seid von Gott und dem Großfürsten Wassili Iwanowitsch von ganz Rußland gefangen genommen“ . . . Die jungen Leute aber wurden den Nowgorodern zur Bewachung übergeben.“

Die Schreckenskunde gelangte bald nach Pskow, und die sogleich zur Wetsche zusammentretende Menge wußte in dieser Bedrängniß keinen Ausweg zu finden. Waren doch alle irgend maßgebenden Persönlichkeiten in Händen des Großfürsten. Endlich beschlossen sie sich bedingungslos Wassili zu unterwerfen. „Begnadige, Herr und Großfürst Wassili Iwanowitsch, Dein altes Vatererbe; wir, Deine Waisen, sind von jeher und auch jetzt Dir unverbrüchlich treu, und wir sind Dir nie zuwider gewesen; Gott ist frei und Du bist es

zu schalten mit Deinem Erbe und mit uns Deinen Leutlein." [1]) Und nun berief der Großfürst die Gefangenen zum zweiten Male vor sich. Von Anhörung ihrer Beschwerden war natürlich keine Rede. Nicht Fürst Repnja, sondern sie seien die Schuldigen. Die große Acht hätten sie verdient; wenn sie aber auf die Wetsche verzichten und Statthalter des Großfürsten bei sich in Pskow und in den Beiorten aufnehmen wollten, werde er Gnade vor Recht ergehen lassen. An eine Weigerung war selbstverständlich nicht zu denken. In allen Stücken gaben die Gefangenen nach und zum Zeichen, daß er nunmehr milder gestimmt sei, befahl sie Wassili zur großfürstlichen Tafel.

Pskow aber mußte sich fügen.

Der Großfürst formulirte seine Forderungen dahin: „die Wetsche solle aufhören, die Glocke entfernt, die Verwaltung der Stadt zwei großfürstlichen Statthaltern übergeben werden und auch die von Pskow abhängigen Orte in die Hände großfürstlicher Statthalter übergehen." Sonst aber wolle er sie bei ihrer Gerechtigkeit lassen.

Im ersten Entsetzen über diese Forderungen, welche den Untergang Pskows bedeuteten, fanden die unglücklichen Bürger keine Antwort. In Thränen und Berathungen ging die Nacht hin und endlich am anderen Morgen wurde dem Boten des Großfürsten, dem Djak Dolmatow, der folgende Bescheid: „In unseren Chroniken steht geschrieben, daß mit dem Urgroßvater, dem Großvater und Vater (scil. Wassili's) eine Kreuzküssung vereinbart wurde, daß wir Pskowiter zu dem jeweiligen Großfürsten von Moskau stehen und es weder mit Littauen noch mit den Deutschen halten, sondern nach dem Alten in Frieden leben sollen. Wenn wir aber vom Großfürsten zu Littauen oder zu den Deutschen übergehen, oder aus eigenem Antriebe ohne Herren zu leben beginnen, so solle uns der Zorn Gottes treffen, Hunger, Feuer, Ueberschwemmung und Ueberfall durch die Ungläubigen; sollte aber der Herr, unser Großfürst seinerseits die Kreuzküssung nicht halten, so solle ihn, wenn er uns nicht beim Alten erhält, dasselbe Unheil treffen. Jetzt aber hat Gott die Macht und der Großfürst hat sie, über sein Erbe, die Stadt Pskow, zu verfügen und über uns, und über die Glocke zu bestimmen. Wir wollen aber unseren früheren Eid nicht brechen und keine Blutschuld auf uns nehmen und wollen die Hände gegen unseren Herren nicht erheben und uns in die Stadt nicht einschließen. Wenn aber der Großfürst in unserer Dreifaltigkeitskathedrale beten und in seiner Stadt Pskow verweilen will, so danken wir ihm aus ganzem Herzen, daß er uns nicht völlig zu Grunde gerichtet hat." [2])

Das völlige Zugrunderichten sollte nachfolgen. Aus dieser demüthigen Antwort klang noch ein Rest selbständigen Sinnes, den der Großfürst nicht gewillt war zu dulden. Am 13. Januar wurde unter dem Wehklagen des Volkes die große Glocke entfernt und — wohl aus Vorsicht — in der Nacht fortgeführt. Acht Tage

1) Das hier gebrauchte Diminutiv „s' ljudischkami swoimi" läßt von dem Begriff „Mensch" einen kaum noch greifbaren Rest übrig.

2) „tschto ne pogubil do konza".

darauf aber traf mit starkem Kriegsvolke und seinen Wojewoden Großfürst Wassili in Pskow ein. Als ihm eine halbe Meile vor der Stadt die Bürger entgegen zogen, richtete er an sie die banale, unter den damaligen Verhältnissen wie bitterster Hohn klingende Frage: „Wie es ihnen gehe?" „Wenn es nur Dir, Großfürst und Zar von ganz Rußland wohl geht!" war die Antwort, deren fehlender Nachsatz leicht zu ergänzen ist.

Der Bischof von Kolomna empfing ihn in der Dreifaltigkeitskathedrale und sagte: „Gott segne Dich, den Herrscher, weil Du Pskow eingenommen hast." Da schluchzte das Volk laut auf und rief: „Gott hat die Macht und der Herrscher und wir sind, von den Zeiten seiner Väter und Vorväter her, sein Erbe."

Noch acht Tage gingen hin, bevor Wassili ein Ende machte. Dann aber ließ er dreihundert der angesehensten Familien ergreifen und, ohne ihnen Zeit zu geben, ihre häuslichen und geschäftlichen Angelegenheiten zu ordnen, sie noch in derselben Nacht nach Moskau abführen. Man theilte ihnen dabei ausdrücklich mit, daß der Großfürst durch diese Maßregel ihnen seine besondere Gnade zeigen wolle.

Und nun wurde Pskow ganz auf den Fuß der übrigen Städte des moskauischen Reiches eingerichtet. Kaufmannsfamilien aus dem Wolgagebiet traten an die Stelle der verbannten alten Geschlechter, die Besitzungen derselben wurden moskauischen Bojaren geschenkt und auch die übrig gebliebenen Pskowiter niederer Herkunft genöthigt, das Centrum der Stadt zu räumen und sich in der sogenannten großen Stadt anzusiedeln.

So endete Pskow. Trotz all seiner Unterwürfigkeit hatte es seine Selbständigkeit doch nur ein Menschenalter länger behaupten können, als Nowgorod. Ohne Kampf ist die Stadt gefallen. Nur in ihrer Chronik hat sich der letzte Rest freiheitlichen Sinnes, den Rußland noch aufzuweisen hatte, gerettet. In Tönen, die an die Klagelieder Jeremiä erinnern, giebt sie ihrem Schmerz Ausdruck über den Untergang der Stadt und über das neue moskowitische Recht: „O du herrliche Stadt, du großes Pskow! weshalb wehklagst und weinst du? Und es antwortete die herrliche Stadt Pskow: Wie sollte ich nicht weinen, trauern und wehklagen ob meiner Verödung? Mit vielen Schwingen ist ein Adler über mich gekommen mit Löwenklauen und hat mir drei Cedern des Libanons geraubt, meine Schöne, meinen Reichthum und meine Kinder! Und Gott hat es zugelassen um unserer Sünden willen und mein Land liegt öde und meine Stadt ist zerstört und mein Volk ist gefangen. Der Marktplatz ist umgraben und mit Unrath bedeckt, mein Vater und meine Brüder sind in die Ferne geführt, in ein Land, das unsere Altvorderen nicht gekannt haben, und unsere Mütter und Schwestern sind der Beschimpfung preisgegeben." [1])

1) Erste Pskow'sche Chronik p. 287. Die angeführten Citate mögen zugleich als Proben des Stiles jener russischen Chroniken dienen, unter denen freilich der Pskowschen eine der ersten Stellen gebührt.

Als der Großfürst die Stadt verließ, war Alles still in derselben und an ein späteres Aufflackern des Widerstandes nicht zu denken. In Pskow hatte Wassili zu Ende geführt, was sein Vater in Nowgorod begonnen hatte. Und auch sonst ist er dieselben Wege gewandelt. Keine Selbständigkeit duldete er neben sich im Reiche. Sein einstiger Nebenbuhler Dmitri starb im Kerker. Seine Brüder hielt er in so engen Schranken, daß der eine von ihnen, Semen, dem unerträglichen Druck durch die Flucht nach Littauen zu entkommen suchte. Aber er wurde ergriffen und zwar persönlich begnadigt, dafür aber so sehr isolirt, daß er völlig unschädlich wurde. Starben die Brüder, so zog der Großfürst ihr Erbe ein und ebenso geschah es mit dem Nachlaß seiner übrigen Verwandten. Durch einen Gewaltstreich fand dann auch das letzte Theilfürstenthum Rjäsan ein Ende. Der junge Fürst Iwan wurde in den Kerker geworfen und seine Mutter, die noch bessere Zeiten erlebt hatte, ins Kloster geschickt. Ein gleiches Ende fand der von Littauen zu Moskau übergegangene Nachkomme jenes Schemjäka, der den Großvater Wassili's geblendet hatte, Fürst Wassili Schemjäkin, er ist im Kerker gestorben und wo immer sonst in weltlichen und geistlichen Kreisen ein Zug von Unabhängigkeit sich zeigte, wurde er gewaltsam unterdrückt.

Der Großfürst von Moskau war, wie ihn die unglücklichen Bewohner Pskows, dem historischen Verlauf der Dinge vorgreifend, genannt hatten, allerdings ein Zar, d. h. der Erbe jener tatarischen Gewaltherren, die gewohnt waren, keine Gleichberechtigung neben sich anzuerkennen und deren Vorstellungen von Herrschergewalt und Herrschergröße die einst von ihnen geknechteten Großfürsten von Moskau voll aufgenommen hatten.

Daß nun auch Pskow seine Selbständigkeit verloren hatte, war eine directe Bedrohung Livlands und eine Schädigung der littauischen Machtstellung. Der Großfürst fühlte sich jetzt nach dieser Seite hin völlig sicher, auch die ewigen Grenzkriege mit Schweden waren durch einen zehnjährigen Frieden gehoben — und schon im Jahre 1511 sehen wir ihn die Vorbereitungen zum Bruch jenes ewigen Friedens treffen, der vor Kurzem erst zwischen ihm und Littauen durch Kreuzküssung gefestigt worden war.

Der Umstand, daß Sigismund von Littauen zugleich König von Polen war, nöthigte den Großfürsten, bei seinen littauischen Händeln die Complicationen der großen europäischen Politik mit in Betracht zu ziehen. In Michael Glinski besaß er einen Staatsmann, der wohl befähigt war, mit Geschick und Sachkenntniß die Interessen Rußlands mit dem Abendlande zu verknüpfen. Um jene Zeit stand Kaiser Maximilian mit Polen in gespanntem Verhältniß. Albrecht von Brandenburg, der Meister des deutschen Ordens in Preußen, bereitete jenen Kampf mit Polen vor, aus welchem er schließlich, nach jahrelangem, vergeblichem Ringen, als polnischer Lehnsherzog auf den Trümmern des Ordens, und als Erbfürst hervorging. Damals trug er sich noch mit der Hoffnung, große Erfolge erringen zu können. Es lag nichts näher, als daß beide Feinde Polens einander die Hände reichten. Bevor es aber zum

Transscription und Uebersetzung

von dem Briefe des Großfürsten Wassili Iwanowitsch an die Stadt Reval.

Отъ великого государя василя Божіею милостію царя и великого князя владимерского московкωвскωго новгорωдцкого пскωвскωго смоленскωго. тверьскωго югорьскωго, пермъскωго. вятцкωго. Бωлгарскωго, Инныхъ Государя всея русіи и великого князя. новагорода низовскои земли, и черниговскою. и рязанскою и волотцкωго. и ржевскωго. и бѣлскωго, и ростовскωго, и ярославского и белозерскωго, и удорьскωго. и обдорского и кондинского инныхъ. В колыванъ бѣргоместеромъ. и ратманомъ. Послали есми к брату своему к максиміану избранному цѣзарю римскому и навышшему королю пословъ своихъ алексѣа григорывичя заболотцкωго да дияка своего алексѣа григорьѣвичя нащекина, И выбъ нашихъ послωвъ алексѣа григорѣвича заболотцкого, и дияка алексѣя ащекина. велѣли на корабль посадити да и проводити бы есте ихъ велѣли до брата нашего земли до крестерна короля. А тобы есте учинили насъ тѣмъ бы есте намъ послужыли. Писана въ нашемъ государствѣ въ нашемъ градѣ москвѣ лѣто зк҃г апрѣлъ.

Umschrift des Siegels lautet:

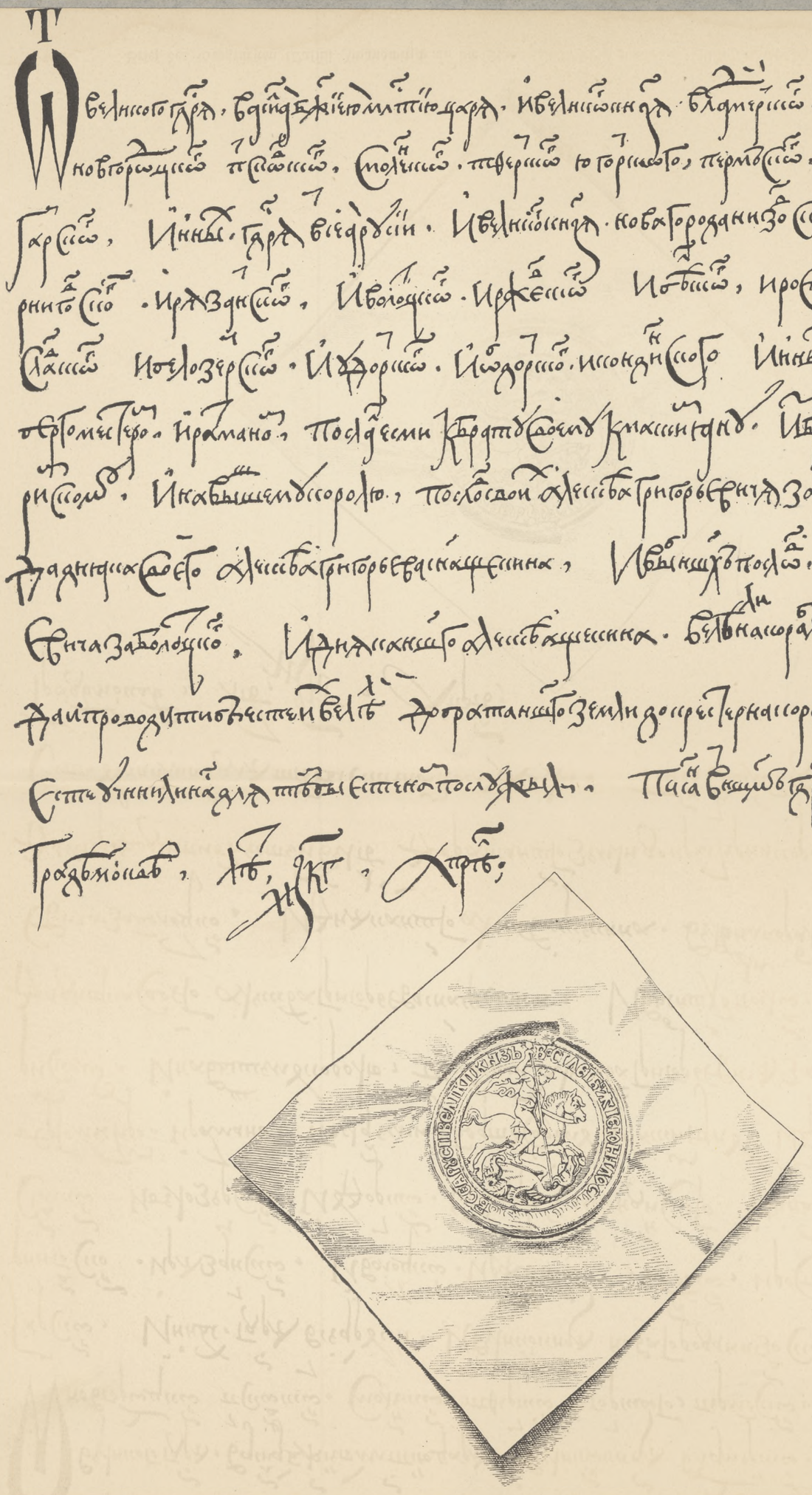
Василеі Божіею мілост(ію царъ) всея Русі і велікіі князь.
Wassili durch Gottes Gnade Zar von ganz Russland und Grossfürst.

Auf der Rückseite: Des grotforsten credention zym baden to fordern Entfanghen Dingstdages na ascensionis.

Vom großen Kaiser Wassili durch Gottes Gnade Zar und Großfürst von Wladimir, Moskau, Nowgorod, Pskow, Smolensk, Twer, Jugorien, Perm, Wjätka, Bolgarien und Anderer, Gossudar von ganz Rußland und Großfürst von Nowgorod im Unterlande, und Tschernigow und Rjäsan und Wolozk und Rschew und Bjalsk und Rostow und Jaroslaw und Bjalooſero, und Udorien und Obdorien, Kondinsk und Anderer.

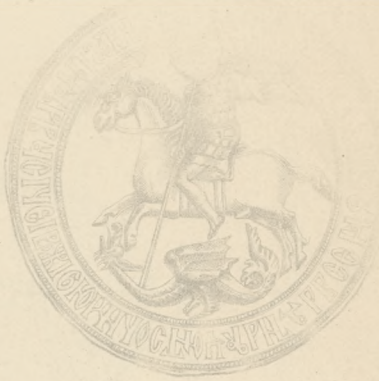
Nach Reval den Bürgermeistern und Rathmannen. Wir haben zu unserem Bruder zu Maksimian, dem erwählten Cäsar von Rom und obersten König unsern Gesandten den Alekſei Grigoriwitsch Saboloţki und unseren Djaken Alekſei Grigorewitsch Aschtschekin geschickt, und ihr sollt Befehl geben daß man unsere Gesandten Alekſei Grigorewitsch Saboloţki und seinen Djaken Alekſei Aschtschekin aufs Schiff seţt, und ihr sollt sie geleiten bis zu unserem Bruder dem römischen König. Habt ihr das gethan, so habt ihr uns damit gedient.

Geschrieben in unserem Reich in unserer Stadt Moskau im Jahre 7053 im April.

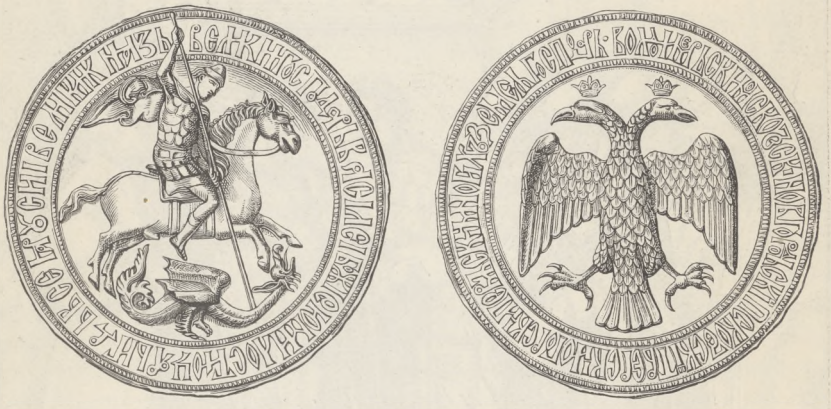


Brief des Großfürsten Wassili Iwanowitsch an die Stadt Reval. (Im Stadtarchiv zu Reval; Originalgroßes Facsimile.)





Abschluß eines Vertrages kam, brach der littauisch-russische Krieg aus. Die Veranlassung lag in den Beziehungen Sigismunds zu Mengli Girei. Wassili fühlte sich durch das Einverständniß Beider bedroht; als Vorwand zur Kriegserklärung aber mußten vermeintliche Beleidigungen dienen, welche angeblich der Großfürstin Helena von ihrem königlichen Schwager angethan seien. Man ging russischerseits mit um so größerer Zuversicht in den Krieg, als es Glinski gelungen war, tüchtige deutsche Söldner zu gewinnen, darunter einige vortreffliche Artilleristen. Die Bedeutung des schweren Geschützes hatte man in Moskau sehr wohl erkannt. Nur in flüchtigen Umrissen können wir



Goldene Bulle von Wassili IV. Iwanowitsch.

Auf der Vorderseite: Reiter in Schuppenpanzer, mit kleinem Hütchen, fliegenden Mantel und hohen Stiefeln, mit der Lanze den Hals eines Drachens durchbohrend; die Umschrift ist zu übersetzen „Der große Herr Wassili von Gottes Gnaden, Zar und Herr von ganz Rußland, Großfürst." — Die Darstellung der Rückseite zeigt den Doppeladler mit zwei Kronen und herabhängenden Flügeln; die Umschrift, die der Vorderseite fortsetzend, bedeutet „von Wladimir, Moskau, Nowgorod, Pskow, Twer, Jngrien, Perm und vieler Länder Herr." — Original, 59 Millimeter im Durchmesser, im Archive zu Wien, an dem Traktate des Großfürsten und Zaren von 1514 (Schnüre sind von purpurfarbiger Seide und Gold).

die kriegerischen Ereignisse wiedergeben. Als Großfürst Wassili am 19. December 1512 Moskau verließ, um die littauische Grenze zu überschreiten, fand er den Feind noch ganz ungerüstet. Littauen war genöthigt, sich auf die Defensive zu beschränken. Das Ziel des Feldzuges aber war Smolensk. Diese Stadt bildet den Schlüssel zum Dnieprgebiet, und ihr Besitz war wohl der größten Anstrengungen werth. Die beiden ersten russischen Angriffe mißlangen; unverrichteter Sache mußte der Großfürst im März 1513, und nach einem zweiten Versuche im November desselben Jahres heimkehren. Doch er ließ nicht nach. Jm Juni 1514 rückte er wieder gegen Smolensk vor, und nach umsichtigen Vorbereitungen begann Ende Juli die Beschießung. Nicht nur die Meisterschüsse Stephans, des großfürstlichen Kanoniers, haben die Stadt nach zwei Tagen zur Capitulation gezwungen. Der Bischof von Smolensk

stand in verrätherischem Einverständniß mit den Russen, und seine Partei nöthigte den tapferen Commandanten Folshub, dem Großfürsten die Thore zu öffnen.[1])



219

Kaiser Maximilian I. empfängt die Gesandtschaft des Großfürsten Wassili.
Verkleinertes Facsimile des gleichzeitigen Holzschnittes von Burgkmaier im „Weißkunig".

Jetzt endlich kam ein littauisches Heer, zu spät, um die Stadt zu retten, heran. Es half nicht, daß der tapfere Feldherr Ostroschski am 8. September

1) Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es Glinski gewesen, der, in der Hoffnung von Wassili zum Fürsten von Smolensk gemacht zu werden, die Uebergabe herbeigeführt hat. Die russischen Quellen schweigen davon. Wassili soll später gesagt haben,

bei Orscha einen glänzenden Sieg errang. Nur einige kleine Ortschaften fielen ihm in Folge dessen zu, Smolensk aber blieb bei Moskau, denn eine Verschwörung, welche die Stadt nun wieder den Littauern in die Hände spielen wollte, wurde rechtzeitig entdeckt und ein Angriff Ostroschski's abgeschlagen. Nun stockten die Kriegsunternehmungen längere Zeit. Beide Theile waren erschöpft, und in der Krim hatten Ereignisse stattgefunden, welche die Aufmerksamkeit sowohl Moskau's wie Littauens ganz in Anspruch nehmen mußten.

Im Frühjahr 1515 hatte der alte Mengli Girei sein an Wechselfällen reiches Leben beschlossen. Sein Sohn Machmet-Girei folgte ihm in der Herrschaft und Sigismund wie Wassili wetteiferten nun in dem Bestreben, den unzuverlässigen Mann zum Bundesgenossen zu gewinnen. Von beiden Theilen nahm er gleich bereitwillig Geschenke entgegen und die Grenzlandschaften beider Staaten hat er darauf mit rühmlicher Unparteilichkeit verheert. Doch war dies Verhältniß nicht von langer Dauer. Littauen verstand es mit Erfolg, die zu immer größerer Bedeutung steigenden Kosaken gegen die Krim zu benutzen und Machmet durch gründliche Schläge davon zu überzeugen, daß es für ihn vortheilhaft sei, im Bündniß mit Sigismund gegen Rußland zu stehen. Die Freundschaft war aber nicht von langer Dauer. Machmet ging bald wieder zu Wassili über und brachte den Littauern bei Sokol eine schwere Niederlage bei, um kurze Zeit danach eine neue Schwenkung vorzunehmen und sich wieder gegen Moskau zu wenden. Diese Dinge, auf welche wir nicht näher eingehen können, die aber damals von größter politischer Wichtigkeit waren, gaben den Jahren 1515—1519 ihre Signatur. Auch Littauen und Moskau hatten wieder zu den Waffen gegriffen und Wassili, der nur im Felde kein Glück zeigte, hatte vergeblich Polozk belagert, während kaiserliche Botschaften ohne jeden Erfolg einen Frieden herbeizuführen bestrebt waren. Es bedurfte einer viel größeren Erschöpfung Moskau's, um den in seiner Politik unendlich zähen und im Gefühl seiner Selbstherrlichkeit und Macht durch keinen Unfall zu erschütternden Großfürsten zu bewegen, sich nochmals mit seinem littauischen Gegner zu vereinigen. Vor Allem sind es die Tataren gewesen, welche eine Wandlung in seinen Gesinnungen herbeiführten.

Als nämlich der Zar von Kasan, Machmet Amin, gestorben war, und die Kasaner sich an Wassili um einen neuen Herrscher wandten, benutzte dieser die günstige Gelegenheit, um einen seiner zuverlässigen Anhänger dort einzusetzen: Schig-Alei, einen Prinzen von Astrachan, der schon längere Zeit in russischen Diensten stand und die Stadt Meschtscherask verwaltete Er sowohl wie die Gesandten Kasans verpflichteten sich, unverbrüchlich zum Großfürsten und zu dessen Nachfolgern zu stehen. Dieser für Rußland so günstige Thronwechsel erregte in der Krim das äußerste Mißfallen. Man trug sich dort mit dem Gedanken, Kasan, Astrachan und die Krim zu ver-

Smolensk habe ihn soviel gekostet, daß er mit dem hier ausgegebenen Gelde zwei Städte hätte erbauen können.

einigen, hatte mit Machmet Amin, der ein Verwandter des krim'schen Herrscherhauses war, in den besten Beziehungen gestanden und sah in der Wahl Schig Alei's eine Bedrohung, da dieser ein Enkel jenes Achmat war, den man als eigentlich legitimen Herrn aller europäischen Tatarenhorden betrachten mußte. Die Gireer begannen daher in Kasan selbst gegen Schig-Alei zu



Moskowitische Krieger.
Verkleinertes Facsimile eines Holzschnittes in: Herberstein (1526 als Gesandter in Moskau) Rerum Moscoviticarum commentarii.

intriguiren, und da dieser durch seine blinde Zuneigung zu Rußland sich bald verhaßt machte, gelang es den Krimern, eine so mächtige Partei für sich zu gewinnen, daß schon nach zwei Jahren (1521) eine offene Revolution in Kasan ausbrach. Schig-Alei wurde vertrieben und zog nach Moskau zurück, während Saip-Girei, der Bruder Machmets, den ledigen Thron bestieg.

Gleichzeitig fiel eine große tatarische Coalition in Rußland ein, die große, jenseit der Wolga nomadisirende Horde, die Nogaier und Kasaner und endlich die Krimer. Es ist kaum verständlich, wie Großfürst Wassili diese Dinge nicht hat kommen sehen. Der Schlag überraschte ihn ebenso sehr, wie Schig-Alei. Er konnte im Augenblick nur einen Heerhaufen unter Führung Bielski's den Feinden an der Oka entgegenwerfen, um hier den Uebergang zu vertheidigen. Der Uebermacht Machmet Girei's waren diese geringen Mannschaften nicht gewachsen. Die Tataren überschritten den Fluß und schlugen nur zehn Werst von Moskau ihr Lager auf, um hier Saip-Girei zu erwarten, der von Kasan aus über Nishni Nowgorod und Wladimir verheerend heranrückte. Wirklich erfolgte die Vereinigung bei Kolomna. Der Weg nach Moskau lag offen und von panischem Schrecken ergriffen, verließ Wassili die gefährdete Stadt[1]), während vom flachen Lande her eine zahllose Menge hinter den Mauern Moskau's eine Zuflucht suchte. Die Vorbereitungen zur Vertheidigung der Residenz waren äußerst mangelhaft, die Obercommandirenden kopflos und nur der Entschlossenheit deutscher Bombardiere, des Nikolaus von Speier und des Johannes Jordan, dankte die Stadt ihre Rettung. Machmet Girei, der Moskau durch ein Belagerung weniger Tage wahrscheinlich bezwungen hätte, zog zum Glück bald ab; freilich hatte er den ungeheuren Erfolg zu verzeichnen, daß Moskau im Namen des Großfürsten die Oberherrlichkeit des Khanes der Krim anerkannte und sich zu den alten Tributzahlungen verpflichtete.[2]) Diese schimpfliche Urkunde kam durch die Standhaftigkeit des Statthalters von Rjäsan wieder in russische Hände zurück, die Schmach aber ließ sich nicht zerreißen wie dieser Brief, und nur der bald ausbrechenden Uneinigkeit der Tataren hatte Rußland es zu danken, daß es verhältnißmäßig noch billigen Kaufes davonkam. Machmet Girei, dem die Littauer bei seinem Zuge gegen Moskau behilflich gewesen waren, zerfiel bald auch mit diesen, und so entschloß man sich endlich beiderseits am 25. December 1522 zum Abschluß eines Friedens auf fünf Jahre, dem dann der Definitivfriede folgen sollte. Die littauischen Gesandten erkannten die Erwerbung von Smolensk vorläufig an und die Grenze wurde im Wesentlichen so gezogen, daß eine Verbindungslinie von Weliki Luki nach Mstislawl den russischen Besitz vom littauischen Reiche schied.[3]) Nach Süden zu fanden keine Veränderungen statt. 1526 wurde darauf durch die Vermittelung Kaiser Karls der Friede bis 1533 und danach wieder auf ein Jahr verlängert. Den Charakter des Dauernden aber erhielt er nicht. Weder vermochte Littauen seine großen

1) Er soll auf der Flucht vor den Feinden sich zeitweilig in einem Heuhaufen versteckt haben.

2) Die Tataren sollen 800,000 russische Gefangene mitgeschleppt und auf den Sclavenmärkten zu Kaffa und Astrachan verkauft haben was sie bis dahin bringen konnten. Die Kranken und Schwachen wurden früher niedergemacht.

3) Vgl. Spruner-Menke Karte Nr. 70. Moskowitisch-littauisches Grenzgebiet von Prof. Caro.

Verluste, vor Allem Smolensk zu verschmerzen, noch war Moskau gesonnen, auf die Herrschaft über ganz Rußland zu verzichten. Der künftige Krieg lag im Schooße dieses unsicheren Friedens.

Den einen Vortheil aber hatte Wassili durch den Frieden des Jahres 1522 errungen, daß er nun seine volle Aufmerksamkeit der so bedrohlich gewordenen Tatarenfrage zuwenden konnte.

Noch bevor der Friede zu Stande gekommen war, hatte er von der Oka eine militairische Demonstration gegen Machmet Girei gemacht und ihn zum Schlagen aufgefordert. Natürlich erschienen die Tataren nicht. Es wäre thöricht gewesen, dem vorbereiteten und wohlgerüsteten Feinde entgegenzuziehen, so lange die Aussicht, ihn zum zweiten Male zu überraschen, nicht ausgeschlossen war. Einen Zug durch die Steppe aber durfte der Großfürst nicht wagen. So begnügte er sich damit, die Grenzen im Süden und Osten scharf zu bewachen und bessere Tage abzuwarten.

Das Glück sollte ihm günstig sein.

Machmet war im Bündniß mit Mamai, dem Fürsten der Nogaier, über Astrachan hergefallen und hatte sich der Stadt wie des Reiches bemächtigt, so daß das Ziel seiner Wünsche, Krim, Kasan und Astrachan in den Händen seiner Familie zu sehen, verwirklicht war.

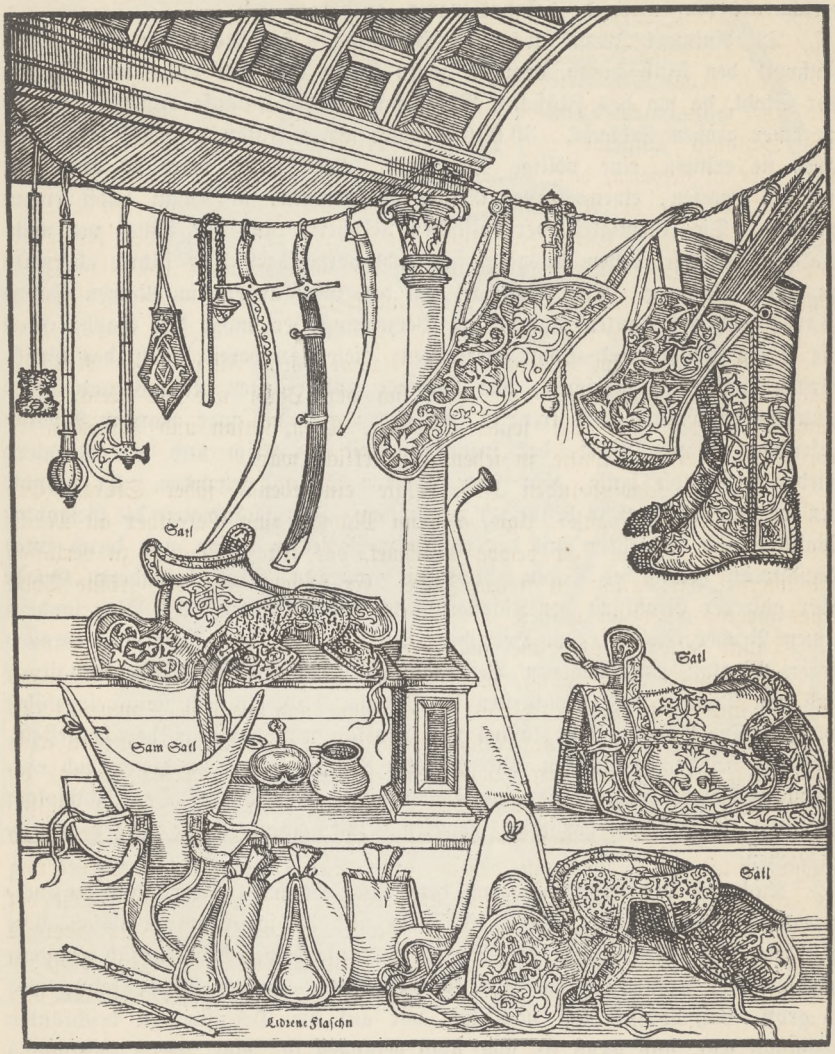
Aber der schwindelnden Höhe folgte ein ebenso jäher Sturz. Ein anderer Fürst der Nogaier, Agis, gewann Mamai, zum Verräther an Machmet Girei zu werden. Er bewog Machmet, das feste Astrachan zu verlassen und überfiel ihn darauf in freiem Felde. Er sowohl wie der größte Theil seines Heeres wurde erschlagen.

Damit hatte die politische Lage sich merklich geändert.

Als nun die Ermordung eines russischen Gesandten in Kasan noch einen äußeren Anlaß bot, zögerte Wassili nicht länger und brach im Sommer 1523 gegen Kasan auf. In Nishni-Nowgorod machte er Halt, und während seine Wojewoden gegen Saip Girei vorrückten, legte er selbst an der Wolga, da wo die Sura in dieselbe mündet, den Grund zu einer neuen Stadt Wassilgorod. Es war ein Trutz-Kasan, welches das Gebiet der Sura an Rußland brachte, sonst aber wurde in diesem Jahre außer der üblichen Verheerung des feindlichen Gebietes nur wenig ausgerichtet. Saip Girei war nicht der Mann, einen Widerstand in größerem Maße zu organisiren. Er übergab die Verwaltung des Reiches einem Neffen, Sapha Girei, und zog selbst in die Krim. Er trug sich mit der Hoffnung, auf den Befehl des Sultans von dort her Unterstützung zu erhalten.

In Kasan scheint die Schwäche Saips eine russische Partei ins Leben gerufen zu haben. Wir erfahren, daß der Seit wegen beabsichtigten Verraths hingerichtet wurde. Immerhin ein böses Vorzeichen, da Wassili im folgenden Jahre ein starkes Heer in das kasansche einbrechen ließ. Die moskauischen Truppen errangen einen halben Erfolg, aber auch der genügte. In der Furcht, eine Belagerung nicht bestehen zu können, unterwarfen sich die Kasaner

dem Großfürsten und baten ihn bald danach durch eine Gesandtschaft, den Sapha Girei als ihren Fürsten anzuerkennen. Wassili ging darauf ein und nun war eine Reihe von Jahren hindurch Friede zwischen beiden Staaten,



Russische Waffen, Sattelzeug und Ausrüstungsstücke.
Verkleinertes Facsimile eines Holzschnittes in: Herberstein, Rerum Moscoviticarum commentarii.

ja Sapha Girei trug seine Unterwürfigkeit gegen den Großfürsten mit einer gewissen Ostentation zur Schau.

Allmählich aber suchte er sich von diesen Fesseln zu lösen. Er nahm

eine Tochter des uns bekannten Nogaischen Fürsten Mamai zur Frau und schloß ein Bündniß mit dem wieder selbständigen, aber unter dem Einflusse der Nogaier stehenden Reiche von Astrachan. Bald fühlte er sich so sicher, daß er die Gesandten des Großfürsten beleidigte und einige kasansche Große, welche als Russenfreunde bekannt waren, erschlagen ließ.

Die Antwort Iwans war ein Heereszug. Die Reiter zu Lande, das Fußvolk den Fluß hinab, drangen gegen Kasan vor und unter den Mauern der Stadt, da wo das Flüßchen Bulak sich in die Kasanka ergießt, kam es zu einer großen Schlacht. 30,000 Nogaier waren Kasan zu Hilfe gekommen, aber sie erlitten eine völlige Niederlage. Wie 1524 wäre es auch jetzt möglich gewesen, einen großen Erfolg zu erringen, ja Kasan selbst einzunehmen. Die Uneinigkeit der russischen Feldherrn und die Scheu vor nochmaligem Kampfe, dessen Ausgang sich nicht vorhersagen ließ führte abermals zu einem Vertrage. Eine Botschaft bat den Großfürsten, im Namen Sapha Girei's und des ganzen Kasan, um Verzeihung: er möge den Sapha Girei als seinen Bruder und Sohn anerkennen, dieser sei bereit, nach des Großfürsten Willen zu herrschen, alle Männer und Fürsten Kasans und deren Unterthanen wollten stets treu zu ihm stehen. Damit war man in Moskau zufrieden. Sapha Girei, der inzwischen mit der Krim und den Nogaiern wieder angeknüpft hatte, war aber anderen Sinnes geworden. Er glaubte den Vertrag nicht mehr bestätigen zu müssen. Da verständigten die Gesandten Wassili's sich insgeheim mit der russischen Partei in Kasan und durch einen Handstreich gelang es Sapha Girei zu vertreiben. Aus besonderer Gnade aber gab der Großfürst den Kasanern nicht den verhaßten Schig-Alei, sondern seinen Bruder En-Alei zum Herrscher, der die von den tatarischen Großen gegen Moskau eingegangenen Verpflichtungen in feierlicher Weise bekräftigte und von Dienern des Großfürsten im Sommer 1532 in sein Reich eingeführt wurde. Die Abhängigkeit Kasans von Moskau war damit wieder hergestellt, nur war bei dem unsicheren und unsteten Parteienwesen in diesen sich auflösenden Tatarenreichen auf eine Dauer nicht zu rechnen. Der Nachfolger Wassili's ist wieder genöthigt gewesen, mit einem Heere gegen Kasan zu ziehen.

Auch mit der Krim war nach dem Tode Machmet Girei's nur vorübergehend Frieden, in den Jahren 1527, 31 und 33 sogar offener Krieg, ohne daß jedoch im Wesentlichen die Machtverhältnisse beider Staaten sich geändert hätten. Der Schutz, welchen die krimsche Horde an der Steppe fand, war so groß, daß Wassili sich nach wie vor auf die Defensive zu beschränken genöthigt war, und wenn es ihm auch gelungen ist, eine zweite Bedrohung Moskau's abzuwehren, bedeutende Verluste hatte Rußland auch in den letzten Lebensjahren des Großfürsten von den Krimern zu erdulden.

Nur mit wenigen Worten sei noch erwähnt, daß Wassili den 1508 mit Schweden geschlossenen Frieden 1513 und 1527 erneute, daß die Stillstände mit Livland 1521 und 1531 verlängert wurden und daß das Jahr 1514



Iwan IV. Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Hans Weygel († 1590).

einen zehnjährigen Frieden mit der Hansa brachte. Allen diesen Stillständen und Friedensschlüssen ist gemeinsam, daß Wassili in denselben kein Jota von denjenigen Ansprüchen preisgab, zu denen er sich berechtigt glaubte. Die Austragung der politischen Differenzen wurde einfach hinausgeschoben, sein Nachfolger sollte sie unverkürzt wieder aufnehmen können.

Der von Wassili heißersehnte Thronerbe war am 25. August 1530 geboren worden.

Nicht von Salome. Nach zweiundzwanzigjähriger Ehe hatte Wassili sich 1525 von der Unfruchtbaren scheiden lassen und in Helena Glinski, der leiblichen Nichte des berühmten Michael Glinski, der nun aus seinem Kerker befreit wurde, eine zweite Gemahlin gefunden. Auch sie hatte erst nach fünfjähriger Ehe dem Großfürsten den ersten Sohn Iwan geschenkt und ein Jahr darauf einen zweiten, Georgi, geboren. Kurze Zeit danach ist der Großfürst erst 55 Jahre alt gestorben. Nicht plötzlich und unvorbereitet. Ein schmerzhaftes Geschwür an der Hüfte, das sich bald als unheilbar erwies, warf ihn im September 1533 auf das Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Aber er fand Zeit, seine Angelegenheiten zu ordnen. Bis zuletzt zeigte er gegen seine Umgebung dasselbe Mißtrauen, wie während seiner ganzen Regierungszeit. Heimlich ließ er von zwei Vertrauten das Testament vernichten, das er vor seiner zweiten Vermählung aufgesetzt hatte. Mit ihnen vereinbarte er die Fassung des neuen Testamentes und dann erst ließ er es in seiner und acht zugezogener Bojaren Gegenwart von seinen Djaken aufsetzen. Wir besitzen eine sehr ausführliche Schilderung von den letzten Lebenstagen Wassili's, und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man so den Sterbenden verfolgt bis zu jenem Augenblicke, wo „in Gestalt eines kleinen Wölkchens" die Seele seinem Körper durch den Mund entfloh. Viel salbungsvolle Frömmigkeit, ein Gemisch von Milde und Mißtrauen, Sorge um seinen Erben und seine Gemahlin — um deren wohl feststehende Untreue er nicht wußte — und dabei eine Selbstbeobachtung bis zum letzten Athemzuge, die fast unheimlich wirkt. Es ist, als wolle er selbst sehen, wie er stirbt. Auch von religiösem Aberglauben war er nicht frei.

Er ist als Mönch gestorben; trotz des Widerspruches einiger seiner Vertrauten setzte er auch hier seinen Willen durch. Gewissensbisse scheinen ihn nicht geängstigt zu haben. Man gewinnt den Eindruck, als wisse er sich nichts vorzuwerfen.

Ganz Rußland aber hallte bei der Nachricht von seinem Tode von Klagen und Weinen wieder.

Anhang.

Zur Orientirung für den deutschen Leser, dem die russischen Quellen nicht zugänglich sind, fügen wir hier die kurze Inhaltsangabe des I. Bandes der „Denkmäler diplomatischer Beziehungen Alt-Rußlands zu auswärtigen Mächten" bei.

Der Schwerpunkt ihrer Bedeutung fällt mehr in die deutsche, als in die russische Geschichte, so daß sie in unserer Darstellung nur gelegentliche Berücksichtigung finden konnten.

1. Ankunft Nicolas Poppels, Gesandten Kaiser Friedrichs III. in Moskau beim Großfürsten Iwan Wassiljewitsch; Verhandlungen und Abfertigung desselben 1488.

Brief des livländischen Meisters Johan Freitag an den Statthalter von Pskow, den Fürsten Constantin Jaroslawitsch wegen freien Durchzugs des deutschen Gesandten Nicolas Poppel. 1488.

Gedenkzettel über den damaligen Stand der Dinge in Deutschland.

Instruction des Großfürsten Iwan III. Wassiljewitsch für seine Gesandten, Georg Trachaniotes und Genossen, die er 1489 an den deutschen Kaiser Friedrich III. abgefertigt.

Ankunft des Georg Delator in Moskau, 1490, Gesandten des römischen Königs Maximilian. Verhandlungen und Abfertigung.

Instruction des Großfürsten Iwan III. Wassiljewitsch für Georg Trachaniotes und Genossen, welche er 1490 an den römischen König Maximilian abfertigt.

Ergänzung zu dieser Instruction.

Instruction für Fedor Tschirka Surmin, der 1490 wegen der Durchreise des Trachaniotes nach Narva und Reval geschickt wurde.

Relation der Gesandten Georg Trachaniotes und Wassili Kuleschin, aus Lübeck 1491.

Relation derselben an den Großfürsten, geschrieben auf dem Rückwege in Lübeck.

Urkunde vom 22. April 1491 über das Bündniß zwischen dem römischen Könige Maximilian und dem Großfürsten Iwan III. Wassiljewitsch. (Er wird in dieser Urkunde Großfürst von ganz Rußland titulirt.)

Anträge König Maximilians, durch Georg Delator an den Großfürsten gebracht und die Entgegnung desselben. (1492.)



Baron Herberstein in russischem Costüme.

Verkleinertes Facsimile eines Holzschnittes in dem Werke Herbersteins: Rerum Moscoviticarum commentarii.

Instruction des Großfürsten für seine Gesandten an Maximilian, Georg Delator und Michail Jaropkin. 1492.

Relation derselben über die europäische Lage, geschrieben in Reval, 1492, Juni 29.

Drei Relationen derselben über die europäische Lage, geschrieben in Lübeck. Juli-August 92.

Ankunft des Michail Snups in Rußland mit Briefen des römischen Königs Maximilian und des Erzherzogs Sigismund von Oesterreich, mit der Bitte, dem Snups zu gestatten, russische Sprache und Sitten zu studiren und ihn danach wieder zurückzusenden. 1492.

Relation des Georg Trachaniotes und des Michail Jaropkin über ihre Reise. 1493, Mai 22.

Nun sind die directen Beziehungen zehn Jahre lang unterbrochen, und erst nach dem Tode Iwans III. werden sie wieder aufgenommen.

Ankunft des Gesandten Kaiser Maximilians I., Kantinger, der ein Bündniß wider die gemeinsamen Feinde in Vorschlag bringt und um weiße Falken bittet. 1504.

Die Verhandlungen des Jahres 1505 zwischen dem Großfürsten Wassili Iwanowitsch einerseits und dem Kaiser Maximilian, sowie seinem Sohn Philipp von Spanien andrerseits wegen Auslieferung der livländischen Gefangenen, geführt durch den Gesandten Kantinger.

Verhandlungen des Jahres 1506 in derselben Sache.

Schreiben des Großfürsten Wassili Iwanowitsch an den deutschen Kaiser Maximilian vom 28. August 1508 (Entwurf eines Bündnisses).

Schreiben Kaiser Maximilians an den Großfürsten mit der Bitte, den Hanseaten zu gestatten, in alter Weise in Rußland Handel zu treiben, 1509, Februar, 19.

Antwort des Großfürsten vom 9. August 1509. (Er habe den Handel gestattet und die Gefangenen frei gegeben.)

Instructionen des Großfürsten aus den Jahren 1515 und 1517, den Wojewoden von Pskow und Smolensk zugesandt, wie sie die Gesandten des deutschen Kaisers Maximilian aufzunehmen und zu bewirthen hätten.

Abfertigung des Johann von Thurn aus Moskau, den Herberstein 1517 nach Polen gesandt.

Abreise Herbersteins aus Moskau 1517, und Instruction des Großfürsten für den Fürsten Gorbatoi, Statthalter von Smolensk über Empfang und Geleite Herbersteins.

Es folgen danach noch zwanzig Relationen, Instructionen ꝛc., welche sämmtlich die Herberstein'sche und Thurn'sche Negotiation der Jahre 1517—19, sowie der in derselben Angelegenheit folgenden kaiserlichen Boten betrifft.

Damit brechen diese Beziehungen ab, um erst 1576 durch Maximilian II. wieder aufgenommen zu werden.

Geschichte Polens

bis zu

Sigismund II. August.

1548.

Erstes Kapitel.

Die Entstehung des polnischen Staates.

In der Zeit zwischen 960 und 965 bereiste ein spanischer Jude mit Namen Ibrahim-Ibn-Jakub Deutschland zu Handelszwecken. Er drang bis in den äußersten Osten deutschen Gebietes, und scheint auch darüber hinaus in die Länder der angrenzenden Slavenstämme gekommen zu sein. Jedenfalls gelang es ihm, eingehende und zuverlässige Nachrichten, die zum Theil auf Kaiser Otto I. zurückgehen, über dieselben zu sammeln. Er verarbeitete sie darauf zum Zweck einer geographischen Beschreibung, die in den Auszügen des Arabers Aby-Obeid-Abdallah-al-Bekri († 1094) auf uns gekommen ist. In seinem berühmten Werk „Wege und Länder" (al-masâlik wa-l-mamâlik) sind dieselben niedergelegt, und neuerdings in arabischem Text mit russischer Uebersetzung von Baron W. Rosen herausgegeben worden.[1]) Ibrahim hatte gewissermaßen in Merseburg sein Standquartier, und diese von Slaven rings umgebene Grenzfeste war ganz besonders geeignet, in die Verhältnisse der nächst benachbarten Slavenstämme gute Einsicht zu gewähren. Diesem Manne danken wir die ältesten zeitgenössischen Nachrichten über die Polen.

Es wird lohnen, den in Deutschland noch nicht gedruckten Bericht hier herzusetzen. Nach einigen die Slaven im Allgemeinen treffenden Bemerkungen sagt er: „Jetzt giebt es unter ihnen vier Fürsten: den Fürsten al-Blgârin, und Briſlaw den Fürsten von Fraga und Bwima und Krakw, und Mschka den Fürsten des Nordens, und Nakur im äußersten Westen.[2]) . . . Was nun das Land des Mschka betrifft, so ist es das größte der slavischen Länder. Es ist reich an Getreide, Fleisch, Honig und Weideplätzen. Und die Abgaben, die er (der Fürst) eintreibt, werden in byzantinischen Mitkalen gezahlt;

1) Vgl. die Nachrichten Al-Bekri's und anderer Araber über die Ruß und die Slaven. Thl. I. Studien und Untersuchungen von A. Kunik und Baron W. Rosen. Beilage zum 32. Bande der sapiski der Akademie der Wissenschaften Nr. 2. Pet. 1878 (russisch). Inhalt: Vorrede von A. Kunik. Die Nachrichten Al Bekris über die Slaven und deren Nachbaren, herausgegeben und übersetzt von Baron W. Rosen. — Ueber die Zeit, zu der der Israelite Ibrahim ibn-Jakub lebte. Von A. Kunik. — Dazu zwei nicht direct unsere Arbeit berührende Untersuchungen Kuniks.

2) Die hier genannten Namen sind überzeugend von Kunik erklärt worden. Es ist der Fürst der damals bereits christlichen Bulgaren, Boleslaw I. von Prag, Böhmen und Krakau, Mciſlaw von Polen und Nakur, Fürst der Obotriten.

sie dienen aber zum Unterhalt seiner Leute, Jeder von ihnen erhält monatlich eine bestimmte Zahl dieser Münzen. Und er hat 3000 Dsrâ (Gefolgsleute, russisch drushina) und das sind seine Krieger, und hundert von ihnen sind gleich viel werth, wie tausend der anderen. Und er giebt diesen Leuten Kleider und Pferde, Waffen und was immer sie brauchen.

„Wird aber einem von ihnen ein Kind geboren, so bestimmt der Fürst ihm gleich nach der Geburt ein Gehalt; ganz abgesehen davon, ob es ein Knabe oder ein Mädchen ist. Ist das Kind aber erwachsen, so verheirathet er es, wenn es ein Jüngling ist und zahlt für ihn ein Hochzeitsgeschenk dem Vater des Mädchens. Ist es aber eine Jungfrau, so verheirathet er sie und zahlt ihrem Vater das Hochzeitsgeschenk. Das Hochzeitsgeschenk ist aber bei den Slaven sehr bedeutend, und ihre Sitte gleicht in dieser Hinsicht den Sitten der Berbern. Werden aber Jemandem zwei oder drei Töchter geboren, so machen sie ihn reich; hat er aber zwei Söhne, so machen sie ihn arm. Und östlich von Mschka wohnen die Russen, und im Norden die Preußen." ...

Dieser merkwürdige Bericht muß das Fundament jeder Geschichte Polens bilden und bedarf zu weiterem Verständniß einer kurzen Erläuterung. Wir gehen dabei davon aus, daß es wissenschaftlich anerkannt ist, daß jener Mschka identisch ist mit dem ersten glaubwürdig überlieferten Beherrscher Polens, den die deutsch-lateinischen Quellen der Zeit Miseco oder Misaca nennen und dessen slavischer Name Mscislaw[1]) gelautet hat. So tritt uns das spätere polnische Reich gleich hier zu Anfang als ein größeres organisirtes Staatswesen entgegen, das nothwendig eine längere, uns nicht überlieferte Geschichte hinter sich haben muß. Wir sehen einen Herrscher an der Spitze eines weit ausgedehnten Gebietes, und schon der Umstand, daß ihm keine anderen Fürsten zur Seite stehen, deutet darauf hin, daß diese Länder auf dem Wege der Eroberung in seine oder seiner nächsten Vorfahren Hände gelangt sind. Denn nirgend in slavischen Landen ist Einherrschaft das Ursprüngliche gewesen. Auch die Angaben Ibrahims über die dem Mschka zur Seite stehenden auserwählten Söldner, von denen hundert gleichviel werth sind, wie tausend der Anderen (Eingebornen) weisen auf dieselbe Thatsache hin. Trügen nicht alle Anzeichen, so haben wir uns den Zusammenhang folgendermaßen zu denken. Ein aus dem Süden kommendes Herrschergeschlecht, vielleicht chorbatischen Ursprunges[2]), das die spätere Tradition mit einem sagenhaften Stammvater Piast in Verbindung brachte, unterwarf mit Hilfe ausländischer

1) Daß dies und nicht, wie bisher angenommen wurde, Mieczyslaw die richtige Namensform ist, hat Kunik im Al Bekri p. 97 nachgewiesen.

2) Die Frage ist ungemein schwierig und noch nicht gelöst. Vgl. Szajnocha, Der lechische Ursprung Polens. Lemberg 1858 (polnisch). Kunik in Dorns Caspia, 252, 392 und Kunik in „Al Bekri" l. l. in dem Commentar. Vgl. auch Zeißberg, Miseco I. im Archiv für österreichische Geschichte. Wien 1867. Die Arbeit von Bielowski in der Bibliothek des Ossolinski'schen Instituts ist mir nichts zu Gesicht gekommen.

Söldner, vielleicht skandinavischen Ursprunges, das Gebiet der slavischen Stämme zwischen Oder und Weichsel, das von der ältesten russischen Chronik das Lechenland genannt wird, während die andere im Westen bekannte Bezeichnung Polen, das heißt Flachland, ist. Ueber die Culturzustände Polens in der ältesten Zeit besitzen wir außer der oben angeführten Stelle Ibrahims nur noch eine beiläufige Notiz Thietmars von Merseburg: „zur Zeit . . . Miseco's, als er noch Heide war, folgte immer die Frau nach der Leichenbestattung des Mannes durch Feuer, demselben enthauptet in den Tod." Er fügt dann noch eine barbarische Strafe hinzu, welche unzüchtige Weiber betraf. Das ist aber auch Alles, was wir von glaubwürdiger Ueberlieferung besitzen. Auffallend und durchaus neu sind nun die Nachrichten Ibrahims über das Heer Mschka's und über die bei einem Volke von der Culturstufe der damaligen Polen unerhörte Entrichtung der Abgaben in klingender Münze. Die Nachricht, deren Glaubwürdigkeit zu bestreiten wir keinerlei Anlaß haben, läßt sich nur erklären, wenn wir daran festhalten, daß auch durch polnisches Gebiet eine uralte Bernsteinhandelstraße ging[1]), welche für die Zeit, von der wir reden, zwar nicht mehr überliefert ist, bei der unglaublichen Zähigkeit aber, mit welcher derartige Völkerwege sich behaupten, wohl fortbestanden haben muß. Der Niederschlag an geprägtem Gelde mochte zur Besoldung der Elitetruppen des Fürsten ausreichen, besonders wenn man an der offenbar hoch gegriffenen Angabe, daß es 3000 Mann gewesen seien, nicht eigensinnig festhält.

So unbestimmt und lückenhaft aber auch die Nachrichten Ibrahims sein mögen, das Eine stellen sie unzweifelhaft fest, daß seinerzeit der polnische Stamm der Slaven bereits einen gewissen Culturgrad erreicht hatte, der jedenfalls nicht niedriger war, als der der benachbarten slavischen Stämme im Norden, Süden und Osten. Auch für diesen Zweig des großen slavischen Volksstammes gilt Alles, was wir in den einleitenden Kapiteln der Geschichte Rußlands über den Gang der historischen Entwickelung des Slaventhums kennen gelernt haben. Es sind dieselben religiösen Vorstellungen, die Grundzüge gleicher Cultur, dieselben staatlichen Voraussetzungen. Nur daß während die slavische Welt Rußlands durch einen mächtigen Impuls von außen her in einen Werdeproceß hineingezwängt wurde, Polen noch ein volles Jahrhundert in Zuständen verharrte, die vor der Warägerperiode auch den russischen Slaven eigenthümlich war. Alles was von polnischer Geschichte vor der Mitte des zehnten Jahrhunderts erzählt wird, ist Fabel oder Sage, und die erste historische Persönlichkeit, die uns begegnet, ist eben jener Mschka, den deutsche Chronisten um 962 als polnischen Herzog erwähnen und Miseco nennen.[2])

---

1) Vgl. Dr. F. Waldmann, Der Bernstein im Alterthum. Fellin 1883.

2) Wir gehen aus diesem Grunde auf die polnischen Sagen nicht ein. Zum großen Theil Fälschung, ist der geringe historische Kern, der ihnen zu Grunde liegt,

Um jene Zeit finden wir den polnischen Stamm zwischen Oder und Weichsel zu beiden Seiten der Warthe ansässig, nach Norden hin durch Pommern und Preußen vom Meere abgeschnitten, während im Süden die böhmischen Länder die Grenze bildeten. Daß hier schon im ersten Viertel des fünften Jahrhunderts slavische Stämme saßen, wird glaubwürdig überliefert.

Aber sie lebten unbemerkt dahin, ohne durch irgend hervorragende Eigenthümlichkeiten die Aufmerksamkeit der Nachbarn zu erregen. Man fühlte nicht das Bedürfniß, sie als ein Besonderes zu individualisiren. Dahin wirkte der Nationalcharakter, den ein neuerer polnischer Geschichtschreiber treffend folgendermaßen charakterisirt.

„Der Slave zeigt sich von den ältesten Zeiten her als Fatalist, der lange Böses erträgt, obgleich er nicht ohne Thatkraft ist, wenn er sich zum Kampfe aufrafft. Mit diesem Fatalismus stimmt wohl seine Sorglosigkeit um den kommenden Morgen, seine lebhafte und leichtsinnige Fröhlichkeit am Vorabend hereinbrechenden Unglücks. Die Ursachen eines Uebels sucht er selten in sich, um so lieber außerhalb; genußsüchtig in glücklicher Zeit, ist er zänkisch, unverträglich und unzuverlässig, wenn innere Sammlung und Eintracht noth thun. Er liebt bewegliche Leute und erkennt nur selten die Wirksamkeit einer Organisation an. Den Despotismus erträgt er, Ordnung zu halten hat er nirgend lange verstanden." Ebenso richtig ist die Zeichnung der slavischen Nationaltugenden. Gastfreundschaft, Herzensgüte, Heimathsliebe, Ausdauer in Bewahrung der Volksüberlieferung, Elasticität des Geistes, Sanftmuth und Adel der Sitten, endlich eine ungewöhnliche Begabung zur Nachahmung und Assimilirung fremden Wesens und fremder Errungenschaften.[1])

Hält man an dieser aus der Gesammtgeschichte Polens abstrahirten und auf genaue Kenntniß von Land und Leuten gegründeten Charakteristik fest, so wird man den eigenthümlichen, oft scheinbar unvermittelten Gang der polnischen Geschichte besser verstehen.

Als Polen zum ersten Male in den Geschichtskreis der europäischen Culturvölker trat, geschah es in mehr beiläufiger Weise. Die Wenden hatten den mit seinem Oheim Herzog Hermann von Sachsen und mit dem Deutschen Reich zerfallenen Grafen Wichmann aufgenommen[2]) und zu ihrem Führer in den Kämpfen gemacht, welche sie gegen ihre Grenznachbarn, die Lisicaviker, führten. Der Fürst derselben (rex) war Misaca oder Mscislaw, der, nachdem

noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Das Fundament der folgenden Darstellung bildet eingehendes Quellenstudium. An Bearbeitungen: Röpell, Geschichte Polens und seine Fortsetzung durch Caro. Beides ausgezeichnete Arbeiten. Dabei sind Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit und die Jahrbücher deutscher Geschichte überall zu Rathe gezogen. Eine gute Darlegung des heutigen Standpunktes der Wissenschaft giebt Prof. Józef Szujski in seiner „kurzen Erzählung der polnischen Geschichte." Warschau 1880 (polnisch) und Ch. Meyer, Geschichte des Landes Posen. Posen 1881; sowie Grünhagen: Geschichte Schlesiens. Bd. 1. Gotha 1884.

1) Vgl. Szujski, l. l. p. 11.

2) Ueber die Vorgeschichte desselben vgl. Zeißberg, l. l.

ihm Wichmann im Jahre 962[1]) zwei Niederlagen beigebracht und seinen Bruder erschlagen hatte, sich dem Markgrafen Gero unterwarf, der gerade damals nach Besiegung der aufständischen Lausitzer mit seinem Heere an der polnischen Grenze stand. Immer noch besser die Oberhoheit des mächtigen Deutschen Reiches anerkennen, als sich vor den verhaßten Stammesgenossen demüthigen. Mściślaw leistete in die Hand des Markgrafen Gero den Lehnseid und verstand sich dazu, für das Land zwischen Oder und Warthe einen Tribut zu entrichten.

Ueberraschend schnell findet nun die Entwickelung des gewissermaßen neu entdeckten Reiches statt. Nachdem Mściślaw einmal Lehnsmann Kaiser Otto's geworden war, konnte es nur eine Frage der Zeit sein, wann er sein Volk zum Christenthum führen werde. Nur unter dieser Voraussetzung war ein Zusammengehen mit dem Deutschen Reiche denkbar, und die allmähliche Vernichtung der slavischen Völkerschaften zwischen Elbe und Oder zeigte nur zu deutlich, welchen Verlauf die Dinge im entgegengesetzten Falle nehmen mußten. Aeußere Verhältnisse wirkten dahin, dem polnischen Fürsten den folgenschweren Schritt noch zu erleichtern. Er hatte drei Jahre nach jenem ersten Begegnen mit den Deutschen sich mit Dubrawka, der christlichen Tochter Boleslaw I. von Böhmen, vermählt. Ihrer Ueberredung folgend, vielleicht durch ein schon vor der Vermählung gegebenes Versprechen gebunden, nahm Mściślaw im Jahre 966 das Christenthum an. Ganz neu konnte die Lehre des Christenthums weder ihm noch seinem Volke sein. Man wird die Ueberlieferung nicht unbedingt verwerfen können, welche von einem früheren Eindringen des Christenthums von Mähren und Böhmen aus wissen will. Steht es auch zweifellos fest, daß Kyrill und Methodius nicht nach Polen gedrungen sind, Spuren des slovenischen Ritus lassen sich nachweisen, und es war für die gesammte Weiterentwickelung Polens von allergrößter Wichtigkeit, daß das Christenthum in der lateinischen Fassung aufgenommen wurde. Gegen Ende des Jahres 968 ist dann das Bisthum Posen gestiftet worden, als dessen erster Bischof Jordan, der eigentliche Apostel der Polen, geweiht wurde.[2])

---

1) Daß dies Jahr und nicht 963 anzunehmen ist, hat Kunik, l. l. p. 98 im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht.

2) Diese Zeitbestimmung ergiebt sich, wenn wir daran festhalten, daß erst am 18. Oktober 968 Papst Johann XIII. Adalbert als ersten Erzbischof von Magdeburg bestätigte, unter den fünf Suffraganbisthümern desselben Posen jedoch ursprünglich nicht erwähnt wird. Will man nun die Nachricht Thietmars gelten lassen, daß Jordan bereits 968 Bischof von Posen gewesen sei, so hätte seine Weihe, die doch nur von Magdeburg ausgehen konnte, in die letzten Monate des Jahres zu fallen. Der neue Erzbischof verbrachte sie bereits in Deutschland und beging das Weihnachtsfest in seiner Metropole. Da alles Slavenland jenseit der Elbe und Saale ihm unterstellt wurde, konnte zur Zeit, da die Suffraganbisthümer Magdeburgs bestimmt wurden, Posen noch nicht Mittelpunkt des jungen polnischen Christenthums sein. Es ist nicht denkbar, daß man es übergangen hätte. Also frühestens Ende 968, vielleicht noch etwas später, ist Jordan geweiht worden. Zeißberg, l. l. p. 74 Anm. 3 ist hier anderer

Noch weniger als in Rußland scheint hier das Heidenthum versucht zu haben, sich in seiner alten Herrschaft zu behaupten. Auch hier trat eine Doppelgläubigkeit ein. Man nahm den Christengott auf, ohne doch den heidnischen Göttern ganz zu entsagen. Aber durch Zerstörung der Götterbilder in Gnesen, dem alten Centrum des polnischen Heidenthums, und durch Errichtung einer Kirche zum Heiligen Georg war der Wechsel der Verhältnisse deutlich genug gezeichnet. Der drachentödtende Heilige hatte als Vorkämpfer des Christengottes seinen Sitz in der feindlichen Veste genommen.[1]) Daß das neue Bisthum dem von Otto I. gegründeten Erzbisthum Magdeburg unterstellt wurde, kann nicht Wunder nehmen. Diese Lieblingsschöpfung Kaiser Otto's sollte die Hüterin des Christenthums in den Slavenländern jenseit der Elbe sein, was Hamburg und Bremen dem skandinavischen Norden war, sollte Magdeburg dem slavischen Osten werden.

Es hatte den Anschein, als sollten die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Polen nun immer engere werden. Deutsche Priester drangen als Gehilfen Jordans ins Land, und als Dubrawka 977 starb, nahm Mściślaw[2]) die Tochter des Markgrafen Theodorich, der die Bisthümer Havelberg und Brandenburg zu vertheidigen, und die Stämme der Redarier und Heveller zu überwachen hatte[3]), zur zweiten Gemahlin. Dies Gebiet berührte die Nordwestgrenze Polens, und der Ehe muß um so größere politische Bedeutung beigelegt werden, als Oda, so hieß Theodorichs Tochter, bereits Nonne im Kloster Kalbe[4]) geworden war, und nur eine Lösung ihres Gelübdes die Ehe möglich machte. Weniger friedlich war jedoch ein anderer Nachbar gesinnt, Markgraf Hodo, dessen Gebiet südlich von dem Theodorichs lag. Er griff schon im Jahre 972, wir wissen nicht, in welcher Veranlassung, den Polenherzog an, erlitt aber nach anfänglichen Erfolgen am 24. Juni 972

Ansicht und meint (p. 77) die Stiftung habe wohl ohne Theilnahme des Kaisers stattgefunden. Uns scheinen die für ihn bestimmenden Verse bei Thietmar, Buch II Vers 9, „Episcopatus construxit denique senos" nicht zwingend, weil eben die Angabe Thietmars keine richtige ist. In jedem Fall fehlt Aldenburg, wenn wirklich unter den sechs Bisthümern Havelberg, Brandenburg, Merseburg, Meißen und Zeiz gemeint sind. Weshalb gerade Aldenburg und Posen „nicht in Betracht" kommen sollen, läßt sich nicht absehen.

1) Es mag bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen werden, daß der auch für die polnischen Slaven in Anspruch genommene Gott Zvantevith nach einer geistreichen Conjectur Schirrens wohl für immer beseitigt sein dürfte. Vgl. Schirren, Beiträge zur Kritik älterer holsteinischer Geschichtsquellen p. 254.

2) Um 987 nach der wenig glaubhaften Angabe des sächsischen Annalisten. Wahrscheinlich fand dieselbe sehr bald nach dem Tode der Dubrawka statt. Thietmar, den der Annalistexcerpirt, hat keine Datirung. Er bleibt hier der Conjectur freier Spielraum. Zeißberg vermuthet die Zeit zwischen 979 u. 980, l. l. p. 107.

3) Vgl. Dümmler, Kaiser Otto der Große. Leipzig 1876, p. 387 Anm. 1 u. 3 u. p. 501 ff.

4) Calva oder Kalbe liegt südlich von Magdeburg, kurz vor der Saalemündung. W. Giesebrecht sucht es an der Milde.

eine Niederlage.[1]) Wahrſcheinlich hätte der Kampf ſich noch längere Zeit hingezogen, wenn nicht ein Machtwort Kaiſer Otto's, der gerade auf der Rückkehr aus Italien begriffen war, die Gegner zur Ruhe gebracht hätte. Der Kaiſer feierte das Oſterfeſt des Jahres 973 in Quedlinburg, und beſchied beide Theile dahin. Mściſlaw erſchien nicht perſönlich[2]), ſondern ſandte ſeinen Sohn als Bürgen ſeiner Unterwürfigkeit. Ueber die Entſcheidung, welche der greiſe Kaiſer fällte, wiſſen wir nichts. Doch ergiebt ſich aus dem weiteren Verlauf der Ereigniſſe, daß eine gütliche Vereinigung ſtattgefunden hat. Die Abhängigkeit Polens vom Reiche dauerte fort, der Friede blieb in den folgenden Jahren gewahrt und Markgraf Hodo trat in ein freundſchaftliches Verhältniß zu ſeinem früheren Gegner. Für die nun folgenden Ereigniſſe ſind wir ebenfalls nur auf die mehr beiläufigen Nachrichten der deutſchen Quellen angewieſen, und es trägt nicht aus, alle Einzelheiten zu wiederholen. Mściſlaw iſt Mittheilnehmer an der Verſchwörung Herzog Heinrich I. von Baiern gegen den jungen Kaiſer Otto geweſen, und da dieſer nicht in der Lage war, ihn gleich für den Abfall zu ſtrafen[3]), ſcheint Polen fünf Jahre lang in thatſächlicher Unabhängigkeit von Deutſchland geſtanden zu haben. Als jedoch Otto im Jahre 979 mit Heeresmacht in Polen eindrang, wurde das alte Verhältniß wieder hergeſtellt und auch die nach dem Tode des Kaiſers in Deutſchland ausbrechenden Wirren vermochten ihn nicht mehr von der einmal eingeſchlagenen Bahn abzulenken. Er hielt treu an der Partei, welche für die Intereſſen Otto III. eintrat, leiſtete zu Oſtern 986 in Quedlinburg perſönlich den Vaſalleneid und unterſtützte die im ſelben Jahre von den Deutſchen gegen das Wendenland unternommenen Kriegszüge. Daß er ſich im folgenden Jahre ſogar dem Feldzuge Otto III. gegen Boleſlaw von Böhmen, den Bruder ſeiner erſten Gemahlin, anſchloß — mit ungeheuerer Schaar, ſagt ein den Ereigniſſen naheſtehender Chroniſt — war ein weiterer Beweis ſeiner den Deutſchen freundlichen Politik; der Kaiſer wußte ſie dadurch zu belohnen, daß er den Böhmenherzog nöthigte, die ſchleſiſchen Lande am rechten Ufer der Oder an Polen abzutreten. Noch hat Mściſlaw an dem Kriege theilgenommen, der 991 die ſächſiſchen Truppen bis nach Brandenburg führte und auch im Frühling 992 kämpfen ſeine Truppen den Kaiſerlichen zur Seite gegen die Liutizen. Er ſelbſt freilich wird bei dieſem Zuge nicht zugegen geweſen ſein. Er war bereits hoch betagt und iſt am 25. Mai 992 geſtorben.[4])

Auch die dürftigen Nachrichten, die wir über ihn beſitzen, zeigen, daß Mściſlaw ein nicht gewöhnlicher Mann war. Er hat ſein Volk aus dem Dunkel an das Licht der Weltgeſchichte und chriſtlicher Cultur gezogen, und

1) Bei Cidini, wohl Zehden am rechten Ufer der Oder. Doch iſt der Ort nicht mit Sicherheit zu beſtimmen.

2) So die Altaicher Annalen, denen die größere Glaubwürdigkeit zukommt.

3) Vgl. Zeißberg, l. l. p. 85 Anm. 5.

4) Daß er, wie Szujski angiebt, vor Brandenburg geſtorben ſei, erwähnen die Quellen nicht.

wenn seinem mythischen Stammvater Piast die erste staatliche Organisation des Polenstammes zugeschrieben wird, der erste historische Piast, der eigentliche Gründer Polens, bleibt Mściślaw.

Zweites Kapitel.

Boleslaw der Kühne.

Den Grund, den der Vater gelegt hatte, erweiterte und festigte sein größerer Sohn. Uns tritt hier an den Anfängen der polnischen Geschichte gleich eine Persönlichkeit entgegen, welche gewissermaßen vorwegnimmt, was erst die Entwickelung kommender Jahrhunderte bringen sollte. Es giebt kein Ziel polnischen Ehrgeizes, welches Boleslaw nicht erstrebt und nicht annähernd erreicht hätte. Wo die Nation später über seine Pläne hinausgegangen ist, gereichte es ihr zum Unheil und nie wieder hat sie einen Herrscher von gleicher Klugheit und Kraft gehabt. Wie ein Mann sanguinischen Temperaments im ersten Anlauf das Höchste glaubt erreichen zu können, so hat auch das leicht erregbare Volk der Polen gleich bei seinem Auftreten auf dem Schauplatze der Welthistorie, fortgerissen von seinem großen Könige, den Gipfel erklommen, von dem es dann langsam wieder herabgesunken ist.

Es ist wohl lohnend, diese eigenthümliche Entwickelung genauer kennen zu lernen.

Mściślaw hatte mehrere Kinder hinterlassen. Aus erster Ehe den 967 geborenen Boleslaw, aus der zweiten drei Söhne; endlich werden noch zwei Blutsverwandte erwähnt, vielleicht die Söhne seines von Wichmann erschlagenen Bruders. Nach slavischer Anschauung waren alle Nachkommen des verstorbenen Herzogs berechtigt, auf einen Theil seines Erbes Anspruch zu erheben. Eine Theilung mußte stattfinden, und in der That weiß eine freilich schlecht verbürgte Nachricht uns davon zu erzählen, daß Boleslaw drei Jahre lang mit seinen — jedenfalls noch sehr jungen — Brüdern gemeinsam regiert habe.

Die erhaltenen zeitgenössischen Quellen erzählen uns jedoch nichts davon. Boleslaw, heißt es, vertrieb seine deutsche Stiefmutter, die Oda, mit ihren drei Söhnen und ließ seine beiden Verwandten blenden. Es war ein gewaltsamer Beginn seiner Laufbahn und es liegt nahe, anzunehmen, daß dadurch das Verhältniß zum Deutschen Reich getrübt werden mußte. Das geschah aber nicht, da Boleslaw durch Unterstützung der Kriegszüge Otto III. gegen die Wenden seine Lehnstreue offenkundig bethätigte und überhaupt, so lange dieser Kaiser lebte, das gute Verhältniß mit dem Deutschen Reiche geflissentlich aufrecht erhielt. Freilich vergaß er dabei den eigenen Vortheil nicht. Die Schwächung der Wendenmacht benutzte er, um sich auf Kosten seiner slavischen Nachbarn im Norden zu vergrößern und um das Jahr 995, als der zweite

Wendenzug der Deutschen stattfand, gelang es ihm, Pommern zu unterwerfen, die Preußen zur Anerkennung seiner Oberherrlichkeit zu nöthigen und in Danzig einen wichtigen Hafen zu erwerben. Es waren ungewöhnliche Erfolge, und doch nur der Anfang zu größeren Unternehmungen. Gerade jetzt mußte ihm der Antrag des früheren Bischofs von Prag, Adalbert (mit seinem slavischen Namen Woitech), auf polnischem Gebiet zu missioniren, gelegen kommen.[1]) Die neugewonnenen Länder waren erst dann ein sicherer Besitz, wenn sie in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufgenommen waren. Boleslaw bewog den frommen Eiferer, sich der Bekehrung der Pommern und Preußen zu widmen. Von dreißig Kriegern, seinem Bruder Radim und dem Diacon Bogussa (Diminutivform für Boguslaw) begleitet, fuhr er auf polnischem Schiff die Weichsel hinab bis nach Danzig.

Nach kurzem Aufenthalt stach er von hier in See und erreichte nach einigen Tagen günstiger Fahrt die preußische Küste. Er kam zu unrechter Zeit. Der Heereszug Boleslaws hatte mehr Erbitterung als Furcht erregt. Das Volk wollte von Adalbert, der offen bekannte, daß er gekommen sei sie zum Christenthum zu führen, nichts wissen. Man nöthigte ihn zur Umkehr und als er den Versuch machte, zu Lande nach Polen zurückzugehen, ist er am 23. April 997, im Alter von etwa 40 Jahren, erschlagen worden. Man hat ihm später an der samländischen Küste bei Tenkitten als an der muthmaßlichen Stelle seines Martyriums eine Kapelle errichtet und Boleslaw kaufte von den Heiden um hohen Preis den Leichnam Adalberts, um ihn in Gnesen als kostbare Reliquie beizusetzen.[2])

Der Tod des Missionars sollte ihm größeren Nutzen bringen, als sein Leben je zu thun vermocht hätte. Schon, daß die Reliquien nach Gnesen und nicht nach Posen gebracht wurden, ist eine ebenso auffallende als kluge Handlung Boleslaws; daß der Böhme, der eigentlich nie in Polen gewirkt hatte, zum polnischen Nationalheiligen werden konnte, die Frucht derselben berechnenden Klugheit, die ihn bewogen hatte, die Missionsthätigkeit Adalberts nach Preußen zu lenken. Gnesen stand weniger unter dem Einfluß der von Magdeburg geschickten fremden Priester und zog als früherer Mittelpunkt des altslavischen Heidenthums mehr als Posen die Augen des Volkes auf sich. Hatte Mscislaw es nicht für möglich gehalten, hier ein Bisthum zu errichten, Boleslaws Pläne gingen noch darüber hinaus, und daß er sie verwirklichen konnte, hatte er vor Allem dem Cultus zu danken, der mit dem hl. Adalbert getrieben wurde. Die Uebertragung der Gebeine des Märtyrers war, wie

---

1) Hilferding in seiner Geschichte der baltischen Slaven erinnert daran, daß Adalbert der erste Slave war, dem die römisch-katholische Kirche die Bischofswürde ertheilte.

2) Die Passio S. Adalberti nennt den Ort des Martyriums Cholinam. Eine bildliche Darstellung der Hauptmomente aus Adalberts Leben zeigen die ehernen Thürflügel an der Kathedrale zu Gnesen. Vgl. Raczynski, Ed. Wspomnienia Wielkopolski. T. II Poznan 1843. Tafel 51.

stets im Mittelalter, mit Wunderzeichen verbunden; zwei seiner Gefährten, die Zeugen seines Todes gewesen waren, hatten in Rom die Nachricht von diesen Dingen verbreitet und sie erregten um so größeres Aufsehen, als Adalbert edelstem Blute entstammte und durch seine Mutter mit dem Kaiserhause der Ottonen verwandt war. Es kam noch dazu, daß Kaiser Otto III. ihn persönlich gekannt und hochgeschätzt hatte, so daß es wohl begreiflich ist, wenn der schwärmerische, durch die Erwartung des Weltendes im herannahenden Jahre 1000 noch besonders religiös erregte Kaiser sich innerlich gedrungen fühlte, am Grabe des Freundes und Lehrers, den Gott so hoch begnadet hatte, sich Andachtsübungen hinzugeben. Freilich haben politische Erwägungen zu nicht geringem Theil mitgewirkt, Kaiser Otto III. zu der berühmten Pilgerfahrt zu treiben, die er im Jahre 1000 nach Gnesen hin unternahm. Auch die Heiligsprechung Adalberts durch Papst Sylvester II. ist mit von politischen Gedanken bestimmt worden. Man kann zweifelhaft darüber sein, ob die Persönlichkeit Herzog Boleslaws oder die Adalberts dabei das den Ausschlag gebende Moment gewesen ist. Wahrscheinlich hat Beides zusammengewirkt. Gerade die letzten Jahre hatten dem Herzoge einen ungeheuren Machtzuwachs gebracht. Nach dem Tode Boleslaws von Böhmen hatte er sich Krakau's bemächtigt und die nächsten Landschaften an sich gerissen. Oberschlesien wurde mit Polen vereinigt, ja es scheint, daß auch Mähren und das Gebiet der Slowaken seine Oberhoheit anerkannte. Hält man daran fest, daß er zugleich Pommern besaß, daß er durch seine Schwester in verwandtschaftliche Beziehung erst zu Schweden, dann zu Dänemark getreten war [1]), so fällt in die Augen, ein wie bedeutsames Glied in dem Zukunftsreiche, mit dessen Bildung Kaiser Otto sich trug, Herzog Boleslaw werden mußte. Auch das ist verständlich, daß specifisch deutsche Interessen dem Kaiser zurücktraten, wo es sich um seine universellen Pläne handelte.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Pilgerfahrt des Kaisers diplomatische Verhandlungen mit Polen vorausgegangen sind und daß die Gründung eines nationalpolnischen, von Magdeburg unabhängigen Erzbisthums bis in die Einzelheiten hinein vorher mit Boleslaw vereinbart war. Nur läßt sich nicht feststellen, von wem die Initiative dabei ausgegangen ist. Adalberts Bruder Radim, oder, wie er mit seinem kirchlichen Namen heißt, Gaudentius, war vom Papste Sylvester II. bereits zum Erzbischof von Gnesen geweiht worden.

Um die Mitte December 999 trat Kaiser Otto seine Reise an. Ende Januar und Anfang Februar des Jahres 1000 war er in Regensburg, und von dort nahm er seinen Weg über Thüringen und Meißen nach Polen, wo er im März am Bober (bei Ilva) von Herzog Boleslaw, der ihm mit

1) Ueber die noch nicht genügend geklärten verwandtschaftlichen Verhältnisse zwischen dem polnischen Fürstenhause und den Königsgeschlechtern des Nordens vgl. Zeißberg, l. l. p. 111 ff.

Erläuterung der Reliefdarstellungen aus dem Leben des heil. Adalbert am Portal des Doms zu Gnesen.

Diese Erzreliefs sind ein Werk der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und von doppeltem Interesse als bildliche Lebensgeschichte eines der hervorragendsten mittelalterlichen Heiligen und einflußreichen Zeitgenossen Kaiser Ottos III., wie auch als Kostüme- und Sitten-Bilder jener Zeit.

Der Künstler hat auf beiden Flügeln 18 Reliefs in gleich abgetheilten Feldern ausgeführt. Auf dem linken Flügel befinden sich 9 Bilder von unten aus gerechnet, welche das Leben des heil. Mannes von seiner Geburt an bis zu seinem Aufenthalte im römischen Kloster darstellen. Auf dem rechten Flügel ebenfalls 9 Bilder, welche der apostolischen Thätigkeit des heil. Adalbert in Preußen entlehnt sind.

Der unbekannte Künstler, welcher die Lebenschronik des heil. Adalbert in Erz darstellte, hat unzweifelhaft genaue Lebensbeschreibungen des Heiligen in Händen gehabt, auf Grund derselben Chronik soll hier die Bedeutung der einzelnen Bilder erklärt werden.

I. Das erste Bild links unten hat zwei Abtheilungen. Unter dem Bogen auf der linken Seite dieses Bildes sitzt eine Frau auf einem Bette in der Tracht einer Matrone, welche von einer Magd bedient wird, und zweifelsohne die Mutter des heil. Adalbert nach dessen Geburt darstellt. Die zweite Hälfte veranschaulicht, ebenfalls unter einer Arkade, die Taufe des Kindes.

II. Das zweite Bild ist ganz entsprechend der damaligen Chronik des Jan Kanapan ausgeführt. Die Eltern des heil. Adalbert opfern ihren kranken Sohn Gott vor dem Priester im Beisein seiner Amme oder seines Wartemädchens. Das geschieht am Altar der allerseligsten Jungfrau Maria.

III. Dieses Bild stellt den Augenblick dar, in welchem die Eltern den heil. Adalbert zur Schule geleiten. Unter der linken Arkade sieht man die Mutter, den Vater und den Sohn in reichgeschmückten Kleidern, unter der rechten hingegen den Vorsteher der Schule, Namens Ustryk. Dieser, mit einer Toga bekleidet, reicht dem Knäblein die Hand. Alledem sieht ein an die Mauer gestütztes Büblein neugierig zu.

IV. Dieses Bild zeigt den vor der Kirche betenden heil. Adalbert derart, wie das in seiner Lebensbeschreibung zu lesen, daß er Nachts barfuß mit entblößtem Haupte und in leichter Kleidung andachtsvoll die Kirchen besucht.

V. Hierauf wird der Augenblick dargestellt, in welchem Kaiser Otto II., mit dem Zepter in der Hand und der Krone auf dem Haupte auf dem Throne sitzend, dem heil. Adalbert den Bischofsstab einhändigt, d. h. daß er ihm die Investitur auf das Bistum Prag ertheilt. Hinter dem Throne des Kaisers steht mit gezogenem Degen ein Schwertträger. Die Personen links seitwärts sollen das Gefolge des Kaisers und Geistliche darstellen.

VI. Der heil. Adalbert treibt kraft des über einem vom Teufel Besessenen gemachten Zeichens des heil. Kreuzes den bösen Geist aus. Den heil. Adalbert begleiten dabei zwei Geistliche. Die Augenzeugen seitens des Besessenen sind anscheinend drei Bürger. Nach den Aussagen der Biographen soll das Ereigniß an demselben Tage stattgefunden haben, an welchem dem heil. Adalbert die Kathedrale zu Prag übergeben worden ist. Der heil. Apostel wird hier im Bischofsschmuck mit dem Hirtenstab in der Hand dargestellt.

VII. Im siebenten Relief wird dargestellt, wie dem vor seiner Kathedrale schlafenden Bischofe sich Christus der Herr offenbart und ihm befiehlt, von seinem Lager aufzustehen, mit den Worten: „Ich bin der schon einmal verkaufte Jesus Christus. Jetzt wieder verkauft man mich den Juden (d. h. in den Personen armer Christen) und du schläfst noch?“ Das Bild ist streng nach der Chronik des Kanapan dargestellt.

VIII. Hier ist die Ausführung des auf vorangeführtem Bilde dargestellten Befehles versinnbildet. Unvermögend, die armen Christen aus der Sklaverei allein befreien zu können, führt der Heilige, pontifikalmäßig bekleidet, vier derselben vor den Thron des böhmischen Fürsten Boleslaw II. und bittet diesen Monarchen, daß er ihm helfe jene Unglücklichen freizukaufen. Hinter dem fürstlichen Throne steht zur Wacht ein Krieger mit gezogenem Degen.

IX. Der h. Bischof, entmuthigt durch das sündige Leben seiner Diözesanen und deren Widerstreben gegen seine Lehren, hatte die Bischofswürde niedergelegt, und war darauf sammt seinem Bruder Radim nach Rom gereist, dort in das Benediktinerkloster des h. Alexius eingetreten, und übte sich daselbst in der Demuth. Einstmals bediente er hier die Brüder im Speisesaal und trug Wein auf. Dabei bemerkte er einen auf dem Fußboden liegenden Gegenstand nicht, stolperte und fiel mit dem Geräth auf den Marmorfußboden, ohne auch nur etwas zerschlagen oder vergossen zu haben. So konnte er alles unversehrt den verwunderten Mönchen darreichen. Zwei hinter dem h. Adalbert stehende Mönche neigen sich, um den Gegenstand zu besehen, über welchen er gefallen. Diese Begebenheit, wörtlich aus Kanapan entlehnt, gab dem Künstler den Anlaß zum neunten Bilde.

Die zunächstfolgenden Lebensereignisse des h. Adalbert, wie z. B. die Rückreise nach Prag, die wiederholte Reise nach Rom, das Zusammentreffen mit dem Kaiser Otto und das Erscheinen in Gnesen am Hofe Boleslaws sind auf der Flügelthür übergangen worden, weil der Künstler dem wichtigeren apostolischen Werke des h. Märtyrers im heidnischen Preußen sein Augenmerk widmen wollte.

Auf dem zweiten Flügel folgen die Bilder von oben nach unten aufeinander.

X. Das erste Bild auf diesem Flügel stellt den h. Adalbert dar, wie er auf einem Kahne mit drei Gefährten und Fährmännern am Ufer des Baltischen Meeres in dem Lande der Preußen bezw. der Kaschuben ankommt. Mit Speeren und Schilden bewaffnete heidnische Preußen stehen am Kahne, von welchem aus der h. Adalbert ihnen den Segen ertheilt.

XI. Hierauf sehen wir eine Taufe durch Untertauchen dargestellt, welche der h. Adalbert einem erwachsenen Manne ertheilt. Beim Bischofe sehen wir drei Begleiter, beim Getauften eine Anzahl von Personen, die anscheinend auch auf die Ertheilung der h. Taufe warten. Dieses Ereigniß ist bei Kanapan nur mit kurzen Worten beschrieben; aller Wahrscheinlichkeit nach hat es in Danzig stattgefunden.

XII. Dieses Bild stellt den h. Adalbert als den Prediger der ungläubigen Preußen dar, welche mit deutlichen Zeichen der Abneigung seine Worte anhören. Drei seiner Gefährten stehen hinter ihm.

XIII. Der Bruder des h. Adalbert, Namens Gaudentius oder Radim, liest auf offenem Felde die h. Messe, welche der h. Apostel und zwei seiner Gefährten, auf der anderen Seite aber die bewaffneten Preußen anhören.

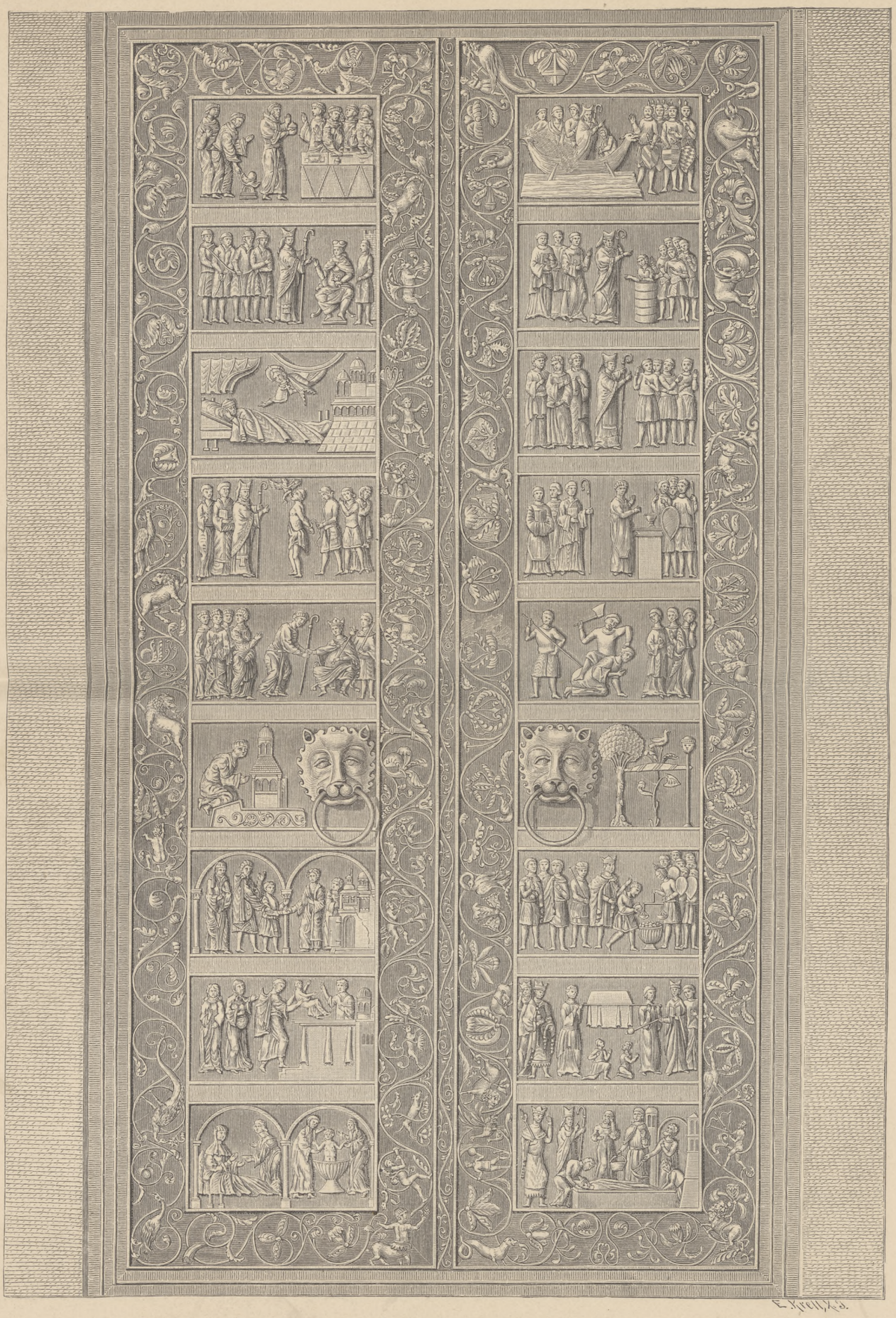
XIV. Auf diesem Bilde ist der Tod und das Martyrium des h. Adalbert dargestellt; der Anführer der Preußen, Namens Sikko, durchbohrt mit einem Speer den h. Apostel, während ein heidnischer Priester dem Heiligen mit einer Axt den Todesstreich versetzt.

XV. Hier wird dargestellt, wie man den Kopf des h. Adalbert auf einen Pfahl geschlagen. Der umwickelte Leichnam befindet sich auf einem Brette, welches zwischen den Pfahl und einen Baum gebunden ist. Alles das behütet ein auf einem Bäumchen sitzender Adler.

XVI. Hierauf führt uns der Künstler den Loskauf des Leichnams des h. Märtyrers von den ungläubigen heidnischen Preußen vor. Den abgewägten Kopf nimmt ein junger Pole mit Ehrfurcht von der Wage, welche ein Preuße hält, hinweg. Hinter diesem stehen seine mit Schilden bewaffneten Landsleute, nicht wenig verwundert und darüber unwillig, daß so wenig Gold auf der Wage geblieben; daneben steht ein großes Gefäß noch völlig mit Edelmetall angefüllt. Das Gefolge des Königs spricht ruhig untereinander, aller Wahrscheinlichkeit nach über die wunderbare leichte Aufwiegung des Leichnams. Der König (ob Boleslaw Chrobry?) steht in der Mitte und hat auf dem Haupte eine strahlende Königskrone, welche der Ottos II. im fünften Relief ähnlich ist. Den Saum des langen Mantels hat der König über die linke Schulter geworfen. Derselbe ist am Halse reich mit Gold besetzt und mit einer ovalen Spange geschlossen, ebenso wie im fünften Bilde beim Kaiser Otto. Neben dem König steht ein Schwertträger mit gezogenem Degen. Der König hält ein ziemlich großes Stück Gold in der Hand, welches er auf die Wage hinzuwerfen bereit gewesen. Mit der linken Hand scheint er seine Worte bestätigen zu wollen, die er zu dem Anführer der Preußen gesagt, der seine rechte Hand (über dem Kopfe des die Wage haltenden) zum Zeichen der Verwunderung ausstreckt.

XVII. Dieses Bild stellt die feierliche Ueberführung des Leichnams des h. Adalbert nach Trzcmesmo (Tremcsen) dar. Vor dem Leichnam, welchen zwei Geistliche in einem nach Art einer Arche verfertigten und bedeckten Sarge tragen, schreitet der ein Buch und einen Weihwedel haltende Bischof Unger in Assistenz eines Priesters. Hinter dem Sarge folgt der König feierlich bekleidet, mit seiner weinenden Gattin Judyta. Vor dem Leichnam fallen zwei Kinder auf die Knie.

XVIII. Das letzte Bild veranschaulicht das Begräbniß der Ueberreste des h. Adalbert in der Kathedrale zu Gnesen. Zwei Priester legen den h. Leichnam in den Sarg. Von zwei anderen hält einer das Rauchgefäß, der andere das Gefäß mit Weihwasser. An der Kopfseite des Leichnams steht der Bischof in pontifikalem Ornate und der König Boleslaw mit dem Zepter in der Hand. In der Mitte steht vor dem Sarge ein Mönch, wahrscheinlich der Bruder des h. Adalbert, Radim. (Nach Polkowski.)



Die Erzreliefs am Portal des Doms zu Gnesen; Darstellungen aus dem Leben des heiligen Adalbert.

Aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts.

glänzendem Gefolge entgegengeeilt war, empfangen wurde. Es scheint, daß Boleslaw Alles aufgeboten hat, nicht nur um dem Kaiser einen Begriff seiner Macht zu geben, sondern auch um die Gunst desselben zu gewinnen.[1])

Die Tage in Gnesen sind oft geschildert worden, wie Kaiser Otto gebetet und gebüßt, wie Herzog Boleslaw seinen hohen Gast gefeiert hat. Das Resultat derselben war eine scheinbare innige Anschließung Polens an das Reich, in Wirklichkeit aber eine Loslösung desselben von Deutschland, die für die ganze weitere Entwickelung der polnischen Geschichte von großer Bedeutung werden mußte. Während Kaiser Otto den Herzog zu einem Gliede jenes phantastischen Universalreiches machte, welches nur in ihm und Papst Sylvester lebte und mit dem Tode Beider in Nichts zerging, lockerte er in bedenklicher Weise die realen Bande, welche Polen an Deutschland knüpften. Wir haben leider keine urkundliche Grundlage zur Beurtheilung dessen, was in Gnesen vereinbart wurde. Die Berichte der Deutschen sind aphoristisch gehalten, die aus viel späterer Zeit stammenden polnischen Erzählungen übertrieben. Dennoch dürfte das Wesentlichste feststehen. In erster Reihe kommt dabei die Gründung des Erzbisthums Gnesen in Betracht. Posen war bisher das einzige Bisthum des polnischen Machtgebietes gewesen; jetzt trat Gnesen ihm zur Seite und riß einen großen Theil seines Sprengels an sich, ohne daß es jedoch dem Kaiser Otto oder dem Herzoge Boleslaw gelungen wäre, Posen dem neuen Erzbisthum zu unterstellen. Bischof Unger hielt an seinem Verhältniß zu Magdeburg fest und bis um die Mitte des zwölften Jahrhunderts hat der Erzbischof von Magdeburg hier Metropolitanrechte in Anspruch genommen. Dagegen wurden Suffraganbisthümer Gnesens: Kolberg für Pommern, Krakau für Chrobatien und Breslau für Schlesien. Weder die Grenzen dieser Bisthümer noch auch die Namen von vier anderen Suffragankirchen, die angeblich damals gestiftet wurden, lassen sich mit Sicherheit angeben. Erzbischof Gaudentius hatte die schwierige Aufgabe, für die Wirklichkeit ins Leben zu rufen, was ein Machtwort von Kaiser und Papst der Idee nach geschaffen hatte, und man hat allen Grund anzunehmen, daß ihm sein Werk nur in den äußersten Umrissen gelungen ist. Klagt doch noch im Jahre 1075 Papst Gregor VII. über die schlechte Organisation, die geringe Zahl und die

1) Der Reichthum, den Boleslaw entfaltete, ist in der That erstaunlich. Namentlich die Menge gediegenen Edelmetalls fällt auf. Ein Staat, dessen Eintritt in die Culturwelt des Abendlandes vor kaum vierzig Jahren stattgefunden hatte, kann solche Schätze nur unter der Voraussetzung eines schwunghaften Handels oder glücklicher Raubkriege in reichen Ländern erwerben. In Betreff des letzten Punktes könnte man an das alte Raubnest Böhmen denken, was aber den Handel betrifft, so sind wir für diese Zeit ohne alle Nachrichten. Am richtigsten wird es wohl sein, anzunehmen, daß Boleslaw diese Schätze ad hoc erworben hat. Dafür spricht auch die Notiz der Quedlinburger Annalen ad 1000: xeniis omnigeni census, ubique terrarum studiosissime quaesiti .... Man vergleiche übrigens, was Ibrahim über die Löhnung der Söldner Mściślaws sagt.

übergroßen Sprengel der polnischen Bisthümer.[1]) So wünschenswerth an sich aber die Vermehrung der Mittelpunkte christlicher Kirchenordnung in Polen sein mußte, ist doch zweifelhaft, ob die Lösung der polnischen Kirche von der deutschen im polnisch nationalen Interesse als ein Glück betrachtet werden kann. Das Christenthum war hier noch zu jung, die Verbindung mit dem Abendlande zu neu, als daß eine länger andauernde Bevormundung hätte entbehrt werden können. Kaiser Otto hatte dem neuen Erzbisthum alle Rechte übertragen, „die dem römischen Reiche in kirchlichen Sachen im Reiche der Polen und in anderen von ihm überwundenen oder noch zu überwindenden Landschaften der Heiden zustanden."[2]) Damit war der deutsche Einfluß im Princip beseitigt. Unzweifelhaft aber waren deutsche Bischöfe besser zu Lehrern und Erziehern des Volkes geeignet, als die Söhne des Landes. Wenn aber Boleslaw später italienische und böhmische Geistliche ins Land zog, so waren es doch wieder Fremde, die, wie die Erfahrung zeigte, ihrer Aufgabe gleichfalls nicht gewachsen waren. In Deutschland waren es natürlich andere Gesichtspunkte, welche die Stiftung des neuen Erzbisthums unerwünscht machten. Magdeburg war in seiner Machtstellung geschädigt, das nationale Gefühl beleidigt, zumal auch politisch die Stellung Herzog Boleslaws seit dem Tage von Gnesen zum Deutschen Reiche eine andere wurde. Kaiser Otto hatte ihn „Bruder und Mitarbeiter am Reiche, Freund und Bundesgenosse des römischen Volkes" genannt und scheint ihm auch den Tribut erlassen zu haben, der seit Mscislaws Zeiten von dem Lande bis zur Warthe entrichtet wurde. Die Abhängigkeit vom deutschen Könige war in ein Lehnsverhältniß zum römischen Kaiser umgewandelt, eine principielle Differenz, die nicht stark genug betont werden kann. So versteht man wohl die Klage des deutschen Chronisten Thietmar von Merseburg: Gott mag es dem Kaiser vergeben, daß er den Polenherzog, der bisher ein zinspflichtiger Mann war, zum Herrn machte und so hoch erhob, daß er bald die, welche ihm einst vorgesetzt waren, unter seine Herrschaft zu bringen und zu Knechten herabzudrücken suchte.[3])

So lange Kaiser Otto lebte, machte diese Wandlung in der Stellung zu Deutschland sich kaum bemerklich. Boleslaw gab mit einem Gefolge von 300 geharnischten Rittern dem Kaiser das Geleite nach Magdeburg und hat ihm auch ferner alle Ehrerbietung bewiesen. Erst mit dem Regierungswechsel in Deutschland, der freilich auch ein völliges Aufgeben der Politik Otto's bedeutet, änderten sich hier die Verhältnisse.

---

1) Quod inter tantam hominum multi tudinem adeo pauci sunt episcopi et amplae singulorum parroechiae, ut in subjectis plebibus curam episcopalis officii nullatenus exequi aut rite administrare valeant. Jaffé. Monumenta Gregoriana p. 196 (Registrum II. 73).

2) Vgl. Zeißberg, Die polnische Geschichtschreibung des Mittelalters. Leipzig 1873, p. 19.

3) Vgl. Giesebrecht, Kaiserzeit I, 733. Daß Otto dem Herzog den Königstitel verliehen habe, ist eine Erfindung späterer polnischer Chronisten.

Am 25. Januar 1002 war Kaiser Otto gestorben, erst am 7. Juni erfolgte die Wahl Heinrich II. In den fünf Monaten, die zwischen diesen Ereignissen liegen, hatte die Politik Boleslaws die entscheidende Wendung zum Kampfe gegen Deutschland genommen. In den ersten Monaten verhielt er sich noch abwartend. Markgraf Eckard von Meißen, zu dem Boleslaw in einem nicht genügend aufgeklärten Verwandtschaftsverhältniß stand und dessen Sohn Herrmann mit einer Tochter des Herzogs vermählt war, trat als Bewerber um die Königskrone auf; aber seine Ermordung am 30. April des Jahres entschied im Wesentlichen für Heinrich. Die kurze Frist eines Monats, welche bis zur Wahl des neuen Königs verging, benutzte Boleslaw zu einem mit großer Kühnheit und Schnelligkeit durchgeführten Kriegszuge, in welchem er sich des größten Theils der Ostmark (der Oberlausitz) und der ganzen Mark Meißen bemächtigte. Bautzen, Strehlen, Meißen fielen in seine Hände und wurden von polnischen Truppen besetzt, die Anstalten der sächsischen Fürsten, ihm den Raub abzujagen, dadurch hintertrieben, daß er sich bereit erklärte, die Entscheidung über die Rechtmäßigkeit seiner Erwerbungen dem Könige anheim zu stellen. Als dieser dann auf dem Reichstage zu Merseburg gegen ihn entschied, wußte er doch durchzusetzen, daß sein Stiefbruder Gunzelin mit dem ihm vor Allem wichtigen Meißen, das den Zugang zu Böhmen beherrschte, belehnt wurde. Zugleich schloß er sich eng an den vom Könige durch Verweigerung des Herzogthums Baiern gekränkten Markgrafen Heinrich und brach offen mit dem Könige, als er bei seinem Heimritt aus Merseburg nur mit Mühe einem Anschlage entging, der gegen sein Leben gerichtet war und für dessen Urheber er den König selbst hielt. Die Flammen des von ihm in Brand gesteckten Strehla, die Wegführung zahlreicher deutscher Colonisten in die Gefangenschaft zeugten deutlich, daß er entschieden war, Rache zu nehmen. Das Schwert mußte jetzt zwischen ihm und König Heinrich entscheiden. Zunächst aber konnte Letzterer noch nicht daran denken, sich gegen Boleslaw zu wenden. Der Kampf gegen den Markgrafen Heinrich und dessen deutsche Verbündete nahm ihn ganz in Anspruch und erst, nachdem er seine übrigen Gegner theils unterworfen, theils vertrieben und in Pavia die italienische Königskrone empfangen hatte, konnte er im August des Jahres 1004 sich gegen Polen wenden. Dort hatten mittlerweile wichtige Veränderungen stattgefunden, Herzog Boleslaw hatte auch Böhmen seinem Reiche einverleibt und schien jetzt als Haupt fast aller westslavischen Stämme auch einem deutschen Könige von Heinrichs Tüchtigkeit kein ungefährlicher Gegner zu sein.

Die Erwerbung Böhmens aber war folgendermaßen geschehen. Im Sommer des Jahres 1002 war Herzog Boleslaw Rothhaar von Böhmen durch seine Unterthanen des Landes vertrieben worden. Man war des harten Mannes, dessen Grausamkeit selbst die nächsten Blutsverwandten nicht schonte, überdrüssig geworden. Er fand, nach allerlei Fährlichkeiten, deren Erzählung in die böhmische Landesgeschichte gehört, eine Zuflucht bei seinem polnischen Namensvetter, der ihn auch wirklich schon im Januar 1003 nach Prag

zurückführte. Aber nur kurze Zeit wußte er sich zu behaupten. Die Racheorgien, denen er sich hingab, entfremdeten ihm vollends das Herz seiner Böhmen und diese suchten nun Hilfe bei Boleslaw von Polen. Falls er sie von ihrem Herzog befreie, wolle das Land ihn als Herren anerkennen[1]) Die Hinterlist, mit der Boleslaw sich nun des ihm unbedingt vertrauenden Böhmenherzogs bemächtigte, um ihm erst sein Augenlicht und die Freiheit, darauf sein Land zu nehmen, zeichnet in gleich grellem Lichte die Treulosigkeit und die Rücksichtslosigkeit des Mannes, wo sein Vortheil in Frage kam. So wurde Boleslaw zu Anfang des Jahres 1003 Herr von Böhmen. Es war eine gewaltige Stellung, die er jetzt einnahm und die Möglichkeit bot sich ihm, dieselbe nicht nur zu behaupten, sondern durch förmliche Anerkennung dauernd zu sichern. König Heinrich bot ihm Bestätigung und Frieden für den Fall, daß er Böhmen von ihm zu Lehen nehmen und ihm in Treue dienen wolle. Nun glaubte sich Boleslaw entweder durch die Versprechungen, die er dem Markgrafen Heinrich geleistet hatte, gebunden oder aber, was wahrscheinlicher ist, er unterschätzte die Thatkraft des Königs und überschätzte die Macht seiner Gegner. Wie dem auch sein mag, die Boten Heinrich II. fanden kein Gehör und in dem nun ausbrechenden Kampfe haben seine Truppen auf Seiten der Aufständischen gefochten. Aber die Entscheidung fiel für Heinrich und im August 1004 drang der König in zwei Heeressäulen vom Erzgebirge und vom Böhmerwalde her in Böhmen ein.[2]) In seinem Gefolge aber befand sich der Premyslide Jaromir, dem von Rechtswegen die Herrschaft gebührte. Es scheint, daß der im tiefsten Geheimniß vorbereitete Zug den Herzog überraschte. Er erwartete den Angriff von anderer Seite und war nicht im Stande, dem eindringenden Feinde irgend erheblichen Widerstand zu leisten. Fast ohne Schwertschlag, wie er es gewonnen hatte, ging Böhmen ihm wieder verloren. Die Thore Prags öffneten sich Jaromir und auf dem Wischehrad empfing er die Belehnung mit der böhmischen Herzogskrone aus König Heinrichs Hand. Ein sehr entschiedener Widerstand trat jedoch dem Könige entgegen, als er nun auch die Oberlausitz wieder zu gewinnen trachtete. Als ihm endlich Bautzen nach langer Belagerung die Thore geöffnet hatte, zog er seine müden Truppen nach Sachsen zurück, um erst im Sommer des nächsten Jahres den Angriff zu erneuern. Boleslaw hatte jetzt Zeit gefunden, sich auf den Angriff vorzubereiten, aber dem durch böhmischen Zuzug verstärkten Heere Heinrichs war er nicht gewachsen. Er

1) So wird doch die „amoenitas Boemiae promissae“ bei Adalbold in der vita Heinrici zu interpretiren sein. Wenn Thietmar, V, 18 von einem bestimmt formulirten Versprechen nichts sagt, stimmt doch sein Bericht durchaus dazu. „ab incolis ... introducitur, communiterque in dominum laudatur. Ein Versprechen, ihn zum Herrn von Böhmen zu machen, will Thietmar nicht ausdrücklich überliefern, da dadurch die Vereinigung Böhmens und Polens einen ihm höchst unliebsamen Rechtstitel erhalten hätte.

2) Es sind hier die kleineren Streifzüge der Jahre 1003 und 1004 übergangen.

mußte, nicht ohne Widerstand geleistet zu haben, bis zur Oder zurückweichen, und hier fand der König an den Liutizen, die sich ihm anschlossen, eine weitere Unterstützung. Es ist ein Zeichen der politischen Freigeisterei Heinrichs, daß er diese heidnische[1]) Bundesgenossenschaft nicht verschmähte. Trotzdem war sein schließlicher Erfolg keineswegs glänzend. Als seine Truppen nur noch einen kurzen Marsch von Posen entfernt waren, erlitten sie beim Fouragiren bedeutende Verluste, und diesen Augenblick benutzte Boleslaw, um mit seinen Friedensanerbietungen an den König zu gehen. Von Seiten Heinrichs führte Erzbischof Tagino von Magdeburg die Unterhandlungen und der Friede kam denn auch zu Stande. Man wird über denselben mit Sicherheit nicht mehr sagen können, als daß er für Polen verhältnißmäßig sehr günstig war. So viel wir sehen, hat Boleslaw nur auf Böhmen verzichtet und die Oberhoheit des Reiches wieder anerkannt.[2]) Auch hat er keinen seiner Pläne fallen lassen; die Wiederkehr des Friedens benutzte er, um durch Bestechungen und

1) Vgl. Thietmar VI, Kap. 17 u. 18, welche die sehr bemerkenswerthe Schilderung des liutizischen Heidenthums enthalten.

2) Die Friedensbedingungen werden von unseren Quellen nicht angegeben und im Endurtheil über den für Deutschland rühmlichen oder unrühmlichen Frieden scheinen Thietmar und die Quedlinburger Annalen einander strict gegenüber zu stehen. Letztere lassen den König mit einem bösen Frieden, den er widerwillig annimmt, unter Thränen heimkehren, während Thietmars Worte den Eindruck machen, als habe Boleslaw sich empfindlich demüthigen müssen. Faßt man den Text bei Thietmar jedoch schärfer ins Auge, so widerspricht sein Bericht dem der Quedlinburger Annalen nicht. Man könnte seiner Schilderung der Kriegsereignisse den Schlußsatz der Quedlinb. Annal. anfügen, ohne anzustoßen. Sie sagen, was er für gut findet zu verschweigen. — Man höre: (Thietmar VI, 20.) Interim per fidos intercessores regis gratiam Bolizlavus peciit, et exaudiri mox promeruit. Tagino archiepiscopus cum aliis familiaribus regis ad civitaten predictam (es ist Posen gemeint) a Bolizlavo rogatus venit, et cum incrementis ac emendacionibus condignis firma pacis foedera apud eum pepigit. Laeti tunc revertuntur nostri, quia itineris longitudine et nimia fame cum intermixta belli asperitate magnum sufferebant laborem. — Das ergiebt: 1) Daß die Initiative zu den Friedensverhandlungen von B. ausging. 2) Daß die Verhandlungen nicht im Lager des Königs, sondern in Posen bei Boleslaw und in Heinrichs Abwesenheit stattfanden. 3) Nicht er wird zum König gerufen, sondern die Boten desselben erscheinen bei ihm. Ein fester Friede wird mit Eidschwüren bekräftigt und 4) emendaciones condignae von B. geleistet. Darauf kehrt 5) das durch Weg, Hunger und Kriegsnoth ermüdete Heer froh heim. An die Stelle von 5) würde nun der Satz der Quedlinburger Annalen gehören: Rex vero, quamvis dolens assumpta non bona pace, cum lachrimabili revertitur exercitu, portans secum corpora mortuorum. Die emendationes entsprachen eben den für König Heinrich nicht günstigen Verhältnissen und nichts weist darauf hin, daß Boleslaw, wie Roepell sagt, die Lausitz und die übrigen von ihm eroberten deutsch-slavischen Grenzmarken habe herausgeben müssen. Höchstens von der Oberlausitz könnte die Rede sein. Bautzen fiel seinem Schwiegersohne, dem Markgrafen von Thüringen, zu, und auch in dieser Thatsache sehen wir eher ein Zugeständniß, das B. gemacht wurde, als eine feindselige Maßregel. Vgl. Thietmar VI, 24. Die Freude des Heeres, von der Thietmar berichtet, geht auch nach seiner Darstellung nur auf die Thatsache der Heimkehr und nicht auf errungene Erfolge zurück.

Verheißungen sich in Böhmen und unter den Liutizen eine Partei zu schaffen. Aber sowohl Herzog Jaromir als die Häuptlinge der Liutizen erkannten die Gefahr und bewogen den König zu Ostern 1007, Boleslaw nochmals den Krieg zu erklären. Es war ein Glück für diesen, daß Heinrich gerade damals durch die Händel mit Balduin von Flandern verhindert war, ihn mit seiner gesammten Heeresmacht zu überziehen. Erzbischof Tagino aber, dem die Leitung des Krieges gegen Boleslaw übertragen war, zeigte sich seiner Aufgabe nicht gewachsen. Ehe er noch seine Truppen beisammen hatte, waren die Polen schon auf deutschem Gebiet und bis nach Magdeburg hin sind sie plündernd und heerend gedrungen. Eine kraftlose Verfolgung vermochte ihnen keinen Schaden zu thun und Boleslaw fühlte sich stark genug, die Belagerung von Bautzen zu wagen. Trotz aller Tapferkeit mußte die deutsche Besatzung gegen freien Abzug schließlich capituliren und auch in den nächstfolgenden Jahren wußte er sich in seiner Stellung zu behaupten. Es wäre ermüdend, all die kleinen Streifzüge herzuzählen, die sich an diese Ereignisse knüpfen. Mit größter Energie wehrte Boleslaw alle Versuche König Heinrichs ab, ihm das einmal Gewonnene wieder zu entreißen. Die Jahre 1010 und 1012 zeigten seine volle politische und militairische Ueberlegenheit und brachten das ganze Gebiet bis zur Elbe in seine Hände. So blieb dem Könige nichts übrig, als einen zweiten, noch ungünstigeren Frieden mit Polen abzuschließen. Am 2. Februar 1013 wurde er zu Magdeburg zwischen Heinrich und Miseco, dem Sohne Boleslaws, vereinbart und, nachdem ihm Geiseln für seine persönliche Sicherheit gestellt waren, fand sich am 24. Mai auch Boleslaw selbst am königlichen Hoflager zu Paderborn ein. Heinrich that alles Mögliche, um den gefährlichen Mann an sich zu fesseln. Am Ostersonntage leistete Boleslaw dem Könige den Treueid und trug dem im vollen Ornat zur Kirche Schreitenden das Schwert vor. Am Montage fand darauf die Ueberreichung der gegenseitigen Geschenke und die feierliche Belehnung Boleslaws — offenbar mit dem Lausitzer und Milzener Lande — statt. In Frieden und Freundschaft schieden sie von einander und Boleslaw sandte die Geiseln, die ihm gestellt waren, mit reichen Gaben dem Könige zurück.

Der Vortheil dieses Friedens war ganz auf polnischer Seite. Heinrich hatte sich als der Schwächere erwiesen und durch jene Belehnung nicht mehr gewahrt, als die äußere Form, Boleslaw aber hatte freie Hand zur Ausführung der großen Pläne gewonnen, mit denen er sich trug und die auf nichts Geringeres zielten, als die gesammte slavische Macht in seiner Hand zu vereinigen. Es sind die ersten großartigen Regungen panslavistischer Gedanken, die uns hier entgegentreten. Nicht zufrieden mit seinen Erfolgen im Westen dachte Boleslaw seinen Einfluß auch auf den Osten auszudehnen und womöglich das russische Reich in Abhängigkeit von Polen zu bringen.[1]) Die Veranlassung

1) Weshalb, wie gesagt worden ist, diese Eventualität ausgeschlossen sein soll, ist nicht ersichtlich.

dazu boten seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Wladimir dem Heiligen. Der Sohn desselben, Swjätopolk, hatte eine Tochter Boleslaws zur Frau, als deren Begleiter der glaubenseifrige Bischof von Kolberg, Reinbern, nach Rußland gezogen war. Es scheint nun, daß das entschiedene Vorgehen Reinberns, der mehr, als Wladimir lieb war, die römische Form des Christenthums betonte, den Argwohn Wladimirs erregte. Auch brachte er in Erfahrung, daß Boleslaw den Schwiegersohn zur Empörung reizte. Da ließ er Swjätopolk mit seiner polnischen Gemahlin und seinem Rathgeber ergreifen und ins Gefängniß werfen. Boleslaw sah darin einen Grund zum Kriege und von einer Schaar deutscher Ritter unterstützt, machte er in das westliche Rußland einen verheerenden Einfall, der durch die Theilnahme der Petschenegen für Wladimir noch gefährlicher wurde. Doch errang er keinen dauernden Erfolg, wenn nicht etwa, was nicht unwahrscheinlich ist, die Freilassung Swjätopolks aus seiner Haft damit in Zusammenhang zu setzen ist. Immerhin war es ein erster Schritt nach einer Seite, die Boleslaw nicht mehr außer Augen gelassen hat, wenngleich zunächst andere Dinge ihn mehr in Anspruch nahmen.

Wie wenig aufrichtig er es mit den Merseburger Vereinbarungen meinte, war klar zu Tage getreten, als er dem König Heinrich den versprochenen Zuzug zur Römerfahrt leisten sollte. Weder er selbst, noch polnische Truppen fanden sich ein, als Heinrich nach Italien aufbrach, wohl aber suchte der Herzog, soviel an ihm lag, durch Boten, die er nach Italien abfertigte, den Erfolg des Zuges zu beeinträchtigen. Er ließ dem Papste Benedict XIII. sogar melden, daß ihm in Folge der Nachstellungen des Königs nicht möglich sei, den versprochenen Peterspfennig zu entrichten.[1]) Hand in Hand damit ging das Bestreben, eine gütliche Einigung mit Böhmen zu erreichen. Er schickte seinen Sohn Mscislaw zum Herzog Udalrich, der damals nach Vertreibung seines Bruders Jaromir von Heinrich als Herzog von Böhmen bestätigt worden war. Es galt eine Verbindung Böhmens und Polens gegen den Kaiser. Udalrich hielt jedoch am Bündniß mit Deutschland fest, nahm wider alles Recht Mscislaw gefangen und lieferte ihn Heinrich II. aus. Das war für Boleslaw ein um so härterer Schlag, als auch die Liutizen seit einer im November 1012 mit Heinrich zu Arnenburg getroffenen Vereinbarung treu zu diesem hielten und von einer polnischen Bundesgenossenschaft nichts wissen wollten.

Man wird nicht irren, wenn man den Hauptfehler der Politik Boleslaws in seinem Verhältniß zu jenen slavischen Stämmen an der Ostsee sucht. Trotz der ererbten Feindschaft gegen die Deutschen erschien ihnen der stammverwandte Polenfürst immer als der gefährlichere Gegner. Boleslaw hatte in keiner

1) Ob Boleslaw bereits früher nach Rom Zahlung geleistet hat, wird nicht überliefert. Doch wird man wohl nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß der Herzog zur Zeit der Stiftung des Erzbisthums Gnesen diese Verpflichtung übernahm. Es ist schwer glaublich, daß Papst Sylvester II. der römischen Kirche für diese Mündigsprechung Polens nicht besondere Vortheile erwirkt haben sollte.

Weise verstanden, hier Boden zu gewinnen und in den nun ausbrechenden Kämpfen standen die Liutizen treu auf Seiten der deutschen Heeresmacht. Es war ihm nämlich inzwischen, wie es scheint, durch Bestechung gelungen, die Freilassung seines Sohnes zu erwirken. Weit entfernt aber, sich dadurch dem Kaiser verpflichtet zu fühlen, ließ er nicht nur die Ladung zu einem Hoftage nach Merseburg unberücksichtigt, sondern erregte durch uns nicht überlieferte feindselige Maßregeln den Zorn des Kaisers in dem Grade, daß dieser durch eine förmliche Gesandtschaft die Rückgabe aller von Boleslaw eroberten Landschaften forderte. Eine stolze, abweisende Antwort des Herzogs war das Signal zum Kriege. Am 8. Juli 1015 sammelte sich das kaiserliche Heer an der Elbe, die Oder wurde überschritten und Bautzen eingenommen; zu einer offenen Feldschlacht kam es jedoch nicht. Boleslaw vermied es, sich dem deutschen Heer entgegen zu stellen. Dennoch mißglückte der Zug, da die erstrebte Vereinigung der böhmischen und kaiserlichen Truppen nicht gelang. Der Kaiser machte Kehrt und erlitt auf dem Rückzuge in sumpfiger Gegend in Niederschlesien sehr bedeutende Verluste. Es war als ein Glück zu betrachten, daß Meißen, welches Mscislaw 14 Tage darauf berannte, nicht in die Hände der Polen fiel. Nur ein Jahr ruhte der Krieg; im Januar 1017 war noch einmal der Versuch gemacht worden, eine gütliche Vereinbarung herbeizuführen. Als die Unterhandlung scheiterte, zögerte Heinrich nicht länger. Er hatte den Feldzug diesmal mit besonderer Sorgfalt vorbereitet; Böhmen, Ungarn, die Liutizen und Rußland waren ihm verbündet und am 9. August stand das Heer vor Glogau, das von polnischen Truppen besetzt war. Heinrich fand es nicht räthlich, sich hier durch eine Belagerung aufzuhalten; er zog weiter, um Niemptsch zu nehmen. Die mit größter Anstrengung geführte Belagerung mißglückte jedoch vollkommen. Deutsche, Böhmen und die Liutizen stürmten vergebens, die Pest brach unter den Belagerern aus und unverrichteter Sache zog der Kaiser durch Böhmen wieder nach Merseburg zurück. Inzwischen hatte Boleslaw von Breslau aus die Vertheidigung seines Landes geleitet. Im Rücken des Kaisers war das Land zwischen Elbe und Mulde entsetzlich verwüstet und auch der Angriff der Russen an den Ostmarken Polens war abgeschlagen worden. Man sieht nicht recht, ob das Ungeschick des Kaisers oder die Ueberlegenheit, welche Boleslaw in seiner Defensivstellung fand, diesen für Polen so günstigen Ausgang herbeiführten. Deutscherseits wirkte der mißlungene Feldzug des Jahres 1017 so abschreckend, daß Kaiser Heinrich sich entschloß, in allen wesentlichen Punkten nachzugeben. Am 30. Januar 1018 kam so unter Vermittlung des Erzbischofs von Magdeburg der Friede zu Bautzen zu Stande, der dem Polenherzoge seine auf Kosten Deutschlands gemachten Eroberungen bestätigte. Daß dabei an einen dauernden Frieden gedacht war, geht daraus hervor, daß Boleslaw jetzt die Hand der Oda, der Tochter des Markgrafen Ekkehard von Meißen, um die er lange geworben hatte, erhielt. Schon fünf Jahre vorher hatte sein Sohn Mscislaw eine Enkelin Kaiser Otto's II., Richeza, die Tochter

des Pfalzgrafen Ezenfried geehelicht, die ihm im Jahre 1016 einen ersten Sohn, Kasimir, geboren hatte.[1]) So schienen, wenn Deutschland wirklich dauernd auf die Lausitzen verzichten wollte, die Bedingungen zu einem guten Verhältniß beider Reiche gegeben. Erst dadurch, daß es Boleslaw gelang, alle jene oft wiederholten Angriffe Heinrichs abzuschlagen, erhielt Polen das sichere Fundament nationaler Selbständigkeit.

Boleslaw aber wandte seinen unruhigen Ehrgeiz jetzt gegen Rußland. Wir haben seine Erfolge und auch das schließliche Scheitern derselben in der Geschichte Rußlands kennen gelernt. Ein Großes war es immerhin, daß Boleslaw an jenem 14. August 1018 mit seinem Schützlinge Swjätopolk in die Hauptstadt Rußlands, in das heilige Kiew eindringen konnte und es verdient noch besonders hervorgehoben zu werden, daß damals 300 deutsche Streiter an diesem glorreichen Feldzuge theilnahmen. Ist es doch ein Zeichen, daß man die deutsch-polnische Versöhnung als eine aufrichtige betrachtet hat. Auch ist dieser russische Krieg nicht ohne Früchte für Polen geblieben; die sogenannten tscherwenischen Städte blieben bei Polen, und der Weg war gewiesen, auf dem es noch so manches Mal in die inneren Verhältnisse des großen slavischen Nachbarstaates eingreifen sollte.

Eine Folge der friedlichen Beziehungen, in denen Boleslaw fortan zum Deutschen Reiche stand, ist, daß wir über seinen Lebensabend nichts erfahren. Die deutschen Chronisten schweigen, und gleichzeitige polnische Annalen giebt es nicht. So wissen wir denn nur, daß noch im letzten Lebensjahre Kaiser Heinrich II. Boleslaw Boten nach Rom sandte, um sich vom Papst die Königskrone zu erbitten. Der Kaiser hatte ihm jedoch die Wege verstellt und nahm seinen Boten gefangen. Der soll dann später entkommen sein. Bald nach dem Tode des Kaisers aber nahm Boleslaw doch den Königstitel an, ob mit der Genehmigung Roms, wird nicht überliefert. Die Thatsache selbst steht aber fest und ist der scharfe Ausdruck des Gedankens, der sein ganzes Leben erfüllte: Polen sollte ein völlig selbständiger, in gewissem Gegensatze dem Deutschen Reiche gegenüberstehender Staat sein, der Mittelpunkt eines künftigen slavischen Gesammtstaates.

Am 17. Juni 1025 ist er darauf gestorben, im 33. Jahre seiner Regierung, im 58. seines Alters.

Er war unzweifelhaft ein über das Maß des Gewöhnlichen hervorragender Mann. Den Tapferen hat man ihn genannt, er verdiente wohl den Namen des Großen. Wenn auch sein Vater ihm ein bereits in staatliche Formen zusammengefaßtes Reich hinterlassen hatte, wies doch nichts darauf hin, daß das Reich Miescos mehr werden könne, als ein slavischer Vasallenstaat des Deutschen Reiches. Die Garantieen einer nationalen Zukunft waren noch nicht

1) Vgl. Grünhagen, (Regesten zur schlesischen Geschichte. 2. Auflage, Breslau 1876 ff.) dessen Datirungen wir in Betreff der Eheschließung Mcislaws gegen Röpell und Giesebrecht folgen.

vorhanden, vielmehr hätte ein scharf blickender Beobachter die künftige Germanisation dieser Gebiete mit dem gleichen Recht vorher verkündigen können, wie den Untergang der Slavenstämme an den Küsten des Baltischen Meeres. Erst unter Boleslaw ist das anders geworden. Ein von Deutschland unabhängiger Mittelpunkt für das junge polnische Christenthum war gewonnen, ein stetes Betonen des nationalslavischen Volksthums gegenüber dem germanischen, der Versuch, die ganze Gruppe der westlichen Slaven seiner Herrschaft zu unterwerfen, die glückliche Ausdehnung seines Reiches, welches fast das gesammte Stromgebiet von Weichsel und Oder umfaßte und darüber hinaus an die Elbe einerseits, und zum Dniester anderseits reichte, eine lange Reihe glänzender Feldzüge, die ihm häufig Siege, mitunter Niederlagen brachten, immer aber seine politische Ueberlegenheit darthaten, alle diese Momente wirkten in ihrer Gesammtheit dahin, den Namen Boleslaws gleichsam zum Panier der polnischen Staatsidee zu machen und ihm einen Glanz zu verleihen, der auch in die dunkelsten Zeiten der polnischen Geschichte hineinstrahlte.

Wir haben gesehen, wie sein Versuch, Böhmen und Polen zu verschmelzen, scheiterte, und man hat ihm diese Thatsache zum Vorwurf gemacht. Wohl kaum mit Recht. Das Problem der Vereinigung beider einander verwandtschaftlich so nahe stehender Stämme war nicht unlösbar zu einer Zeit, in welcher die Stammeseigenthümlichkeiten sich noch nicht zu scharfen nationalen Typen ausgebildet hatten. Nur mit deutscher Hilfe konnte der Premyslide Jaromir zurückgeführt werden und wir haben keine Veranlassung, anzunehmen, daß Böhmen ohne diese Hilfe die Herrschaft Boleslaws abgeschüttelt hätte. Wenn Boleslaw die Bestätigung seiner böhmischen Eroberung durch Heinrich II. zurückwies, so geschah es, weil die Bestätigung durch den deutschen König zugleich einen Verzicht auf seine weitfliegenden Pläne bedeutet hätte. Mähren, Schlesien, die Lausitz und Pommern hat er trotz Allem behauptet und seinen Nachkommen hinterlassen, es war nicht seine Schuld, daß sie ihr Erbe nicht zu behaupten wußten.

Drittes Kapitel.

Innere Zustände.

Ueber die inneren Verhältnisse Polens bis zum Tode Boleslaws ist viel geschrieben worden, während wir thatsächlich so gut wie gar keine Ueberlieferung von denselben haben. Wenn wir ihnen dennoch ein besonderes Kapitel widmen, geschieht es mehr, um festzustellen, was wir nicht wissen, als um ein wirkliches Bild von den Culturverhältnissen des damaligen Polens zu geben. Es sind aus der Regierung der beiden ersten Polenherzoge keinerlei Urkunden erhalten und gleichzeitige zuverlässige Nachrichten finden wir nur bei den deutschen Chronisten und in den deutschen Annalen. Da fällt denn

zunächst auf, daß außer Mieszko und seinem Geschlecht polnische Fürsten, Häuptlinge oder Edele nicht erwähnt werden. Von Oberhäuptern kleinerer Stammesgenossenschaften, wie sie uns bei den Elbslaven so häufig entgegentreten, findet sich nicht die geringste Spur. Schon die Thatsache, daß die ersten Beherrscher Polens sich ihre Gemahlinnen außer Landes suchten, weist darauf hin, daß sie in ihrem eigenen Reiche keine ebenbürtigen Geschlechter anerkannten. Auch zeigt uns jene ältere Geschichte Polens keine dem Herzoge entgegenstehende Parteiungen, die auf eine ständische Organisation hinweisen könnten, weder fürstliche Räthe, noch eine kriegerische Gefolgschaft, noch endlich ein Volkswille macht sich bemerkbar. Aus der in tiefes Dunkel gehüllten Masse ragt nur die Gestalt des Landesfürsten hervor. Diesen aber sehen wir unumschränkt walten. Er macht Krieg und Frieden, er oder sein Sohn leiten die politischen Verhandlungen und führen die Truppen ins Feld, neben ihnen tritt keine dritte Persönlichkeit hervor. Selbst einen Einfluß der Bischöfe, wie man ihn gerade bei einem erst kürzlich dem Christenthum gewonnenen Staate voraussetzen müßte, läßt sich nirgends nachweisen. Dennoch haben sowohl Mscislaw I. als Boleslaw für die kirchliche Organisation ihres Landes Sorge getragen. Es bestanden außer dem Bisthum Posen und dem Erzbisthum Gnesen noch die Bisthümer Kolberg, Breslau und Krakau, und es ist im Wesen der katholischen Kirche begründet, daß sich an dieselben eine kirchliche Organisation knüpfte. Aber auch hier fehlen alle näheren Angaben, nur eine Abtei, Meseritz, wird gelegentlich erwähnt. Die Geistlichen waren ursprünglich Deutsche und Böhmen, doch zog Boleslaw später Italiener ins Land.

Ebenso fehlen alle Nachrichten über die administrative Organisation des Landes. Wir wissen, daß Abgaben erhoben wurden, nicht aber in welcher Weise und ob von allen Unterthanen oder nur von bestimmten Gruppen. Das Land war in größere und kleinere Gebiete getheilt, die Thietmar von Merseburg pagus, Gau und provincia, Provinz nennt. Von letzteren erwähnt er nur die Provinz Nice an der Spree, von Gauen Lusici (Lausitz), sowie Cilensi oder Silensi und Diedesi oder Diedesisi in Schlesien. Auch Städte und Ortschaften werden genannt. Die größten Städte waren wohl diejenigen, in welchen die Bischöfe ihren Sitz hatten, außer ihnen lernen wir noch Budussin (Bautzen) und das damit vielleicht identische Businc kennen, Jarina in der Lausitz, Glogua (Glogau), Nemzi (Nimptsch) und einige Namen, bei denen sich nicht mit Sicherheit feststellen läßt, ob sie Dörfer, Städte, einfache Siedelungsstätten oder bloße Localbenennungen bieten, das sind Zidini (Zehden), Meseritz, Ilva, Sciciani (Zinnitz?), Dobraleh. Die Städte waren, so viel wir sehen, alle befestigt, von Nimptsch wird ausdrücklich bemerkt, daß es eine Gründung der Deutschen sei und dadurch ein interessantes Licht auf Siedelungsverhältnisse geworfen, von denen wir sonst keine Ueberlieferung haben.[1] Ueber

1) Die Notiz bei Thietmar, VII, 44, ist sehr merkwürdig: „ad urbem Nemzi, eo quod a nostris olim sit condita, dictam“ .... Damals (1017) ist die Stadt offenbar polnisch, wenigstens zeigt sie keine Spur deutscher Sympathien. Wann und

die Ordnung innerhalb dieser Städte, ihre Verwaltung und Bevölkerung erfahren wir nichts. Eine feste Residenz hat Boleslaw ebensowenig gehabt, wie die deutschen Könige der Zeit, die unentwickelten wirthschaftlichen Verhältnisse verboten den dauernden Aufenthalt eines Hofstaates an einem Orte. Wir sehen ihn von Ort zu Ort wandern, bald in Breslau, bald in Posen, bald in unbedeutenden kleinen Ortschaften.

So reich sein Schatz auch sein mochte, und namentlich die Plünderung Kiews hat ihn gefüllt, eine Geldwirthschaft lag ganz außerhalb des Möglichen.

Was nun die Heeresorganisation betrifft, so finden wir, daß ein Aufgebot von Truppen dem Herzoge nie Schwierigkeiten bereitet hat. Er ist stets früher am Platze, als seine deutschen Gegner und ihnen eben dadurch überlegen. Seine Krieger kämpfen zu Fuß und zu Pferde und zeichnen sich namentlich bei der Vertheidigung fester Punkte aus, dagegen vermeidet es Boleslaw, sie in offener Feldschlacht den Deutschen entgegenzustellen. Selbst dann nicht, wenn er sich in der Uebermacht weiß. Die Niederlagen, die Heinrich II. erlitt, sind fast ohne Ausnahme aus Hinterhalten oder während der Beschwerden des Rückzuges ihm beigebracht worden. Von einer aus Söldnern bestehenden Eliteschaar, wie sie Mściślaw zur Seite stand, finden wir weiter keine Spur. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sie in den Tagen Boleslaws nicht mehr bestand.

Der polnischen Bauern geschieht in dieser Zeit keine Erwähnung. Wohl aber wissen wir, daß jeder der häufigen Streif- und Plünderungszüge Boleslaws zahlreiche Gefangene ins Land brachte und daß diese, wie ausdrücklich überliefert wird und nach den Anschauungen der Zeit selbstverständlich ist, unfreie Knechte wurden. Wir haben uns die Mehrzahl dieser Kriegsgefangenen übrigens als Slaven zu denken, die auch in den Theilen Deutschlands, welche unter den polnischen Streifzügen zu leiden hatten, den Grundstock der bäuerlichen Bevölkerung bildeten.

Ein neues nationales Element ist jedenfalls nur in geringem Grade durch diese Knechte nach Polen gebracht worden.

Und damit müssen wir diese Uebersicht über die inneren Verhältnisse Polens zu Zeiten Boleslaws schließen. Mehr wird uns nicht überliefert. Erst im 13. und 14. Jahrhundert, wo wir auf fester urkundlicher Grundlage stehen, wird das Bild vollständiger und klarer. Freilich erklärt das Gewordene noch nicht den Proceß des Werdens und deshalb ist es falsch, Zustände, die damals bestanden, auf jene frühere Zeit zu übertragen.

---

durch wen hat nun jene Gründung stattgefunden? Durch Heinrich II., für den dann nur die Feldzüge der Jahre 1010 und 1015 in Betracht kommen könnten, offenbar nicht, da es nicht denkbar ist, daß Thietmar die wichtige Thatsache einer Städtegründung in Feindeslande übergangen hätte, auch lassen seine ausführlichen Schilderungen keinen Raum dafür. Es müßte daher Nimptsch früher und zwar auf dem Wege friedlicher Colonisation entstanden sein und wir hätten hier die älteste deutsche Colonie auf schlesisch-polnischem Boden.

Viertes Kapitel.

Der Niedergang der polnischen Macht und die Anfänge ihrer Wiederaufrichtung.

König Boleslaw hatte drei Söhne hinterlassen, Bezprim[1]), Misico und Dobremir. Ob er das Reich unter sie getheilt hatte, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, ist aber wahrscheinlich, da Mscislaw (Misico) seinen älteren Bruder Bezprim aus dem Reiche vertrieb. Dieser fand eine Zuflucht in Ungarn[2]) und suchte von dort aus Mscislaw, der auch den Königstitel angenommen hatte, zu schädigen. Auch entrissen die Ungarn ihm einen Theil von Mähren, ohne jedoch für Bezprim einzutreten, der vielmehr, in seinen Hoffnungen getäuscht, eine Zuflucht bei Kaiser Conrad suchte und fand. Nach kurzen Friedensjahren war nämlich der von vornherein drohende Bruch zwischen dem Deutschen Reich und Polen erfolgt. Schon die Annahme des Königstitels durch Mscislaw II. mußte König Conrad als eine Beleidigung auffassen; daß keinerlei Anerkennung der deutschen Oberhoheit erfolgte, zeigte die von Polen drohende Gefahr nur noch handgreiflicher, und es ist sehr wahrscheinlich gemacht worden, daß zur Abwehr derselben das Bündniß zwischen Conrad und Kanut dem Großen abgeschlossen wurde. Der theure Preis, den Deutschland zahlte, die Mark Schleswig, zeigt deutlich, wie sehr die naheliegende Verbindung zwischen Dänemark und Polen gefürchtet wurde.[3]) Trotzdem blieb der Friede noch bis 1028 gewahrt, in diesem Jahre aber fand ein verheerender Einfall der Polen in das östliche Sachsen statt. Mscislaw war in starker Aufrüstung erschienen und scheint keinen irgend namhaften Widerstand gefunden zu haben. Mit reicher Beute beladen verließ er das unglückliche Land, dessen Männer und Kinder hingemordet waren, während zahlreiche Frauen den Feinden nach Polen folgen mußten.

Wir können die Beweggründe der Politik Mscislaws nicht recht verfolgen und Vieles bleibt uns ganz unverständlich. Kanut hatte nämlich inzwischen

---

1) Wir halten an der Identität von Bezprim und Otto fest.

2) Nicht in Rußland, wie Giesebrecht und auch Meyer wollen. Die Stelle bei Wipo ist unzweifelhaft zu erklären, wie Röpell I, p. 165 Anm. 3 es thut. Auch sagt Wipo ausdrücklich „in Ruzziam provinciam pepulit“ eine Bezeichnung, die für das russische Reich nicht denkbar wäre. Entscheidend ist übrigens die auch von Röpell angezogene Stelle der annales Hildesheimenses ad 1031, „Heinricus, Stephani regis filius, dux Ruizorum periit ... Es ist das nördliche Ungarn gemeint, das von chorbatischen und ruthenischen Elementen bevölkert war. Neuerdings tritt für „Rußland“ Linnitschenko ein. Vgl. „Mittheilungen der Universität Kiew“, Ueber die Wechselbeziehungen zwischen Rußland und Polen bis zur Hälfte des 14. Jahrhunderts. Kiew 1882, 83, 84 (russisch).

3) Kanut und Mscislaw waren Vettern.

Pommern zinsbar gemacht und sich in Samland und Ermeland festgesetzt.[1]) Weshalb wandte sich Mściſlaw nicht gegen ihn? Nehmen wir auch an, daß der Kampf mit Ungarn und Mähren eine Weile seine ganze Kraft absorbirte, im Jahre 1028 hatte er jedenfalls freie Hand, und das richtig verstandene Interesse Polens mußte ihn gegen den dänischen Feind führen. Daß er es nicht that, daß die von Boleslaw erworbene Machtstellung an der Ostsee eingebüßt werden konnte, ohne daß irgend namhafte Anstrengungen von polnischer Seite her zur Behauptung derselben geschehen waren, das ist das Unglück Polens geworden. Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß wir hier an einem Wendepunkte der polnischen Geschichte stehen. Der verlorene Augenblick kam nicht wieder[2]), denn als später die deutsche Colonisation hier Fuß gefaßt hatte, war es zu spät. Der Angriff auf die deutschen Grenzlande aber zog Mściſlaw die Feindschaft gerade des mächtigsten seiner Nachbarn zu, mit dem Frieden zu halten eine der ersten Bedingungen seiner Politik hätte sein müssen. So geht denn auch das Mißgeschick seiner weiteren Regierung auf den Raubzug des Jahres 1028 zurück.

Kaiser Conrad hatte zwar mit seinem ersten Rachezuge kein Glück, er lagerte im Jahre 1029 vergeblich vor Bautzen und mußte unverrichteter Sache heimziehen, es scheint, daß er von den Liutizen, welche Hilfe zugesagt hatten, im Stich gelassen wurde, dennoch war eine sehr namhafte Schwächung Polens die Folge. Wohl im Einverständniß und gleichzeitig mit dem Kaiser war Bretiſlaw, der Sohn Herzog Udalrichs von Böhmen, in Mähren eingedrungen, hatte dort Ungarn und Polen verjagt und in überraschend kurzer Zeit ganz Mähren bis zur Oppa an sich gebracht. Mściſlaw aber hatte nur den Kampf gegen Deutschland im Sinn. Ohne auf den Verlust Mährens weitere Rücksicht zu nehmen, fiel er im Frühjahr 1030, während der Kaiser durch die ungarisch-böhmischen Händel in Anspruch genommen war, nochmals in die sächsischen Marken ein und verwüstete sie mit all' der barbarischen Rücksichtslosigkeit, die seine Kriegszüge kennzeichnet. Das aber sollte sein Verderben werden.

Der Kaiser verbündete sich mit dem obengenannten Bezprim, dem landesflüchtigen Bruder Mściſlaws, zu einem combinirten Angriffe Während Conrad von Westen her, bei Belgern die Elbe überschreitend, in Polen eindrang, ging Bezprim von Osten her gegen den Bruder vor. Auch hier lassen die Einzel-

1) Eine Datirung dieser Ereignisse läßt sich mit Sicherheit nicht geben. Die betreffenden Belege aus der genealogia regum Danorum, der historia r. Dan. und aus der hist. legum castrensium findet man in den script. rer. Pruss. I. p. 376.

2) Dlugosz läßt M. noch zwei Jahre vor seinem Tode einen siegreichen Feldzug gegen Pommern unternehmen. Da keinerlei gleichzeitige oder auch nur den Zeitereignissen nahestehenden Quellen davon wissen, die von Röpell citirte Stelle der chronica Hungarorum ebenfalls keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben kann, wird wohl der Feldzug überhaupt keine historische Realität haben. Auf eine Reihe innerer Widersprüche in den Berichten macht Röpell selbst aufmerksam (vgl. p. 172 Anm. 13), so daß schwer ersichtlich ist, weshalb er jenen Feldzug in seinen Text aufnimmt.

heiten des Kampfes ſich nicht überſehen. Mściſlaw leiſtete dem Kaiſer lange Widerſtand, ſah ſich aber ſchließlich genöthigt, um Frieden zu bitten und denſelben durch Herausgabe ſeines deutſchen Raubes und der Lauſitzen zu erkaufen. Aber ſchon war er dem Bruder, der im Lande Anhang gefunden haben muß, nicht mehr gewachſen; Bezprim vertrieb ihn nach Böhmen, wo Herzog Udalrich ihn feſthielt, um ihn dem Kaiſer auszuliefern. Es iſt bekannt, wie Conrad das unedele Anerbieten zurückwies: er wolle den Feind nicht vom Feinde erkaufen ... auch mochte ihm die Wendung der Dinge in Polen gerade in ihrer augenblicklichen Geſtalt genehm ſein. Bezprim, der mittlerweile in Polen als Herrſcher anerkannt war, zeigte deutlich, daß er ſich von der Politik des Bruders losſage, indem er dem Kaiſer Krone und Königsſchmuck Boleſlaws zuſandte, und durch eine Geſandtſchaft völligen Gehorſam verſprach.[1]) Aber er konnte ſich nur kurze Zeit behaupten. Schon nach Jahresfriſt wurde er ermordet und nun konnte Mściſlaw wieder nach Polen zurückkehren. Freilich nur unter Anerkennung der deutſchen Oberherrlichkeit. Er ſandte gleich nach ſeiner Heimkehr Boten zum Kaiſer, um deſſen Beſtätigung zu erlangen und namentlich der Fürſprache der Kaiſerin Giſela und der Fürſten hatte er eine gnädige Aufnahme zu danken, als er am 7. Juli zum kaiſerlichen Hoflager in Merſeburg eintraf. Das ganze Polen ließ ihm der Kaiſer jedoch nicht. Den Weſten, von dem aus er ſo häufig in Sachſen eingedrungen war, erhielt ein Verwandter Mściſlaws, Theodorich von Wettin, während der Reſt wahrſcheinlich zwiſchen Mściſlaw und ſeinem Bruder Dobremir getheilt wurde.[2]) Dieſe Theilung war jedoch nicht von Dauer. Nach kurzer Friſt wurde wider des Kaiſers Willen[3]) Mściſlaw Alleinherrſcher. Am 10. Mai 1034 iſt er darauf geſtorben. Die zehn Jahre ſeines Regiments haben genügt, um die ganze Lebensarbeit ſeines Vaters in Frage zu ſtellen. Nicht nur die Oſtſeeküſte und Mähren, auch die auf Koſten Rußlands im Südoſten erworbene Stellung war unwiederbringlich verloren. Wann das geſchehen iſt, läßt ſich

1) Die Stelle der Hildesheimer Annalen ad 1031, „semet humili mandamine per legatos suos imperatori subditurum promisit“ iſt ſo weit gefaßt, daß ſie auf die Form des Abhängigkeitsverhältniſſes kein Licht wirft. Die Wahrſcheinlichkeit ſpricht für eine Lehnsabhängigkeit in ſtrengſter Form. Vgl. Wipo ad 1032.

2) Wir ſtehen hier vor einer ungemein ſchwierigen Controverſe. Die Hildesheimer Annalen ſagen: Quem imperator clementius quam ipse opinaretur suscepit eique et ejus patrueli, cuidam Thiedrico, regnum, quod ipse solus ante possederat, divisit. Bei Wipo c. 29 heißt es: Caesar ... divisa provincia Bolanorum in tres partes, Misiconem fecit Tetrarcham, reliquas duas duobus aliis commendavit. Ich ſehe nicht, wie hier die ſtricte Nachricht Wipo's einfach mit einem „er ſcheint von dieſen Dingen weniger gut unterrichtet zu ſein“ beſeitigt werden kann. Es liegt im Gegentheil näher, anzunehmen, daß der Hildesheimer Annaliſt nur von dem ihm zunächſt liegenden Theile des weſtlichen Polens Notiz nahm. Daß Dobremir noch lebte, wiſſen wir aus eben dieſen Hildesheimer Annalen, die nicht undeutlich zu verſtehen geben, daß er im Verein mit Mściſlaw dieſe Anordnung Bezprims veranlaßt habe. „Bezbriem ... non sine fratrum suorum machinatione, interfectus est.

3) „usurpavit“ ſagen die Hildesheimer Annalen.

schwer sagen, da der sogenannte Nestor, unsere einzige Quelle für diese Ereignisse, gerade hier sich in seiner Chronologie ganz unzuverlässig zeigt. Wahrscheinlich nach dem zweiten Feldzuge Kaiser Conrads; während Mściſlaw im Kampfe mit Bezprim lag, oder auch während der kurzen Herrschaft des Letzteren war Großfürst Jaroslaw im Verein mit seinem Bruder Mściſlaw in Polen eingefallen.

„Sie brachten viel Kriegsvolk zusammen, und zogen gegen die Ljächen und nahmen die tscherwenischen Städte wieder ein, und bekriegten das Ljächische Land, und führten viele Ljächen weg und vertheilten sie unter einander. Jaroslaw aber siedelte die Seinen am Ros an und da sind sie geblieben bis auf den heutigen Tag.“ [1])

Und doch läßt sich nicht sagen, daß Mściſlaw ein schwacher oder untüchtiger Fürst gewesen sei. Im Gegentheil. Schon während der Regierung seines Vaters hat er sich rühmlich hervorgethan und auch während seines selbständigen Regiments läßt er es weder an Unternehmungsgeist noch an Tapferkeit fehlen. Aber der staatsmännische Blick, der das zur Zeit Erreichbare erkennt, ging ihm ab und sowohl in Kaiser Conrad als in Bretiſlaw von Böhmen und in den beiden Russenfürsten fand er überlegene Gegner. Den Blick stets nach Westen wendend, übersah er das Uebrige, und so kamen auch seine guten Eigenschaften nicht zur Geltung. Er war ein für seine Zeit hochgebildeter Mann, nicht nur des Lateinischen auch des Griechischen kundig, dabei ein eifriger Beförderer des Christenthums. [2]) Aber auch hier hat er nichts Dauerndes schaffen können. Das Unglück seiner Regierung, Kriegsglück und Kriegsnoth verwilderten sein Volk und über seinem Grabe sehen wir noch einmal die Flammen des altpolnischen Heidenthums in wilder Lohe emporschlagen.

Es scheint, daß die Regierung Mściſlaws dahin führte, daß aus der bisher dem Herrscher gegenüber wenig unterschiedenen Masse der Unterthanen sich Herrengeschlechter erhoben von größerer oder geringerer Macht, die ihre Stellung in Krieg und Frieden zur Unterdrückung der bäuerlichen Bevölkerung und die Wirren nach Mściſlaws Tode zur Schwächung der Autorität des herrschenden Geschlechtes benutzten. Wenigstens tritt uns hier zum ersten Mal jener später so berühmt gewordene polnische Adel entgegen, die Szlachta, deren Bestrebungen von nun an den Hauptinhalt der polnischen Geschichte bilden.

Auf Mściſlaw war sein Sohn Kasimir gefolgt und für den Minderjährigen hatte seine Mutter Richeza, eine Deutsche, die Tochter des Pfalzgrafen Ego, die Regierung übernommen. Sie wußte jedoch nicht ihre Stellung

1) Chronik nach der Laurentiushandschrift p. 65. ad 1031; zum vorhergehenden Jahre erzählt der Chronist den Tod Boleſlaws und läßt gleich auf denselben jene stürmischen Bewegungen folgen, die nach dem Tode Mściſlaws eintraten. Man sieht, daß hier mit seiner Chronologie nichts anzufangen ist.

2) Vgl. den Brief der Herzogin Mathilde an den König um 1026. Gieſebrecht, Kaiserzeit II p. 676.

zu behaupten. Wie es scheint, erregte die Begünstigung, welche sie den Deutschen zu Theil werden ließ, die Erbitterung der Polen. Das gesammte Volk erhob sich gegen die Herrscherin, sie wurde des Landes vertrieben und nach kurzer Frist mußte auch Kasimir weichen, den man anfänglich zurückgehalten hatte.

Eine schreckliche Reaction gegen Alles, was die Politik der letzten Herrscher eingetragen hatte, erfolgte. Das Heidenthum erhob sich noch einmal gegen das Christenthum, die Unfreien gegen den neuen Herrenstand, der Particularismus der alten Stammesgemeinschaften wurde wieder lebendig und es hatte den Anschein, als wolle der polnische Einheitsstaat in sich zusammenbrechen.

Aber der Rückschritt, der hier gemacht wurde, war ein zu großer, um nicht die eingeschüchterten Anhänger der neuen christlichen Staatsideen zum Widerstande zu nöthigen, das Alte nicht mehr lebenskräftig genug, um sich zu behaupten. Auch durften die benachbarten christlichen Staaten diesen Sieg des Heidenthums nicht dulden. Herzog Bretislaw von Böhmen fiel verheerend in Polen ein und drang im Jahre 1039 bis nach Gnesen vor, das seines köstlichsten Schatzes, der Reliquien des heiligen Adalbert, beraubt wurde, die nun in Prag eine nationale Stätte fanden. Zwei Jahre darauf konnte auch der inzwischen zum Manne herangereifte Kasimir mit deutscher Hilfe heimkehren. Ein siegreicher Feldzug Kaiser Heinrich III. gegen Böhmen hatte den Verzicht Bretislaws auf Polen zur Folge, konnte jedoch dem polnischen Reiche Schlesien nicht zurückgewinnen. Erst um Pfingsten 1054 ist das zum Theil gelungen. Auch bei Rußland hat Kasimir Hilfe gesucht und gefunden. Masovien — das Gebiet der mittleren Weichsel, des Narew und Bug — war der eigentliche Heerd der particularistisch-national heidnischen Partei. Moislaw, ein Mann dunkeler Herkunft, war hier zum Fürsten erkoren worden und wurde von seinen heidnischen Nachbarn, den Preußen, Littauern und Pommern unterstützt. Da Kasimir sich nicht stark genug fühlte, allein des gefährlichen Gegners Herr zu werden, wandte er sich an den Großfürsten Jaroslaw von Rußland. Ob er schon früher oder erst in der Folgezeit die Schwester desselben, Dobronega, oder wie sie mit ihrem christlichen Namen hieß, Maria, zur Gemahlin erhielt, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen.[1] Thatsache ist, daß schon 1041 russische Truppen ihm gegen Moislaw Hilfe leisteten und daß sechs Jahre darauf die Unterwerfung Masoviens vollendet war. Der wahrscheinliche Preis dieser russischen Unterstützung war die definitive Abtretung der sogenannten tscherwenischen Städte.

So war zwar das polnische Reich wieder hergestellt, aber nicht ohne Einbuße an Macht und Umfang. Böhmen und Rußland hatten sich auf seine

1) Vgl. Linnitschenko, Wechselbeziehungen zwischen Rußland und Polen, p. 229 in den Iswestija der Universität Kiew. Eine vortreffliche Arbeit, der wir hier folgen.

Kosten vergrößert. Die Oberherrlichkeit Deutschlands war feierlich wieder anerkannt worden und von einer, in ihren Ursachen nicht aufgeklärten Trübung des Verhältnisses im Jahre 1050 abgesehen, hat Kasimir treu zum Deutschen Reiche gestanden. Wie lange im Inneren Polens die Nachwehen jener aufständischen Bewegungen fühlbar waren, wissen wir nicht. Doch ist nicht unwahrscheinlich, daß sie die Regierung Kasimirs überdauerten. Auf Adel und Geistlichkeit gestützt, deren Interesse mit dem seinigen Hand in Hand ging, war es ihm gelungen, eine leidliche Ordnung zu schaffen, als ihn im Jahre 1058 der Tod abrief.

Fünftes Kapitel.

Boleslaw II., der Kühne und Wladislaw Hermann.

Boleslaw, der älteste der vier Söhne Kasimirs, fand beim Beginn seiner Regierung eine ihm ungemein günstige politische Constellation vor. Die Wirren, welche der Tod Kaiser Heinrich III. im Reiche zur Folge hatte, sicherten ihn vor Angriffen dieses bislang gefährlichsten Gegners. In Ungarn zerfiel König Andreas mit seinem Bruder Bela, dem Oheim Boleslaws. Ein Bürgerkrieg stand hier in Sicht, und da Bela bei seinem polnischen Neffen Unterstützung suchte und fand, bot sich die willkommene Gelegenheit, den polnischen Waffenruhm zu erneuern. Der von Hilfstruppen der Kaiserin Agnes unterstützte König Andreas erlitt an der Theis die entscheidende Niederlage, welche ihm das Leben kostete und Bela die Königskrone verschaffte, für Polen aber den Vortheil eines engen Bündnisses mit Ungarn zur Folge hatte.

Aehnlich, wenn auch unter weniger günstigen Anfängen, gestalteten sich die Beziehungen zu Böhmen. Hier hatte Herzog Wratislaw gegen Bela von Ungarn Partei ergriffen und einen ersten Anfall Boleslaws, der Jaromir, den Bruder des Böhmenherzogs, unterstützte, glücklich abgewehrt. Aber schon im Lauf des Jahres 1062 fand eine Versöhnung mit Polen statt. Herzog Wratislaw vermählte sich mit einer Schwester Boleslaws, der so auch nach dieser Seite hin Sicherheit erhielt.[1] Freilich nicht auf die Dauer. Es scheinen Grenzstreitigkeiten ausgebrochen zu sein, welche König Heinrich IV. veranlaßten, beide Herzöge zu sich nach Meißen zu berufen (Herbst 1071) und sie streng zur Ruhe zu verweisen.[2] Wir können nicht durchschauen, von

1) Die Datirung nach Grünhagen, Regesten.

2) Lambert ad 1071, „ut deinceps suis singuli terminis contenti essent nec se vicissim lacesserent, sub obtentu regiae magestatis praecepit; alioquin se hostem et vindicem experturus foret, qui prior alteri arma intulisset.“ Die harte Zurechtweisung, welche Heinrich hier beiden Fürsten zu Theil werden läßt, wirft ein Schlaglicht auf die Stellung Polens wie Böhmens zum Reich.

wem die Veranlassung zu diesen polnisch-böhmischen Streitigkeiten gegeben wurde. Wahrscheinlich trugen die Bestrebungen Boleslaws, früher polnische Territorien wieder an sich zu bringen, die Schuld. Wenigstens sah König Heinrich in ihm einen Gegner und nur der drohende Ausbruch eines Aufruhrs in Sachsen hat ihn abgehalten, im Sommer 1073 in Polen einzubrechen. Der völlige Zerfall König Heinrichs mit seinen Unterthanen bot ihm danach die Möglichkeit, sich dem Deutschen Reiche gegenüber selbständiger zu stellen. Er trat mit den Sachsen und mit Papst Gregor VII. in Verbindung, griff mit russischer Unterstützung den treu zu König Heinrich stehenden Herzog Wratislaw an und fühlte sich zuletzt der deutschen Uneinigkeit gegenüber stark genug, um am Weihnachtstage des Jahres 1076 die Königskrone auf sein Haupt zu setzen.[1]) Die Usurpation rief in Deutschland doch eine gewisse, freilich fruchtlose Aufregung hervor und wir glauben nicht zu irren, wenn wir den Gegensatz, in welchem Boleslaw während seiner letzten Lebensjahre zur polnischen Geistlichkeit und zum polnischen Adel trat, auf die Thatsache des usurpatorischen Charakters dieser Königskrone zurückführen. Es fehlte ihr nicht nur die Anerkennung von Seiten des römischen Königs, sondern auch von Seiten des Papstes, mit dem er doch seit 1075 in directer Verbindung stand, auch sehen wir nicht, daß er Anstalten gemacht hätte, sich nachträglich eine Bestätigung zu erwirken. Unsere Quellen sind so dürftig, oder aber so unzuverlässig, daß hier der subjectiven Meinung des Geschichtschreibers ein weites Feld bleibt. Die Erfolge in Rußland waren ebenfalls nicht angethan, ein besseres Verhältniß Boleslaws zu seinen Unterthanen herbeizuführen. Wir haben die Beziehungen Boleslaws zu Rußland an anderer Stelle kennen gelernt.[2]) Wie er Isjaslaw nach Kiew führte, dort zehn Monate verweilte, dann aber in Folge einer Erhebung des russischen Volkes genöthigt ward, heimzukehren. Die zweite Vertreibung Isjaslaws im Jahre 1073 hatte einen nicht lange andauernden russisch-polnischen Grenzkrieg zur Folge, der zu einem Frieden führte, in welchem Boleslaw einer weiteren Unterstützung des vertriebenen Großfürsten entsagte. Russische Truppen haben ihm darauf in seinen Kämpfen mit Wratislaw von Böhmen geholfen. Trotzdem fand nach dem Tode des Großfürsten Swjätoslaw der vertriebene Isjaslaw wieder in Polen Gehör und polnische Truppen haben ihn wieder nach Kiew geleitet (1077).

Der Gewinn für Polen ist aus all diesen Feldzügen doch nur ein sehr geringer, jedenfalls kein dauernder gewesen.

Es steht nicht einmal mit Sicherheit fest, daß die viel begehrten tscherwenischen Städte an Boleslaw kamen. Waren sie ihm aber zu Theil geworden, so gingen sie in den stürmischen drei letzten Jahren seiner Regierung wieder verloren. Isjaslaws Nachfolger Wsewolod verfügte bereits über die-

1) Daß Gallus die Annahme der Königskrone durch Boleslaw nicht erwähnt, ist doch in hohem Grade auffallend. Um so mehr, als er ihn stets rex nennt, eine Bezeichnung, welche er für Kasimir nie braucht.

2) Vgl. Geschichte Rußlands p. 100 ff.

selben, er gab sie seinen unruhigen Großneffen, dem Wassilko und Wolodar Rostislawitsch. [1])

Da nun Boleslaw auch seine anfänglichen Erfolge in Pommern nicht auf die Dauer zu behaupten vermochte, hat dieser Mangel an Nachhaltigkeit, trotz aller kriegerischen Tüchtigkeit, die der Polenkönig entfaltete, im Verein mit den oben aufgeführten Thatsachen dahin gewirkt, ihm die Treue seines Volkes zu nehmen.

Den äußeren Anlaß zum Ausbruch einer Empörung aber gab Boleslaw selbst durch einen Gewaltact. Der Bischof von Krakau Stanislaw hatte sich ihm gegenüber des Verraths schuldig gemacht und wurde in grausamer Weise hingerichtet. Worin der Verrath bestand, was Adel und Geistlichkeit veranlaßte, so energisch für den Bischof einzutreten, läßt sich nicht ergründen. Im Frühjahr 1079 mußte der König als ein Landesflüchtiger Polen verlassen. [2]) Auch finden wir keine Spur, daß Boleslaw noch Anhänger im Lande gehabt hätte, vielmehr weist der Umstand, daß sein Bruder Wladislaw Hermann die Regierung unbehindert antreten konnte, darauf hin, daß auch er ein Theilnehmer an dem Aufstande war oder doch mindestens die Früchte desselben gern entgegennahm. Boleslaw entwich nach Ungarn und ist dort im Jahre 1082 gestorben, ohne auch nur einen Versuch gemacht zu haben, den verlorenen Thron wiederzugewinnen.

Sein Nachfolger Wladislaw Hermann, Schwiegersohn Herzog Wratislaws von Böhmen, war durch die Art seiner Thronbesteigung genöthigt, andere Wege einzuschlagen. Eine Anlehnung an Böhmen gebot sich von selbst und bei den engen Beziehungen, in denen Wratislaw zu Heinrich IV. stand, ließ sich auch der usurpirte Königstitel Boleslaws nicht behaupten. So begann er sein Regiment, indem er den königlichen Ehren entsagte und Adel und Klerus mit neuen Vorzügen ausstattete. Die Geburt eines Sohnes, Boleslaw, Ende 1084 sicherte seinem Geschlechte den Thron, hatte aber, da seine Gemahlin gleich nach der Geburt des Kindes starb, die übele Folge, das gute Verhältniß, in welchem er bisher zu Böhmen gestanden hatte, wieder zu lockern. Dazu kam, daß Kaiser Heinrich IV. den Böhmenherzog am 15. Juni 1086 zu Prag durch Erzbischof Egilbert von Trier zum Könige von Böhmen und Polen krönen ließ und diesem so durch Verleihung eines Titels Ansprüche zuerkannte, die sich mit der Unabhängigkeit des polnischen Reiches nicht vereinigen ließen. Schon vorher war Schlesien dem Erzbisthum Prag unterstellt worden und beiläufig erfahren wir auch, daß Polen einen nicht unbedeutenden Tribut nach Böhmen entrichten mußte. Alle diese Dinge sind in ihrem Zusammenhange nicht recht erklärt, gehen aber wahrscheinlich auf Zugeständnisse zurück, die Wladislaw Hermann gemacht hatte, um Anerkennung zu finden.

---

1) Vgl. Linnitschenko l. I. p. 204.

2) Ich sehe keine Möglichkeit, hier eine andere Quelle als den Martin Gallus zu benutzen.

Die Lage des Polenherzogs, der sich in seiner Stellung außerdem noch durch einen von Ungarn unterstützten Sohn seines verstorbenen Bruders bedroht wußte, war derartig, daß er auswärtiger Hilfe bedurfte. Da wurde ihm durch Otto, den später so berühmt gewordenen Bischof von Bamberg und Missionar von Pommern, der Gedanke nahe gelegt, sich um die Wittwe König Salomons von Ungarn, Jutta, die Schwester Heinrich IV. zu bewerben. Auch dem Kaiser war die Verbindung genehm und im Jahre 1088 wurde die Ehe abgeschlossen. Es war ein Glück für Polen, daß die neue Königin ihrem Gemahl nur Töchter, keine Söhne gebar, da ohnehin die Familienverhältnisse Wladislaw Hermanns den Keim künftiger Zerrüttung in sich trugen. Zwar sein Neffe Mściślaw starb bald nach seiner Rückkehr, aber Wladislaw hatte noch einen unehelichen Sohn Zbigniew, den er in einem sächsischen Kloster erziehen ließ, der aber von den mit dem Regiment des Herzogs unzufriedenen Großen um 1093 nach Polen zurückgerufen wurde. Ein Günstling des Königs, sein Kriegsoberster und Palatin Sieciech, hatte, wie es hieß, wegen seiner ungerechten und eigennützigen Verwaltung, wahrscheinlich aber weil er den polnischen Herrenstand wieder in eine abhängigere Stellung zu drängen suchte [1]), eine von Böhmen aus unterstützte Empörung hervorgerufen. Um den Schein der Loyalität zu wahren, hatte der Adel dem Zbigniew Aufnahme in Breslau geschafft und unter dem Vorwande, für die Rechte desselben einzutreten, von Wladislaw seine Anerkennung erzwungen. Sie mochten hoffen, mit seiner Hilfe den Sieciech zu beseitigen. Das geschah jedoch nicht und die wahre Gesinnung des Adels wurde offenbar, als Sieciech durch Versprechungen einen Theil desselben für sich gewann und nun mit Heeresmacht gegen Breslau rückte. Ein Versuch, den Zbigniew machte, mit Hilfe der Pommern von Norden die verlorene Position wiederzugewinnen, führte nur zu einer Niederlage und zum völligen Triumphe Sieciechs. In Masovien mußte Zbigniew seinen Versuch, den Günstling zu stürzen, im Kerker büßen. In Zusammenhang mit diesen Wirren werden die Einfälle Bretislaws von Böhmen in Polen gestanden haben. Sie führten zu einer nicht näher bestimmbaren Abhängigkeit der südlichen Landstriche von Bretislaw, der gegen eine Tributzahlung das Gebiet von Glatz dem jungen Boleslaw zu Lehen gab. Wenige Jahre danach (1097) fand dann eine Versöhnung Wladislaw Hermanns mit seinen Söhnen statt. Er trat ihnen bestimmte Theile des Reiches zu eigener Verwaltung ab, jedoch so, daß er die Hauptburgen sich selber vorbehielt. Welches der Antheil Zbigniews war, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, Boleslaw saß in Krakau, Sendomir und Breslau, doch stand der letztgenannte wichtige Ort unter der Leitung des Grafen Woyslaw. War doch Boleslaw erst 13 Jahre alt. Aber er war eine frühreife kräftige Natur und wenn man auch den übertriebenen Lobpreisungen seines Biographen (Martin Gallus) nicht wird Glauben schenken dürfen, so

1) Sethens, palatinus comes ... ignobiles nobilibus praeponebat. Martin Gallus, Bielowski I, p. 431.

viel geht doch aus Allem hervor, daß er sich früh in Jagd und Krieg abhärtete und der Liebling des Volkes wurde. In seinem 15. Lebensjahre mündig gesprochen und mit dem Ritterschwert umgürtet, wurde er von seinem böhmischen Oheim im December 1099 auf einem Hoffeste zu Saatz zum Schwertträger ernannt und aus dem polnischen Tribute mit 100 Mark Silbers und 10 Pfund Gold reich dotirt. Seine ganze Energie aber wandte er dem Kriege mit Pommern zu, der wohl schon damals größere Erfolge gebracht hätte, wäre nicht Sieciech gewesen. Der konnte den verlorenen Einfluß nicht verschmerzen. Beherrschte er auch nach wie vor den altersschwachen Herzog, die einmal den Söhnen desselben eingeräumte selbständige Stellung beschränkte seine Macht sehr wesentlich, und so wußte er es durch allerlei Intriguen dahin zu bringen, daß ein förmlicher Bürgerkrieg in Polen ausbrach. Die Söhne erhoben sich gegen den Vater und nöthigten ihn Sieciech preis zu geben, der jenseit der Weichsel in seiner Burg Sieciechow eine Zuflucht fand. Aber bei der ersten Gelegenheit entfloh Wladislaw Hermann zu seinem Günstling und noch zwei Mal mußte er zum Nachgeben gezwungen werden. Erst in seiner letzten Lebenszeit fügte er sich vollkommen. Sieciech mußte das Land verlassen. Ein Palatin wurde nicht mehr ernannt, sondern die kleineren Beamten, denen die Verwaltung der einzelnen Gebiete anvertraut [1]) war, direct vom Könige controllirt, dem ein Hofrath zur Seite stand. Ganz in den Vordergrund trat aber der junge Boleslaw, der sowohl in Böhmen das Beste that als in die polnisch-wolhynischen Händel erfolgreich eingriff. Wir müssen in Anbetracht der Tragweite dieser Beziehungen etwas weiter ausholen.

In Wolhynien waren seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts [2]) die Isjaslawitschen zur Herrschaft gelangt, die mit Polen in Verwandtschaft standen und in ihren Bemühungen um Kiew von dort aus unterstützt wurden. Dazu verfolgten sie gleiche Interessen in Galizien, sowie den Jatwjägen und Preußen gegenüber. Denn die thatkräftigen Rostislawitsche von Halicz (Galizien) richteten ihre Angriffe in gleicher Weise gegen Wolhynien wie gegen Polen und fanden in diesen Kämpfen stets willige Bundesgenossen an ihren Nachbarn in der Steppe. Selbst mit den Pommern haben sie in Verbindung gestanden. Nach der Blendung Wassilkos [3]) hatte sich der Haß zwischen den beiden russischen Fürstenhäusern nur noch gesteigert. Wider alles Erwarten gelang es aber dem Großfürsten Swjätopolk, in einer persönlichen

1) Die für die Geschichte der Verwaltung wichtige Stelle bei Gallus l. l. p. 443 lautet: Dux ergo Wladislavus pristinae seditionis reminiscens, quum Zetheum de Polonia profugavit ... nullum in curia sua palatinum vel palatini vicarium praefecit, omnia namque per se ipsum vel suo consilio sagaciter ordinabat vel cuilibet comiti cujus provinciam visitabat, curiae responsionem et sollicitudinem comendabat. Et sic per se patriam sine palatino comite rexit. ... Curia scheint doch „Hofrath" zu sein.

2) Vgl. Linnitschenko l. l. 1883. Mai und Juni.

3) Vgl. Geschichte Rußlands p. 100 ff.

Zusammenkunft mit Wladislaw diesen zur Neutralität zu bewegen und ein künftiges Ehebündniß zwischen seiner Tochter und dem jungen Boleslaw zu verabreden.[1]) Seit dieser Zeit stand Polen stets auf Seiten Swjätopolks und seines Geschlechts und hatte, da durch sie die Polen feindlichen Grenzfürsten in Schach gehalten wurden, von Osten her keinerlei ernstliche Gefährdung zu besorgen. Das war aber bei den nach dem Tode Wladislaws am 4. Juni 1102 ausbrechenden Wirren von der allergrößten Wichtigkeit.

Sechstes Kapitel.

Boleslaw III. Schiefmund (krzywousty, curvus).

Obgleich der Tod des Vaters ein lange vorhergesehenes Ereigniß war und eine Reichstheilung im Wesentlichen schon stattgefunden hatte, geriethen Boleslaw und Zbigniew doch gleich bei der Theilung des fürstlichen Schatzes so heftig aneinander, daß Erzbischof Martin nur mit Mühe die Eintracht äußerlich herzustellen vermochte. Zbigniew konnte es nicht verschmerzen, daß sein erst sechzehnjähriger jüngerer Bruder den besten Theil des Reiches davon trug und die Mißgunst, die ihn erfüllte, fand schon bei nächster Gelegenheit ihren Ausdruck.

Boleslaw hatte sein Regiment mit einem rühmlichen Streifzuge gegen Pommern begonnen; die ohne jeden Belagerungsapparat vollzogene Erstürmung Bialogrods (an der Persante)[2]), war eine Waffenthat, die in ganz Pommern Schrecken und Aufsehen erregte, gewissermaßen das Regierungsprogramm des neuen Polenfürsten, der sich die Eroberung Pommerns zum Lebensziel gesetzt hatte. Darauf feierte er noch im selben Jahre seine Vermählung mit Sbislawa, der Tochter des Großfürsten Swjätopolk Isjaslawitsch, eine Ehe, die, wie wir sahen, schon früher vereinbart war.[3]) Durch Vermittelung des Bischofs Balduin

1) Die Quelle ist hier ein verlorener südrussischer Annalist, den Tatischtschew benutzt hat. Linnitschenko l. l. p. 341.

2) urbs regia et egregia Alba. Gallus p. 443.

3) Ich folge hier den russischen Quellen. Der angebliche Feldzug Boleslaws gegen Rußland ist nicht genügend bezeugt, das Schweigen des Gallus sowohl wie des russischen Chronisten, welche beide die Heirath erwähnen, von einem Kriege jedoch nichts wissen, läßt sich nicht wegdeuten. Es kommt dazu, daß dieser Feldzug chronologisch kaum unterzubringen ist. In die Zeit zwischen dem 4. Juni und dem 16. Nov. 1102 fällt die Bestattung Wladislaws, die sich daran schließende Uebernahme der Regierung durch beide Fürsten und der pommersche Feldzug. Nun läßt sich in diese Zeit noch eine Gesandtschaft drängen, welche eine bereits verlobte Braut aus Kiew nach Polen bringt, wie aber für den Feldzug Boleslaws, den Friedensvertrag und den Abschluß der Ehe Zeit gefunden wird, ist um so unerfindlicher, als vorher noch die kirchlichen Hindernisse, welche dieser Ehe im Wege standen, hinweggeräumt werden mußten.

von Krakau wurde — wohl von dem damals in Polen anwesenden päpstlichen Legaten — ein Dispens erwirkt [1]) und in rauschenden Festlichkeiten und großartiger Freigebigkeit feierte Boleslaw sein junges Eheglück. Da traf ihn die Kunde, daß Zbigniew, der sich grollend vom Feste fern hielt, die Böhmen zu einem Einfalle nach Schlesien bewogen hatte, und daß diese bis nach Breslau gedrungen seien. Da auch Pommern und Mähren dem Bunde angehörten und dem unzuverlässigen Zbigniew erst recht nicht zu trauen war, wählte Boleslaw das kluge Mittel, die Böhmen durch Bestechung zum Rückzuge zu bewegen. Nun leugnete Zbigniew seine Schuld ab und verhielt sich ruhig, so daß Boleslaw sich gegen Pommern wenden konnte. Um 1104 fiel er darauf in Mähren ein, und wenn es ihm auch nicht gelang einen Sieg zu erfechten, konnte er doch bald danach einen zweiten Einfall in Feindesland unternehmen. Wenn nicht Alles trügt, hat die Energie seines Auftretens den Mähren Swatopluk bestimmt, sich an Boleslaw anzuschließen. Den unzuverlässigen Herzog Boriwoi nöthigte Boleslaw durch ein Bündniß mit Koloman von Ungarn, dem Nebenbuhler Kamenez abzutreten und nun kam erst ein Friede mit Böhmen, darauf unter Vermittelung des Großfürsten Jaroslaw und Balduins von Krakau eine Versöhnung mit Zbigniew zu Stande. Er wurde im Besitz von Masovien bestätigt, doch so, daß er die Oberlehnsherrlichkeit des Bruders anerkennen mußte.

Die hier nur in ihren wesentlichsten Punkten hervorgehobenen Ereignisse füllen die Jahre 1104—1107, eine Zeit, welche außerdem durch stets wiederholte Raub- und Fehdezüge der von Zbigniew heimlich angeregten Pommern Bewegung und Aufregung brachte. Man hat mit Recht hervorgehoben, daß diese Kriege gegen die heidnischen Pommern für Polen eine ähnliche Bedeutung hatten, wie die Kreuzzüge für die germanischen und romanischen Völker. Es ist ein lebendiger Hauch kirchlicher Begeisterung, der uns entgegenweht und Züge ritterlichen Muthes und tollkühnen Heldenthums charakterisiren die Art des Kampfes. Auch kam hinzu, daß der polnische Ritterstand an seinem Fürsten ein leuchtendes Beispiel in allen ritterlichen Tugenden fand. Dauernde Erfolge aber brachten diese Feldzüge zunächst nicht. Man beugte sich im Augenblick der Uebermacht, kaum aber hatte der Feind das Land verlassen, so fanden Einfälle der Pommern nach Polen statt. Sie waren die Verbündeten aller Feinde, die sich gegen Boleslaw erhoben. Wir übergehen hier alle Einzel-

1) Ich übersehe nicht, daß meiner Auffassung Schwierigkeiten im Wege stehen. Auch hier bestimmen jedoch chronologische Rücksichten. Daß der päpstliche Legat Walo damals in Polen war, hat Pagi bewiesen. Zu einer Gesandtschaft nach Rom und zu ihrer Rückkehr reicht aber, wenn man die Langsamkeit der Reisen mit in Betracht zieht, die Zeit nicht. Gallus, der von der Hochzeit Boleslaws II. 23, vom päpstlichen Legaten II, 27 erzählt, bemerkt ausdrücklich, bevor er den Verlauf der Hochzeit schildert „sed praetermissis pluribus suo loco retractandis, de nuptiis referamus .... Man wird daher auf die Anordnung des Stoffes bei ihm nicht zu großes Gewicht legen dürfen. Die Chronologie der Jahre 1104 ff. ist überhaupt in heilloser Verwirrung.

heiten. Erst das Jahr 1109 brachte eine wirkliche Entscheidung. Durch einen Sieg bei Nakel (am 10. August), in welchem ein Heer von angeblich 40,000 Pommern bis auf den vierten Theil vernichtet wurde, gelang es Boleslaw nicht nur Nakel selbst einzunehmen, sondern noch sechs weitere feste Plätze in seine Gewalt zu bringen. Die polnischen Besatzungen, die nun hier einrückten, haben nicht mehr vertrieben werden können. Trat noch eine Bekehrung Pommerns zum Christenthum hinzu, so konnte kein Zweifel sein, daß das Land für Polen gewonnen war. Aber gerade jetzt wurde Boleslaw genöthigt, seine volle Aufmerksamkeit anderen Dingen zuzuwenden. Ein Krieg mit dem deutschen Könige Heinrich V. stand ihm bevor.

Die Veranlassung zu demselben war aber die folgende gewesen.

Boriwoi von Böhmen hat sich dem ehrgeizigen und energischen Swatopluk gegenüber nicht behaupten können. Im Frühjahr 1107 hatte er vor ihm aus Böhmen entweichen müssen, und wenn auch König Heinrich V. für ihn eintrat und Swatopluk gefangen nahm, gelang es diesem doch bald, durch große Zahlung seine Wiedereinsetzung in Böhmen vom Könige zu erwirken. Die sich aus diesen Verhältnissen ergebende enge Verbindung Böhmens und des Reiches hatte einen noch festeren Zusammenschluß Ungarns und Polens zu Folge, die sich dahin verständigten, daß im Fall einer von ihnen von Heinrich angegriffen werden sollte, der andere durch einen Einfall in Böhmen die Streitkräfte desselben lähmen solle. Swatopluk hatte diese Vereinbarung noch zu Ende des Jahres 1107 mit einem Einfall in Schlesien beantwortet, und wenn ihn auch Boleslaw sofort aus polnischem Gebiete vertrieb, gerade dieser Gegner schien besonders gefährlich werden zu müssen, als König Heinrich im Herbst 1108 mit zahlreichem Heere gegen Koloman von Ungarn zog. Er war unbehindert bis Preßburg vorgedrungen, und da das böhmische Heer unter Swatopluk sich mit dem seinigen vereinigt hatte, schien der Erfolg sicher. Da führte Boleslaw eine Wendung des Kriegsglückes herbei. Mit dem von Swatopluk vertriebenen, von Heinrich preisgegebenen Boriwoi, und von einer mächtigen böhmischen Adelsfraction unterstützt, war er in Böhmen eingefallen. Für Swatopluk stand die Herzogskrone auf dem Spiel. Er mußte schleunigst heimkehren und wenn er auch den Feind nicht mehr vorfand, sein Abzug nöthigte auch König Heinrich, das Lager abzubrechen. Mißmuthig und über Boleslaw aufs Aeußerste ergrimmt, kehrte er nach Deutschland zurück. Swatopluk aber wurde jetzt durch Ungarn verhindert, sich gegen Polen zu wenden. Es ist, als hätte man ein kunstvoll geführtes Schachspiel der vier Gegner vor sich, in dem der stärkste Spieler unzweifelhaft der Pole ist.

Während Boleslaw noch in Pommern damit beschäftigt war, die Früchte seines Sieges bei Nakel zu erndten, stand Heinrich im August 1109 an der polnischen Grenze, und seine Boten forderten als Preis des Friedens Abtretung des halben Reiches an Zbigniew und 300 Mark Silbers Jahrestribut oder Heeresfolge mit 300 Reitern. Boleslaw zögerte keinen Augenblick mit entschieden abweisendem Bescheide. Seine Lage war schlimm genug. Im

Lande den verrätherischen Bruder, an der Oder das deutsche Heer und im Süden Swatopulk, der mittlerweile den Ungarn so empfindliche Schläge beigebracht hatte, daß auf ihre Hilfe nicht zu rechnen war. Für sich hatte er nur Boriwoi und die Partei seiner Anhänger in Böhmen.

Er eilte, die Oderfurthen zu befestigen und verschanzte sich vor Glogau. Heinrich hatte, den Versicherungen Zbigniews trauend, auf einen Abfall Niederschlesiens gerechnet. Aber überall fand er Widerstand, nur Lebus scheint in seine Hände gefallen zu sein, Beuthen blieb unbezwungen, und daß er die Belagerung von Glogau aufgeben mußte, war fast einer Niederlage gleich zu achten, zumal ihn hier die Nachricht traf, daß die polnischen Grenzer den Anfall des von böhmischen Truppen unterstützten Zbigniew zurückgewiesen hatten. Trotzdem zog er im Verein mit Swatopulk, dessen Heer sich ihm angeschlossen hatte, auf Breslau zu, überall das Land verheerend. Mehr aber erreichte er nicht. Die Burgen konnten nirgends gewonnen werden und Boleslaw, der ihm überall hin folgte, ohne sich zu einer Schlacht zu stellen, brachte ihm erkleckliche Verluste bei. Auch ein gegen Krakau gerichteter Zug raubte ihm nicht die Fassung. Zu allem Unglück für die Deutschen wurde am 21. September Herzog Swatopluk, als er nach einer Berathung mit König Heinrich Abends in sein Zelt zurückkehrte, meuchlings ermordet, und dadurch die böhmische Hilfe zu nichte gemacht. Im Lager brach ein Aufruhr aus, den Heinrich persönlich schlichten mußte. Die Ansprüche auf den böhmischen Herzogsstuhl wurden von verschiedenen Seiten erhoben, große Verwickelungen standen bevor, und König Heinrich eilte nun auch seinerseits, die ohnehin durch den erfolglosen Zug ermüdeten und unzufriedenen Truppen aus Schlesien heimzuführen.

Es war ein großer Triumph für Boleslaw, seine Verluste kamen nicht in Betracht, sobald man den moralischen Erfolg in Rechnung zog, der ihm daraus erwuchs, daß er nach allen Seiten hin seine Stellung behauptet hatte.

Nun ging er selbst angreifend vor. Der vom Heere gewünschte und von König Heinrich zum Herzog bestätigte Bruder Swatopluks, Otto, hatte in Böhmen keine Anerkennung gefunden. Er war dann, zu Gunsten Wladislaws, eines jüngeren Bruders des vertriebenen Boriwoi, zurückgetreten. Für Letzteren aber erhob sich jetzt Boleslaw, der in Böhmen einfiel und erst umkehrte, als er die Nachricht erhielt, daß am 24. December (1109) Boriwoi sich der Hochburg von Prag bemächtigt habe. Aber schon nach drei Tagen stand auch Wladislaw vor Prag. Ein Bürgerkrieg brach in Böhmen aus, in dem König Heinrich für Wladislaw Partei nahm und durch Gefangennahme Boriwois für ihn entschied. Auch diesen Händeln konnte sich Boleslaw nicht entziehen. Die flüchtigen Böhmen, darunter Sobieslaw, der jüngere Bruder des Herzogs, fanden eine Zuflucht in Polen, Zbigniew, der ewige Verschwörer, weilte in Böhmen. So mußte der Krieg von Neuem ausbrechen.

Ehebündnisse der Gegner mit deutschen Fürstentöchtern brachten endlich den Frieden. Unter der wahrscheinlichen Vermittelung Otto's, des Bischofs von Bam-

berg, der sich die alten freundschaftlichen Beziehungen zum polnischen Fürstenhause gewahrt hatte, vermählte sich Boleslaw, dessen erste russische Gemahlin gestorben war, mit Salome, der Tochter des Grafen Heinrich von Berg [1]), ihre Schwester Richenza mit Wladislaw, eine dritte Schwester Sophie endlich mit jenem Otto, der vor Wladislaw einige Tage lang Herzog von Böhmen gewesen war.

Die drei Frauen haben dann redlich dafür Sorge getragen, daß ihre Männer Frieden unter einander hielten.

Nicht ohne Boleslaws Einwirkung konnte Sobieslaw, dem sein Bruder das Saatzer Land verlieh, nach Böhmen heimkehren [2]) und auch Zbigniew erhielt die Erlaubniß, nach Polen zurückzukommen. Aber Boleslaw konnte zum Bruder nicht mehr Zutrauen fassen, es lagen zu viel gebrochene Eide zwischen Beiden. Da ließ er sich bereden, den Ahnungslosen zu ergreifen und zu blenden. An den Folgen der grausamen Operation scheint er dann gestorben zu sein. [3])

Boleslaw ist dann bemüht gewesen, durch Fasten, Beten, Almosen und Wallfahrten den Frevel zu sühnen. Doch weisen manche Anzeichen darauf hin, daß er den Stachel des Verbrechens nie recht hat loswerden können.

Seine nächsten Kriegsunternehmungen sind gegen Pommern gerichtet gewesen und er hatte einen wirklichen Erfolg zu verzeichnen, als es ihm im Jahre 1113 gelang, sich des hartnäckig vertheidigten Nakels zu bemächtigen. [4])

Doch war damit der Kampf noch lange nicht beendigt. Gelang es ihm, im Gebiet der Netze sich Anerkennung zu erzwingen, so fand er um so entschiedeneren Widerstand an der Oder, wo Herzog Wratislaw den Mittelpunkt des Widerstandes bildete. Wir übergehen hier alles Detail, um uns der Hauptsache der schließlichen Unterwerfung und Christianisirung Pommerns zuzuwenden. Auch sind wir nicht einmal im Stande, alle die einzelnen Heereszüge der Polen chronologisch mit Sicherheit unterzubringen. Das aber steht fest, daß, als es Boleslaw um 1122 gelang, Stettin zu nehmen, seine Oberherrlichkeit in ganz Pommern anerkannt wurde. Man verpflichtete sich, ihm einen Tribut zu entrichten und versprach, das Christenthum anzunehmen. Ein dem Orden der italienischen Eremitenmönche angehörender Bischof Bernhard, Spanier von Geburt [5]) machte als Erster den Versuch, sich die Krone des Heidenapostels zu erwerben, aber er war nicht der rechte Mann, und bei

1) Vgl. Bertoldi liber de constructione monasterii Zwivildensis. Bielowski II, p. 6 ff. Die hier aufgezählten Geschenke Salome's an das Kloster sind von culturhistorischem Interesse.

2) Bolezlaus .... ducem Bohemicum coegit fratrem minimum .. in hereditatis sortem recipere .... sagt Gallus l. l. p. 778.

3) Die Nachricht, daß Zbigniew geblendet wurde, geht auf Cosmas von Prag III. 34, 16 zurück, während Gallus hier nur einen Frevel andeutet, ohne die That näher zu bezeichnen.

4) Leider verläßt uns hier Gallus, ein unschätzbarer Führer für die ältere polnische Geschichte. Das Jahr 1119 bei Röpell geht wohl auf einen Fehler zurück.

5) Vgl. Giesebrecht III, Anmerkung zu p. 982—1000.

bestem Willen erreichte er aus Ungeschick keinerlei Erfolge. Apostel der Pommern wurde der uns schon bekannte Bischof Otto von Bamberg, der auf die ausdrückliche Bitte Herzog Boleslaws, mit Erlaubniß des Papstes, im Frühjahr 1124 zu seinem Missionswerk aufbrach. Nicht wie Bernhard es gethan hatte als unscheinbarer Prediger, sondern mit allem Prunk und Pomp, der einem Kirchenfürsten jener Zeit zu Gebote stand. Die Pommern sollten den Eindruck gewinnen, daß etwas Höheres und Mächtigeres an sie herantrat, daß das Christenthum nicht nur an innerer Kraft, sondern auch an äußerem Ansehen den heidnischen Cultus weit überragte. Otto's Reise ist oft erzählt worden. Wie er durch Böhmen nach Polen zog, wie festlich ihn Herzog Boleslaw einholte, mit welcher Umsicht und Sorgfalt die Vorbereitungen zum Zuge nach Pommern getroffen wurden.

Ein zahlreiches Gefolge an Wagen, Lastthieren und Menschen stand zu Otto's Verfügung, und auch Herzog Wratislaw von Pommern war schon im Voraus seinem Unternehmen günstig gestimmt worden. Otto wußte ihn durch Geschenke sich noch geneigter zu machen, und von der doppelten Autorität des Pommern- wie des Polenherzogs getragen, durch den ihm von Boleslaw zur Seite gestellten, klugen und energischen Grafen Paultius unterstützt, konnte er ohne sonderliche Gefahr sein großes Werk angreifen.

Es liegt uns wahrlich fern, die überraschenden Erfolge Otto's durch Zufälligkeit und allerlei Außenwerk erklären zu wollen. Die Hauptsache war immer der Mann selber, aber ohne jene Hülfsmittel hätte wohl auch er schwerlich die unerhörten, in der Geschichte der europäischen Mission nicht wiederholten Erfolge erzielen können, die ihm nun zu Theil wurden. In Pyritz und Kamin vollzog sich die Taufe der Eingeborenen fast ohne jedes Hinderniß. Hier wie dort konnten Kirchen gegründet und Priester zurückgelassen werden. Erst in Wollin schien das Werk ins Stocken zu gerathen. Die Einwohner zeigten sich feindselig, erklärten aber zuletzt, sie würden dem Beispiele Stettins folgen. Gelinge es dem Bischof, die Hauptstadt zu bekehren, so seien auch sie bereit, den Christengott anzubeten.

Mit großem Geschick und mit vielem persönlichen Muth hat nun Otto es verstanden, in Stettin Fuß zu fassen. Auch dort wollte man anfänglich von ihm nichts wissen. Aber Verhandlungen wurden angeknüpft, die Sache mehr wie eine politische denn wie eine religiöse Angelegenheit behandelt und schließlich fand die Bevölkerung sich bereit, zum Christenthum überzutreten, wenn Otto ihnen vom Herzog Boleslaw Frieden und Herabsetzung des Tributes erwirke, den sie Polen entrichten mußten. Man kann die weltlichen Beweggründe nicht schärfer hervorheben. Während nun Paultius mit Boten, die von beiden Theilen, dem Bischof wie den Stettinern ihm beigegeben waren, nach Polen aufbrach, um günstigen Bescheid zu holen, verstand es Otto, inzwischen auch das geistliche Moment zur Geltung zu bringen. Er gewann zunächst die Söhne eines angesehenen Mannes, der gerade auf Reisen abwesend war, danach die Mutter derselben, und wußte durch reiche Geschenke, die er diesen ersten

Stettiner Christen ertheilte, den neuen Glauben als einen Vorzug erscheinen zu lassen, dessen man sich rühmen durfte und der wohl Neid erregen konnte. Als dann Paultius mit einem Briefe Boleslaws wiederkehrte, in welchem allen Forderungen der Stettiner nachgegeben wurde, war der Widerstand gebrochen. Die Tempel und Bilder der Götter konnten vernichtet werden und da Jedem, der bei dem Zerstörungswerke half, gestattet wurde, heimzutragen, was er erbeutete, fehlte es nicht an rüstigen Armen. Auch in Stettin konnten jetzt zwei Kirchen erstehen, auch hier die ersten Grundlagen zur Organisation des christlichen Gottesdienstes gelegt werden.

Dann ging es nach kurzer Rast zurück nach Wollin, das nun ohne Weiteres der neuen Lehre zufiel, und ähnlich war der Verlauf in Kolberg und Belgard.

In der kurzen Frist von kaum neun Monaten hatte Otto alle größeren Orte zur Annahme des Christenthums gebracht und wie berechnet wurde, 22,166 Personen getauft. Am 11. Februar 1125 betrat er, von den Segenswünschen der Pommern begleitet, wieder die polnische Grenze.

Die Verbindung zwischen ihm und den neuen Christen war damit nicht abgebrochen. Wenn auch der Gedanke, den Otto wohl ausgesprochen hat, als Bischof nach Pommern zu ziehen, nicht zur Ausführung kam, den geistigen Zusammenhang ließ er, so lange er lebte, sich nicht verkümmern, und als Herzog Boleslaw sich 1127 zu einem Heereszuge anschickte, weil er in Pommern die Unterwürfigkeit nicht fand, die ihm versprochen war, hat Otto es verstanden, den schon zum Schlage ausholenden Arm zurückzuhalten. Auf seine Thätigkeit paßt im besten Sinne das Schriftwort „seid klug wie Schlangen und fromm wie die Tauben."

Ist die Frage nach der großen Bedeutung der Christianisirung Pommerns nicht strittig, so kann man doch darüber sehr verschiedener Meinung sein, als wessen Werk dieselbe zu betrachten ist. Hat doch einer der anerkanntesten polnischen Geschichtsschreiber es möglich gefunden, bei Darstellung dieser Ereignisse den Namen Otto's nicht einmal zu erwähnen.

Uns scheint, daß der richtige Maßstab der Beurtheilung gefunden wird, wenn man die spätere Entwickelung Pommerns ins Auge faßt. Polnisches Werk war die Eroberung des Landes, sie hat nicht auf die Dauer behauptet werden können. Deutsches Werk war die Bekehrung des Landes. Wenn der nun nicht mehr unterbrochene Zusammenhang des Christenthums in Pommern mit Deutschland im Lauf der Jahrhunderte das Land zu einem kerndeutschen machte, so wird man nicht leugnen können, daß von polnischer Seite mindestens große politische Fehler begangen sein müssen. Die Polen verstanden es nicht das stammverwandte Land zu assimiliren, das durch seine Lage ihnen eine ganz andere Machtstellung gesichert und eine andere Zukunft gegeben hätte.

Christlich wurde Pommern durch Otto von Bamberg, den deutschen Bischof. Er warf dem Polenherzog die Früchte in den Schooß, aber weder Boleslaw noch sein Volk wußten sie zu schätzen. „Mit Macht drang deutsche

Sitte und Sprache über die Elbe, verbreitete sich weiter und weiter dort in den weiten Ebenen, an den Strömen entlang, rückte zugleich weiter und weiter hinauf an den Küsten der Ostsee." [1]) Die christliche Mission in Pommern hatte Boleslaw dem deutschen Bischof übertragen, auch die historische Mission an den Ostseeküsten ging nun unwiderruflich von Polen auf Deutschland über.

Boleslaw selbst hat sich in seinen letzten Lebensjahren vor der Macht des deutschen Reiches beugen müssen.

Die böhmisch-ungarisch-russischen Wechselbeziehungen nötigten Kaiser Konrad, auch die alte Lehnsherrlichkeit über Polen, so weit sich das erreichen ließ, wiederherzustellen. Die Fäden, welche den Zusammenhang dieser Dinge vermittelten, sind so verschlungen, daß wir uns darauf beschränken müssen, die entscheidenden Momente hervorzuheben.

Bis zum Jahre 1113, in dem der Großfürst Swjätopolk starb, hatte Herzog Boleslaw in Freundschaft zu Kiew und Wolhynien gestanden, dagegen fast ununterbrochen mit den unruhigen Rostislawitschen von Halicz kämpfen müssen. Als dann Wolhynien sich von Kiew löste, unterstützte Boleslaw den Fürsten Jaroslaw von Wolhynien in seinen Kämpfen mit Wladimir Monomach. Auch Ungarn verfolgte dieselbe Politik. Trotzdem wurde Jaroslaw von Monomach aus seinem Fürstenthum vertrieben. Er floh nach Polen und suchte von dort aus das Verlorene wiederzugewinnen. Auch sind namhafte Anstrengungen für ihn gemacht worden. Es gelang Boleslaw durch den Verrath eines Polen, des Peter Wlast, der in Diensten des Fürsten Wolodor von Halicz stand, sich der Person des Letzteren zu bemächtigen und ihn zum Versprechen zu bewegen, daß er Polen weder selbst bekämpfen, noch in Verbindung mit den Feinden desselben treten werde. [2]) Das Versprechen aber wurde nicht gehalten. Als im Jahr 1123 der von Polen und Ungarn unterstützte Jaroslaw bei der Belagerung von Wladimir fiel, wurde Monomach Herr in Wolhynien und auch Halicz achtete der Verpflichtungen nicht, die es Polen gegenüber hatte. Wer die Schuld daran trug, ist heute schwer zu entscheiden, wahrscheinlich ging aber der Angriff von Polen aus. Nicht eigentliche Feldzüge wurden geführt. Streifzüge und Grenzstreitigkeiten, die jedoch solche Erbitterung erregten, daß noch Wolodor den Entschluß faßte, einen Rachezug nach Polen zu unternehmen. Starb er auch darüber hin, so wurden seine Pläne doch nicht aufgegeben und eine günstige Gelegenheit bot sich, als die Thronwirren in Ungarn Boleslaws Heeresmacht in Anspruch nahmen.

Die Rostislawitschen von Halicz waren dem ungarischen Königshause verschwägert. Nun war im Jahre 1131 König Stephan I. von Ungarn kinderlos gestorben und hatte den Thron seinem Neffen, dem geblendeten Bela, hinterlassen. Es war aber noch ein Halbbruder Stephans, Boris, am Leben, der Sohn Kolomans und Euphemia's, der Tochter Wladimir Monomachs.

1) Giesebrecht, Kaiserzeit III, 1001.

2) Vgl. Linnitschenko p. 354, dem wir im Gegensatz zu der geltenden Auffassung hier folgen müssen.

Koloman hatte die Gattin, an deren Treue er zweifelte, verstoßen, und in der Verbannung in Rußland hatte sie den Boris geboren. Den hatte der Vater zwar nie anerkannt, aber ihn selbst verlangte nach der ungarischen Königskrone und König Stephan hatte ihm Hoffnung gemacht, ihn zu seinem Erben zu erheben. Seine Vermählung mit Judith, der Tochter Boleslaws, bot ihm einen mächtigen Rückhalt, und als er sich in all seinen Erwartungen getäuscht sah, floh er zum Schwiegervater, um von Polen aus Ungarn zu gewinnen.

Boleslaw glaubte sich den Bitten des Schwiegersohnes nicht verschließen zu dürfen und so stand ein blutiger Krieg in Sicht, da Bela an seinem Schwager, dem Böhmenherzog Sobeslaw und an dem russischen Fürsten Wladimirko von Halicz willige Freunde fand. Ein erster Einfall Boleslaws, der ebenfalls russische Hülfe mit sich führte, wurde mit der Verheerung Schlesiens durch Sobeslaw beantwortet und als Bela an dem Markgrafen von Oesterreich einen neuen Bundesgenossen fand, erlitt Boleslaw am 2. Juli 1133 eine schwere Niederlage. Dazu dauerten die verwüstenden Einfälle der Böhmen in Schlesien fort und bereits hatten böhmische und ungarische Gesandte auch Kaiser Konrad zu dem Versprechen vermocht, für König Bela und Sobeslaw gegen Boleslaw und Boris einzugreifen. Zu aller Noth riefen die Ungarn noch die Polowzer zu Hülfe und Boleslaw wußte zuletzt keinen andern Ausweg, als nun auch seinerseits sich an Kaiser Konrad zu wenden. Die Augen des gesammten Ostens waren auf ihn gerichtet.

Konrad hatte für Mitte August 1135 einen Reichstag nach Merseburg angesagt und dorthin sowohl den Böhmen- als den Polenherzog beschieden. Sie folgten seinem Gebot und auch König Bela ließ durch seine Gesandten erklären, daß er sich in Allem der Entscheidung des Kaisers fügen wolle. Sie erfolgte, wie nicht anders zu erwarten stand, für Bela und sicherte auch den Frieden zwischen Polen und Böhmen. Nur mußte Boleslaw, wie es einst sein großer Ahnherr gethan hatte, sich vor dem Kaiser demüthigen und ihm den Vasall eneidleisten. Auch zur Zahlung des seit zwölf Jahren rückständigen Tributes verpflichtete er sich und Pommern und Ungarn empfing er aus des Kaisers Hand — als Lehen.

Wir stehen damit wieder vor einem Rückschlag der polnischen Macht. Was Boleslaw erstrebt hatte, war trotz unausgesetzter Kriege, die zu nicht geringem Theil sieg- und ruhmreich gewesen waren, schließlich doch wieder verloren gegangen. Ungarn und Böhmen standen ungeschwächt da, des Reiches Oberherrlichkeit über Polen hatte anerkannt werden müssen, Pommern ein Lehen aus deutscher Hand und in den russischen Grenzfürstenthümern weder Besitz noch Einfluß, das war das Facit der politischen Lage Polens im Jahre 1135. Boleslaw selbst war unter diesen Sorgen gealtert. Im selben Jahre 1135 sehen wir ihn nach Hildesheim zu St. Gotthard pilgern, um dort, nicht zu Gnesen am Nationalheiligthum, seine Andacht zu verrichten. Und fortan ist er eifrig bemüht, Frieden zu halten. Durch Vermählung seines Sohnes Boleslaw mit der Werchuslava tritt er in Verbindung mit dem aufstrebenden

Hause Monomachs, das er bislang bekämpft hatte; um die Pfingsten des Jahres 1137 versöhnt er sich zu Glatz endgültig mit Sobieslaw von Böhmen, und soweit wir es verfolgen können, haben ihn sonst nur noch kirchliche Interessen in Anspruch genommen. Am 28. Oktober ist er darauf gestorben, nachdem er vorher das Reich unter seine vier Söhne getheilt hatte.

Auch in Polen beginnt nun die Periode der Theilfürstenthümer.

Siebentes Kapitel.

Polens innere Zustände. [1]

An der Spitze des polnischen Staates stand der König, dessen Obliegenheiten und Rechte bei Gelegenheit der von Wladislaw Hermann vollzogenen Theilung des Reiches unter Zbigniew und Boleslaw dahin formulirt worden, daß ihm zukomme: Gesandtschaften auszusenden und zu empfangen, das Heer aufzubieten und zusammenzubringen [2] und die mannigfachen Verwaltungsgeschäfte des Reiches zu besorgen. Oder anders formulirt, er hatte die politische Vertretung des Staates nach außen hin, die militairische Oberherrlichkeit und die innere Verwaltung in Händen. Er unterliegt in dieser Hinsicht keiner rechtlichen Beschränkung, wohl aber nöthigten die thatsächlichen Verhältnisse zu einer Theilung der Arbeitslast, und so finden wir schon Boleslaw dem Ersten eine Rathsversammlung zur Seite stehen, zwölf Freunde, die seine Räthe waren und mit denen er in vertrauter Weise die geheimen Angelegenheiten des Reiches und des Rathes in Erwägung zu ziehen pflegte. Wird man nun auch an der Zwölfzahl nicht ängstlich festhalten dürfen, so ist das Bestehen eines königlichen Rathes uns für die ganze von uns betrachtete Periode in unverdächtigster Weise bezeugt. Alle Nachfolger Boleslaws finden

---

1) Auch in diesem culturgeschichtlichen Kapitel sind wir nicht in der Lage, den geltenden Darstellungen zu folgen. Zur Schilderung der Zustände des 12. Jahrhunderts Chroniken und Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts heranzuziehen, ist doch nur da gerechtfertigt, wo ein anderes gleichzeitiges Material nicht vorhanden ist. Für die polnische Geschichte des 12. Jahrhunderts ist aber der sogenannte Martinus Gallus eine vortreffliche zeitgenössische Quelle, auch Cosmas von Prag, die vita Ottonis und Andere schreiben aus dieser Zeit heraus und bei schärferem Einblick wird man bei ihnen ein, wenn auch keineswegs vollständiges, so doch einheitliches Bild der Cultur- und Staatsverhältnisse finden. Von Urkunden konnten nur äußerst wenige herbeigezogen werden, was über die Tage Boleslaws hinausreicht, ist bei Seite gelassen worden.

2) in exercitu conducendo. Das Wort wiederholt sich bei Gallus nicht und ist daher schwer zu erklären. Man möchte an eine Löhnung denken, doch finden sich davon keine weiteren Spuren. Eine systematische Bearbeitung der mittelalterlichen Quellen auf ihre Latinität ist ein so schreiendes Bedürfniß, daß auch bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht werden mag.

wir von Räthen umgeben und auch eine Reihe von Hofämtern läßt sich nachweisen. Erwähnt wird vor Allem der Pfalzgraf (palatinus) der zugleich Feldoberster ist und dem Könige nicht nur als Beirath im Kriege zur Seite stand, sondern auch, abgesehen von der kriegerischen Seite seiner Thätigkeit, eine Stellung einnahm, die sich etwa mit der Vorstellung deckt, die wir an einen Minister des Innern knüpfen. Setheus Bestreben, diese Würde zur Unterdrückung der immer mehr in den Vordergrund tretenden polnischen Aristokratie zu benutzen, führte, wie wir sahen, zu einer Verschwörung, die ihn stürzte; in den ersten Jahren Boleslaws III. finden wir aber, obgleich Wladislaw Hermann das Amt abgeschafft hatte, in Skarbimir dieselbe Würde und denselben Titel wieder. Die große Jugend des Herzogs mochte die Bestallung eines leitenden Staatsmanns nöthig gemacht haben.[1] Der Palatin hatte dem königlichen Rathe vorzusitzen und die Grafen in ihrer Amtsführung zu beaufsichtigen. Es scheint, daß er zu diesem Zwecke Inspectionsreisen durch das Innere des Reiches unternahm und sich persönlich von der Tüchtigkeit der einzelnen Beamten überzeugte. Auch das Amt des Unterpalatin (palatini vicarius) scheint üblich gewesen zu sein. Reine Hofämter waren die des Truchseß (dapifer) und des Schenks (pincerna). Daß ein Kanzler nicht fehlte, müßten wir annehmen auch wenn er uns nicht ausdrücklich bezeugt würde.[2] Von größerer praktischer Bedeutung müssen jedoch diejenigen königlichen Diener sein, denen einzelne größere Gebiete des Staates oder bestimmte Städte zur Verwaltung übertragen waren. Die Nothwendigkeit einer Theilung des Reiches in Provinzen muß aus administrativen Rücksichten sich bereits früh herausgestellt haben. Doch wissen wir nicht, wann es geschah. Wahrscheinlich aber schon zu Zeiten Boleslaw des Ersten. Die Bezeichnung für diese Provinzen schwankt, sie werden ducatus, provincia und comitatus genannt und bildeten sowohl administrative wie militairische Einheiten.[3] In unserer Periode lassen sich vier unterscheiden, Gnesen, Breslau, Masovien und Sandomir. Gnesen war der eigentliche Mittelpunkt des Reiches, Centren der Verwaltung und die gewöhnlichen Residenzstädte waren Breslau, Krakau und Sandomir.[4] Pommern kann noch nicht als eigentliche Provinz betrachtet werden, das Verhältniß ist mehr das eines tributpflichtigen Vasallenstaates. Für die Provinz Breslau wird auch der Name des Landes Slezsko, Schlesien gebraucht. An der Spitze der Provinz standen — wenn nicht, wie Wladislaw Hermann es gethan hatte, die

1) Skarbimir war außerdem Erzieher Boleslaws gewesen. Scribimir paedagogum suum. Cosmas III, 16.

2) Gallus widmet sein Buch dem Kanzler Michael und auch urkundlich wird uns dieses Amt überliefert. Vgl. Bielowski I, p. 363.

3) Wir geben hier die Resultate einer recht mühsamen Untersuchung, deren Belege herzuzählen der Charakter unseres Werkes unmöglich macht. Ducatus wird nur für Breslau gebraucht, wahrscheinlich jedoch nur, weil es die Provinz war, welche dem dux Boleslaw zugetheilt war.

4) sedes regni principalis. Cosmas 434 b.

Söhne des Herzogs selbst die Verwaltung führten — Grafen, comites, denen die administrative und militairische Leitung zufiel. Grafen waren auch Befehlshaber in den Städten, doch läßt sich nicht ermitteln, ob sie unter dem Oberbefehl der Provinzialgrafen standen oder direct dem Könige untergeben waren.[1] Daneben finden wir noch Kommandanten der Kastelle, die Grafen oder pristaldi genannt werden und auf welche die spätere Bezeichnung Castellane zurückgeht.[2] Es ist nicht anzunehmen, daß bei diesen Aemtern eine Scheidung von Civil- und Militairfunctionen stattgehabt habe, vielmehr vereinigten sie, so weit wir sehen können, in ihrer Hand alle Befugnisse einer Regierung: kriegerisches Aufgebot, Jurisdiction, Verwaltung und Abgabenwesen. Nur die beiden letzteren fielen den villici und vicedomini, den Verwaltern der königlichen Domänen zu. Wir sehen sie in ihrem Amte fungiren. Wenn der Herzog auf seiner Umreise durchs Land ist, versorgen sie seinen Hofstaat oder seine Begleitung mit den erforderlichen Lebensbedürfnissen, wie Speise Trank und, wie es scheint auch mit Kleidern und Pelzwerk; da das Land noch zum großen Theil mit Wald bedeckt war und Pelzwerk wohl den vorzüglichsten Handelsartikel Polens bildete, lag ihnen wahrscheinlich auch die Beschaffung der daher fließenden Einnahmen des Königs ob.[3] Ueber die später viel genannten niederen Verwaltungsbeamten erfahren wir aus unseren Quellen nichts. Sie erwähnen, wie nicht wundern darf, nur diejenigen, welche mehr in den Vordergrund traten. Das Leben am Hofe trug den Charakter noch recht primitiver Verhältnisse. War Krieg die Hauptbeschäftigung, so bot die Jagd die liebste Erholung. Uns sind allerlei Jagdscenen aus dieser Zeit überliefert. Man jagte zu Roß und zu Fuß, das Hifthorn an der Seite, Armbrust und Jagdspieß, wohl auch das Schwert dienten zu Angriff und Abwehr. Hochgeschätzt waren gute Jagdhunde.[4] Namentlich Boleslaw III. war leidenschaftlicher Jäger. Die Beziehungen des Fürsten zum Hofstaate waren ungezwungen und, so weit wir sehen können, durch die Etiquette nur wenig eingeschränkt. Er speist mit den Hofleuten und deren Frauen, die in reichem Schmuck erscheinen.[5] Man freute sich am Glanze von Gold und

1) Die von der böhmischen Grenze erwähnten „loci marchiones“ wäre man versucht, als Markgrafen zu fassen, wenn sich spätere Spuren dieser Würde erhalten hätten.

2) Bei Cosmas kommt castellanus in diesem Sinne nicht vor; wo er das Wort braucht, bedeutet es die Bewohner der Castelle, also kriegerische Besatzung. Pristaldus ist die mittelalterliche Bezeichnung für einen Adelsrichter.

3) Daß auch Abgaben in baarem Gelde entrichtet wurden, wissen wir aus der Urkunde Boleslaws für Mogilno. Nur scheint uns, daß Geldleistungen auf feste Plätze und Städte beschränkt waren.

4) Eine sehr hübsche Jagdgeschichte findet man in der fundatio monasterii Brunwillarensis. Bielowski I, p. 348. Wir lernen dort auch eine jener Hunderassen kennen „licisca, quod est genus canum jubis inflexis, villosum atque fortissimum.“

5) Die Schilderung des Hofstaates Boleslaws I. ist ins Sagenhafte übertrieben und zeigt nur, was der sog. Gallus sich als Idealismus fürstlichen Haushaltes dachte. Interessant ist, daß er mulieres curiales, Hofdamen, erwähnt.

Geschmeide und nächst kostbarem Pelzwerke waren — wohl von Byzanz bezogene — Goldstickereien der Lieblingsschmuck. Es ist derselbe Geschmack, der uns am Hofe der ersten Ruriker begegnet. Nur fehlt in Polen die für den Fürstenhof des Ostens charakteristische Gefolgschaft, die Druschina. Die „Freunde" und „Vertrauten" schmausen mit ihm, und erfreuen sich wie er an Jagd und Badstube, in corporativer Geschlossenheit treten sie uns nirgends entgegen. Wohl aber sind die ständischen Unterschiede zu voller Ausbildung gekommen. Alle jene Beamten gehören dem Adel an, und werden unter dem Namen der principes, proceres, nobiles zusammengefaßt.[1]) Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß er aus dem Großgrundbesitz in Folge der zahlreichen Kriege Boleslaw I. und unter dem verlockenden Vorbilde Deutschlands entstanden ist. Besondere Vorrechte dieses Adels wissen wir aber für unsere Zeit nicht anzugeben. Nur so viel steht fest, daß der König aus seiner Mitte sich die Beamten wählte und daß er eine ständisch gegen Bauer und Bürger geschlossene Gruppe bildete. Wir haben dafür einen merkwürdigen Beleg.[2]) Um 1043 geräth Herzog Kasimir bei Verfolgung des Meczslaw in Lebensgefahr „einer aber, nicht aus den Geschlechtern der Adeligen, sondern von den gemeinen Soldaten brachte in edelster Weise dem fast Sterbenden Hilfe, und das hat ihm später Kasimir wohl vergolten, denn er verlieh ihm sowohl die Rechte eines Bürgers und erhob ihn dazu unter die Edeln." Interpretiren wir richtig, so ging hier der Erhebung eines Bauern in den Adelsstand die Verleihung des Bürgerrechts voraus, wodurch dann die ständische Rangstufe in denkbar schärfster Weise bezeichnet wäre.

Von den Bauern erfahren wir nur wenig. Sie bildeten natürlich die ungeheure Ueberzahl der Bevölkerung und waren durch die steten Kriege Boleslaws in ein immer drückenderes Verhältniß der Abhängigkeit gerathen. Daß es damals noch zahlreiche freie Bauern gab, kann keinem Zweifel unterliegen, ebensowenig, daß die in Folge der steten Kriege lawinenartig anwachsende Menge der Kriegsgefangenen völliger Knechtschaft, und zwar als Ackerknechte verfielen. Wo derartige Verhältnisse bestanden, haben sie überall dahin geführt, auch den noch freien oder halbfreien Bauerstand in eine ungünstigere Stellung hinabzudrücken. Der Hauptunterschied lag ursprünglich darin, daß die kriegsgefangenen Ackerknechte schon wegen ihrer Unzuverlässigkeit nicht zum Kriegsdienste herangezogen werden konnten und daß darauf in Rücksicht auf administrative

1) Es giebt davon nur eine Ausnahme. Jenen Meczlaws, der sich in Masovien festsetzte und früher „pincerna und minister" Miekos II. gewesen war, nennt Kazimir „servum patris ac suum." Es liegt aber auf der Hand, daß hier servus nicht im wörtlichen, sondern im figürlichen Sinne zu fassen ist. Der Unterthan also (verächtlich) der Knecht. Vgl. Cosmas l. l. 417.

2) Die Stelle ist meiner Ansicht nach so wichtig, daß ich sie im Wortlaut hersetze: „quidam non de nobilium genere, sed de gregariis militibus nobiliter opem tulit morituro, quod bene sibi restituit Cazimirus in futuro, nam et civitatem ei contulit, et eum dignitate inter nobiliores extulit." Es kommt hier Alles auf die Erklärung der drei technischen Ausdrücke „gregarius miles, civitas und nobiliores" an.

Bequemlichkeit die Rechtlosigkeit der Einen auf die Andern übertragen wurde. Ein Uebergang war aber dadurch gegeben, daß Frohnleistungen bereits im 11. und 12. Jahrhundert üblich waren.[1]) Wo, wie überall während des Mittelalters, eine Geldwirthschaft nicht möglich ist, muß die Frohne zunächst als bequemstes Zahlmittel sich mit Nothwendigkeit ausbilden.

Fassen wir das Obige zusammen, so finden wir eine vollfreie, eine frohnende und eine ganz unfreie bäuerliche Bevölkerung in Polen neben einander. Das Unglück Polens wollte, daß die letztere die beiden anderen Gruppen allmählich verschlang. Freilich nur langsam, so lange Pflicht und Recht des Kriegsdienstes alle Stände mit Ausnahme der Ackersklaven trafen, konnte die Gleichheit in der Knechtschaft nicht durchdringen.

Auch die den geistlichen Stiftungen verliehenen Privilegien wirkten zum selben Ziele. Eine Schenkung Boleslaws des Kühnen für das Mogilno-Kloster vom Jahre 1065[2]) wirft nach dieser Seite und auf die bäuerlichen Verhältnisse überhaupt erwünschtes Licht.

Boleslaw dotirt das Kloster mit folgenden aus ganz Masovien zu erhebenden Abgaben: dem neunten Pfennig, dem neunten Schwein, dem neunten poledrum und dem neunten Fisch. Darauf werden die festen Orte hergezählt, von deren Gebiet diese Abgaben zu erheben sind, die Dörfer genannt, die mit „aller Freiheit und allem Recht" ihm gehören sollen, endlich namentlich die Ackerknechte des Klosters (servi ascripticii) aufgeführt.[3]) Dazu kommen noch die Gerichtsgefälle für Todschlag in den dem Kloster gehörenden Dörfern, ganz abgesehen davon, ob zwei Unfreie, ein Freier und ein Unfreier oder gar zwei Freie die Betheiligten sind.

Wir haben hier ein directes Zeugniß für das Zusammenwohnen von Ackerknechten und freien Bauern in einem Dorfe und zugleich den sehr instructiven ersten Fall einer administrativen Zusammenwerfung beider principiell durch eine weite Kluft geschiedener Elemente.

Dieselbe Urkunde zeigt ferner, daß an den Flüssen Zölle erhoben wurden und erwähnt Marktplätze und Krugstätten.

Wenn wir noch hinzufügen, daß unter der bäuerlichen Bevölkerung — und man ist geneigt zu schließen, es sei auch sonst so gewesen — neben dem Christenthum in katholischer Observanz auch der griechische Ritus verbreitet war, so haben wir erschöpft, was sich aus den zeitgenössischen Quellen mit Sicherheit erkennen läßt. Aber vervollständigen läßt sich das Bild, wenn

---

1) Im elften Jahrhundert findet sich dafür nur ein zufälliger Beleg. Von Boleslaw I sagt Cosmas I 16: „Suos quoque rusticos non ut dominus in angariam coercebat, sed ut pius pater quiete eos vivere permittebat."

2) In einem Transsumpt Wladislaw Jagiellos erhalten. Vgl. Bielowski I, p. 359.

3) Es wäre von großem Interesse, die Namen dieser servi ascripticii philologisch zu bestimmen. So weit ich sehe, sind sie alle slavisch, doch dürfte eine etymologische Untersuchung auch die landschaftliche Hingehörigkeit derselben feststellen können.

wir die das gesammte Volk umschließende Organisation des Kriegswesens und das Alle einigende Band der Zugehörigkeit zum Christenthum mit seinen festen hierarchischen Formen noch näher ins Auge fassen.

Theilnahme an den Kriegszügen des Landesherrn, zur Abwehr wie zum Angriff, war Pflicht und Recht jedes freigeborenen Polen. Wir finden Bauern und Edele neben einander, die Städter, soweit wir es verfolgen können, nur im Festungskriege bei Vertheidigung ihres Heimwesens beschäftigt.

Da die Regierung der ersten Herrscher Polens eine Periode fast ununterbrochener Kriegsjahre füllt, sind wir über diese Dinge verhältnißmäßig gut unterrichtet. Nur muß darauf hingewiesen werden, daß dies nur für das Ende des 11. und das anhebende 12. Jahrhundert gilt. Was in eine frühere Periode fällt, trägt bereits einen sagenhaften Charakter.[1]) Das polnische Heer wurde nach Provinzen einberufen und marschirte nach Provinzen unter der Anführung von Grafen. Wir können nicht mit Sicherheit bestimmen, welches die Unterabtheilungen des polnischen Heeres gewesen sind. Gallus unterscheidet acies, agmen und cohors, ist aber leider im Gebrauch dieser Bezeichnungen nicht scharf und consequent. Jedenfalls wurden je nach Bedürfniß die provinziellen Aufgebote zu größeren Truppenkörpern zusammengeworfen und dann unter einheitlichen Oberbefehl gestellt. So z. B. bei der Belagerung von Nakel, wo eine Hälfte des Heeres von Boleslaw selbst, die andere vom Palatin Skarbimir befehligt wurde. Als dagegen Boleslaw im Jahre 1110 gegen Böhmen kämpfte, war sein Heer zur Entscheidungsschlacht in drei Heerhaufen aufgestellt. Es wird dabei die auch sonst bezeugte acies curialis, der vom Herzoge befehligte Kern des Heeres, die Abtheilung des Palatins Skarbimir und das Gnesener Aufgebot unterschieden. Letzteres war dem heiligen Adalbert, dem polnischen Patron geweiht und mehrere Palatine[2]) und bewährte Ritter mit der Führung betraut.

Das Gros des Heeres bildete die Infanterie. Daneben bestand aber eine zahlreiche Reiterei, was umsoweniger Wunder nehmen kann, als uns überliefert wird, daß es in Schlesien große Heerden ungebändigter Pferde

1) So z. B. die Nachricht, die Polen hätten früher in Panzern gekämpft, zu Zeiten Boleslaws II. in Folge eines unglücklichen Verlustes „sich der Panzer entwöhnt." Gallus l. l. p. 421. Es liegt auf der Hand, daß wir hier einer Sage gegenüberstehen. Einmal ist eine Bewaffnung eines Volksheeres mit Panzern in damaliger Zeit für Polen aus rein materiellen und praktischen Gründen nicht denkbar. Die Heere waren zu zahlreich, die Ausrüstung zu kostspielig. Dann aber haben die polnischen Ritter auch in späterer Zeit Rüstungen getragen. Vgl. Gallus 450: „tot ictus super loricam habuit et galeam lanceis gladiisque sustinuit" ... Ist auch an dieser Stelle nur vom Könige die Rede, so können wir doch nicht umhin die zufällige Notiz zu verallgemeinern, da an anderer Stelle von der „acies curialis curialiter armata" die Rede ist. Gallus l. l. 476.

2) Diese palatini sind von dem Oberpalatin, der zugleich die Reichsfahne führte, wohl zu unterscheiden. Seine Abtheilung wird ganz speciell acies palatina genannt. Gallus l. l. 477.

gab.[1]) Nun wird man wohl nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß die acies curialis — die man füglich mit „Garde" übersetzen könnte — ein Reiterkorps war, wobei selbstverständlich das Bestehen noch weiterer Reiterschaaren nicht ausgeschlossen ist. Beim Marsch in Feindesland bildeten sie nicht die Spitze, sondern den Schluß des Heeres, um den gerade gefährdeten Abtheilungen Hilfe bringen zu können. Voraus marschirten wohlgeordnete Haufen, um rechtzeitig Nachricht geben zu können, wann der Feind nahte, dann folgten die Schaaren der „Plünderer und Senger" (combustatores et praedatores), endlich die eigentliche Armee. Ein zahlreicher Troß kann nicht gefehlt haben, da man Zelte[2]) und wohl auch Proviant mitführte.

Jede Provinz hatte ihr Feldzeichen, auch die Kriegsmusik, Pauken und Trompeten fehlten nicht. Auch kannte man die mittelalterlichen Kriegsmaschinen und wußte sie zu Angriff und Vertheidigung wohl zu verwenden.

Die Bewaffnung bestand in dem Helm, der wahrscheinlich aus Metall war[3]) und dem Schild, zum Schutz, in Pfeil und Bogen, Armbrust, Lanze und Schwert zum Angriff. Der Gebrauch des Schildes war jedoch nicht allgemein und den deutschen Kriegern machten die polnischen Schaaren daher den Eindruck höchst mangelhafter Ausrüstung. Kaiser Heinrich V. soll sein Erstaunen über diese „nackten" Krieger geäußert haben. Der Angriff fand in der Weise statt, daß man zuerst mit dem Speer auf den Feind eindrang und darauf zum Schwerte griff. Der Fernkampf mit Geschossen war nur bei Belagerungen und deren Abwehr üblich und nach beiden Richtungen hin haben sich die Polen hervorgethan. Die Einnahme von Nakel und die Vertheidigung von Glogau sind gleich ruhmvolle Seiten in der polnischen Geschichte. An ein gepanzertes Heer, wie es die deutschen Kaiser ins Feld führten, wagte man sich nur ungern und das ist begreiflich, wenn man die Ungleichheit der Ausrüstung in Betracht zieht.

Boleslaw III. pflegte bei allen wichtigen Unternehmungen sich mit seinem Kriegsrath, dessen Zusammensetzung wir nicht kennen, zu berathen. Die Führer der einzelnen Heeresabtheilungen und erfahrene Krieger scheinen eine Art Generalstab gebildet zu haben.[4]) Die Verwundeten brachte man heim, die Todten wurden wohl an Ort und Stelle bestattet.

1) Dux Sobezlaus . . . Poloniam cum exercitu suo 15. Kal. Nov. (1132) intravit, totamque partem illius regionis quae Slezsko vocatur penitus igne consumpsit. Multos etiam captivos cum innumera pecunia nec non indomitarum equarum greges non paucos inde secum abduxit . . . . Wissegr. cont. Cosm. l. l. p. 1138. 20 ff.

2) Beim Angriff auf Glogau erbeutet Heinrich „tentoria." Gallus l. l. 461. In Betreff des Proviants kann man zweifelhaft sein. Es ist von demselben nur einmal die Rede und zwar bei der Belagerung von Nakel: „alii pabulum equorum, alii victualia queritabant." Aber bei einer längeren Belagerung in Feindesland ist das Fouragiren ohnehin selbstverständlich, während in damaliger Zeit ein Zug durch Feindesland ohne mitgeführten Proviant schwer denkbar ist.

3) tinnitus de galeis percussis. Gallus l. l. 445

4) convocatis senioribus consilium inivit. Gallus 475.

Hatte ein Kriegszug günstigen Verlauf genommen, so wurde die Beute an Menschen, Vieh und Geräth an die Spitze des Heeres gestellt, sowohl um ein Entrinnen unmöglich zu machen, als um nur im äußersten Fall genöthigt zu werden, sie preiszugeben.

Die Kämpfe gegen die heidnischen Pommern gaben der Kriegführung außerdem eine religiöse Weihe. Wir sehen Bischöfe das Heer begleiten und wenn Halt gemacht wurde, eine Messe celebriren. Es scheint sogar, daß alle Bischöfe ins Feld mußten, wenigstens wird uns die Thatsache für einen bestimmten Fall überliefert[1]).

Zieht man nun in Betracht, daß die drei letzten Menschenalter der polnischen Geschichte nur sehr wenige Jahre völlig ungestörten Friedens aufzuweisen hatten, daß in den Kriegen stets der größere Theil der Bevölkerung in mindestens passive Mitleidenschaft gezogen wurde, so versteht man, daß einerseits ein kriegerischer Geist durch das ganze Land zog, während andererseits ein allmähliches Schwinden der bäuerlichen Freiheit dadurch bedingt wurde. Auch das leuchtet ein, daß der Kreuzzugscharakter, den die gegen Pommern gerichteten Unternehmungen trugen, wesentlichen Einfluß auf die Festigung des jungen Christenthums ausüben mußte.

Das aber war um so nothwendiger, als die polnische Geistlichkeit dieser Zeit sich ihrer Aufgabe nur wenig gewachsen zeigte. Es liegt im Wesen der römischen Kirche, daß sie einem unbekehrten Volke, das erst in die Cultur des Abendlandes einzutreten beginnt, nur sehr allmählich einen nationalen Clerus geben kann. Die auch von den untersten Geistlichen verlangte Kenntniß der lateinischen Sprache tritt dem hindernd in den Weg und stellt so die römische Kirche der zu jeder nationalen Concession bereiten griechischen Kirche gegenüber in Nachtheil. Polen ist lange genöthigt gewesen, sich seinen Clerus von außen her zu holen und litt trotzdem empfindlichen geistlichen Mangel.

Wir haben gesehen, wie scharf Papst Gregor VII. diese Schäden beurtheilte und wie später der päpstliche Legat Walo es nöthig fand, zwei Bischöfe zu entsetzen. Da hier an Differenzen in der Lehre, etwa an ein Hinüberspielen des Investiturstreites, nicht zu denken sein kann, bleibt uns nur anzunehmen, daß Unfähigkeit oder Sittenlosigkeit diese seltene Strenge nöthig machten. Man pflegte in Rom nicht allzustreng nach dieser Richtung vorzugehen[2]). Unter Wladislaw I. und Boleslaw III. hatte zwar eine Wendung zum Besseren stattgefunden, doch war man immer noch genöthigt, den Bedarf an Geistlichen aus dem Auslande zu beziehen. Wir haben gesehen, welche Bedeutung dem Umstande beizumessen ist, daß Polen weder einen polnischen

1) „missa generalis per omnem stationem celebratur, sermo divinus suis parochianis ab episcopis praedicatur. Gallus p. 476.

2) Zeißberg. Polnische Geschichtschreibung macht sehr treffend darauf aufmerksam, daß die bei der Krönung Boleslaws (1076) fungirenden 15 Bischöfe eben durch ihre Ueberzahl ein Zeichen der allgemeinen kirchlichen Verwirrung sind.

Missionar für Pommern, noch überhaupt polnische Geistliche für dasselbe zu beschaffen vermochte. Die polnischen Fürsten sind sich der Bedeutung wohl bewußt gewesen, welche das stete Eindringen eines deutschen Clerus ausüben mußte, und es ist ein Zeichen nicht geringer politischer Klugheit, wenn wir sie über Deutschland hinaus aus Frankreich, Italien und Flandern ihre kirchlichen Bedürfnisse befriedigen sehen.[1]) Nur konnte bei der notorisch geringeren Assimilationsfähigkeit der Romanen von einer nationalen Geistlichkeit um so weniger die Rede sein, als auch der Grundstock der Mönche in den polnischen Klöstern aus Fremdländern bestand. Das gilt sowohl von den Benedictinern in Tyniec, Miezyrzicz und Leslau, als von den von Monte cassino stammenden Mönchen des hl. Kreuzklosters bei Sandomir. Wir können diese Erscheinung noch weit über die uns beschäftigende Zeit hinaus verfolgen. Als um 1140 die ersten Cistercienser aus Burgund nach Polen kamen, bedangen sie es sich förmlich aus, von polnischen Elementen frei bleiben zu dürfen und auch die um 1228 resp. 1237 eindringenden Orden der Dominicaner und Franziskaner scheinen keine oder wenige Nationalpolen in ihrer Mitte gezählt zu haben. Wie hier eine Wandlung eintrat, werden wir später sehen, die Thatsache ist aber historisch von großer Wichtigkeit, da sie uns begreiflich macht, weshalb es in Polen keinen Investiturstreit geben konnte, und die Gefügigkeit erklärt, welche hier dem römischen Primat entgegengetragen wurde. Ein Widerstand gegen Rom kann nur auf nationalem Boden gedeihen.

Es mag in Zusammenhang mit diesen Dingen stehen, daß wir so ausnehmend wenig über die polnische Geistlichkeit der Zeit erfahren. Sie tritt nirgends in den Vordergrund. Kann auch nicht zweifelhaft sein, daß der Kanzler Geistlicher war und daß der Herzog auch die hohe Geistlichkeit in wichtigen Angelegenheiten zu Rath gezogen haben wird, die einzelnen Persönlichkeiten sind so verblaßt, daß wird nicht einmal die sämmtlichen Bischofssitze, geschweige denn die Bischofsreihen anzugeben im Stande sind. Der Erzbischof saß, wie wir wissen, in Gnesen, Bischöfe in Posen, Krakau, Kolberg, Plock, Wloclawek, Leslau, Lebus und Breslau. Letzteres Bisthum ist zeitweilig nach Schmorgau und dann nach Brieg verlegt worden (zwischen 1038 und 1046). Wir müssen annehmen, daß die Bischofssitze in verhältnißmäßig bedeutenden Städten waren, von gleichem Umfang mögen wohl nur noch Sandomir und vielleicht Glogau gewesen sein. Außer den Städten, die namentlich nach dem letzten Kriege mit Deutschland stark befestigt wurden, gab es aber noch zahlreiche feste Plätze, castrum in den lateinischen Quellen genannt, an allen irgend militairisch bedeutsamen Orten errichtet. Während nun letztere unter militairischem Commando standen, erstere von Grafen verwaltet wurden, wissen wir über die innere Organisation der Städte nur sehr wenig. Doch fehlt es nicht an einigen interessanten Andeutungen, die viel-

1) Vgl. Grünhagen, Geschichte Schlesiens p. 18 ff, der die ersten Spuren „jener sarmatisch-welschen Sympathien" in einem glänzenden Kapitel verfolgt.

leicht zu wichtigen Schlüssen berechtigen. Wir fassen dabei Breslau ins Auge. Martin Gallus berichtet uns, der „populus", das Volk von Breslau habe den für den verhaßten Setheus eintretenden Gesandten Wladislaw Hermanns steinigen wollen. Der junge Herzog Boleslaw, der für seine persönliche Sicherheit fürchtet, beruft nun zunächst die Vornehmsten und Aeltesten der Stadt (majores et seniores civitatis), darauf das ganze Volk zu einer Ver-



Platte vom Grabe Boleslaws des Kühnen.

Eingemauert in der Kirche zu Ossiach an den Kärnthner Alpen. Marmor, 155 Centimeter lang, 115 Centimeter breit, Hochrelief; die Aufzäumung des Pferdes halb verwittert. Die Umschrift besagt: „König Boleslaw von Polen, Mörder des heil. Stanislaus, Bischof von Krakau." Der König starb in Ossiach und wurde in der dortigen Kirche beigesetzt.

sammlung (deinde totum populum in concionem). Es findet nun ein Hin- und Herreden und endlich eine etwas tumultuarische Beschlußfassung [1]) von Seiten „der ganzen Menge der Breslauer" (multitudo tota Wratislaviensium) statt. Sie wollen zu Boleslaw stehen und bekräftigen ihre Absicht mit einem Eide. [2])

1) erumpens statim in vocem.

2) Quae .... jureiurando a civibus firmabantur. l. l. 438.

Man wird sich dem nicht entziehen können, daß wir hier einer Organisation gegenüberstehen, wie sie uns in den Städten der russischen Slaven gegenüber getreten ist. Die concio entspricht der Wetsche, die seniores und majores den russischen Aeltesten, die Art des Beschlusses endlich zeigt alle Eigenthümlichkeiten, die wir dort zu finden gewohnt sind. Trägt auch der ganze Hergang den Stempel des Außergewöhnlichen, so zeigt er uns doch, was in einer polnischen Stadt jener Zeit noch möglich war, und wenn später durch das Eindringen deutschen Rechtes die Spuren jener altslavischen Stadtverfassung ganz verwischt worden sind, daß sie einmal bestanden hat, wird sich nicht wegläugnen lassen. Aber über allen Ansätzen zur Bildung eines slavischen Bürgerstandes hat ein trauriges Verhängniß gewaltet.

Wie es in den Städten mit Handel und Wandel, mit Bildung und Gesittung stand, erfahren wir nicht. Nur das mag noch hervorgehoben werden, daß mit dem Schluß des 11. Jahrhunderts in Folge der Kreuzzüge das jüdische Element in Polen einzudringen beginnt. Man wird annehmen müssen, daß es sich in die Städte zog.

Achtes Kapitel.

Entstehung der polnischen Theilfürstenthümer.

Der Tod Herzog Boleslaws macht Epoche in der Geschichte des polnischen Mittelalters. Es beginnt nun für Polen eine ähnliche Periode innerer Zerfahrenheit, wie wir sie in der Geschichte Rußlands kennen gelernt haben. Nur daß der engere Zusammenhang mit dem Abendlande und die Angehörigkeit Polens zur römischen Kirche doch schließlich zu durchaus anders gearteten Bildungen führen mußte.

Herzog Boleslaw hatte noch kurz vor seinem Tode (28. October 1138) das Reich unter seine vier ältesten Söhne getheilt, dabei aber doch insoweit die Idee der Reichseinheit gewahrt, als er dem Erstgeborenen Wladislaw die Stellung eines Seniors zugedacht hatte. Nicht nur Krakau und Schlesien fielen ihm zu, er sollte als „Großfürst" factisch und in der Idee das Haupt des Ganzen sein.[1]) Die Antheile der jüngeren Brüder galten als die geringeren. Boleslaw saß in Masovien, Mieszko in Großpolen mit der Hauptstadt Posen, der dritte, Heinrich, wahrscheinlich schon damals in Sandomir. Ein vierter, Kasimir, war leer ausgegangen.

---

1) Vgl. Grünhagen, Geschichte Schlesiens und Regesten, Smolka Mieszko der Alte (polnisch) und Linnitschenko l. l. p. 634 ff. Auch über das Testament Boleslaws giebt es einige neuere polnische Specialarbeiten, die mir jedoch nicht zugänglich waren. Für die Quellenliteratur mag auf Zeißburg verwiesen sein.

Es muß betont werden, daß Krakau als eigentlicher Hauptort des Reiches aufgefaßt wurde.

Drei Momente haben gemeinsam dahin gewirkt, eine friedliche Fortdauer dieses Verhältnisses zu einer Unmöglichkeit zu machen. Einmal war der Antheil Wladislaws entweder zu groß oder zu klein. Zu klein, um seinem Ehrgeiz zu genügen und den ideellen Ansprüchen auf Oberherrlichkeit die reale Grundlage zu geben, zu groß, um nicht das Streben zu erwecken, ihn auf Kosten der Brüder, von denen jeder einzeln genommen schwächer war, zu vergrößern. Zweitens war Wladislaw der Sohn der Sbislawa, der ersten Gemahlin Boleslaws, einer russischen Fürstin, während seine Brüder die Schwäbin Salome zur Mutter hatten, deren Einfluß nicht dazu angethan war, ein wirklich brüderliches Verhältniß zwischen den Stiefgeschwistern aufkommen zu lassen. Drittens endlich war die Gemahlin Wladislaws, Agnes, die Halbschwester des Staufers Conrad III., eine Frau, die, von dem glühenden Ehrgeiz ihres Hauses getragen, den Gemahl zu gewaltsamen Maßregeln gegen seine minderjährigen Brüder aufreizte. Auch läßt sich bei unparteiischer Betrachtung der Dinge vielerlei anführen, was im Interesse Polens eine Durchbrechung jener Bestimmungen des Vaters über die Reichstheilung wünschenswerth erscheinen ließ. Wladislaw war ein Mann in der Blüthe seiner Kraft, als der Vater starb [1]), sein ältester Stiefbruder erst elfjährig, der jüngste nur wenige Monate alt. Von einem selbständigen Regiment derselben konnte also nicht die Rede sein. Lag da nicht die gegründete Befürchtung vor, daß die polnischen Großen, denen in jenen Theilherrschaften die Leitung aller Geschäfte in die Hand fallen mußte, den Stand als solchen zu übermäßiger Bedeutung emporhoben? Und ließ sich erwarten, daß sie namentlich die finanzielle Seite der Verwaltung uneigennützig handhaben würden?

Wir glauben nun nicht zu irren, wenn wir in diesen Dingen den Kern der bald ausbrechenden Streitigkeiten sehen. Das Bestreben Wladislaws, aus den Gebieten der Brüder Abgaben zu erheben, spitzte schon im Jahre 1140 die Situation so zu, daß beide Theile nach Bundesgenossen ausschauten. Salome nahm für ihre Söhne die Sache in die Hand und suchte die ohnehin vorhandenen Beziehungen derselben zu Rußland durch Verlobung ihrer dreijährigen Tochter mit einem russischen Fürsten zu festigen. [2]) Aber Wladislaw machte diesen Plan zu nichte, indem er mit dem Großfürsten Wsewolod eine Vermählung seines (höchstens fünfjährigen) Sohnes mit dessen Tochter verabredete. Wsewolod nahm das Anerbieten an und die jüngeren Brüder

1) Er ist 1105 geboren, war also damals 33 Jahre alt. Der älteste Sohn Salomes Lestko war früh gestorben, Boleslaw 1127, Mieszko 1130 geboren. Das Geburtsjahr Heinrichs steht nicht fest. Im Jahre 1140 finden wir Boleslaw und Mieszko bereits vermählt, den ersteren mit Zwenislawa, der Tochter des Großfürsten Wsewolod von Kiew, den zweiten mit Gertrud, der Tochter Bela II. von Ungarn. Sie haben nach damaliger Sitte als Kinder geheirathet. Die Nichtberücksichtigung dieser chronologischen Daten hat zu manchen irrigen Auffassungen geführt.

2) Vgl. Ortlieb. Bielowski l. l. II. p. 4 u. 5. Für die russischen Verhältnisse verweisen wir auf unsere Darstellung Kap. II p. 118.

Wladislaws waren nun auf das Bündniß der mit Kiew verfeindeten Söhne Wladimir Monomachs angewiesen, die ihnen bei der damaligen Lage der Dinge von keinem Nutzen sein konnten. Schon in der ersten Hälfte des Jahres 1141 kam es zum Bruderkriege in Polen, in dem wir den Adel und die Geistlichkeit zu nicht geringem Theil auf Seiten der jüngeren Brüder sehen, sogar der Erzbischof Jacob von Gnesen hatte sich ihnen angeschlossen und nach mehrjährigen Kämpfen, in welchen Wladislaw anfänglich im Nachtheil war, glückte es diesem schließlich, unter Vermittelung der russischen Fürsten einen Vertrag zu erlangen, der ihn zwar nicht zum Ziele führte, aber doch eine nicht unwesentliche Vergrößerung seines Gebietes zur Folge hatte.[1]) Damit war jedoch nur ein Waffenstillstand, kein Friede geschaffen und Wladislaw benutzte die Ruhezeit, um engere Beziehungen zu Kaiser Conrad anzuknüpfen. Zu Weihnachten 1144 finden wir in Magdeburg als seinen Gesandten einen der angesehensten polnischen Großen, Peter Wlast, der schon unter Boleslaw III. als Staatsmann und Feldherr eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Peter brachte Reliquien heim, wahrscheinlich auch eine Festigung der Freundschaftsbeziehungen zum Reich. Jedenfalls glaubte Wladislaw sich nun stark genug, zum zweiten Mal gegen seine Brüder vorzugehen. Er erhob die alten Ansprüche wegen der Besteuerung ihrer Gebiete aufs Neue, und als sie bewaffneten Widerstand leisteten, gelang es ihm, Boleslaw und Heinrich zu vertreiben und nur Mieszko, der sich rechtzeitig unterwarf, blieb im Besitz von Großpolen. Bei ihm fanden dann auch die Brüder ein Unterkommen. Diese Dinge geschahen im Lauf des Jahres 1145. Anfang 1146 zog Wladislaw nach Deutschland zu Kaiser Conrad, der in Kaina bei Altenburg Hof hielt, und nachdem er die Oberlehnsherrlichkeit desselben anerkannt hatte, erhielt er die Garantie Conrads für die wichtigen in Polen getroffenen Veränderungen.

Daß man dort mit der neuen Ordnung der Dinge nicht zufrieden war, ist wohl verständlich. Eine Wiederherstellung der Einherrschaft schwächte die Bedeutung des Adels und der offene Rechtsbruch Wladislaws gab der Opposition daneben noch eine sittliche Grundlage. Es scheint, daß Peter Wlast sich zum Herold der Meinung des Landes machte. Uns wird überliefert, daß er dem Herzoge lebhafte Vorstellungen gemacht habe, so daß dieser in ihm den künftigen Mittelpunkt einer Adelsverschwörung fürchtete. Graf Peter war im Begriff, seinen Sohn zu vermählen. Der Herzog wußte, daß der Adel zahlreich zum Feste erscheinen werde und beschloß die Gefahr im Keime zu ersticken, indem er sich der Person Peters bemächtige. Er wagte nicht dabei zu offener Gewalt zu greifen. Graf Peter bewohnte auf dem Elbing bei Breslau ein wohlbefestigtes Schloß, das, wenn es dem Grafen gelang, einem Gewaltstreich zu entrinnen, leicht Mittelpunkt und Ausgangsort einer allgemeinen Empörung werden konnte. So griff der Herzog zur List. Er

1) Wir folgen hier Linnitschenko gegen Smolka, der sich den Verlauf anders denkt. Eine Entscheidungsschlacht hat nicht stattgefunden.

sandte seinen Marschall Dobek zum Arglosen. Unter dem Vorwande, einen Auftrag Wladislaws zu überbringen, fand er Aufnahme im Schloß. Dort gelang es ihm in der Nacht, Peter und seinen Sohn Egidius gefangen zu nehmen, das Schloß ward in Brand gesteckt und die Unglücklichen wurden gefesselt vor Wladislaw geführt. Unsere der deutschen Herzogin äußerst feindseligen Quellen stellen den weiteren Verlauf folgendermaßen dar: Herzog Wladislaw habe die Absicht gehabt, Peter und Egidius durch Einziehung ihrer Güter und Verbannung unschädlich zu machen, Agnes aber hätte auf ihre Hinrichtung bestanden und sich nur ungern damit zufrieden gegeben, daß Peter geblendet werde. Die Strafe habe dann in grausamer Weise ein zum Tode verurtheilter Verbrecher vollziehen müssen. So habe Graf Peter sein Augenlicht verloren und auf Anstiften desselben Marschalls Dobek, der ihn gefangen genommen, sei er noch dazu an der Zunge verstümmelt worden.

Es muß doch ausdrücklich hervorgehoben werden, daß wir eine sehr getrübte Ueberlieferung vor uns haben. Historisch sicher scheint uns nicht mehr als die Thatsache, daß wir in Polen gegenüber der sich auf Deutschland stützenden centralistischen Politik des Herzogs eine nationalpolnische Partei finden, die sich an die Brüder Boleslaws schließt und seit 1145 aus nicht überlieferten Ursachen in dem Grafen Peter Wlast ihren Mittelpunkt findet, daß Wladislaw einer drohenden Empörung durch Gefangennahme des muthmaßlichen Führers derselben zuvorkam und mit der harten Grausamkeit der Zeit ihn durch Blendung unschädlich machte. Fest steht endlich die weitere Thatsache, daß die spätere Ueberlieferung, wie an allen Handlungen Wladislaws, die Urheberschaft auch dieser Grausamkeit seiner Gemahlin Agnes zuschrieb. Ob mit Recht, wird wohl nie zu entscheiden sein.[1])

Dem geblendeten Grafen aber ward die Genugthuung, daß der Herzog in Folge seines Frevels den Thron einbüßte.

Die Gewaltthat Wladislaws hatte nun wirklich eine Empörung des Adels und der Geistlichkeit zur Folge und auch die Stiefbrüder erhoben sich wider den Herzog. Dieser zeigte sich dem Aufstande anfänglich nicht gewachsen. Obgleich russische Truppen ihn unterstützten, erlitt er an den Ufern der Pilica eine Niederlage, danach aber scheint er so beträchtliche Verstärkungen erlangt

1) Die ganze Erzählung von der Blendung Peters ist voller Unwahrscheinlichkeiten und schon durch das Detail der Darstellung verdächtig. Unbegreiflich ist, um nur ein Beispiel anzuführen, das Verhalten Wladislaws gegen den treuen Roger, der das dramatische Gegenbild zum ungetreuen Dobek ist. Auch die Chronologie der nun folgenden Ereignisse ist verwirrt, namentlich, trotz der Specialarbeiten von Smolka und Linnitschenko, noch nicht klar, wie die Dinge sich gleich nach der Niederlage bei Posen gestalteten. Nach Rußland zu ziehen fand Wladislaw jedenfalls keine Zeit. Vielleicht hat sein minderjähriger Sohn für ihn die Verhandlungen mit Wsewolod um weitere Unterstützung geführt. Aber auch gegen diese (von Linnitschenko vertretene) Ansicht erheben sich ernste Bedenken.

Vgl. auch Grünhagen im XII. Bande der schlesischen Zeitschrift p. 77—97, dessen Darstellung in allen wesentlichen Punkten mit der unsrigen stimmt.

zu haben, daß es ihm gelang, die Aufständischen auf Posen zurückzuwerfen. Wladislaw war seines endgiltigen Triumphes so sicher, daß er die Vermittelung des greisen Erzbischofs Jacob von Gnesen nicht achtete und auch den Kirchenbann hinnahm, ohne seinen Sinn zu ändern. Mieszko von Großpolen hatte inzwischen mit den Belagerten und einem Theile des ihm anhängenden Adels einen gleichzeitigen Angriff auf Wladislaws Heer verabredet und es gelang ihm, den siegesgewissen Herzog, der seine Gegner verstreut und eingeschreckt wähnte, völlig zu überraschen. Er erlitt eine so vollständige Niederlage, daß ihm nur übrig blieb, eine Zuflucht außerhalb Polens zu suchen. Schon am 31. März 1146 finden wir ihn am Hofe Kaiser Conrads. Auch seine Gemahlin wird ihm bald gefolgt sein. Die Verbündeten belagerten sie in Krakau und nöthigten sie, das Land zu verlassen.

In Polen richtete man sich gleich ein, als solle der vertriebene Herzog nie wiederkommen. Und in der That, er hatte es mit allen Parteien verdorben. Mit den Brüdern verfeindet, vom Adel gehaßt, vom Fluche der Kirche verfolgt, hatte er weichen müssen. So war nicht daran zu denken, daß im Lande selbst Jemand für ihn die Hand heben werde. Und auch Wladislaws Hoffnung auf auswärtige Hilfe sollte sich als eitel erweisen. In Rußland wüthete eine der üblichen inneren Fehden und vollends als Großfürst Wsewolod noch im Laufe des Jahres 1146 starb, schwand jede Aussicht auf Unterstützung von Rußland her. Dagegen zeigte sich Kaiser Conrad geneigt, Wladislaw an der Spitze eines Heeres zurückzuführen. Schon im August rückte er in Polen ein, aber wie so häufig geschehen war, das deutsche Heer ermüdete an den Schwierigkeiten des Terrains, und als Boleslaw sich zu einer Geldzahlung bereit zeigte, sich auch erbot, persönlich in Deutschland vor dem Kaiser zu erscheinen, zog dieser ab, zufrieden, den Schein eines Erfolges errungen zu haben. Für Wladislaw erwirkte er beim Papste noch Lösung vom Banne[1]), aber von einer Wiedereinsetzung desselben konnte um so weniger die Rede sein, als es Boleslaw inzwischen gelang, in die freundschaftlichsten Beziehungen zu seinen russischen Nachbaren zu treten und auch die sächsischen Großen, auf die es bei einem polnischen Feldzuge vornehmlich ankam, günstig zu stimmen. Erst der Regierungsantritt Friedrich Barbarossa's brachte hier einen Wechsel hervor. Obgleich eine polnische Gesandtschaft im Jahre 1157 in Halle mit Friedensanerbietungen an ihn herantrat, beschloß er dennoch eine mehr als nur nominelle Unterwerfung zu erzwingen. Im August 1157 finden wir ihn bereits auf polnischem Boden. Wir sind durch zwei Briefe Friedrichs über den Verlauf des Feldzuges gut unterrichtet und wollen ihn daher selbst reden lassen.[2])

„Wie sehr" — schreibt er an Abt Wibald — „in dem polnischen Feldzuge, den wir jüngst glorreich zu Ende geführt haben, der Herr uns gnädig gewesen

1) Polen wurde, weil es sich dieser Entscheidung nicht fügen wollte, vom Cardinal Guido mit dem Interdikt belegt.

2) Jaffé Bibl. rerum Germ. I. 470.

ist, zu wie hohem Ruhm er das römische Reich erhoben hat, das bezeugt die Thatsache, daß Polen unter das Joch unserer Herrschaft zurückgeführt ist, und ich will es Dir außerdem möglichst ausführlich erzählen.

„Polen ist durch künstliche Befestigungen und durch seine natürliche Beschaffenheit wohl vertheidigt, so daß unsere Vorfahren, die Könige und Kaiser, nur mit großen Schwierigkeiten zur Oder gelangen konnten. Aber mit der Hilfe Gottes, die sichtlich vor uns herschritt, gelang es uns durch die Klausen zu dringen, welche sie durch Verhaue gefällter Bäume an den Engen des Weges angelegt und mit großer Anstrengung befestigt hatten. Am 22. August überschritten wir mit unserem ganzen Heere, wider Erwarten der Polen, den Oderstrom, der wie eine Mauer das ganze Land umschließt und durch seine Tiefe jeden Zugang abschneidet. Aber die Leute wollten durchaus hinüber und stürzten sich theils in den tiefen Strudel, theils schwammen sie hinüber. Als das die Polen sahen, erschraken sie heftig, und da sie Verderben und Verwüstung des Landes fürchteten, steckten sie selbst die starken Festungen Glogau, Beuthen und andere mehr, die früher nie erobert waren, in Brand, und obgleich sie mit Hilfe ihrer Nachbaren, der Russen, Parther (es sind die Polowzer gemeint), Preußen und Pommern ein zahlreiches Heer gesammelt hatten, flohen sie dennoch vor unserem Antlitz. Aber wir haben die Fliehenden erreicht und, indem wir durch die Bisthümer Breslau und Posen zogen, fast das ganze Land mit Feuer und Schwert verwüstet. Da sah der Polenherzog wohl, daß er Gefahr lief, Land und Leute zu verlieren. Durch Botschafter und auch in eigener Person wandte er sich an unsere Fürsten und durch vieles Bitten und viele Thränen erreichte er doch nur mit Mühe das Eine, daß ihm gestattet sein sollte, unter das Joch unserer Herrschaft zurückzukehren und unserer Gnade wieder theilhaftig zu werden. So geschah es denn, daß der Herzog Bolislaus in jenem Bisthum Posen im Gebiete Crisgowe (Krzyszkowo am linken Ufer der Warthe), vor den Füßen unserer Majestät hingestreckt, unter folgenden Bedingungen unserer Gnade theilhaftig wurde:

„Erstens schwor er in seinem und aller Polen Namen, daß sein verbannter Bruder nicht vertrieben sei, um dem römischen Reiche einen Schimpf anzuthun. Darauf versprach er uns 2000 Mark zu geben, den Fürsten 1000 Mark und unserer Gemahlin 20 Mark Goldes und unserem Hofgericht 200 Mark, weil er versäumt hatte, sich an unserem Hof zu stellen, und uns von seinem Lande nicht die schuldige Treue erwiesen hatte. Auch hat er geschworen, am Zuge nach Italien theilzunehmen, endlich daß er zu Weihnachten in Magdeburg an unserem Hofe erscheinen werde, um in allen Stücken den Anschuldigungen seines vertriebenen Bruders Rede zu stehen.

„Nachdem er uns noch den Treueid geleistet und wir als Bürgschaft für getreue Erfüllung seiner Zusagen seinen Bruder, den Herzog Kasimir, und andere Edele zu Geiseln empfangen haben, sind wir ruhmvoll mit Gottes Hilfe heimgekehrt ....."

So war die Abhängigkeit Polens vom Reiche voll wiederhergestellt. Inwieweit Boleslaw seine Versprechungen erfüllt hat, wissen wir nicht mit Sicherheit.[1])

Wir sind auf diesen Feldzug Barbarossas genauer eingegangen, weil er auf lange Zeit hinaus das letzte wirklich bedeutsamere Zusammentreffen Polens mit der großen Politik des Abendlandes ist. Die nun folgenden Ereignisse können in einer allgemeinen Geschichte nur skizzirt werden. Der vertriebene Herzog Wladislaw ist gestorben, ohne seine Heimath wiederzusehen (1166, 2. Juni) und Kaiser Friedrich gab sich damit zufrieden, daß den Söhnen desselben als Theilfürstenthum Schlesien zufiel. Der ältere, Boleslaw der Lange, erhielt Glogau, Liegnitz, Breslau und Oppeln, das ist das Obergebiet von der Mündung des Bober bis zum Hotzenplotz, während der zweite, Mieszko, mit dem südlich gelegenen kleinen Gebiet von Ratibor abgefunden wurde. Der jüngste, Conrad, damals noch ein Kind, ging leer aus und erhielt erst später vom Großherzog Kasimir Glogau als Sonderherzogthum. Da ist es denn von größter Bedeutung gewesen, daß Boleslaw der Lange durch seinen vieljährigen Aufenthalt im deutschen Reich für deutsches Wesen eine Vorliebe gefaßt hatte, welche dieses polnische Gebiet dem eindringenden germanischen Wesen zugänglich machte.

Neben diesen kleineren schlesischen Herzogthümern, in denen die Neffen saßen, finden wir in ihrem alten Bestande die Gebiete des Oheims, Boleslaws in Masovien und Cujavien, und weil er der Senior des Fürstengeschlechtes war, in Krakau, Mieszko, den man zum Unterschiede von seinem Neffen in Ratibor den Alten nannte, saß in Großpolen, Kasimir in Sandomir.[2]) Anspruch auf die Nachfolge in Krakau hatten der jeweilige Aelteste des Geschlechts, so daß nach dem Tode der Oheime die schlesischen Fürsten zum Seniorat hätten gelangen müssen. Es war jedoch mit der Uebernahme des Seniorats nicht das Aufgeben des Stammfürstenthums verbunden, nicht ein Avanciren von einem Sitz auf den andern nothwendig. Krakau trat als wichtige Beigabe zu den übrigen Besitzungen des Seniors hinzu. Darin liegt ein wesentlicher Unterschied zwischen den gleichzeitigen russischen und polnischen Theilfürstenthümern[3]), ein Unterschied, der wohl mehr, als bisher betont worden ist, die Ausbildung des polnischen Adels zu immer weiterer Macht förderte. Das

1) Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er die Zahlungen leistete. Auf dem Hoftage zu Magdeburg ist er nicht gewesen und auch am italienischen Feldzuge nahm er nicht mit theil.

2) Heinrich war bereits 1166 kinderlos gestorben.

3) Die möglichst präcise Fassung dieses polnischen Senioratsrechtes finden wie in einem Briefe Papst Innocenz III. vom 9. Juni 1210: „cum Boleslaus quondam dux Poloniae certam dederit singulis filiorum suorum portionem, principalem civitatem Cracoviae majori natu reservans, instituit, ut semper qui esset de ipsius genere prior natu, civitatem teneret eandem, ita quod si major decederet vel cederet juri suo, qui post eum de toto genere major esset, ipsius civitatis possessionem intraret." Codex diplom. min. Pol. ed. Pieckosinski. No. 6.

Meiste freilich that dazu der Hader, der im Fürstengeschlechte um die Seniorats-stellung zum Ausbruch kam. So verwickelt diese Verhältnisse auch sind, läßt sich eine kurze Darstellung derselben doch nicht umgehen.

Boleslaw von Masovien starb im Jahre 1173 und hinterließ einen minderjährigen, schwächlichen Sohn, Leszek. Die Vormundschaft über denselben und, falls er kinderlos stürbe, auch sein Erbe sollte Herzog Kasimir von Sandomir zufallen. Es war nun ganz in der Ordnung, daß Krakau und das Seniorat dem Mieszko von Großpolen zufielen. Aber er verstand es nicht, sich zu behaupten, eine Verschwörung des Krakauer Adels stürzte ihn und sein jüngerer Bruder ward an seine Stelle berufen. Da nun Mieszko's eigener Sohn Otto, aus Haß gegen seine Stiefbrüder und um seine Erbansprüche zu retten, sich gegen den Vater erhoben hatte, ging diesem noch Großpolen verloren, und weil er in Deutschland die gehoffte Unterstützung nicht fand, blieb ihm nur übrig, bei seinem Neffen, dem jüngeren Mieszko von Ratibor, eine Zuflucht zu suchen. Unter Kasimir änderten sich die Besitzverhältnisse nun zunächst nicht. Masovien und Cujavien blieben in ruhigem Besitz Leszeks, Otto behielt Großpolen, mußte jedoch dem Oheim Gnesen abtreten, das mit dem Seniorat vereinigt wurde. Die Machtstellung Leszeks aber beruhte auf der Vereinigung von Sandomir und Krakau. Doch Mieszko der Alte beruhigte sich bei dieser Lage der Dinge nicht, es gelang ihm, 1181 erst Gnesen und dann auch Großpolen wieder einzunehmen, ja er machte den Versuch mit deutscher Hilfe, auch seine frühere Stellung als Senior wiederherzustellen. Nur durch die kluge Nachgiebigkeit Kasimirs, der die Oberlehnsherrlichkeit Deutschlands rechtzeitig anerkannte, gelang es, diesen Plan zu vereiteln. War doch der Sohn Barbarossa's mit einem mächtigen Heere im Anmarsch begriffen. So hat sich Kasimir, dem die Späteren wohl nicht mit Recht den schönen Beinamen des Gerechten ertheilt haben, bis zu seinem am 4. Mai 1194 erfolgten Tode behauptet. Da nun Leszek von Masovien vor ihm gestorben war, fiel den beiden Söhnen Kasimirs, Leszek und Conrad, ganz Polen mit alleiniger Ausnahme von Schlesien und Großpolen zu. Ueber das Seniorat brach der Streit gleich nach dem Tode des Großfürsten wieder aus. Das unbestreitbare Recht war auf Seiten Mieszko des Alten; aber er war wenig beliebt, Adel und Geistlichkeit Krakaus — denn nur sie kommen in Betracht — fürchteten die centralistischen und autokratischen Neigungen des Fürsten,



Siegel von Mieszko dem Alten.

Der Stempel dazu war, vielleicht nach altem Gebrauche, am Schwertknopfe des Herzogs durch vier überragende — daher mit abgedruckte — Bänder befestigt. Es zeigt auf der Grundfläche den nach links gewendeten Herzog, geharnischt im Waffenrock, auf dem Haupte mit spitzem Helme, am linken Arm einen gebogenen Schild tragend, mit der Rechten eine Lanze haltend. Die auf einem erhöhten Rande befindliche Umschrift lautet: ‖MESI‖CO DV ‖ X MA ‖ XIM ‖

An einer Urkunde im Breslauer Archive vom Jahre 1175. (Nach Voßberg.)

und unter der Führung des Bischofs Fulco von Krakau sprachen sie die Erbfolge in Krakau nicht ihm, sondern seinem Neffen Leszek zu. Irgend ein Recht zu diesem Wahlact lag nicht vor, vielmehr stand er in directem Widerspruch zum Testament Boleslaws. Die Thatsache dieser ersten polnischen Fürstenwahl ist doch so bedeutsam, daß man dem den Zeitereignissen zunächst stehenden Chronisten gern das Wort verleiht. [1])

„Als das Gestirn Kasimirs sank" — so erzählt Vincentius den Hergang — „entstand gewissermaßen ein Chaos und eine völlige Verwirrung der Dinge und Personen . . ." Es fehlte aber zu dieser Zeit auch nicht an solchen, die in heimlichen Anschlägen danach trachteten, die Fürsten oder Satrapen für ihre Ansichten zu gewinnen oder den leerstehenden Fürstensitz einzunehmen; sie wurden aber in ihren Plänen zu Schanden. Denn der Herr kennt des Menschen Gedanken und deshalb sind sie eitel, nie aber hat er der Fürsorge für Wittwen und Waisen vergessen. Nachdem nun die Bestattung in aller Ordnung vorgenommen worden war, trat der ehrwürdige Bischof Fulco von Krakau zuerst in Berathung mit den Großen des Reiches und berief danach alle zu einer Versammlung. Kaum aber hatte der Lärm sich halbwegs gelegt, so sprach er: „Wohlberechtigt, ihr Edeln (proceres), ist der Schmerz, gottlos aber das Uebermaß desselben . . . Ein Immenschwarm nimmt ab und geht völlig zu Grunde, wenn er es nicht versteht oder versäumt, an Stelle des verstorbenen Königs einen neuen zu setzen, und die Reptilienart, welche die Sterneidechse zum Könige hat, macht deshalb nach dem Tode desselben gleich denjenigen zum Herrscher, der als erster über des Königs Tod in Thränen ausbricht. Bei Vielen ist es auch heute gebräuchlich, noch bevor der verstorbene König bestattet ist, einen anderen zu wählen, damit der Nachfolger seines Vorgängers Leichnam in edelem Sinn um so prunkvoller zur Erde trage. Denn wenn auch Kasimir für seine Person todt scheint, kann er doch nicht leicht in den Seinigen sterben, in denen er durch unvergängliche Wohlthaten gelebt hat und ewig fortleben wird. Der Weinstock, von dessen Leben lebendige und lebenskräftige Schößlinge zeugen, ist nicht vernichtet, sondern vielmehr fernerer Dauer sicher. Uns aber sind zwei Oelzweige, zwei Leuchter geblieben, die beiden Söhne Kasimirs Lestko und Conrad, beide freilich jung und in den Jahren, da sie der Vormundschaft bedürfen. Es ist daher richtig, mit des Vaters Würde den Aelteren zu bekleiden."

„Darauf aber entgegnete ein angesehener Mann: „Fürwahr, ehrwürdiger Vater, Alle thun gut, sich einem reiflich erwogenen heilsamen Rathe anzuschließen, und besonders dann ist ein Aufschub schädlich und gefährlich, wenn es sich um Dinge handelt, die nicht hingezogen werden dürfen. Soll daher auch in der Wahl eines Fürsten keinerlei Zaudern stattfinden, so beschwöre

1) Der 1223 gestorbene Vincentius Kadlubek. Bielowski II. 429 ff. Dzierswa kommt für unseren Abschnitt nicht in Betracht.

ich doch, daß in Betreff der Person desselben die Wachsamkeit Aller herangezogen werde. Zum greisen Scheitel paßt nicht das Kinn des Unmündigen und kindisch ist es, daß den Erfahrenen kindliche Unerfahrenheit gebiete, wie auch ein weises Wort sagt: ‚Wehe dem Lande, deß König ein Kind ist.' Ziemt es sich doch, daß ein Fürst scharfsinnig, stark, vorsichtig und geschickt zu Allem sei. Denn wenn es schon Gefahr bringt, wo in geringen Angelegenheiten, in der Familie, dem Hause, dem Fahrzeug, dem Pfluge und Ackerbau etwas vernachlässigt wird, um wie vieles größer ist die Gefahr, wo diese Fähigkeiten mit geschlossenen, um nicht zu sagen mit blinden Augen ruhen, wenn es sich um die Regierung eines Staates handelt." Er wollte aber bewirken, daß Mieszko der Alte oder sein Neffe Mieszko zum Nachfolger des Fürsten gemacht würden.

„Darauf antwortete ihm der von göttlichem Eifer erfüllte Bischof:

„Du hast als ein weiser Mann nicht uneben geredet, in dem uns vorliegenden Falle aber trifft es nicht zu; nur dann wäre es richtig, wenn es sich um die Wahl eines Fürsten handelte, nicht wo die Verhandlung die Erbfolge betrifft. Denn ganz verschiedene Dinge sind Wahlrecht und Erbrecht. Während dort völligste Freiheit der Verhandlung herrscht, bestimmt hier der dringende Zwang des Rechtes. Dort werden Alle ausgeschlossen, die das entsprechende Alter nicht erreicht haben, hier aber sind auch kleine Kinder nicht ausgenommen, ja selbst nicht Nachgeborene, die sogar ein mit aller Feierlichkeit geschütztes Testament zu Fall bringen. Aber auch durch das, was Du von der Regierung und der Gefahr des Staates sagtest, werden jene Kinder nicht betroffen. Denn wenn der Staat, nach dem Zeugniß des Rechtes, gleichsam ein Mündel ist, so folgt daraus, daß dieses auch von jenen beiden gelten muß: bei gleichen Verhältnissen findet das Recht gleiche Anwendung. Entweder wirst Du Mündeln die Vormundschaft ganz nehmen müssen, oder auch dem Staate nicht Vormünder versagen dürfen.

„Fürsten regieren einen Staat nicht persönlich, sondern durch Verwaltungsbeamte. Höchst gottlos und unbillig wäre es daher, das zu vernachlässigen oder gar zu verhindern, was die Vernunft vorschreibt, der Nutzen verlangt, die Ehre befiehlt, die Frömmigkeit anräth und endlich der Zwang des Rechtes gebietet. Auch ist die alte Bestimmung kein Hinderniß, welche festsetzt, daß die Autorität der Herrschaft stets bei dem Aeltesten sein soll. Denn durch den Papst Alexander und durch Kaiser Friederich, welche die Befugniß haben, Rechte zu verleihen und abzusprechen, ist es geradezu aufgehoben, denn Beide haben, da der ältere Mieszko doch noch lebte, Kasimir in das Principat eingesetzt und bestätigt. Es giebt daher nichts, was die Uebereinstimmung der Fürsten, die Gunst der Vornehmen, die Stimme der Bürger oder des Volkes nach dieser Seite hin zurückzuhalten vermöchte."

„Es erhob sich deshalb gen Himmel ein gemeinsamer Freudenruf Aller: „Es lebe, es lebe Fürst Lestko in Ewigkeit."

So ging Mieszko der Alte zum zweiten Male des Seniorats verlustig.

Während er aber früher einer Verschwörung [1]), die seinen Bruder erhob, weichen mußte, tritt diesmal der Neffe an die Stelle und die Krakauer Adelsversammlung stellt das bisher im Princip nicht bestrittene Seniorsrecht förmlich in Abrede. Der ganze Hergang ist äußerst beachtenswerth. Die Tragweite des hier gefaßten Beschlusses scheint nur Bischof Fulko voll übersehen zu haben; auch der Widerspruch, der gegen Leszko erhoben wird, betont nicht das Recht, sondern practische Erwägungen; die durchsichtige Sophistik der bischöflichen Rede findet keinerlei Widerlegung. Es ist, als sei der Rechtsstandpunkt dem Bewußtsein der Zeitgenossen entschwunden. Sah man von Mieszko dem Alten ab, so hätten seine schlesischen Neffen das nächste Anrecht auf das Seniorat gehabt, wollte man beim Geschlecht Kasimirs bleiben und sich der Ungebundenheit freuen, die eine vormundschaftliche Regierung in Sicht stellte, so blieb allerdings nur übrig, die Seniorsfolge für antiquirt zu erklären. Eine Oberherrlichkeit über alle polnischen Herzogthümer, wie noch Kasimir sie ausgeübt hatte, konnte der Fürst von Krakau, sobald er nicht mehr Geschlechtsältester war, nicht mehr behaupten, und in der That finden wir von nun an die Einheit Polens auf lange nicht wieder. Ein staatsrechtliches Princip läßt sich aber aus dem Verlauf dieser Wahlhandlung nicht abstrahiren. Der ganze Hergang trägt einen fast tumultuarischen Charakter und ihm sind Ereignisse vorhergegangen, welche sich heute schwer ergründen lassen. Wer sind die Fürsten oder Satrapen, die gewonnen werden sollen? Was für Anschläge waren im Werk? Wer endlich war es, der darnach trachtete, sich zum Herrn in Krakau aufzuwerfen? Während es auf die ersten beiden Fragen wohl kaum eine zwingende Antwort giebt, liegt sehr nahe anzunehmen, daß einzelne der Krakauer Magnaten den Fürstensitz für sich selber gewinnen wollten.

Wie dem auch sein mag, das Vorgehen Bischof Fulko's hatte diese Pläne zu nichte gemacht, und da Herzog Mieszko sich entschlossen zeigte, sein unzweifelhaftes Recht zu vertheidigen, mußte es zum Kampfe kommen. Aber die Schlacht an der Mosgawa bei Andrzejow entschied am 13. September 1195 für den Sohn Kasimirs, wahrscheinlich weil die schlesischen Fürsten Mieszko und dessen Neffe Jaroslaw mit ihren Hilfstruppen nicht rechtzeitig eintrafen. Besser glückte es dagegen dem alten Fürsten mit Unterhandlungen. Durch das Versprechen Leszko zu adoptiren und zum Ritter zu schlagen, bewog er diesen zum freiwilligen Verzicht auf Krakau und durch die eidliche Sicherung des Versprechens auch die Krakauer Magnaten zu seiner Anerkennung. Nach Jahresfrist (1201) wiederum von den aufständischen Großen vertrieben, wußte er durch List doch den Krakauer Sitz aufs Neue zu gewinnen und nachdem er dem betrogenen Neffen Cujavien eingeräumt, Leszek aber nicht zu seinem Nachfolger ernannt hatte, ist er im Besitz der Macht 1202 gestorben.

---

1) primi provincialium et consulares viri secreto secum deliberatione disceptant. Biel. Wincenty p. 385.

Er ist der letzte polnische Fürst gewesen, der an der Seniorsfolge festgehalten hat. Nach seinem Tode hat sie keine Vertheidiger mehr und die einzelnen Theilfürstenthümer werden dadurch factisch und rechtlich von einander unabhängige Staaten. An den Stammesältesten Mieszko von Ratibor wurde jetzt in Krakau von Niemand gedacht. Der Adel wandte sich an Leszek, der jedoch ablehnte, weil seine Wahl an die Entlassung eines seiner Günstlinge, des Palatins Goworek von Sandomir, geknüpft wurde, der Sohn Mieszko des Alten, Wladislaw Laskonogi (Dünnbein), an den sie darauf gingen, nahm nach einigem Zögern in Uebereinstimmung mit Leszek die Wahl an. Doch nur kurze Zeit konnte er sich behaupten, im Jahre 1206 vom Erzbischof gebannt, weil er den kirchlich-reformatorischen Bestrebungen der Zeit entschiedenen Widerstand entgegensetzte, wurde er zur Flucht nach Posen genöthigt, und nun nahm Leszek, der Sohn Kasimir des Gerechten, die sich ihm wieder zuwendende Wahl der Krakauer an. Seinem jüngeren Bruder Conrad trat er Masovien und Cujavien ab, für Krakau aber wurde die Bestimmung getroffen, daß es als erbliches Fürstenthum im Geschlechte Leszeks von Vater auf Sohn übergehen solle (1210).

Neuntes Kapitel.

Das Emporsteigen Schlesiens und die deutsche Colonisation.

Das System der Theilfürstenthümer ist so in Polen zur Geltung gekommen, und fortan gehen die einzelnen Herrschaften ihre eigenen Wege, um nur in Ausnahmefällen sich zu gemeinsamer Action zusammenzuthun. Wo Berührungen stattfinden, sind sie vielmehr fast immer feindseliger Art und das Resultat der nun folgenden Entwickelung ist bei stetiger Abnahme der fürstlichen Machtstellung ein Wachsen der Bedeutung des aristokratischen Elementes.

Herzog Leszek, der den Thron des ehemaligen Seniorsitzes inne hatte, war durch die frühere Entwickelungsgeschichte Krakaus und die geographische Lage seines Herzogthums darauf hingewiesen, sein Augenmerk vor Allem auf Halicz zu richten.

Das südliche Rußland ist damals und noch lange nachher für Polen von der allergrößten Wichtigkeit gewesen. Wir kennen aus der russischen Geschichte die Thatsache der alten polnisch-russischen Wechselbeziehungen. Es knüpfte sich an dieselben ohne jeden Zweifel ein lebhafter Handel. Die Lechische Pforte in Kiew bezeugt die Bedeutung des polnischen Elementes im Handelsemporium des südlichen Rußland, das als Stapelplatz für die Waaren Griechenlands auch für die Luxusbedürfnisse Polens zu sorgen hatte. Der älteste dieser polnisch-russischen Handelswege, von dem wir wissen, führte über

Berestje, entweder zum Wolok des Pripet und von dort an dem Dniepr nach Kiew hinab, oder zu Lande durch Wolhynien über Wladimir, Luck, Peresopnica und Bielgorod.

Als dann mit der Mitte des 12. Jahrhunderts die Bedeutung Kiews immer mehr sank, um schließlich ganz zu schwinden, mußten auch die Handelswege sich verändern. Halicz und Wolhynien gewannen stetig an Bedeutung, und im 13. Jahrhundert finden wir bereits die folgenden Straßen aus Rußland nach Polen und umgekehrt im Aufschwung:

1) Ueber den San und Peremischl nach Krakau;

2) Aus den wolhynischen Städten Wladimir und Tscherwen zur Weichsel nach Zawichost, dann an dem linken Ufer der Weichsel über Sudomir, Kropiwnica und Wislica nach Krakau, oder längs der Ilscha, an Chmelnik vorbei, ebendahin;

3) Aus Wolhynien über den San unterhalb Jaroslawl bei Sudomir über die Weichsel nach Krakau.

Dies galt, solange als Wolhynien der mächtigere und größere Sicherheit bietende Staat war; als Halicz stärker wurde, ging der Weg durch dieses Land, entweder über Halicz, den Dniestr hinab zum Meer an die Mündung des Dniepr und dann nach Kiew, oder über Peremischl zu Lande nach Kiew. Für Polen war aber auch dann der Ausgangspunkt Krakau, dessen Interesse an den wolhynisch-galizischen Angelegenheiten so eine drastische Illustration erfährt. Aber auch das mag noch hervorgehoben werden, daß der aus Deutschland, Böhmen und Mähren nach Rußland gehende lebhafte Transithandel denselben Weg nehmen mußte, und so die Bedeutung desselben erhöhte.[1])

Nun war Leszek von Krakau ein Vetter des uns aus der russischen Geschichte bekannten Fürsten Roman von Halicz, der bei seinem Regierungsantritt sich verpflichtet hatte, die Oberhoheit Leszeks anzuerkennen. Es ist bekannt, wie er bestrebt war, seine volle Selbständigkeit zu wahren und schließlich im Jahre 1205 in der Schlacht bei Zawichost fiel. In den nach seinem Tode um den Besitz von Halicz ausbrechenden Kämpfen haben Ungarn, Russen und Polen eingegriffen und vorübergehend bald diese, bald jene die Ueberhand gehabt, die Söhne Romans bald hier bald dort eine Zuflucht gefunden. In dem wirren Getriebe der stets wechselnden Allianzen, der geschlossenen und wieder gebrochenen Friedensschlüsse spielt auch Herzog Leszek eine bedeutsame Rolle. Er benutzte dabei meist seinen Schwiegervater Alexander von Belz als Werkzeug, und erst als die Gefahr vorlag, daß die Ungarn sich dauernd in Halicz festsetzen könnten, ist er für seine Neffen Daniel und Wassilko eingetreten. Es war eine treulose, durch den politischen Vortheil des Augenblicks eingegebene Politik, die keine dauernden Erfolge erzielen konnte. Wir verzichten auf die Wiedergabe aller Einzelheiten. Das Resultat war,

1) Vgl. Linnitschenko l. l., p. 565 ff.

daß die Söhne Romans sich mit einem russischen Fürsten verbanden, sowohl Ungarn als Polen ihre Stellung einbüßten und Leszek sogar Bresc und einige Grenzdistricte verlor, deren er sich bemächtigt hatte. Der allgemeine Friede, der im Jahre 1220 zu Stande kam, hat das Uebergewicht Polens definitiv beseitigt, das Land blieb russisch und während des bald danach ausgebrochenen russisch-ungarischen Krieges blieb Leszek unthätig. Er hatte sich der großen Aufgabe, die an ihn herangetreten war, nicht gewachsen gezeigt.

Ebenso wenig vermochten die polnischen Theilfürsten in Großpolen das ihnen gesteckte Ziel zu erreichen.

Der Bürgerkrieg zog in seinem, wie es scheint, mehr räuberischen als blutigen Verlauf fast alle polnischen Fürsten in Mitleidenschaft. Laskonogi, dessen eigentlicher Antheil Sandomir war, hatte nach seiner Vertreibung aus Krakau widerrechtlich das großpolnische Erbe seines Neffen Odonicz in Besitz genommen. Dieser fand aber beim Herzog Heinrich von Breslau Unterstützung und erhielt von ihm das Gebiet von Kalisz[1]) angewiesen. Freilich unter der Bedingung der Rückgabe, sobald Laskonogi seinerseits zur Rückgabe von Großpolen gezwungen sei. Im Jahre 1216 kam auch wirklich der Friede zwischen Oheim und Neffen zu Stande (wir kennen leider die Bedingungen desselben nicht). Papst Honorius III. hatte die Vermittelung übernommen. Am 9. Februar 1217 stellte er drei Urkunden aus, welche diese Angelegenheit regelten. Am bedeutsamsten ist die Bestimmung, der zufolge der Papst Wladislaw Odonicz, den er Fürst von Kalisz nennt, unter den Schutz des päpstlichen Rechtes nimmt und dem Erzbischof von Gnesen verbietet, über den Fürsten oder über sein Land die Excommunikation zu verhängen. Dagegen übernimmt Odonicz die Verpflichtung, dem Papst jedes dritte Jahr drei Mark Goldes zu entrichten. Nur wenige Tage danach erfolgte aber ein weiteres Schreiben des Papstes, in welchem er von Odonicz verlangte, er solle dem Herzoge Heinrich von Breslau Kalisz zurückerstatten, und zwei Geistliche, den Scholasticus von Breslau und den Archidiaconus von Krakau, beauftragte, ihn durch geistliche Censuren zum Nachgeben zu nöthigen. Trotzdem behauptete Odonicz, der das allerdings zweifelhafte Recht Heinrichs nicht anerkennen wollte, das strittige Gebiet. Wie es scheint, wurde er vom Erzbischof von Gnesen nicht unwesentlich in seinem Widerstande unterstützt. Ein gleichzeitig zwischen Heinrich von Breslau und Laskonogi geführter Krieg scheint ersterem die Möglichkeit genommen zu haben, den Besitz von Kalisz zu erzwingen, und auch der vor dem 9. Mai 1218 zwischen den beiden letztgenannten Gegnern unter Vermittelung der Geistlichkeit geschlossene Friede änderte daran nichts. Schon nach wenigen Jahren schlugen die Flammen des Krieges überall wieder hervor. Dieses Mal nahmen alle polnischen Fürsten an dem-

1) Ueber die sich an den Namen Kalisz knüpfende Controverse vergl. Smolka, Herzog Heinrich des Bärtigen auswärtige Beziehungen. Schlesische Zeitschrift XII, p. 102, Anm. 2.

selben Theil. Odonicz, der nach seiner Vermählung mit Hellinga, der Schwester eines Herzogs von Pommern, sich wieder stärker fühlte, bemächtigte sich einer Burg an der Netze und kam darüber mit seinem alten Gegner Laskonogi in offenen Krieg. Aber das Glück war auf seiner Seite. Er schlug den Oheim, eroberte Posen, und nöthigte ihn zur Flucht. Leszek, Heinrich und Conrad von Masovien, die ihm zu Hilfe eilten, erlitten durch verrätherischen Ueberfall eine Niederlage, bei der der Herzog von Krakau sein Leben einbüßte und auch als es im darauffolgenden Jahre 1228 Laskonogi gelang, sich der Person des Neffen zu bemächtigen, war sein Triumph nur von kurzer Dauer. Odonicz entkam und vertrieb den Oheim, der nach vergeblichen Versuchen, sich die Rückkehr zu erkämpfen, im Jahre 1231 kinderlos starb, nachdem er sein Erbe Heinrich dem Bärtigen vermacht, der ihm in seinen letzten Lebenstagen Zuflucht und Schutz gewährt hatte. Dies Erbe konnte Heinrich aber nicht gleich in Anspruch nehmen. Zunächst war durch den Tod Laskonogi's Wladislaw Odonicz alleiniger Herr von Großpolen geworden. Freilich, dieser persönliche Erfolg war mit einem Verlust für Gesammtpolen verbunden, Herzog Swantopolk von Pomerellen hatte sich ganz unabhängig gemacht.

Noch wichtiger in seinen Folgen war der Tod Herzog Leszeks von Krakau gewesen. Laskonogi hatte nach Leszeks Tode die Vormundschaft über dessen minderjährigen Sohn Boleslaw übernehmen wollen. Ein Näherrecht aber beanspruchte dessen leiblicher Oheim Herzog Conrad von Masovien, und als es ihm nicht gutwillig zuerkannt wurde, rief er die Haliczschen Brüder Daniil und Wassilko zu Hilfe. Weit und breit wurde das Land verwüstet. Da faßte Grzimislawa, die Wittwe Leszeks, den Entschluß, sich in dem mächtigsten der damaligen polnischen Fürsten, Heinrich von Schlesien, einen Beschützer zu suchen. In Uebereinstimmung mit den Großen Krakaus übertrug sie ihm die Vormundschaft, wogegen er die Verpflichtung übernahm, ihren Sohn Boleslaw im Besitz von Sandomir zu schützen. Ein Krieg zwischen Heinrich und Conrad war die Folge, und wenn auch ersterer anfangs nicht unwesentliche Erfolge errang, so hatte er doch das Unglück, im Jahre 1229 in die Hände seines Gegners zu fallen. Nur gegen Verzicht auf Krakau konnte er seine Freiheit wieder erlangen. Zwar entband ihn Papst Gregor IX. dieser eidlich übernommenen Verpflichtung und 1230 war er, durch die Abneigung der Krakauer gegen den habsüchtigen und hinterlistigen Conrad unterstützt, wieder im Besitz des Herzogthums, aber noch volle sechs Jahre dauerte der Bürgerkrieg fort. Mit Wladislaw Odonicz, der die Ansprüche Heinrichs auf Großpolen nicht anerkannte, kam der Friede, welcher die Warthe zum Grenzfluß beider Gegner machte und dadurch Heinrichs Besitzland sehr wesentlich vergrößerte, im Herbst des Jahres 1234 zu Stande, mit Conrad erst im folgenden Jahre. Die schon früher angeregte Verlobung zweier Töchter Heinrichs mit den Söhnen Conrads besiegelte den Vertrag, der dem Schlesier nunmehr auch Krakau sicherte.

Man sieht, das Endresultat all' dieser Kämpfe ist vor Allem die Stärkung

Schlesiens. Heinrich der Bärtige — das war sein Beiname — hatte fast drei Viertel des gesammten polnischen Reiches in seiner Hand, nur das Land nördlich der Warthe (Odoniczs Gebiet), Masovien und Cujavien (Conrads Gebiet) und Sandomir (Boleslaws Gebiet), sowie Oberschlesien (die Herzogthümer Oppeln und Ratibor) waren noch in fremdem Besitz. Es war wieder der feste Kern zu einer künftigen Einherrschaft in Polen vorbereitet, und da der erwachsene Sohn Heinrichs, Heinrich II., der nach des Vaters Tode (1238) die Regierung überkam, ein, wie es schien, gleich tüchtiger Mann war, konnten die Aussichten des kräftigen Geschlechtes den Zeitgenossen nur günstig erscheinen.

Aber nicht nur in seiner kriegerischen Tüchtigkeit und in den Erfolgen seiner kühnen und nachhaltigen Politik liegt die Bedeutung des Mannes. Er ist von welthistorischer Wichtigkeit geworden als Begründer der deutschen Colonisation in Polen und speciell in Schlesien. Daß Schlesien heute ein deutsches Land geworden ist, geht zum allergrößten Theile auf seine Wirksamkeit zurück.

Wir müssen, um die Thatsache recht zu würdigen, das dunkle Gebiet der polnischen Landwirthschaft jener Tage streifen.

Wenn man die lange Reihe der auf uns gekommenen Schenkungsurkunden und Privilegien nach dieser Seite hin durchgeht, ist der stärkste Eindruck, den man empfängt, der, daß die polnische Landwirthschaft durch das polnische Abgabenwesen und vor Allem durch die polnische Jagdwirthschaft zu Grunde gerichtet werden mußte.

Es gab in Polen keinen Bauernstand, der sich vorzugsweise der Bearbeitung seines Grund und Bodens widmen durfte. Unzählbare andere Leistungen sind den polnischen Bauern auferlegt: Burgen- und Brückenbau, Wächterdienste, Vorspann und Fuhrenstellung, Botendienste und Polizeipflichten lasteten auf ihnen; fast unerschwingliche Abgaben in Naturalien an Honig, Getreide, Vieh lagen ihnen ob und dazu noch die Verpflichtung, die Jäger des Fürsten zu unterstützen, die Nester der Falken und den Bau der Biber zu bewachen, ja so oft es nöthig schien, den ganzen Jägertroß an Jägern, Falknern, Hunde- und Pferdewärtern aufzunehmen und sie und ihr Vieh zu verpflegen. Und gleiche Ansprüche durften die fürstlichen Brauer, Bäcker, Fischer u. s. w. erheben.

Das ganze ungeheure Gebiet unbebauter Wald- und Wiesenstrecken gehörte, soweit es noch nicht in Privathände übergegangen war, dem Fürsten zu Eigenthum, ihm alle Regalien an Zoll, Münze, Salz, Märkten, Krügen, Mühlen, an Jagd und Fischerei. Ihm zinste der Acker die Pflug-, Hof- und Friedenssteuer, kurz wenn auch in der Theorie die Freiheit des Bauernstandes noch fortlebte, factisch frei war er nicht und die Freiheit des Geistes zumal mußte untergehen, wo die Möglichkeit sicheren Erwerbes nicht vorlag.

Der Anstoß zu einer Besserung kam von außen und zwar sind es die Klöster des Prämonstratenser- und Cistercienser-Ordens gewesen, welche nach

dieser Richtung bahnbrechend gewirkt haben.[1]) Die Regel dieser Orden, welche dem Ackerbau ungemein förderlich war, führte nicht nur dahin, daß die Klosterbrüder von sich aus an die Bearbeitung ihrer Liegenschaften gingen, sondern ihr eigenstes Interesse veranlaßte sie dafür Sorge zu tragen, daß Bauern sich auf ihrem Gebiete ansiedelten. Die einheimischen Bauern all' jenen zahllosen Verpflichtungen zu entziehen, welche auf ihnen lasteten und eine ersprießliche Bearbeitung des Bodens bis zur Unmöglichkeit erschwerten, verbot sich von selbst. Auch abgesehen von den ungeheuren Schwierigkeiten, die mit einer Wandlung der bisher geltenden Grundlagen bäuerlicher Existenz verbunden sein mußten, stand nicht zu erwarten, daß der seit Generationen durch das geltende Wirthschaftssystem entnervte polnische Bauernstand sich leicht in Verhältnisse finden werde, die bei geringerer äußerer Controle ein größeres Maß von Selbstthätigkeit von ihm beanspruchten. Gelang es dagegen auf den ungeheuren Wald- und Wiesenflächen, die noch unbebaut dalagen, einen an freiere Wirthschaftsverhältnisse gewöhnten zinsenden Bauernstand anzusiedeln und diesen dauernd den drückenden Bestimmungen des polnischen Rechtes zu entziehen, so war, wie man annehmen mußte, ein ökonomischer Aufschwung des Landes gesichert, ohne daß die alten Ordnungen irgend gefährdet wurden. Daß dabei die polnische Nationalität in ihrer Vorherrschaft bedroht war, mochte man damals nicht einsehen. Und doch liegt die Gefahr einer nationalen Wandlung nur dort vor, wo Bürger und Bauer als Colonisatoren wirken. Ohne solches Fundament haben einwandernde Edelleute noch immer ihre Nationalität gegen die ihres neuen Heimathlandes vertauscht.

Die nahe Verbindung, in welche der schlesische Zweig des polnischen Fürstengeschlechtes namentlich seit den Tagen Barbarossas mit Deutschland trat, hat im Wesentlichen über die Zukunft der westpolnischen Gebiete entschieden. Wir haben den Einfluß der deutschen Mütter und Frauen dieser Fürsten kennen gelernt. Durch sie begünstigt hat die Einwanderung einer deutschen ackerbauenden Bevölkerung in stetiger Zunahme nicht nur auf schlesischem Boden festen Fuß gefaßt und mit unwiderstehlichem Nachdruck die völlige Germanisation des Landes vorbereitet, sondern ihre Vorposten sind so weit in die übrigen polnischen Fürstenthümer vorgerückt, daß zeitweilig eine Germanisation des gesammten polnischen Staates im Bereich der Möglichkeit lag. Die Katastrophe Krakaus im Jahre 1289 bezeichnet hier den entscheidenden Wendepunkt.

Wer sich die Bedeutung vergegenwärtigt, welche Schlesien durch seine geographische Lage bis zum heutigen Tage behauptet, wird sich der Erkenntniß nicht entziehen können, daß die Germanisation dieser Lande ein Ereigniß von welthistorischer Tragweite war.

Die Gründung des Cistercienser-Klosters Leubus im Jahre 1175[2]) geht

1) Vgl. Grünhagen, Schlesische Geschichte I. Abschnitt.

2) Das Gründungsjahr ist controvers, 1175 das Jahr der Stiftungsurkunde. Vgl. Grünhagen l. l. 40. Regesten p. 45, 46.

auf Boleslaw den Langen zurück, der die deutschen Mönche des Klosters Pforta an der Saale in seinen Schutz nahm, die sich an dem Ort, der Leubus heißt, angesiedelt hatten, „an der Stelle eines alten Schlosses an der Oder gelegen", um dort nach der Regel des hl. Benedict und nach den Vorschriften des Cistercienserordens zu leben. Dabei wurde die Bestimmung getroffen, daß die auf dem Klostergute angesiedelten Deutschen für immer vom polnischen Rechte frei sein sollen und auch den polnischen Colonen des Abtes wurde zugesichert, daß sie von nun an nur noch dem Abte zu zinsen hätten. Deutsche Dörfer blühten bald nicht nur im Gebiete dieses Klosters auf, sondern noch weit darüber hinaus; sie überschritten das rechte Ufer der Oder und in der Gegend von Krossen, Strehlau, Jauer scheinen die ältesten deutschen Ansiedelungen noch in das 12. Jahrhundert zu fallen.

Von Leubus gingen dann neue Klostergründungen aus. So entstand 1222 das Stift Heinrichau, südlich von Breslau, so Lad und Priment, und dank der colonisatorischen Tüchtigkeit der Cistercienser gingen auch die Klöster anderer Orden allmählich in ihre Hände über.[1]) Im selben Sinne wirkten die Augustinermönche, die ihren Hauptsitz am Fuß des Burgberges von Kamentz hatten, und vom Kloster am Zobtenberge her ihre deutsche Colonisation ausbreiteten; auch der Orden der Prämonstratenser folgte dem Beispiele.

Das charakteristische Moment dieser deutschen Ansiedelungen, wie der Ansiedelungen zu deutschem Recht lag darin, daß an die Stelle der zahlreichen Naturalleistungen, von denen wir oben einen Theil aufzählten, die Geldwirthschaft trat und daß, während das polnische Recht den Bauern in völligste Abhängigkeit von dem Grundherrn herabdrückte, der deutsche Bauer sich auf dem ihm verliehenen Grund und Boden auch eine rechtlich gesicherte Selbstverwaltung wahrte. Die zahlreichen Urkunden, welche uns über derartige Ansiedelungen deutscher Colonisten durch Klöster, Fürsten und Private erhalten sind, zeigen, wie sehr man in Polen von dem Nutzen solcher Ansiedelungen überzeugt war, und in der That, es ließ sich kaum ein besseres Geschäft machen. Der Grund und Boden hatte bisher nur einen geringen Werth gehabt, der Acker stand ganz außer Verhältniß zu den ungeheueren Wäldern des Landes, und wie groß immer die Ausbeute der so rücksichtslos hart organisirten Jagdwirthschaft sein mochte, sie kam den Erträgen einer fleißigen Landwirthschaft nicht gleich. Man ist, wenn man die Urkunden der Zeit durchgeht, überrascht, wie gering z. B. der Viehstand war. Man pflügte mit Ochsen und an denen fehlt es nicht, auffallend niedrig ist aber die Zahl der Kühe. Im Jahre 1212 finden wir in einem Dorf 12 Ochsen, 3 Kühe, 2 Pferde; noch 1246 verkauft Herzog Boleslaw von Krakau und Sandomir ein Dorf, dessen Viehstand aus 6 Ochsen, einem Pferde und 3 Schweinen

1) Die Klostergründungen der Cistercienser zählt Zeißberg l. l. p. 46 auf. Die in Posen gegründeten Klöster Meyer: Geschichte des Landes Posen p. 98 und 116 ff.

besteht, und solcher Beispiele ließen sich viele aufzählen. Am verbreitetsten scheint noch die ohne Mühe zu erreichende Zucht von Schweinen und Schafen gewesen zu sein. Das Schlimmste aber waren doch die zahllosen Frohnleistungen des polnischen Rechtes, die ein materielles Gedeihen des Bauernstandes unmöglich machten [1]) und der Umstand, daß die Fundamente einer bäuerlichen Selbstverwaltung fehlten. Raubten erstere dem Bauer die Freude an der Landwirthschaft, die er doch nur für Andere betrieb, welche die Früchte seines Schweißes ernteten, so mußte das Bewußtsein der völligen rechtlichen Unselbständigkeit auf die Dauer auch geistig lähmend wirken. Es ist doch ein eigenthümliches Zeichen, daß, trotz dieses harten Druckes, die polnische Geschichte seit dem 11. Jahrhundert von keinem Bauernaufstande zu erzählen weiß.

Die in das Land gezogenen deutschen Colonisten traten aber von vornherein in eine andere Stellung.

Der Herzog, oder wer sonst sie herbeirief, überließ ihnen ein größeres oder geringeres Stück Land gegen einen im Ganzen mäßigen Geldzins, den sie nach Ablauf einer bestimmten Reihe von Freijahren [2]) zu entrichten hatten. Der Vertrag wurde nicht mit den einzelnen Colonisten, sondern mit einem Unternehmer, dem Locator, abgeschlossen, der die Colonisten anwarb, ihnen ihr nach deutschem Maß [3]) bestimmtes Grundstück anwies und als erblicher Schulze die Leitung der Gemeindeangelegenheiten sowie die Rechtssprechung übernahm. Ein Beispiel mag die Entstehungsweise dieser Dörfer zu deutschem Recht illustriren. Im Jahre 1274 überträgt die Aebtissin Agnes des Klosters Skala einem gewissen Uciech ein bereits bestehendes Dorf, das er zu deutschem Recht colonisiren soll unter den folgenden Bedingungen: „Er und seine Nachfolger sollen 6 Hufen Landes frei besitzen und sich 16 Jahre lang jeder Freiheit erfreuen und es soll ihm freistehen, Krug und Garten in diesem Dorfe zu haben und freien Fischfang. Nur soll auch uns gestattet sein, für unsern Hausbedarf zu mahlen und zu fischen, vom Kruge aber soll uns nichts zufallen." Nachdem darauf noch freie Holzung und Weide im Klosterwalde zugesichert worden, heißt es weiter: „Außerdem soll unser Richter dreimal in

1) Lesco der Schwarze, Herzog von Krakau, zählt, um nur ein Beispiel anzuführen, in einer Urkunde vom 1. April 1284, die er für die Kirche von Sandomir ausstellt (Codex dipl. Min. Pol. I. 104) die folgenden auf: a Powod, powoz, stan, targowe, podwody, krowa, naraz, a stroza (eos liberamus) et a domino stroze, qui in vulgo pan stroze vel strozni dicitur, a castoribus et venatoribus eorundem, a custodibus villarum et ab omni castro seu construendo de novo seu reparando. Pogon eciam et woyna nunquam facient, . . . nec upravam facient . . Praeterea ab omnibus aliis solucionibus, serviciis, exaccionibus, angariis et perangariis ducalibus, palatinorum, castellanorum, forensium, monetariorum, thelonearіorum, judicum, camerariorum seu officialium quorumcunque, sive sint ordinarie sive extraordinarie . . . . . prorsus sunt liberi." Die Lasten, von welchen hier die Bauern von Sandomir befreit werden, hatte der Bauer polnischen Rechtes zu tragen.

2) Die Zahl schwankt von 2—16 Jahren.

3) „De suo manso franconico." Cod. dipl. Min. Pol. I. 75.

jedem Jahre in diesem Dorfe dem Gerichte vorsitzen... Die übrigen Gerichte und Streitigkeiten soll aber der Schulze und dessen Nachfolger haben und von solchen Gerichten und Strafgeldern uns zwei Denare entrichten, den dritten aber selbst behalten, mit Ausnahme der Fälle, wo es sich um Verstümmelung und Todtschlag handelt, die reserviren wir unserem Gericht. Sind aber die Freijahre abgelaufen, so sollen die Colonen des genannten Dorfes uns jährlich je 4 Scheffel Weizen, Gerste und Hafer entrichten und von jeder Hufe Landes einen Ferding Silbers..... Auch verleihen wir dem Schulzen das Recht, sein Besitzrecht und Alles, was dazu gehört, zu verkaufen." Hier werden Colonisten in ein bereits bestehendes Dorf geführt, um dem wirthschaftlichen Verfall desselben aufzuhelfen. Wohl noch häufiger war es jedoch üblich, den Ansiedlern ein Stück Waldes anzuweisen, das sie urbar machten und auf dem sie ihre Häuser erbauten und ihre Felder einrichteten. Stets wird ihnen deutsches Recht zugesichert, und daß man dabei nach schlesischem Muster ging, im eigentlichen Polen meist noch ausdrücklich vermerkt.[1]) Im Wesentlichen lassen sich die Freiheiten der deutschen Bauercolonisten dahin zusammenfassen, daß sie mit alleiniger Ausnahme des Blutbannes von den fürstlichen Gerichten befreit waren, freien Markt, Befreiung vom Zoll und vom Kriegsdienst genossen und all' jenen mannigfaltigen Formen der Frohne nicht unterlagen, welche den polnischen Bauer drückten.

Nach demselben Princip sind die Gründungen von deutschen Städten auf polnischem und zumal auf schlesischem Boden vor sich gegangen. Herzog Heinrich I. hat hier mit der Gründung von Neumarkt und Löwenberg den Anfang gemacht, dann folgten Goldberg, Naumburg a. d. Queiß, Neiße, Steinau a. d. Oder, Guhrau, Ohlau, in Oberschlesien Oppeln, Ratibor, Steinau, Leschnitz.[2]) Auch hier übernahm ein Locator die Herbeirufung der Colonisten und die Errichtung der Stadt, die zwar meist bei einem von Slaven bereits besiedelten Orte, aber doch in angemessener Entfernung von demselben stattfand. Auch hier wurde den Ansiedlern eine Reihe von Freijahren, deutsches Recht und Gericht und Selbstverwaltung gesichert.

Rasch erwuchs dann die Stadt, deren Centrum stets der Marktplatz mit dem Rathhause bildete, dem Zeichen und der Stätte der Bürgerfreiheit. Die Bürgerhäuser bildeten den Ring, den wir uns nicht kreisförmig, sondern quadratisch mit daranschließenden Parallelstraßen zu denken haben. Fast unmerklich schmiegten sich darauf dorfartige Siedelungen der ackerbauenden deutschen Colonisten an, ebenfalls von Wall und Graben umgeben und dadurch mit der Stadt zu einem Ganzen vereint. Weideplatz und Ackerstücke aber lagen jenseit dieser Befestigungslinie. Nach Ablauf der Freijahre hatte dann die Stadt dem Fürsten eine bestimmte Abgabe zu entrichten, welche von den städtischen Behörden auf die einzelnen Bürger repartirt wurde. Außerdem behielt sich

1) His condicionibus quibus theutonici Slesenses in silvis locatiabantur.

2) Vgl. Grünhagen, Gesch. Schlesiens, pag. 58 ff.

der Fürst bestimmte Einnahmen von der Münze, den Verkaufsplätzen und dergleichen vor.

Oberster Stadtrichter war der Vogt, dessen Amt erblich war und, wie wir sahen, auf den Unternehmer zurückging, der die Stadt im Auftrage des Fürsten ins Leben gerufen hatte. Doch saß er nicht allein zu Recht. Zur Seite standen ihm als Urtheilsfinder die Schöffen und auch von seinem Urtheil war eine Appellation an die Entscheidung des Landesherrn möglich.

Sehr lehrreich für den Gang der Germanisation Schlesiens ist die Geschichte Breslaus und wenn auch die Verfolgung derselben uns über den von uns erreichten Zeitraum hinausführt, die Thatsache ist bedeutsam genug, um unser Interesse zu fesseln.

In Breslau hatte sich ebenfalls unter dem Schutze Herzog Heinrichs I. eine deutsche Gemeinde gebildet, die unter einem Schultheißen einer nicht näher zu bestimmenden Selbstverwaltung sich erfreute. Als dann die Mongolen später den auf dem rechten Ufer der Oder gelegenen Theil der Stadt niederbrannten, wurde fast ganz auf dem alten Boden von Herzog Boleslaw II. eine neue Stadt gegründet und zu deutschem Recht ausgesetzt. Ein herzoglicher Vogt saß dem Gerichte vor und 11 Schöffen halfen ihm das Recht finden. Das nächste Entwickelungsstadium wird dann durch die 1261 erfolgte Begnadung mit dem Magdeburger Recht bezeichnet, welches als charakteristisches Element deutscher Stadtgemeinden den Rath ins Leben rief. Alljährlich aus der Mitte der Bürger gewählt, hat er, wie der formelhafte Ausdruck lautet, Recht, Ehre und Frommen der Stadt zu bewahren.

Dem so aus dem Schooß der deutschen Gemeinde hervorgegangenen Rath lag die gesammte Verwaltung der Stadt ob. Die wesentliche Seite seiner Thätigkeit war die Aufsicht über Handel und Gewerbe und die davon nicht zu trennende Polizeigewalt, die Verwaltung des städtischen Vermögens und die Sorge für die Sicherheit und Reinlichkeit der Stadt. Eine Rivalität mit dem Erbvogte war so unvermeidlich und führte zunächst zu genauerer Bestimmung seiner Competenzen, dann zu allmählicher Ablösung einzelner Rechte desselben, bis schließlich der Rath durch Kauf die Vogtei an sich brachte. Im Jahre 1329 ist diese Entwickelung zum Abschluß gelangt. Ebenso ist der Erbzins, den die Herzöge von einzelnen Grundstücken zu erheben hatten, im Lauf der Zeit abgelöst worden, so daß die Steuerverwaltung ganz in die Hände des Rathes kam, der seinerseits den Herzögen und später der Krone Böhmen eine feste Abgabe von 400 Mark Groschen und 150 Mark Münzgeld entrichtete. Die Stadt hatte sich unter dem Schutz ihrer Privilegien rasch entwickelt; neben dem großen Ringe erwuchs ein Neumarkt, und schon zwei Jahre nach der Verleihung des Magdeburger Rechtes wurde derselbe durch Herzog Heinrich III. zu einer Neustadt, in welcher namentlich Tuchmacher sich festsetzten. Altstadt und Neustadt sind dann nach zwei Menschenaltern (1327) zu einem Ganzen vereinigt worden.

Wir sahen bereits, wie die Selbständigkeit der Stadt vor Allem in der

Exemption von den Landes- und Hofgerichten ihren Ausdruck fand. Die selbständige Handhabung der oberen und niederen Gerichtsbarkeit war dem Stadtgerichte von jeher eigen. Nur Nichtbürgern, die in der Stadt verklagt waren, stand der Rechtszug zum herzoglichen Hofgerichte frei; dagegen wurde Magdeburg, mit dem sie stets in Verbindung blieben, für die deutschen Stadtgemeinden allmählich zu einer Appellationsinstanz. Während nun die richterliche Thätigkeit ein Vorrecht der (jährlich wechselnden) Rathmannen und Schöffen war, mußte, wo es sich um die Gesetzgebung, um das Erlassen von Verordnungen, Willküren, Statuten und dergleichen handelte, die Gemeinde in ihren Aeltesten und Geschworenen zugezogen werden. Letztere waren die Vorsteher der Innungen oder Genossenschaften der Handwerker, welche wohl die überwiegende Masse der städtischen Bevölkerung ausmachten. Ein patrizisches Element aber kam durch den Großkaufmannsstand hinzu, der freilich erst im 14. Jahrhundert (1339) sich zu einer Gilde organisirte, während eine bevorrechtete Stellung der Kaufherren bereits in eine frühere Periode hinabzureichen scheint. Schon ihr größerer Reichthum scheint dahin geführt zu haben, daß aus ihrer Mitte vorzüglich die Schöffen und Rathmannen gewählt wurden, obgleich ein gesetzliches Vorrecht vor den Handwerkern nicht existirte. Während nun von vornherein zünftige Mitglieder in der Schöffenbank getroffen wurden, gelingt es erst 1295 einem Handwerker, Rathsherr zu werden, aber seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts verschwinden die zünftigen Rathsherren (mit geringen und nur zeitweiligen Ausnahmen) ganz. Die darüber um die zweite Hälfte des 14. und den Anfang des 15. Jahrhunderts ausbrechenden Verfassungsstreitigkeiten liegen außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung, verstärken aber noch den lebendigen Eindruck, daß wir hier einem deutschen Städtewesen gegenüberstehen. Es sind dieselben Erscheinungen und Interessen, die überall das deutsche Mittelalter in seiner städtischen Bevölkerung bewegt haben.

Es läßt sich kaum eine Spur nachweisen, daß seit Verleihung des Magdeburger Rechts die slavischen Einwohner der Stadt — die wir uns meist in der Stellung von Dienenden und Unfreien zu denken haben, — von irgend welcher Bedeutung gewesen seien. Der Salzring, der die aus Wieliczka mit ihren Salzladungen eintreffenden polnischen Fuhrleute beherbergte, war von der deutschen Stadt getrennt. „Die Scheidung der beiden Nationalitäten erhielt hier einen charakteristischen monumentalen Ausdruck: ein des Abends geschlossenes Thor ließ wenigstens in späterer Zeit die Trennung des deutschen von dem polnischen Marktplatz noch schärfer hervortreten.“ [1])

Und wie in Breslau, hier früher, dort später, war der geschichtliche Entwickelungsgang in allen schlesischen Städten, die unmittelbar oder mittelbar auf Magdeburger Recht begründet waren. Auf slavischem Grunde germanische Oasen, welche immer weitere Gebiete in den Kreis ihres Einflusses und ihrer Cultur ziehen. [2])

1) Grünhagen l. l. pag. 76.

2) vgl. Codex diplomaticus Silesiae Bd. I die vortreffliche Einleitung von H. Markgraf, der wir vorzüglich gefolgt sind.

Ob auch ohne Herzog Heinrichs I. offenkundige Begünstigung der natürliche Lauf der Ereignisse zu gleicher Entwickelung geführt hätte, wer vermag es zu sagen? Von deutscher Seite wird man ihm stets Dank zollen, daß er der Schöpfer eines deutschen Schlesiens wurde, von polnischer Seite her ihm den Vorwurf machen müssen, daß er der Nation eines ihrer schönsten Länder entfremdet hat.

Auch an einem anderen welthistorischen Ereigniß, das der polnischen Nationalität zu wesentlichem Abbruch gereichen sollte, dem deutschen Volke zu mächtiger Kraftentfaltung Anlaß bot, ist er, wenigstens mittelbar, betheiligt gewesen, an der Gründung des deutschen Ordensstaates in Preußen.

Zehntes Kapitel.

Polen und die Gründung des deutschen Ordensstaates in Preußen.

Von den polnischen Herzogthümern jener Zeit war das Erbe Herzog Conrads am meisten feindlichen Angriffen ausgesetzt. Wir erinnern uns, daß ihm im Jahre 1205 Masovien und Cujavien nebst dem Dobriner und Kulmer Lande zugefallen waren. So grenzte sein Gebiet im Osten an russische und littauische Landschaften, während es nach Norden zu den eben um jene Zeit religiös und politisch hocherregten Preußen offen lag. Es war bereits mehrfach der Versuch gemacht worden, diesen Zweig des littauischen Stammes für das Christenthum zu gewinnen, ohne daß jedoch irgend Erhebliches erreicht worden wäre. Seit dem Jahre 1207 war Christian, ein Mönch aus dem Kloster Oliva, in den Grenzgebieten als Missionar thätig. Es gelang ihm Fuß zu fassen, und seinen Erfolgen dankte er den ihm von Herzog Wladislaw v. Kalisz verliehenen Bischofstitel, der 1215 auch vom Papste Anerkennung fand. Der neue Bischof von Preußen, den Papst Honorius III., soviel an ihm lag, begünstigte, hat sein Möglichstes gethan, um das Land dauernd dem Christenthum zu gewinnen und scheint sich seinem Ziele schon nahe geglaubt zu haben. Denn wenn man um 1218 in Rom meinte, daß das Volk der Preußen „jüngst zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt sei,“ [1]) so liegen wohl zweifelsohne seine Berichte diesem Irrthum zu Grunde. Auch das spricht dafür, daß Christian den Augenblick für geeignet hielt, deutsche Colonisten ins Land zu ziehen. Verwüstende Einfälle der Preußen in Masovien mußten eines Besseren belehren und auch die Kreuzzüge der Jahre 1218, 1222 und 1223 vermochten eine Wendung zum Besseren nicht herbeizuführen. Dazu kam noch, daß der Erzbischof von Gnesen dem selbständigen Vorgehen Bischof Christians nicht

1) Vgl. Bulle Honorius' IV. vom 5. Mai 1218.

günstig gestimmt war. Sah doch der Papst sich genöthigt, ihm im Mai 1219 die Legation für Preußen zu nehmen. Herzog Conrad selbst aber war den ungestümen Anfällen der Preußen durchaus nicht gewachsen. Es scheint, daß sein Herzogthum sich in arger Desorganisation befand. Die Truppen hielten dem Feinde nicht Stand, der Bauer verkam unter den unerschwinglichen Lasten, die ihn bedrückten, so sehr, daß, um namentlich der bei harter Strafe



Kelch im Schatz der alten Kathedrale von Plock; Weihgeschenk von Konrad I., Herzog von Masovien.

Vielleicht einziges Denkmal der Goldschmiedekunst des 13. Jahrhunderts in Polen. Der Kelch ist von vergoldetem Silber mit Schmelzarbeit verziert; Höhe 21 Centimeter, Durchmesser 17 1/4 Centimeter. Den Obertheil umgeben acht Medaillons mit Darstellungen aus dem Neuen Testament. Der Fuß zeigt Christus am Kreuz, bemerkenswerther Weise mit vier Nägeln angeschlagen, statt der später gebräuchlichen drei: ein Zeichen für das hohe Alter des Kelches. Am Rande die Umschrift: † DVX CONRADVS * EMOMIZL * MESCO · LVDVMILLA · SALOMEA · JVDITA.

ihm auferlegten Bewachung der Biber und Falken zu entgehen, viele nach Rußland oder gar zu den heidnischen Preußen flüchteten, die Großen vergewaltigten Kirchen und Klöster und in den Kreisen der Geistlichkeit selbst waren Unbotmäßigkeit und Verderbniß eingerissen. Der Erzbischof von Gnesen selbst war ein Mann von so grenzenlosem Hochmuth und von so rücksichtsloser Habsucht, daß das Bisthum Plock sich genöthigt sah, beim Papste Beschwerde über seine Gewaltthaten zu führen. Von einer Durchführung der römischen reformatorischen Ideen war hier nirgend die Rede. Die Geistlichen waren

verheirathet, ja sogar Bigamie keine Seltenheit unter denselben.[1]) Der Gesammteindruck ist der einer steigenden Desorganisation und inneren Auflösung des Landes.

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß Herzog Conrad, über den wir nicht so wegwerfend urtheilen möchten als gemeinhin geschieht, daran verzweifelte, mit den Kräften, welche sein Land ihm bot, der Feinde Herr zu werden, die den völligen Ruin des Herzogthums verursachten. Die Hilfe, welche die Kreuzfahrer boten, hatte sich als unzureichend erwiesen; nur eine stehende Kriegsmacht, die sich ganz dem Kampf wider die Ungläubigen widmete, konnte hier dauernden Schutz bieten. Es lag in den Ideen der Zeit, daß man dabei an einen geistlichen Ritterorden dachte, und war man erst zu einer solchen Erkenntniß gelangt, so war ein Dreifaches möglich. Man rief entweder Glieder eines der beiden bewährten Ritterorden, der Schwertbrüder in Livland, oder der Brüder des Deutschen Hauses zu Jerusalem, herbei und übertrug ihnen die Vertheidigung Polens, oder aber man gründete nach dem Muster derselben einen neuen Orden. In Polen hat man über die zu treffende Entscheidung lange hin und her geschwankt, und um das Resultat gleich vorwegzunehmen, im Jahre 1226 Verhandlungen mit dem Hochmeister des Deutschen Ordens Hermann v. Salza angeknüpft, die zu einer vorläufigen Vereinigung führten. In Rimini hat Kaiser Friedrich II. im März des Jahres 1226 die Urkunde ausgestellt, durch welche er dem Deutschen Orden die ihm von Herzog Conrad von Masovien angetragenen Länder, das Kulmer Gebiet und ein noch nicht näher bestimmtes Grenzland bestätigt und ihm dazu alle preußischen Lande verleiht, die er in Zukunft erobern werde. Mit derselben Herrlichkeit und Gerichtsbarkeit soll der Meister hier herrschen, wie sie nur irgend ein Reichsfürst in seinem Lande habe. Denn — so leitet der Kaiser jene denkwürdige Urkunde ein — dazu hat Gott unsere Kaisermacht hoch über die Könige des Erdkreises gestellt, und durch die verschiedenen Zonen der Welt die Grenzen unserer Herrschaft ausgedehnt, daß wir zu seines Namens ewiger Herrlichkeit für die Verbreitung seines Glaubens sorgen.

Und in der That, der Grund, den der große Kaiser mit dieser Urkunde gelegt hat, er hat die Jahrhunderte überdauert und dankt diese Dauer nicht zum geringeren Theil dem Umstande, daß der Kaiser, unzweifelhaft in voller Uebereinstimmung mit Hermann v. Salza, von vornherein die völlige landesherrliche Selbständigkeit des Ordens ins Auge faßte. Der einköpfige schwarze Adler, den Hermann v. Salza fortan in seinem Meisterschilde und in seiner Ordensfahne führte, er hat in stolzem Fluge den Orden zurückgeführt zu seinem Ausgangspunkte, zum deutschen Kaiserthum.

Im Jahre 1226 freilich hätte auch ein tiefsehender Politiker solche Zukunft nicht vorhersagen können. Die ersten Anfänge des Deutschen Ordens in Preußen waren klein und schwer. Meister Hermann schickte zunächst nur

1) Vgl. Theiner I. 17.

den Bruder Conrad von Landisbergk und einen andern Ritter, dessen Namen wir nicht kennen, um die Zustände des Kulmer Landes zu erkunden und mit Herzog Conrad die endgültigen Vereinbarungen zu treffen. Wir sind über die Erfolge dieser Botschaft schlecht unterrichtet, nur so viel ist sicher, daß die beiden deutschen Ritter im Kulmer Lande blieben und in hohem Grade wahrscheinlich, daß der Herzog ihnen schon damals für den Orden eine Urkunde ausstellte, welche diesem das Kulmer Land und den Besitz aller zu erobernden Ländereien sicherte. Es gingen aber noch vier Jahr hin, ehe der Orden hier wirklich Fuß faßte und in die Zwischenzeit fällt die Gründung des Dobriner Ordens, dessen Geschichte trotz vielfacher Specialarbeiten noch immer ein ungelöstes Räthsel scheint.

Feststehen dürfte aber das Folgende.

Auf den Rath Bischof Christians und der masovischen Großen berief Herzog Conrad, wir wissen nicht wann, wahrscheinlich jedoch Ende 1227 oder Anfang 1228, Brüder des damals in Livland erfolgreich gegen die Heiden kämpfenden Ordens der Schwertbrüder.[1]) Bischof Christian kleidete einen von

1) Die ganze Frage war controvers. Nach der üblichen Annahme fand die Stiftung des Ordens 1122 oder 1125 statt. Daß 1128 das eigentliche Stiftungsjahr sei, hat zuerst Töppen in seiner Ausgabe Dusburgs gesagt und seither Ewald „die Eroberung Preußens durch die Deutschen" vertreten. Für den Zusammenhang mit den Schwertbrüdern in Livland tritt Niemand voll ein. Es kommen bei der Entscheidung namentlich die folgenden Gesichtspunkte in Betracht. Dusburg scheint die Gründung des Dobriner Ordens in eine Zeit zu setzen, die den Verhandlungen mit Hermann von Salza vorausging. Nun giebt er jedoch keinerlei chronologische Daten und ebenso wenig sein Uebersetzer Jeroschin. Den einzigen Anhalt bietet die Anordnung der Kapitel, und die übermäßige Betonung dieses Umstandes hat zu der willkürlichen Annahme geführt, daß die Gründung des Ordens vor das Jahr 1226 fallen müsse. Man hatte dabei von den Stiftungsurkunden, die vom 2. und 4. Juli 1225 datiren, sowie von der päpstlichen Bestätigungsurkunde vom 28. October dieses Jahres abgesehen. Während nun einerseits auf die äußere Anordnung in Dusburgs Chronik so viel Gewicht gelegt wurde, hat man andrerseits sich berechtigt geglaubt, den klaren Wortlaut seines Berichtes umzumachen. Er sagt: „Pro tuicione terre sue instituit fratres milites Christi appellatos. . . qui tunc in Livonia fuerant, et multas terras infidelium potenter subjugaverant fidei Christiane, et episcopus predictus quendam virum Brunonem dictum, et cum eo XIV alios ad dictum ordinem investivit." Der zweifellos authentischste Interpret dieser Stelle, Jeroschin, aber unterschreibt das Kapitel, in welchem er von diesen Dingen handelt: „Diz capitil ist von den brûderin des ordins der Christisrittern, die swertbrûdir heizin." Daß hier direct auf den livländischen Schwertbrüderorden verwiesen wird, liegt auf der Hand.

„Er stifte under im, als ichz las,
Zu schirme sîme lande
Brudere dî man nande
Dî rittere Christi . . .
Dîse rittere wert
Zu Lîflande in der zît
Wôntin . . . u. s. w.

Daraus ergiebt sich mit Sicherheit, daß Jeroschin der Ueberzeugung war, die

ihnen, mit Namen Bruno und vierzehn andere zu Ordensbrüdern ein. Ein weißer Mantel mit rothem Schwert und Stern kennzeichnete sie. Der Herzog erbaute ihnen in Cujavien unterhalb Plock, an der Weichsel, die Burg Dobrin, nach der man sie die Brüder von Dobrin nannte, während ihr officieller Name fratres militiae Christi contra Prutenos, Brüder des Ritterdienstes Christi gegen die Preußen war. Außer Dobrin erhielten sie noch einen Landstrich am rechten Weichselufer, zwei Weichselinseln, einen Theil des auf dem linken Weichselufer gelegenen Dorfes Eiche und weiter abwärts die Besitzungen Sedlec und Wissin zu Lehen. In Betreff der künftigen Eroberungen ging die Vereinbarung dahin, daß die eine Hälfte dem Orden, die andere dem Herzoge von Masovien zufallen solle. Ueber diese Einigung hat dann Conrad am 4. Juli 1228 eine Urkunde ausgestellt, der Papst am 28. October desselben Jahres die Brüder in seinen Schutz genommen und die ihnen gemachten Schenkungen bestätigt. Da aber die Dobriner sehr bald eine Niederlage von den Preußen erlitten, so daß sie selbst in arge Bedrängniß geriethen, kamen die ins Stocken gerathenen Verhandlungen mit dem Deutschen Orden wieder in Fluß. Auch verstehen wir wohl, weshalb Herzog Conrad nicht leichten Herzens an abschließende Verhandlungen ging. Hermann von Salza war — gewitzigt durch die schlimmen Erfahrungen, welche der Deutsche Orden in Ungarn gemacht hatte — entschlossen, die Position nicht aufzugeben, welche ihm jene Urkunde Kaiser Friedrichs zugesichert hatte. Er bestand darauf, völlig unabhängiger Territorialherr zu sein und weder im Bischof von Preußen, noch im Polenherzoge seinen Herrn zu finden. Er hielt fest zu Kaiser und Reich.

Die Brüder von Dobrin waren zum Reich in keinerlei Beziehung getreten und schon aus diesem Grunde dem Herzoge viel bequemer. Nur die Noth zwang ihn Hermann von Salza gegenüber zum Nachgeben.

Der Deutsche Orden hatte übrigens keinen Augenblick die Stellung fahren lassen, welche durch die Verhandlungen von 1226 ihm eingeräumt war. Wir

---

Dobriner Brüder seien mit den Schwertbrüdern ursprünglich identisch gewesen und es dürfte schwer fallen, nachzuweisen, daß Dusburg anderer Meinung gewesen. Zieht man nun in Betracht, daß 1227 mit der Unterwerfung Oesels der Schwertbrüderorden seine Gegner in Livland niedergeworfen hatte, so spricht die Wahrscheinlichkeit nicht dagegen, daß noch im selben Jahre oder 1228 fünfzehn Brüder dem Polenherzoge abgegeben wurden. Da eine Einkleidung derselben ausdrücklich erwähnt wird, die Insignien des Schwertbrüderordens in Livland auch ein Kreuz statt des von den Dobrinern getragenen Sternes zeigen, sonst aber übereinstimmen, wird man annehmen müssen, daß jene fünfzehn Livländer aus ihrem Ordensverbande in den gewissermaßen als Filiale gegründeten Dobrinerorden übergeführt wurden. Trug er doch denselben Namen und fast gleiches Gewand, ohne Zweifel aber hatte er dieselbe Regel, da die Gründung eines völlig neuen Ordens durch einen Bischof, ohne daß der Papst die neue Regel bestätigt hätte, undenkbar ist. Daß aber die livländischen Quellen von diesem Ereigniß nichts wissen, erklärt sich daraus, daß Heinrich von Lettland mit dem Jahre 1227 seinen Bericht schließt. Auch das ein Argument gegen die Gründung des Ordens vor 1227 resp. 1228. Ueber die Geschichte der Berufung des Deutschen Ordens herrscht noch vielfach Unsicherheit.

sahen schon, daß Conrad von Landisbergk seine Vorpostenstellung treu behauptete. Conrad von Masovien hatte ihm, dem heutigen Thorn gegenüber, eine Burg erbaut, in welcher er mit nur geringer Mannschaft der Zukunft entgegensah. Es war immerhin eine Leistung, daß Vogelsang, so nannte Landisbergk die Burg, für den Orden errichtet und bewahrt wurde. Als dann die Ereignisse des Jahres 1228 zeigten, daß die Brüder von Dobrin, weit entfernt, die ganze Grenzlinie vertheidigen zu können, sich kaum aus ihrer Burg hinauswagen durften, wurde Conrad von Masovien dem Meister des Deutschen Ordens gegenüber entgegenkommender.

Noch zu Anfang des Jahres 1228 hatte er einer neuen Ordensgesandtschaft nicht mehr geboten, als die Schenkung des Kulmer Landes und eines Dorfes in Cujavien, und Bischof Christian hatte gemeint, mit einem Verzicht auf den ihm gebührenden Zehnten das Aeußerste gethan zu haben. Im folgenden Jahre ward die Schenkung in weit schärferer Fassung wiederholt und endlich Anfang 1230 die Vereinbarung geschlossen, welche den Grund der künftigen Stellung des Deutschen Ordens bilden sollte. Dies ist der berühmte Vertrag zu Leßlau. Die Hauptschwierigkeit hatte darin gelegen, daß Bischof Christian in Folge eines 1222 geschlossenen Vertrages und durch Kauf Besitzungen im Kulmer Lande innehatte, welche ihm eine dem Orden lästige Stellung einräumten. Auf diese hat er nun förmlich verzichtet, ebenso auf den Bischofszehnten, sich dagegen zur Sicherung seiner bischöflichen Autorität eine bestimmte Abgabe von jedem Pfluge Landes ausbedungen.

Wir übergehen hier die in die Geschichte des deutschen Mittelalters fallenden Einzelheiten. Nur das mag noch hervorgehoben werden, daß der Orden nicht unter bischöflicher Jurisdiction stand und nur im Papste, nicht im Bischof von Preußen und Kulmer Land sein Oberhaupt anerkannte. Leichter waren die Verhandlungen mit Conrad von Masovien und mit Bischof Günther von Plock zum Abschluß gediehen.[1]) Der Verzicht des Polenherzogs auf das Kulmerland geschah in aller Form, von eventuellen künftigen Ansprüchen auf die Eroberungen des Ordens ist keine Rede, wohl aber wurde gegen die Heiden ein Schutz- und Trutzbündniß feierlich vereinbart.

Nun traf auch die erste größere Schaar der Deutsch-Ordensritter ein, an ihrer Spitze Hermann Balke oder Balko als Meister, Theodorich von Bernheim als Marschall. So hatte es Hermann von Salza selbst angeordnet.

Mit bewunderungswürdiger Energie und Klugheit ist der Orden gleich zu Anfang aufgetreten. Herzog Conrad wurde vermocht, ihm noch die Burg Nessau mit vier zu ihr gehörenden Dörfern zu überlassen; ein erster Anfall der Heiden ward von dieser schnell in besseren Stand gebrachten Burg aus energisch zurückgewiesen und durch Wiederaufnahme der Verhandlungen mit Conrad auch die rechtliche Grundlage erheblich befestigt und erweitert. Der Vertrag zu Cruszwiz vom Juni 1230 wiederholte die Bestimmungen der

1) Ueber alle hier einschlagenden Controversen vgl. Ewald l. l. I. 124 ff.

früheren Einigung in noch schärferer Fassung, namentlich wurden alle Ansprüche Polens auf die Landeshoheit in Preußen wie in dem Kulmerlande ausdrücklich aufgegeben[1]); Herzog Conrad, seine Gemahlin und seine Söhne, sowie die geistlichen und weltlichen Großen des Landes haben ihre Zustimmung gegeben und Bischof Christian hat zum Ueberfluß durch seine Unterschrift bezeugt, daß er voll einverstanden sei. Endlich hat Papst Gregor IX. am 12. September 1230 alle diese Dinge ausdrücklich bestätigt.

Wir können die nächstfolgenden Ereignisse nur im Fluge berühren. Im Frühjahr 1231 hat der Orden von Nessau aus die Weichsel überschritten und gegenüber der Burg den Grund zum heutigen Thorn gelegt. Es lohnt an dieser Stelle der „Kronike von Pruzinlant" Jeroschins das Wort zu geben:[2])

Diz bûwen was alsus getân:
ein grôze eiche in der stunt
ûf eime hubele dâ stûnt
gewachsin; uf der este
machtin sî erkre veste
geordint wol mit zinnen
nâch werlîchin sinnen.
Sî hîbin ouch de crumme
Dî burc allum und umme
veste heine her und dar
und vormachtin iz sô gar
Daz nicht inbleib den ôt ein pfat
Daran man zu der burc getrat.
Der brûdre, dî da blibin
was do nicht mê wen sibin.
. . . . . .
Ubir etslîche zît ôt darnâch
Di brûdre man ouch stiftin sach
vor di burc Torun ein stat,
dê man sint durch nutzis rât
Mûste legin sô hin dan,
dâ Torun burc und stat nû stân
wan sich dî wîzil oft irgôz,
daz sî dî stat hî gar durchvlôz.
Doch bleib dî burc vil manchin tac
ligin dâ, als sî ê lac.

So ist ein Eichbaum der Ausgangspunkt der preußischen Macht geworden, die bestimmt war, das ganze Deutschland unter ihrem schützenden Schatten zu sammeln. Weitere Erfolge ließen nicht lange auf sich warten. Eine Reihe von festen Plätzen der Preußen, Burgbergen, wie sie nicht nur diesem Zweige des littauischen Stammes eigenthümlich waren, fiel in die Hände des Ordens,

1) Auch hier stehen wir vor einer Controverse. Ich sehe keine Möglichkeit, gegenüber dem Wortlaut der Urkunde, hier die polnischen Ansprüche aufrecht zu erhalten.

2) Scr. R. Pr. I, 345 v. 3704 ff.

der Papst unterstützte ihn durch Kreuzzugsbullen, Kulm erstand aufs Neue aus der Asche (1232) und auch die Thätigkeit glaubensfreudiger Missionare wurde wieder aufgenommen. Aber der Widerstand der Preußen entsprach der Energie des Angriffs und gerade in jenen ersten Jahren des Ordens wird viel über Raubzüge der Heiden geklagt. Auch Bischof Christian ist damals in die Hände der Preußen gefallen und erst nach Jahren wieder frei geworden. So sah man sich in Polen 1233 veranlaßt, durch einen größeren gemeinsamen Feldzug den Orden in seiner schwierigen Aufgabe zu unterstützen. Herzog Heinrich von Schlesien, der Bärtige, führte die polnischen Schaaren an. An der Sirgune, einem Flüßchen, das sich in den Drausensee ergießt, kam es, wahrscheinlich im November, jedenfalls in einem der Wintermonde des sich seinem Ende zuneigenden 1233. Jahres zu einer furchtbar blutigen Schlacht, in der die Preußen völlig unterlagen. Sie rächten sich durch einen verwüstenden Einfall in Pommern, und so zieht sich in stets gleicher Erbitterung der Kampf noch lange hin. Aber der Orden ist in stetigem Vordringen. Es ist kein Zufall, daß die berühmte kulmische Handfeste nur kurze Zeit nach der Schlacht an der Sirgune ausgestellt wurde (28. December 1233). Sie ist, wie treffend gesagt worden ist, die magna charta für die deutschen und niederländischen Ansiedler der Ordenslande, die erste Grundlage der Rechte und Freiheiten für die Bürger der jungen Städte Kulm und Thorn, der ersten Städte des in Bildung begriffenen Ordensstaates Preußen.[1]) Was für die schlesischen Städte das Magdeburger Recht ist, bedeutet für Preußen die Kulmer Handfeste, der ebenfalls Magdeburger Recht zu Grunde liegt, fast alle preußischen Städte, die das Schwert des Ordens ins Leben rief, sahen auf Grund dieses Privilegs deutschen Bürgersinn und deutsche Bürgerfreiheit erblühen.

Endlich ist durch die Bulle Papst Gregors IX. vom 3. August 1234, dank der klug vermittelnden Thätigkeit des großen Savoyarden Wilhelm von Modena, das gesammte vom Orden gewonnene oder in Zukunft zu gewinnende Land in des hl. Petrus Schutz, Eigenthum und Recht genommen und zu ewigen Zeiten den Brüdern des Deutschen Hauses von St. Marien als freies Eigenthum verliehen worden. Auch Rom hatte damit sein letztes Wort gesprochen, die Unabhängigkeit des Ordens von allen Ansprüchen auf weltliche Oberherrlichkeit, namentlich auf die polnische, war feierlichst bestätigt. Kurz vorher hatte, ebenfalls unter Vermittelung Wilhelms von Modena, die Vereinigung des Dobriner Ordens mit dem Deutschen Orden stattgefunden.

Wir wissen nicht, woran die Dobriner Brüder gescheitert sind. Es weisen einzelne Anzeichen darauf hin, daß Meister Brun es nicht verstand, die vor allen Dingen unentbehrliche Eintracht aufrecht zu erhalten. So geschah es, daß ein Theil der Brüder zum Deutschen Orden übertrat und über die Frage, ob sie berechtigt seien, auch die ihrem Orden verliehenen

1) Vgl. Ewald l. l. p. 168 ff.

Liegenschaften auf den Deutschen Orden zu übertragen, kam es zu heftigen Zwistigkeiten. Schon die Thatsache, daß die Deutschritter den Anspruch auf den Gesammtbesitz der Dobriner erhoben, weist darauf hin, daß mindestens die größere Hälfte der Brüder ihnen zugefallen war. Meister Brun aber fand, als die deutschen Ritter das doch vor allen ihm verliehene Land gewaltsam besetzten, Unterstützung bei Conrad von Masovien. Um offenen Krieg



Siegel des Herzogs Conrad von Masovien.

Abdruck in Wachs, mit rothseidenen Strängen an einer Urkunde vom Jahre 1238. Der Herzog zu Pferde, geharnischt und mit dem Waffenrocke bekleidet, auf dem Haupt einen spitzen, kantigen und zum Schutze des Gesichts mit einer Schiene versehenen Helm. Am linken Arm der Schild, in der Rechten eine Fahne mit großem Kreuz, wohl als Hindeutung auf die Bekämpfung der heidnischen Preußen durch den von ihm herbeigerufenen Deutschen Orden. Unterschrift: † (S) CONRADI DVCIS ... DVC ... IRIE LĀCICIE. (Nach Voßberg.)

zu verhindern, griff hier Wilhelm von Modena ein, und seiner Vermittelung gelang es, am 19. October 1235 einen Vergleich herbeizuführen, demzufolge der Deutsche Orden nächst Nessau und Orlow noch die Güter Sedlec und Rogow sowie eine Saline am linken Ufer der Weichsel in der Nähe von Thorn erhielt. Die Burg Dobrin selbst aber fiel an Conrad von Masovien zurück.

Es gelang übrigens auch Wilhelm nicht, Meister Bruno zu versöhnen. Mit einigen Brüdern, die zu ihm hielten, blieb er dem Deutschen Orden fern,

und im Frühjahr 1237 wies ihm Herzog Conrad die Burg Drohiczin mit allem Land zwischen dem Bug und Nur gegen die Verpflichtung an, Masovien gegen die Heiden zu vertheidigen.

Dann erfahren wir im Jahre 1240 noch gelegentlich, daß der Orden damals zehn Brüder zählte, und von da ab verschwindet er völlig aus unserem Gesichtskreise. Ob er in dem Mongolensturme seinen Untergang gefunden, oder was sonst ihm ein Ende bereitet, wird wohl für immer unbekannt bleiben.

Der Deutsche Orden in Preußen, der seit 1237 auch den Schwertbrüderorden und ganz Livland in seinen Schooß aufgenommen hatte, ging seinen Weg unbeirrt weiter. Der historische Verlauf der Ereignisse sollte ihn bald nöthigen, auch gegen Polen, von dem er ausgegangen war, Schild und Speer zu wenden.

Elftes Kapitel.

Die Tataren in Polen und die Folgen der Schlacht bei Lignitz.

Wir haben in der russischen Geschichte die Entstehung des mongolischen Weltreiches und die Unterjochung Rußlands durch dasselbe kennen gelernt.[1] Nach der Verwüstung von Halicz war, wie wir wissen, Batukhan zu Anfang des Jahres 1241 mit seiner Hauptmacht durch die Karpathen gedrungen. Sandomir war in seine Hände gefallen, die Umgegend von Krakau verwüstet worden, ohne daß irgend erheblicher Widerstand den schrecklichen, auch im Abendlande durch ihre rücksichtslose Grausamkeit blindes Entsetzen erregenden Feinden geleistet worden wäre. Der gerade damals zwischen Kaiser und Papst neu entbrannte Kampf lähmte zu einer Zeit, in welcher Eintracht zumeist noth that, allen Widerstand. Was half das geist- und schwungvolle Schreiben Kaiser Friedrichs II., durch welches er zu energischem Widerstande aufforderte? Wohl war es — wie er sich ausdrückte — Zeit, aus dem Schlafe zu erwachen, wohl war die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt, aber rechtzeitig den herandringenden Strom der Tataren einzudämmen, dazu war es bereits zu spät. Ehe die schwerfälligen Rüstungen im deutschen Reiche nur beisammen waren, hatte der verheerende Einfall in Polen, Schlesien, Mähren und Ungarn bereits sein Ziel erreicht.

Von Sandomir aus war ein Haufe der Tataren durch Großpolen gezogen und hatte, ohne Widerstand zu finden, Sieradz, Lenzyc und Cujavien verwüstet, während eine andere Schaar sich gegen Krakau wandte. Ein Heerhaufe, der sich ihr unter den Palatinen von Krakau und Sandomir entgegen-

1) Vgl. Kap. XIV u. XV.

warf, wurde zusammengehauen, Krakau selbst bis auf die Andreaskirche verbrannt, endlich bei Oppeln die Macht der Herzöge von Oberschlesien, Mieszko und Wladislaw gebrochen. Nun war die Straße auf Breslau frei; die Tataren hätten der Hauptstadt Schlesiens unzweifelhaft das Schicksal Krakaus bereitet, wenn die Bürger selbst ihnen nicht zuvorgekommen wären. Sie flüchteten auf die durch den Fluß geschützte Burg der Dominsel und steckten selbst die Stadt in Brand. Nun wandten sich die Feinde gegen Lignitz.

Läßt sich den meist bedrohten Herrschern von Polen, Böhmen und Ungarn auch der Vorwurf machen, daß sie nicht rechtzeitig der Gefahr vorgebeugt hatten, im Augenblick der Noth wurde doch eine Energie entfaltet, der man die Anerkennung nicht versagen kann. König Wenzel I. von Böhmen hatte die Sudetenpässe befestigt und war mit seinem Heere auf dem Marsche nach Schlesien. Herzog Heinrich von Breslau hatte seine gesammte Macht bei Lignitz concentrirt und, als die Feinde ihn hier in weitem Ring einschlossen, es möglich gemacht, sich durchzuschlagen. Auf der Wahlstadt nur wenig südlich von Lignitz war er jedoch genöthigt worden [1]), eine ihm angebotene Entscheidungsschlacht anzunehmen, bevor König Wenzel von Böhmen sich mit ihm vereinigen konnte.

Ueber die Stärke des polnisch-schlesischen [2]), ebenso wie des mongolischen Heeres fehlen alle sicheren Angaben. Jedenfalls ist das letztere in der Uebermacht gewesen. An Hilfsmannschaft hatte Herzog Heinrich Contingente der schlesischen Templer und Johanniter, sowie der unter ihrem Landmeister Poppo von Osterna erschienenen Deutsch-Ritter heranziehen können.

Es steht nicht in Widerspruch mit der uns bekannten Kriegsweise der Tataren, wenn berichtet wird, daß sie durch eine Kriegsmaschine, welche stinkenden Dampf ausspie, die feindlichen Reihen ins Wanken brachten. Die Schlacht bei Lignitz endete mit einer völligen Niederlage der Polen, Herzog Heinrich selbst fiel im Kampfe, sein Heer war theils erschlagen, theils versprengt worden. Die Tataren aber waren auch nach der Schlacht so wenig geschwächt, daß sie zunächst noch das südliche Schlesien verheerten und danach (zwischen dem 4. und 5. Mai) die mährische Grenze überschritten, um in Ungarn einzubrechen. Papst Gregor IX., an den König Bela sich gewandt hatte, wußte wenig Aussicht auf Hilfe zu bieten und mußte mit seinem Segen und der Verheißung himmlischer Vortheile vertrösten. Nicht einmal seine bevorstehende Aussöhnung mit Kaiser Friedrich konnte er in mehr als vage Sicht stellen. Es hätten zweifellos noch arge Verwüstungen, vielleicht eine dauernde Eroberung des für nomadisches Leben so sehr geeigneten ungarischen Niederlandes erfolgen müssen, wenn nicht, wie wir sahen [3]), der Tod des

1) Ich sehe nicht ein, was uns veranlassen sollte, die rein thatsächlichen Angaben König Wenzels zu verwerfen.

2) Boguphal, der hier wohl allein Glauben verdient, spricht von multis milibus armatorum, eine Angabe, die sich nicht in Zahlen umsetzen läßt.

3) Vgl. Gesch. Rußlands, pag. 170.

Großkhans Ogotai den Rückzug der Tataren herbeigeführt hätte. Blieb so der entsittlichende Druck eines Tatarenjoches auch den polnischen Staaten erspart, so sind doch die Folgen des Tatareneinfalles schwerwiegend gewesen. Schon der Tod Herzog Heinrich II. von Schlesien war ein Ereigniß von größter Tragweite. Seine Wittwe Anna war mit zehn unmündigen Kindern zurückgeblieben, fünf Mädchen und fünf Knaben, von denen der älteste Boleslaw, den man später den Wilden nannte, erst 1242, selbst fast noch ein Knabe, die Regierung antreten konnte. Er war nicht stark genug, die in allen Landschaften auftauchenden centrifugalen Tendenzen zu bewältigen. Krakau fiel Conrad von Masovien zu, um nach kurzer Frist zu Herzog Boleslaw von Sandomir überzutreten, dann sagte Großpolen sich von ihm los. Die Söhne des Wladislaw Odonicz setzten sich hier fest, und wenn es auch Heinrich gelang, durch Vermählung seiner Schwester Elisabeth mit dem älteren derselben, Przemislaw, in ein freundliches Verhältniß zu treten und die Abtretung des Landes bis zur Obra zu erlangen, so blieb doch auch diese Erwerbung nicht dauernd in seinen Händen. Um 1251 scheint aller Besitz in Großpolen ihm entwunden zu sein. Das Lebuser Land fiel an das Erzstift Magdeburg, als Boleslaw mit seinem Bruder Heinrich dem Weißen von Breslau in Fehde lag, und auch mit seinem vierten Bruder Conrad (von Glogau) hat er in verderblichem Unfrieden gelebt. Die gesammte Lebensarbeit Heinrich des Bärtigen ging bei diesem wüsten Treiben verloren, von seinem auf eine große Zukunft angelegten Staatenbau waren zuletzt nur Mittel- und Niederschlesien beisammen geblieben. Und dabei ging ein rechtloses Fehdewesen durchs Land, das Handel und Wandel und jeden ruhigen Fortschritt unmöglich zu machen schien.

Mit der Kirche lagen die schlesischen Herzöge, vor allen wiederum Boleslaw, ebenfalls in stetem Hader; Bann und Interdict mußten aufgeboten werden, um ihre Gewaltthaten zu zügeln, und während so die Macht und das Ansehen Polens immer tiefer sanken, begannen die Nachbarn ringsumher sich immer kräftiger aufzurichten. Dies sind die Tage, in denen Littauen unter Mindowe sich in den Kreis der großen europäischen Politik eindrängte [1]), in denen Halicz unter Daniel einen ungeahnten Aufschwung nahm [2]), Pommern unter Swatopluk wieder eine Rolle zu spielen begann, Brandenburg auf ursprünglich polnischem Grunde sich ausbreitete, und der Deutsche Orden immer kräftiger auf preußischem Boden Wurzel schlug. Durch stete Theilungen zersplitterten sich dabei die polnischen Herzogthümer immer mehr, so daß in den siebziger Jahren vierzehn polnische Fürsten aus dem Geschlechte Boleslaws gleichzeitig neben einander regierten. Am ärgsten war die Zersplitterung in Kleinpolen und Schlesien, überall aber hob sich auf Kosten der Herzogsgewalt die Stellung von Adel und Geistlichkeit, sank der Bauernstand in immer tiefere Knechtschaft hinab.

1) Vgl. Gesch. Rußlands, Kap. 19. — 2) l. l. Kap. 18.

Die einzelnen Herzöge in ihren Kämpfen, die Ländertheilungen in ihrem steten Wechsel zu verfolgen, trägt für eine allgemeine Betrachtung nicht aus Wichtig ist für unsere Zwecke eine andere Erscheinung. Die Entvölkerung, welche der erste Tatareneinfall, an den nur zu bald neue Verwüstungszüge sich schlossen [1]), zur nächsten Folge hatte, führte die schlesischen Herzöge dazu, in noch höherem Maße, als es bisher der Fall gewesen war, deutsche Colonisten heranzuziehen. In den Jahren von 1241 bis 1266 sind hier nicht weniger als 18 Neugründungen von Städten zu deutschem Recht urkundlich überliefert. (Trebnitz 1241, Striegau 1242, Steinau in Oberschlesien 1243, Landshut 1249, Städtel Leubus 1249, Brieg 1250, Wansee 1250 und 1252, Lignitz 1252, Schowoine und Zirkowitz 1252, Hundsfeld 1252, Trachenberg 1253, Glogau 1253, Beuthen in Oberschlesien 1254, Öls 1255, Konstadt 1261, Glogau 1263, Bernstadt 1266.) [2]) Es konnte unter diesen Umständen keinem Zweifel unterliegen, daß diese Gebiete für die polnische Nationalität verloren waren, und auch in kirchlicher Beziehung hatte eine Loslösung Schlesiens von dem übrigen Polen dadurch stattgefunden, daß in den sechziger Jahren der Kirchenzehnte mit einem Malter für die Hufe abgelöst wurde, während sonst überall in polnischen Landen der volle Garbenzehnte erhoben wurde. „Es war dies, wie Dlugosz schon sagt, das erstmalige Schisma, durch welches sich die Herzöge und Barone Schlesiens von dem Körper des polnischen Reiches zu scheiden und unter gewaltthätiger Abstellung der alten Satzungen ihre Absichten ins Werk zu stellen begannen." [3])

Es hat übrigens diese Entwickelung — um die Geschichte des polnischen Schlesien, deren weiterer Verlauf in die des deutschen Mittelalters gehört, zu erledigen — noch einige Phasen durchgemacht, ehe die völlige Trennung Schlesiens von Polen wirklich vollzogen war.

Als nach dem 1266 erfolgten Tode Heinrichs III. sein Bruder Wladislaw, der seit Jahresfrist Erzbischof von Salzburg war, die Vormundschaft für den unmündigen Heinrich IV. übernahm, wurde der junge Prinz am glänzenden Hofe seines Großoheims König Ottokar von Böhmen erzogen. Nach Wladislaws Tode 1270 regierte er dann unter böhmischer Oberleitung, ohne jedoch von dieser Seite her genügenden Schutz gegen seinen Oheim Boleslaw den Wilden zu finden. Er ist zeitweilig von diesem gefangen gehalten worden und nach einer sieglosen Schlacht genöthigt gewesen, ihm ein Dritttheil seines väterlichen Erbes abzutreten. Eine Wendung zum Besseren trat ein, als Heinrich IV. mit zwei andern schlesischen Herzögen an jener Schlacht auf dem Marchfelde theilnahm (26. August 1278), die König Ottokar das Leben kostete und die historische Stellung der Habsburger begründete.

1) Besonders verhängnißvoll wurde der Tatareneinfall des Jahres 1259, in dem Sandomir und Krakau in Asche gelegt und alles Land von Lublin bis zur oberen Weichsel verheert wurde.

2) Vgl. Grünhagen, pag. 88.

3) Grünhagen, l. 1, pag. 87.



Siegel von König Boleslaw dem Schamhaften.

Kleines Reitersiegel von gelbem Wachs mit rothseidenen Schnüren, an Urkunden vom Jahre 1235 und 1243 befindlich. Man sieht den nach links reitenden Herzog geharnischt im Waffenrocke, mit der Rechten eine Lanze mit großer Fahne tragend; der Lanzenschaft ist oben statt der Spitze mit einem Kreuze geziert, das wohl auf eine Theilnahme des Herzogs an den Kriegszügen gegen die heidnischen Preußen schließen läßt. Aus dem Siegelrande vor dem Herzoge erscheint die segnende Hand der Vorsehung. Die Umschrift lautet: † ʃ — BOLESLAVI FILII LESTCONIS DVCIS POLONIE. — Großes Fußsiegel von gewöhnlichem Wachs, mit roth- und gelbseidenen Fäden an einer Urkunde im Krakauer Kapitelsarchive vom Jahre 1255. Es zeigt den Herzog von vorn im Kettenpanzer und darüber gezogenen Waffenrocke, auf dem Haupte einen spitzen, vorne offenen Helm; an der Seite ein Schwert; in der Rechten hält er eine Lanze und mit der Linken einen Schild, worauf ein ungekrönter Polnischer Adler. Umschrift: † — S' · BOLESLAI · DEI · GRA · DVCIS — CR — ACOVIE · ET · SADOMIRIE. (Nach Voßberg.)

Für Schlesien und speciell für Heinrich war die Lösung von der böhmischen Clientel und die Erwerbung der Grafschaft Glatz die Folge jener glücklichen Niederlage, und wenn es ihm auch nicht gelingen wollte, die Vormundschaft über den Sohn Ottokars, Wenzel, an sich zu bringen, erreichte er doch das eine, daß König Rudolph ihm den Besitz von Glatz unter der Bedingung bestätigte, daß Heinrich seine Lande vom Deutschen Reich zu Lehen nahm. Erst damit ist die Trennung Schlesiens von Polen formell zum Abschluß gelangt und seine Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche endgiltig besiegelt.

Heinrich IV. ist ein wirklich bedeutender Herrscher gewesen und nur ungern verzichtet man auf eine eingehendere Schilderung. Nur das muß noch besonders hervorgehoben werden, daß es ihm, einem der edelsten Repräsentanten des deutschen Ritterthums, gelang, den Uebermuth des schlesischen Adels zu brechen, den Einfluß des deutschen und bürgerlichen Elements zu heben und trotz Bann und Interdict in dem sechsjährigen Kirchenstreite, den er mit Bischof Thomas II. von Breslau führte, einen ehrenvollen Sieg zu erringen. Gegen Ende seiner Regierung ist er sogar zeitweilig im Besitz von Krakau gewesen.

Hier hatte 52 Jahre lang der Sohn Leszek des Weißen, Boleslaw der Schamhafte, in stürmischer, für sein Land nicht glücklicher Regierung geherrscht. Als er 1279 kinderlos starb, folgte ihm sein Neffe Lesko der Schwarze, der nach neun Jahren gleichfalls ohne Erben hinging. Die damals in Krakau noch mächtige deutsche Partei berief nun Herzog Heinrich von Schlesien, während der polnisch-national gesinnte Adel im Einverständniß mit der hohen Geistlichkeit Boleslaw von Plock erwählte. Der erste Erfolg war für Heinrich. Krakau öffnete ihm die Thore; als er jedoch nach Schlesien zurückkehrte, gewann die polnische Partei die Oberhand. Boleslaw und sein Vetter, der tapfere Wladislaw der Zwerg, schlugen das schlesische Heer und nahmen die Stadt nun ihrerseits ein. Ein Bürgerkrieg war unvermeidlich und nach hartem Kampfe, in dem der Gegensatz zwischen den deutschen Schlesiern und den Polen bereits charakteristischen Ausdruck findet, blieb Herzog Heinrich Herr der Situation. Die Polen erlitten am 12. December 1289 eine völlige Niederlage, Krakau wurde erstürmt, der Bischof gefangen, Wladislaw der Zwerg genöthigt, im Mönchsgewande das Heil auf der Flucht zu suchen. Es bezeichnet den Sinn, in welchem Herzog Heinrich die neue Herrschaft antrat, daß er das wichtige Wieliczka zu einer Stadt mit deutschem Rechte aussetzte. Leider hat er nur noch kurze Zeit gelebt; kaum ein Jahr nach der zweiten Einnahme Krakaus ist er in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni 1290 gestorben. Sein Tod macht in der schlesischen und in der polnischen Geschichte Epoche. Der kinderlose Herzog hat, wenn anders wir nicht einer frechen Urkundenfälschung gegenüberstehen, auf dem Todtenbette Alles Preis gegeben, was er und seine Vorgänger für die Einigung und Stärkung der schlesischen Lande gethan haben. Man fand eine vom 23. Juni datirte Urkunde vor, in welcher der Herzog dem Bischof von Breslau nicht nur die Landeshoheit über die

Gebiete von Neiße und Ottmachau nebst anderen strittigen Gütern abtrat, sondern dazu noch auf alle Besitzungen und Güter verzichtete, die sein Vater, sein Oheim oder er selbst bei seinen Lebzeiten unrechtmäßig in Besitz genommen hätten.[1])

Vom gleichen Tage ist dann das Testament Heinrichs datirt, durch welches nicht, wie ein Erbvertrag verlangte, sein Land an König Wenzel von Böhmen fiel, sondern in Parcellen zersplittert wurde, welche die aufstrebende Macht Schlesiens lahm legten. Das Breslauer Land fiel an Heinrich von Glogau, Krossen kam an den Landgrafen von Thüringen, Glatz an Böhmen zurück, das dafür die Verpflichtung übernehmen sollte, die schlesischen Erben des Herzogs zu schützen.

Krakau und Sandomir aber erhielt Primko oder Przemislaw von Gnesen!

Wenn Herzog Heinrich sein Lebenswerk hätte zu Schanden machen wollen, er hätte kein besseres Mittel dazu wählen können als dieses — Testament.

Für die Deutschen außerhalb Schlesiens, im eigentlichen Polen, aber war es ein Schlag, von dem sie sich nie wieder erholt haben, die Aussicht, im Krakau'schen eine ähnliche Stellung wie in Schlesien zu gewinnen, war damit geschwunden. Die nationalpolnische Partei konnte die Anerkennung jener letztwilligen Bestimmungen Heinrichs als einen großen Sieg feiern.

---

1) Grünhagen l. l. Anm. 64 zu pag. 114. Der Angriff Grünhagens auf die Echtheit der Urkunde ist weit stärker als seine Vertheidigung derselben. Für feststehend halte ich nicht mehr, als daß diese Urkunde jedenfalls nicht vor dem 23. und nicht nach dem 27. Juni ausgefertigt wurde, daß dank der in ihrer Gesammtheit für die Echtheit eintretenden Geistlichkeit ein Zweifel an der Echtheit bei den Zeitgenossen nicht laut wurde, obgleich die formelle Rechtsgiltigkeit derselben mindestens zweifelhaft war. Sobald man sich auf das vage Gebiet des Wahrscheinlichen begiebt, läßt sich nichts gegen die Annahme sagen, die Urkunde sei von der Geistlichkeit, die den Ausgang des ihr so ungünstigen Kirchenstreites nicht verschmerzen konnte, entweder kurz vor dem Tode des Herzogs oder gleich nach demselben aufgesetzt und in Ermangelung einer authentischen Besiegelung mit einem herzoglichen Siegel, das von einer anderen echten Urkunde abgeschnitten wurde, versehen worden.

Sagt doch Grünhagen selbst, der auf dem Gebiete schlesischer Diplomatik Autorität ist: „wer blos das Original des großen Kirchenprivilegs betrachtet, wird nicht umhin können zu erklären, daß diese Urkunde jeder eigentlichen Beglaubigung entbehrt, insofern nicht nachweisbar ist, daß das Siegel des Ausstellers jemals an der Urkunde gehangen hat und für etwaige Siegel von Zeugen nicht einmal Löcher zum Durchziehen der Siegelfäden in der Urkunde sich finden. Schwerlich ist mit der Urkunde Alles in Ordnung gewesen." Vgl. l. l. Anm. 65.

Zwölftes Kapitel.

Wladislaw Lokietek; (der Zwerg.)

War die polnische Partei auch stark genug gewesen, sich vor der drohenden Gefahr der Germanisirung durch ein deutsch gewordenes Fürstengeschlecht zu schützen, Ordnung und Einheit in die polnischen Verhältnisse zu bringen vermochte sie nicht. Die polnischen Piasten lagen in bitterem Hader unter einander. Erst waren es Heinrich von Glogau und Heinrich von Lignitz, die wegen Breslaus kämpften, dann entbrannte der Streit zwischen Przemislaw von Großpolen und Wladislaw dem Zwerge um Krakau. Unter diesen Umständen griff — nicht ohne sich auf vermeintliche Rechtsansprüche zu stützen — König Wenzel von Böhmen ein. Er hatte um so mehr Grund, seine Ansprüche nicht aufzugeben, als der kleinpolnische Adel und wohl auch die Wittwe Leszeks ihn herbeiriefen. So nahm er zu Anfang des Jahres 1291 in Olmütz die Lehnshuldigung zweier polnischer Fürsten entgegen, eine Unterwerfungsurkunde wurde ihm ausgestellt, und als sein Feldherr Bischof Tobias von Prag in Polen einrückte, fielen ihm mühelos Stadt und Land Krakau zu. Da aber Wladislaw von Sandomir aus den Kampf gegen Wenzel aufnahm, sah dieser sich genöthigt, Anfang 1292 nochmals gegen Polen zu ziehen. Vom Markgrafen Otto von Brandenburg, seinem Vormund, unterstützt, gelang es ihm nicht nur Krakau und Sandomir zu bewältigen, sondern auch Wladislaw und dessen Bruder Kasimir, die sich in Sieradz eingeschlossen hatten, zur Ergebung zu zwingen. Sie mußten allen Ansprüchen auf Krakau und Sandomir entsagen und für ihre Erbherzogthümer Brzesc und Lenczyc die persönliche Huldigung leisten, um ihre Freiheit wieder zu erlangen. Die Vereinigung des in sich zerfallenen polnischen Staates mit dem mächtigen Böhmen schien damit erreicht zu sein. Daß weder Wladislaw noch sein Bruder ihren Huldigungseid hielten und daß jetzt auch Przemislaw von Großpolen sich zu ihnen gesellte, hatte fürs Erste nur die Folge, daß ganz Polen das Feld erbarmungsloser Verwüstungen wurde, die um so schwerer auf dem armen Lande lasteten, als gleichzeitig littauische Schaaren in Masovien, Cujavien und Lenczyc eindrangen, mongolische Horden Sandomir und das südliche Polen verheerten.

Mit einem höheren Ehrgeiz sah von den polnischen Fürsten nur Przemislaw von Großpolen die Lage an. Er war der muthmaßliche Erbe des alten kinderlosen Herzogs Mestwin von Pommerellen, ein kühner und staatskluger Mann.[1] In Uebereinstimmung mit der hohen Geistlichkeit, dem Erzbischof von Gnesen, den Bischöfen von Posen, Leslau und Krakau und unter

1) Herzog Mestwin hatte ihn durch Urkunde vom 15. Febr. 1282 (d. d. in Campno) zu seinem Erben eingesetzt. Codex Majoris Pol. II. Suppl.

ausdrücklicher Zustimmung Papst Bonifaz VIII., vielleicht im Einverständniß mit den übrigen polnischen Fürsten, ließ er sich am 26. Juli 1295 im Dom zu Gnesen vom Erzbischof zum Könige von ganz Polen und zum Herzoge von Pommern salben und krönen. Das Glück war ihm günstig. Wir erfahren nicht, daß in Polen selbst ihm Widerspruch entgegengetreten wäre und die Einsprache König Wenzels fand auch beim Papste keine Beachtung. Als



Siegel von Przemislaw I., Herzog von Großpolen.

Abdruck in gewöhnlichem Wachs mit rothseidenen Schnüren an Urkunden von 1256 und 1257 in der Raczynskischen Bibliothek zu Posen befindlich. Der zwischen zwei Thürmen mit blasenden Wächtern stehende Herzog, von Kopf bis zu Fuß in einen Kettenpanzer gehüllt, über den ein Waffenrock gezogen ist, trägt an der Seite ein Schwert und hält mit der Rechten eine Lanze mit kleinem Fähnchen, mit der Linken ein Löwenschild. Erst Przemislaw II. führte in dem gekrönten Adler ein gemeinsames Wappenbild für den ganzen Staat ein. Ueber seinem Haupte schwebt aus einer Wolke die segnende Hand der Vorsehung. Umschrift: † SIGILLVM : PREMISLONIS — : DE — I : GR . . CIS : POLONIE :
(Nach Voßberg.)

vollends Ende Juli oder Anfang August Herzog Mestwin starb und Pommerellen dadurch in Przemislaws Hände überging, wurden seine Aussichten immer günstiger. Da ist er Anfang Februar 1296 in Großpolen zu Rogosno ermordet worden. Von wem der Frevel ausgegangen ist, wurde nie mit Sicherheit festgestellt, aber mit Przemislaw schwand auf lange Zeit die Aussicht auf

Einigung ganz Polens in der Hand eines einheimischen Fürsten. Daß Wladislaw Lokietek und sein größerer Sohn Kasimir dies Ziel erreichen sollten, lag fürs Erste ganz außerhalb des Bereichs der Wahrscheinlichkeit.

Der Tod Przemislaws wurde das Signal neuer Kämpfe um das freigewordene Erbe. Fand auch zwischen Wladislaw dem Zwerg und Heinrich von Glogau ein Ausgleich statt, der nicht unbeträchtliche Theile Großpolens mit Schlesien vereinigte, so war doch König Wenzel keineswegs gesonnen, Wladislaw in seiner neuen Stellung anzuerkennen. Es gingen zwar mehrere Jahre hin, ehe der Böhme zu den Waffen griff, — unglückliche Jahre, in denen ein Zustand äußerster Gesetzlosigkeit in Polen herrschte, — als er im Frühjahr 1300 mit stattlichem Heere in Polen eindrang, fiel ihm die Bevölkerung ohne jeden Widerstand zu und in Gnesen konnte er sich die polnische Krone aufs Haupt setzen. Eine Verlobung des neuen Polenkönigs mit Richsa, der Tochter Przemislaws, gab der Usurpation den Schein des Rechtes und die Einsetzung von böhmischen Capitainen war bestimmt, ihre Dauer und Stetigkeit zu sichern. Der Herzog von Cujavien erkannte die Oberlehnsherrlichkeit Wenzels förmlich an. Auch in Pommern bildete sich eine mächtige böhmische Partei und in Schlesien war sein Einfluß unbestritten. Als dann im Sommer 1301 der gleichnamige Sohn Wenzels zum Könige von Ungarn gewählt wurde, schien seine Stellung übermächtig. Sie hatte jedoch eine schwache Seite und die geschickte und zähe Ausnützung derselben hat schließlich dem von Wenzel kaum beachteten Wladislaw Lokietek den unwahrscheinlichen Erfolg gesichert. Wenzel gehörte zu den Feinden des apostolischen Stuhles; ohne Genehmigung des Papstes hatte er vom Erzbischof von Gnesen die polnische Krone empfangen und gegen den Wunsch des Papstes war sein Sohn König von Ungarn geworden. Bonifaz VIII. aber brauchte hier im Osten gehorsame und gefügige Werkzeuge. Da ist es begreiflich, daß er Wladislaw, der in Demuth dem hl. Vater seine Klagen gegen Wenzel vorbrachte, ein williges Ohr lieh und sich gern bereit fand, für sein gekränktes Recht einzutreten. Er forderte Wenzel auf, den angemaßten Titel eines Königs von Polen niederzulegen und bot ihm als äußerstes Zugeständniß einen Richterspruch. Da auch der römische König, der Habsburger Albrecht, auf die Abtretung von Polen und Krakau drang, traf Wenzel Vorbereitungen zur Vertheidigung gegen den drohenden Angriff. Der Feldzug Albrechts im Herbst 1304 war nur von geringem Erfolg, sehr bedeutsam wurde es aber, daß es Wladislaw, mit Hilfe ungarischer Truppen, gelang, sich im Krakau'schen festzusetzen und dort einige feste Punkte dauernd zu behaupten. Hier traf ihn die günstige Kunde, daß König Wenzel II. am 21. Juni 1305 gestorben war, und wenn auch Wenzel III. nicht gesonnen schien, die Ansprüche und die Stellung seines Vaters aufzugeben, so traten doch Verhältnisse ein, welche die Aussichten Wladislaws wesentlich besserten. Zu Anfang des Jahres 1306 finden wir ihn im Besitz von Sandomir, Sieradz und eines Theiles der Krakau'schen Lande. Er war ein Factor geworden, mit dem gerechnet werden

mußte, und so fand König Wenzel gut, in Unterhandlungen mit ihm zu treten. Als aber Lokietek sich bald danach auch Krakaus bemächtigte, das bereits als integrirender Theil Böhmens angesehen wurde, vermochten die böhmischen Großen den König, zu den Waffen zu greifen. Schon waren die umfassendsten Vorbereitungen getroffen, da wurde auch König Wenzel III. am 4. August 1306 zu Olmütz, das zum Ausgangspunkt seines Feldzugs ausersehen war, meuchlings ermordet.

In König Wenzel starb der letzte Premislide, es gab keinen Erben seiner polnischen Ansprüche und Wladislaw konnte nun die Früchte seines zähen Ausharrens ernten. Mit Ausnahme von Masovien, dem Posener und Kalischer Lande, fand er im ganzen Gebiet des eigentlichen Polens Anerkennung. In Krakau erklärte ihn Bischof Johann zum Erben des polnischen Reiches, und wie ernst er diesen Titel zu nehmen gesonnen war, zeigte sich gleich an seinem Verhalten in der pommerschen Frage und in dem daraus entspringenden Kampfe mit dem Deutschen Orden. Diese Dinge bilden den wesentlichen Inhalt der siebenundzwanzig letzten Jahre seines Lebens.

In den Städten, deren deutsche Bevölkerung durch die böhmische Dynastie doch noch eine gewisse Verbindung mit dem Deutschen Reiche hatte, sah man nur ungern die Erhebung des Piasten, von dem man wußte, daß er kein Freund der Deutschen sei, und diese Stimmung fand ihren Ausdruck in einem Aufstande, der 1311 auf kurze Zeit den Herzog Boleslaw von Oppeln zum Herrn von Krakau machte. Aber es gelang Wladislaw Lokietek, sich der Stadt wieder zu bemächtigen und durch unnachsichtige Strenge sich seiner Gegner zu entledigen. Der Führer der Aufständischen war der Bischof von Krakau, Jan Muscata, ein deutschgewordener Schlesier, gewesen. Schon einmal war er mit Lokietek zerfallen, und nur widerwillig hatte er auf directen Befehl Papst Bonifaz' VIII. sich unterworfen. Hinter ihm stand die Partei der Deutschen, welche von einer deutschen Herrschaft eine Erneuerung ihrer früheren Stellung hoffte. Der Sieg Lokieteks schlug sie um so tiefer darnieder. Die befestigten Schlösser der Empörer wurden genommen, und über sie selbst brach ein schreckliches Strafgericht herein. Krakau wurde wieder eine rein polnische Stadt, wie denn überhaupt die politische Stellung des Königs es mit sich brachte, daß in ihm die slavischen Tendenzen des polnischen Staates wieder lebendige Unterstützung fanden.

Schon vorher war der Herzog bemüht gewesen, an anderer Stelle dem Vordringen des deutschen Elementes einen Damm zu setzen. Er hatte 1307 den vergeblichen Versuch gemacht, dem Herzoge Heinrich von Glogau den von diesem besetzten Theil der großpolnischen Lande abzuringen, die Entwickelung der politischen Verhältnisse in Pommern und die Stellung des Deutschen Ordens zwangen ihn zu weiterer Anspannung all' seiner Kräfte im erneuten Kampfe zwischen Germanen und Slaven. Herzog Leszek, einer der Söhne Ziemomysls von Cujavien, hatte am 15. November 1303 sich genöthigt gesehen, das Michelauer Land dem Orden zu verpfänden, König Wenzel III.

am 5. August 1305 sich verpflichtet, die Markgrafen von Brandenburg, denen sein Vater die Meißen'schen Städte verpfändet hatte, durch pommersche Lande zu entschädigen.[1]) Brandenburg hatte darauf einen Theil Pommerns besetzt, und dadurch nicht nur die Eifersucht Herzog Wladislaws, sondern auch des Ordens wachgerufen. Letzterem gelang es, unter den pommerschen Großen eine Partei für sich zu gewinnen, während eine andere Partei nach dem Tode Wenzels sich dem Polenherzoge anschloß. Als dieser Ende 1306 in Pommern eintraf, ward er von seinen Anhängern mit Jubel begrüßt, die mächtige, von ihm zurückgesetzte Familie der Swenza schloß aber bald nachdem der Herzog fortgezogen war, einen Vertrag mit dem thatkräftigen Markgrafen Waldemar von Brandenburg, durch welchen sie letzteren als rechtmäßigen Herrn von Ostpommern anerkannte. Gegen die vordringenden Askanier, die sich im Herbst 1308 bereits bis auf die von polnischer Besatzung vertheidigte Burg Danzigs bemächtigt hatten, suchte Wladislaw nun Hilfe beim Orden, der sich nur zu gern dazu bereit fand. Auf das Versprechen, daß ihm der Herzog für Unkosten und Auslagen bürgen werde, erklärte der Orden sich willig, die eine Hälfte der Burg gegen die Brandenburger zu vertheidigen. Die polnische Besatzung solle die andere Hälfte behaupten. Das hatte bald eine völlige Wandlung in den politischen Verhältnissen Pommerns zur Folge. Die schneidige Energie des Landcomthurs Günther von Schwarzburg nöthigte den Markgrafen Waldemar zum Abzuge, und während nur eine kleine Besatzung in der Stadt zurückblieb, um seine Stellung zu wahren, kam in der Burg der schon lange wühlende Gegensatz zwischen den Ordensrittern und der polnischen Mannschaft zum Ausbruch. Es ist heute schwer zu entscheiden, welchen Theil dabei die Schuld traf. Der Orden behielt die Oberhand. Er nahm die polnischen Befehlshaber gefangen, verdrängte die polnische Besatzung und machte sich, als der Landmeister Heinrich von Plotzke mit Verstärkungen herbeikam, auch noch gewaltsam zum Herrn der Stadt Danzig (14. November 1308). Daß es dem Orden darum zu thun war, womöglich ganz Pommerellen an sich zu reißen, zeigte die im Februar 1309 erfolgte Einnahme von Stadt und Burg Dirschau, und die daran geschlossenen Verhandlungen mit dem aufs Aeußerste empörten und erschreckten Herzoge Wladislaw. Außer Stande, zur Zeit seine Rechtsansprüche auf Pommern mit bewaffneter Hand zu behaupten, trat er mit den Rittern in Verhandlung. Doch diese erklärten unumwunden, daß ihnen daran liege, vom Herzoge seine Ansprüche auf Pommerellen zu erkaufen. 10,000 Mark Silber wollten sie zahlen, alle ihre Besitzungen in Cujavien ausliefern, ein Kloster zum Seelenheile Wladislaws und seiner Vorfahren stiften, in allen Nothfällen mit ihrer Heeresmacht für Polen eintreten, wenn nur letzteres auf Pommerellen verzichte. Die entschiedene Abweisung Wladislaws führte nur dahin, daß der Orden sich in Cujavien eine noch festere Stellung zu schaffen verstand, indem er von den cujavischen Herzögen

1) Vgl. Caro II. 22.



Großes Siegel von Przemislaw II.

Er bediente sich dieses Siegels, nachdem er durch das Vermächtniß des Herzogs Heinrich von Breslau Herr von Krakau geworden war. Dasselbe findet sich auch Urkunden angehängt, welche Przemislaw als Nachfolger Herzog Mestwins von Pommerellen, in dieser Landschaft ausstellte. Abdruck in Wachs mit durchzogenen seidenen Fäden. Das Siegel zeigt unter portalähnlichen Bögen den Herzog zwischen zwei Thürmen mit blasenden Wächtern, auf einem Drachen stehend, von Kopf bis zu Fuß in einen Kettenpanzer gehüllt; das Haupt deckt ein hoher zugespitzter kantiger Helm, auf den der heilige Geist in Gestalt einer Taube herabschwebt. An der linken Seite hängt ein großes Schwert, vor dem der Herzog einen Schild mit gekröntem Adler (der von Krakau) hält, in der Rechten führt er eine Fahne, mit ungekröntem Adler (der von Großpolen), deren untere Spitze er in den Rachen des Drachen stößt. Neben dem Haupte des Herzogs links gewahrt man aus Wolken die segnende Hand der Vorsehung, welche gleichwie mit einem Heiligenscheine von einem Kreise umgeben ist, in welchem das Symbol der heiligen Dreieinigkeit sichtbar ist. Umschrift: † SIGILLVM : PREMISLONIS : SECVNDI · DEI · GRA · DVCIS · POLONIE · (Nach Voßberg.)

das Gebiet zwischen Nogat, Weichsel und dem Haff durch Kauf erwarb, Schwetz, nächst Danzig und Dirschau, die stärkste Feste Pommerns, eroberte und endlich am 13. September 1309 die Markgrafen von Brandenburg vermochte, für 10,000 Mark Brandenburgisch nicht nur alle ihre Ansprüche auf Pommerellen dem Orden zu übertragen, sondern auch die Bestätigung des Kaufes durch den deutschen König durchzusetzen. Der Orden seinerseits getraute sich die Genehmigung des Papstes zu erwirken. Als im April 1310 auch Fürst Witzlaw von Rügen seinen Rechtsansprüchen entsagte, und am 27. Juli König Heinrich von Luxemburg den Kauf des Ordens bestätigte, blieben nur die immerhin zweifelhaften Ansprüche Wladislaw Lokieteks übrig. Es war für diesen ein Glücksfall, daß durch den Ende 1309 erfolgten Tod Heinrichs von Glogau der dem Geschlecht der schlesischen Piasten abholde großpolnische Adel sich entschloß, ihn als Herzog von Großpolen anzuerkennen, und daß der um dieselbe Zeit zwischen dem Deutschen Orden und Riga entbrannte Streit ihm Gelegenheit bot, auch die pommersche Streitfrage der Entscheidung des Papstes zu unterstellen.

Wir finden nun den Orden und den Herzog gleichsam im Wettstreit bemüht, die geistlichen und weltlichen polnischen Herren in den Grenzlandschaften für sich zu gewinnen, und so dunkel auch alles historische Detail ist, so viel scheint sich mit Sicherheit zu ergeben, daß im Gegensatz zum Orden der nationale Sinn der Polen sich kräftigte. Wladislaw aber suchte durch Begünstigung der Geistlichkeit und vollste Unterwürfigkeit gegen Rom sich die Gunst des hohen Schiedsrichters der christlichen Welt zu erwerben, von dem er das entscheidende Urtheil in der pommerschen Streitfrage erhoffte. Dazu übernahm er zur Stärkung der Exekutive in den ihm unterthänigen Landschaften das böhmische Institut der Capitaine, aus dem sich dann in späterer Zeit die Staroste entwickelten, und bemühte sich ernstlich, Ordnung und Zusammenhang in der zerrütteten Verwaltung herbeizuführen. Seine Theilnahme an dem gegen Waldemar von Brandenburg gerichteten Bündniß fällt ebenfalls in den Kreis der auf die Wiedergewinnung Pommerellens gerichteten Bestrebungen, und als im Jahre 1317 der Orden von den cujavischen Herzögen die definitive Abtretung der Michelauer Lande erlangte, verstand Wladislaw auch dies Ereigniß zur Steigerung der ohnehin vorhandenen Mißstimmung der Polen gegen den Orden auszubeuten. Dazu kam noch, daß die polnische Geistlichkeit sich durch den Orden in ihren Einnahmen aus dem pommerschen Kirchenzehnten beeinträchtigt sah, und wenn auch eine erste Entscheidung des Papstes in dieser Frage zu Gunsten des Ordens ausfiel, die geschickte Benutzung all' dieser Momente gab dem Herzoge den Nimbus des Vertheidigers aller national-polnischen Ansprüche gegenüber den stets gefahrdrohender um sich greifenden Fremden. Noch wichtiger aber war es, daß er eine Versammlung polnischer Magnaten, geistlicher wie weltlicher, an deren Spitze der Erzbischof von Gnesen stand, sowie den niederen Adel und die städtischen Bürgerschaften vermochte, den Bischof Herward von Wloclawek nach Avignon

zu senden, damit dieser für Wladislaw die Verleihung der polnischen Königskrone erlange. Der Bischof verließ zu Anfang des Jahres 1318 Polen; die Antwort Papst Johann XXI. ist vom 20. August 1319 datirt, und enthält in ihrem Text auch Wortlaut und Motivirung der Bitte. Die Bedrückung des Landes, das seit dem Tode des letzten Königs von inneren Zerwürfnissen, von Tataren, Littauern, Russen „und anderen Heiden" heimgesucht wurde, wird in glühenden Farben geschildert. Kirchen und Klöster lägen wüst oder seien zu Räuberspelunken geworden, das Land sei zu Grunde gerichtet, und wenn der heilige Vater nicht seine schützende Hand über Polen breite, sei der völlige Untergang desselben zu besorgen. Nun sei Polen dem apostolischen Stuhl immediat untergeben, und als Zeichen der Unterthänigkeit entrichte es jährlich den Peterspfennig, es hoffe, zum Dank vom Papste einen König zu erhalten, der den Unterthanen zeige, wie man den Weg der Gerechtigkeit wandeln müsse, der die Ungehorsamen zurechtführe, das Verlorene wiedererringe und das Land zum Frieden führe. Dazu aber sei vor allen geeignet der edle Herzog Wladislaw von Krakau, Sandomir, Siradien, Lamitien, Cujavien, Erbe und Besitzer des ganzen Königreichs Polen und Pommerns.

Nun erklärte der Papst zwar, daß er die Bitte der Bischöfe gerne angehört habe, auch der Erfüllung derselben nicht abgeneigt sei, doch hätten Gesandte König Johanns von Böhmen gegen die Erhebung Lokieteks Protest eingelegt und da er Niemandem Unrecht thun wolle, halte er für gut, die Entscheidung zunächst noch hinauszuschieben.[1])

Die im Ganzen doch sehr geschrobene Erklärung des Papstes, welche seine Parteinahme für den polnischen Prätendenten nur schlecht verhüllte, ist wahrscheinlich durch eine mündliche Erlaubniß der Krönung in unzweideutiger Weise erläutert worden. Am 20. Januar 1320 ließ Herzog Lokietek sich und seiner Gemahlin Hedwig durch Erzbischof Janislaw von Gnesen die Königskrone aufs Haupt setzen. Der Papst aber hat ihn fortan, ohne irgend Widerspruch zu erheben, König genannt.

Von nun an ist der Königstitel bei Polen geblieben, solange es ein selbständiges Polen gab. Mit dem Titel steigerten sich Ehrgeiz und Folgerichtigkeit in der Politik des herrschenden Geschlechtes, das in überraschend kurzer Zeit Polen wieder zur Stellung einer Großmacht erhob.

Auch nach dieser Richtung hin ist der Grund von König Wladislaw Lokietek gelegt worden, wenngleich der erste Erfolg weder seinen Anstrengungen noch seinen hochgespannten Hoffnungen entsprach. Aber der Weg, den er einschlug, war der richtige, denn nur im Kampf mit dem Deutschen Orden konnte Polen zu mehr als blos localer Bedeutung gelangen.

Wir können die Geschichte dieses Kampfes hier nur im Fluge skizziren.

---

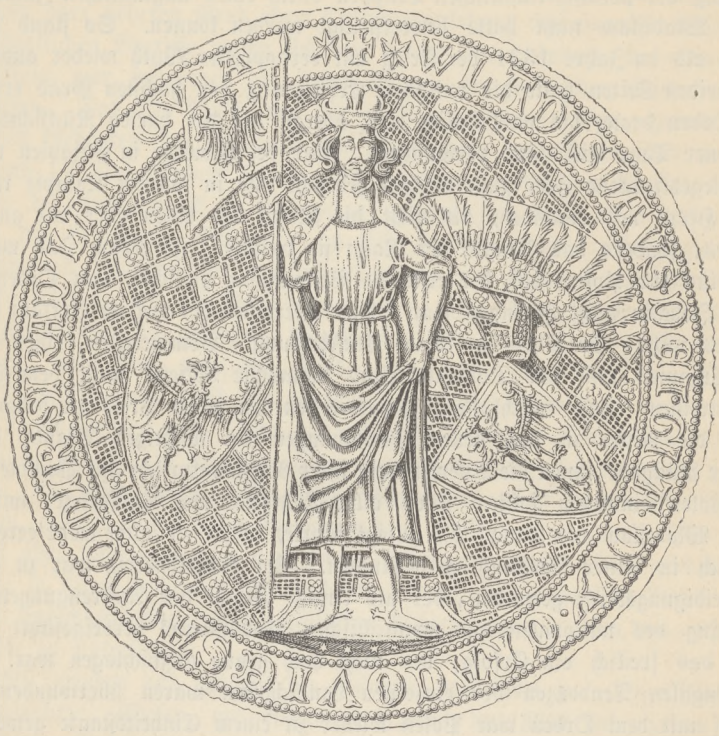
1) „Non intendentes per hoc juri vestro et aliorum supplicancium praedictorum prejudicium aliquod generari . ." Theiner I, CCXXVI.

Zunächst wurde er in endlosen Proceßschriften am päpstlichen Hofe geführt. Am 9. Februar 1321 war das im Namen und Auftrage des Papstes gefällte Urtheil verkündigt worden, welches dem Orden nicht nur Pommerellen absprach, sondern ihn obendrein noch zur Zahlung von 30,000 Mark polnisch Nutzungsgeldern und 150 Mark Prager Groschen als Proceßkosten verpflichtete. Aber der Orden dachte nicht daran, sich zu fügen und bevor Lokietek einen Bruch wagen durfte, der den Krieg bedingt hätte, mußte er danach streben, nicht isolirt dem mächtigen Militairstaat an der Ostsee gegenüberzustehen.

Während es ihm nun gelang, an Carl Robert von Ungarn einen Schwiegersohn und Verbündeten zu finden (1320), stärkte sich der Orden, der alle Schritte seines Gegners mit größter Aufmerksamkeit verfolgte, durch Abschluß von Bündnissen mit den Herzögen von Vorpommern und Masovien und gleichzeitig verstand er am päpstlichen Hofe eine Wandlung zu seinen Gunsten herbeizuführen. Der Papst cassirte das Urtheil von 1321, sprach Pommern dem Orden zu und legte die endgiltige Entscheidung in die Hand des Bischofs von Samland, eines entschiedenen Parteigängers des Ordens. Unter solchen Umständen hielt es der König für angemessen, zunächst von einer kriegerischen Action abzusehen. Im Jahre 1324 fanden zwischen ihm und dem Hochmeister Verhandlungen statt, durch welche jedoch nicht mehr als ein zweijähriger Stillstand erreicht wurde. Diese zwei Jahre aber haben im Princip über den Ausgang des Streites durch eine völlige Verschiebung der bisherigen Alliancen entschieden. Während der Orden zu dem vom Papste gebannten König Ludwig dem Baiern und zu Brandenburg stand und dadurch die Gunst der Curie verscherzte, wußte Lokietek sowohl durch seine Kämpfe in Brandenburg als durch das Bestreben, in Halicz gegen die Tataren Boden zu gewinnen, am päpstlichen Hofe die verlorene Stellung wieder zu erobern. Auch die Bereitwilligkeit, mit der er den finanziellen Anforderungen der Curie entgegenkam, wirkte zum selben Ziel. Ein weiterer Erfolg war es, daß am 18. Juni 1325 zu Nackel mit den Herzögen von Vorpommern ein Vertrag geschlossen wurde, in welchem sie sich von dem Bündniß mit dem Orden lossagten und mit den Polen verbanden; endlich wurde dem ganzen Gebäude dieser gegen den Orden gerichteten, meisterhaft durchgeführten Politik durch eine Heirathsalliance die Krone aufgesetzt. Lokietek vermochte den mächtigen Großfürsten von Littauen Gedimin dazu, dem polnischen Thronerben Kasimir die Hand seiner Tochter Aldona zu geben.[1]) Damit war der Ring geschlossen, mit dem Polen den Orden umgeben hatte und es wollte wenig sagen, wenn dieser in den Herzögen von Masovien und in Heinrich von Breslau eifrige Anhänger fand. Ein verwüstender Einfall der Polen und Littauer in Brandenburg (1326) war das Vorspiel des nun ausbrechenden Kampfes. Die anfangs für Polen äußerst günstigen Aussichten änderten sich aber, als völlig unerwartet im Winter 1328 König Johann von Böhmen in den Streit, wenn auch nicht als Bundesgenosse,

1) Vgl. Geschichte Rußlands p. 332 ff.

so doch sehr im Interesse des Ordens eingriff. Mit einem wohlgerüsteten Heere rückte er zu Ende des Jahres über Breslau an die preußische Grenze, um einen Kreuzzug gegen die Littauer zu unternehmen. Das war aber für Lokietek um so gefährlicher, als Johann zugleich als Nachfolger der Premisliden seine Erbansprüche auf Polen aufrecht erhielt. Das Kreuzheer drang tief in



Siegel von Wladislaw Lokietek.

Abdruck in Wachs, mit rothseidenen Fäden an einer Urkunde vom Jahre 1315 im Krakauer Kapitelsarchive befindlich. Es zeigt in einem zierlichen schachbrettartig mit Rosetten verzierten Felde den stehenden Herzog, auf dem Haupte den Herzogshut tragend, im Waffenrocke mit darüber gehängtem faltigen Mantel, dessen eines Ende er mit der Linken emporhebt. Mit der Rechten hält er eine Lanze, deren Fahnentuch den gekrönten polnischen Adler zeigt. Der Herzog steht zwischen zwei Wappenschilden, von denen der rechte den königlichen gekrönten Adler von Polen, der linke aber das Wappen von Cujavien (Löwe und halber Adler, mit dem Rücken an einander geschlossen, unter gemeinsamer Krone) zeigt. Auf der linken Ecke dieses schräggestellten Schildes ruht ein ungemein reich befiederter Helm. Umschrift: * † * WLADISLAVS DEI · GRA · DVX · CRACOVIE · SANDOMIR' · SIRAD'LAN · CVIA. (Nach Voßberg.)

Littauen ein und wandte sich dann gegen Polen. Dobrzin und ein Theil von Masovien wurden verwüstet, das Dobriner Land und Pommern von König Johann, der hierbei als König von Polen auftrat, durch feierliche Schenkung dem Orden übertragen und König Wladislaw so sehr in die Enge getrieben, daß er kaum Cujavien zu vertheidigen im Stande war. Dann trat

ein Stillstand ein, den Lokietek benutzte, um seinen Schwiegersohn, den König von Ungarn, zu Hilfeleistungen zu bewegen.

Schließlich hat aber doch Polen allein die ganze Schwere des Kampfes tragen müssen. Ungarn that wenig und Littauen richtete seine Heeresmacht meist nur gegen den livländischen Zweig des Deutschen Ordens. Auch war Gedimin verstimmt, weil eine für den 8. September 1330 geplante Vereinigung der polnisch-littauischen Truppen durch einen unglücklichen Zufall von König Wladislaw nicht hatte bewerkstelligt werden können. So stand Polen allein, als im Jahre 1331 der Krieg mit verdoppelter Wuth wieder ausbrach. Auf beiden Seiten hatte die nationale Erbitterung den höchsten Grad erreicht. Der Orden drang bis nach Kalisz vor, überall mit der harten Rücksichtslosigkeit jener Tage das Land verwüstend. Aber bei Plowcze in Cujavien wurde das siegestrunkene Heer zum Stehen gebracht und in wildem Kampfe rangen beide Heere mit einander, bis nicht die Flucht des einen oder des anderen Theiles, sondern das Dunkel der Nacht sie trennte. In jedem Fall war es ein Glück für Polen, daß die erstrebte Vereinigung zwischen dem Orden und König Johann nicht gelungen war. Uns interessirt der weitere Verlauf dieses Krieges nicht. Er führte zu keiner Entscheidung. Pommerellen, einen Theil von Cujavien und das Dobriner Land vermochte Lokietek nicht dem Orden zu entreißen. Fest entschlossen, Pommerellen um jeden Preis zu behaupten, sahen die Ritter in den neuen Erwerbungen ein wichtiges Pfand, dessen einstige Rückgabe ihnen die Anerkennung ihrer Rechtsansprüche auf Pommerellen von Polen eintragen sollte. Trotz aller Zähigkeit und Tapferkeit, mit der König Wladislaw den Kampf bis zuletzt führte, konnte er nicht mehr erreichen, als sich in seiner Stellung zu behaupten. Der Angriffskrieg war zu einem Vertheidigungskrieg geworden, der als einzige Frucht der Anstrengungen eine Stärkung des nationalen und monarchischen Bewußtseins herbeigeführt hatte. Auch das freilich ein Erfolg, der nicht hoch genug anzuschlagen war. Die centrifugalen Tendenzen der einzelnen Landschaften waren überwunden; im Kampf mit dem Orden war Polen wieder zu einem Einheitsstaate geworden. Lokietek aber war trotz aller äußeren Mißerfolge nicht gebrochen. Zwar fand er sich auf die Vermittelung des Papstes hin dazu bereit, mit dem Orden ein Abkommen zu treffen, dem zu Folge die Könige von Böhmen und Ungarn als Schiedsrichter in seinem Streit mit dem Orden entscheiden sollten, ein Verzicht auf seine pommerschen Ansprüche aber lag ihm nach wie vor fern. Er benutzte die nun im Kampf eintretende Pause, um einige aufrührerische Große zu züchtigen, da brachte der Tod dem rastlosen Streiter die Ruhe. Anfang März 1333 ist der Dreiundsiebzigjährige gestorben und in Krakau in der Kathedrale hat man ihn beigesetzt. Der Deckel des in weißem Granit gehauenen Grabes zeigt das lebensgroße Abbild des tapferen Mannes.

Dreizehntes Kapitel.

Innere Wandlungen.[1])

Seit den Tagen Boleslaw III. war in den inneren Zuständen Polens eine völlig umgestaltende Wandlung vorgegangen. Das Polen des 12. und das des 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts sind nicht nur durch den niederen oder höheren Grad ihrer Culturentwickelung von einander verschieden. Die staatlichen Begriffe hatten sich von Grund aus geändert, die altpolnische Verfassung war, wie einer der besten Kenner der polnischen Geschichte sagt, gebrochen. Das alte Polen, wie wir es kennen gelernt haben, gründete sich auf den Gedanken der Allgewalt des Monarchen, das Polen, das uns im 13. und 14. Jahrhundert entgegentritt, zeigt uns privilegirte Classen, die auf Kosten der Königsmacht zu Bedeutung gelangt sind und einen wesentlichen Theil der königlichen Befugnisse an sich gerissen haben. Privilegien und Exemptionen bedingen ihre rechtliche Stellung und heben sie aus der Masse der Bevölkerung als ein Besonderes empor. Im Allgemeinen läßt sich im 13. Jahrhundert die gesammte Bevölkerung Polens in zwei große Gruppen zerlegen: den Adel und das Volk. Wer nicht zum Adel, der Szlachta gehörte, gehörte zum Volk und es kam dabei nicht in Betracht, ob er Stadt- oder Landbewohner war. Nur wo es Orte deutschen Rechtes gab, bildete sich, ganz wie wir es bei Betrachtung der schlesischen Zustände kennen gelernt haben, ein Bürgerstand. Wo solche Privilegien nicht vorgewiesen werden konnten, gehörte auch der Stadtbewohner dem „Volke" (naród) an. Die Geistlichkeit aber bildete zunächst noch keinen besonderen Stand; das geschah erst, seit sie in ihren kirchlichen Streitigkeiten sich auf das canonische Recht stützte und in Erbschaftssachen sich dem weltlichen Richter entzog, um sich dem geistlichen Gerichte zu unterstellen.

Wir wenden uns zunächst der Szlachta, dem Adel zu. Begrifflich deckt sich szlachcic, Edeler, mit Ritter d. h. wem das Ritterrecht zukam, war ein Edler. Privilegien, welche zuerst einzelnen hervorragenden Kriegsleuten verliehen wurden, übertrugen sich auf die Allgemeinheit und wurden allmählich zu einem allen Rittern gemeinsamen Gewohnheitsrecht, das sie von der Masse der übrigen Bevölkerung unterschied.

Dieses Gewohnheitsrecht der Ritter aber bestand im Wesentlichen darin, daß sie die ihnen verliehenen Güter zu Erb und Eigen besaßen, keine öffentlichen Abgaben entrichteten und eine gewisse Gerichtsbarkeit über die auf ihrem Grund und Boden angesiedelten Leute gewannen. Die Leistungen, welche jene Leute früher der Krone hatten entrichten müssen, kamen nun der Szlachta zu Gute.

Man nannte jene zu Ritterrecht verliehenen Güter Freihufen oder Länder mit Ritterrecht, wobei zu beachten ist, daß wer zum Ritter erhoben wurde,

1) Vgl. für den folgenden Abschnitt: Romuald Hube, Prawo Polskie w Wieku XIII. Warzawa 1874 (Hube, das polnische Recht im 13. Jahrhundert).

stets auch das volle Ritterrecht erhielt. Da außerdem Vergehen gegen Ritter gewöhnlich mit höherer Strafe belegt wurden, als die gegen andere Einwohner des Landes begangenen, so festigte sich dadurch im Bewußtsein des Volkes die ursprünglich unter den Freien nicht vorhandene Vorstellung eines Standesunterschiedes. Auch das kam der Szlachta zu Gute, daß sie das Recht hatte, wüstes Land zu besetzen und erbloses Gut der ihr untergebenen Landleute einzuziehen. Sie machte daraus ihr Allod, indem sie solches Land zum Hofe schlug, der unter günstigen äußeren Verhältnissen zu einer stattlichen Herrschaft anwachsen konnte. Wir werden sehen, wie auf diesem Wege innerhalb des ursprünglich völlig gleichberechtigten Adels eine Gruppe von meist begüterten und bald auch meist berechtigten Herren sich ausbildete.

Diesem Adel steht nun die gesammte übrige Bevölkerung als die nichtadelige gegenüber. Die größte Masse derselben bildeten die Bewohner des flachen Landes, die in Dörfern beisammen wohnten und entweder freie (liberi) oder angeschriebene (adscripticii, adscripti) unfreie Leute waren. Unter der letztgenannten Bezeichnung verstand man Leute, welche ihr Land unter der Bedingung bestimmter Leistungen erhalten hatten und es nicht verlassen durften. Sie waren an die Scholle gebunden und die technische Sprache der Urkunden des 13. Jahrhunderts nennt sie deshalb auch „Schollenknechte" (servi glebae). Mit dem Namen verknüpfte sich bald auch die Vorstellung der Unfreiheit und Knechtschaft, die, je länger, je drückender wurde. Nun muß man nicht glauben, daß alle diese Unfreien Landleute gewesen seien. Der ihnen beigelegte Namen giebt uns zugleich ihre Beschäftigung an und wir finden unter den „Angeschriebenen" Schiffer, Fischer, Jäger, Pferdehändler, Honigjäger, Zimmerleute, Köche u. s. w. Diejenigen, welche zur Bearbeitung des Bodens verpflichtet waren, wurden mit nicht scharf zutreffender Bezeichnung Colonisten (coloni) genannt. Solche Leute saßen sowohl auf herzoglichen, als auf geistlichen oder privaten Gütern, und wurden „eigene Leute" des Grundherrn, dem sie zu den obengenannten Leistungen verpflichtet waren. Außerdem mußten sie ihm noch einen Zins in Naturalien von dem Grund und Boden entrichten, auf dem sie saßen. Den Boden aber durften sie nicht willkürlich verlassen. Wer es dennoch that, wurde vor das Gericht des Fürsten gerufen und von diesem dem Herrn ausgeliefert, der den Läufling ergreifen, ins Gefängniß werfen und mit ewiger Knechtschaft bestrafen durfte.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts ist diese Entwickelung bereits so weit gediehen, daß 1243 ein Vertrag mit dem Deutschen Orden wegen gegenseitiger Auslieferung von Läuflingen geschlossen werden konnte.

Ein bestimmtes Stück Land aber besaß jeder dieser Unfreien; man nannte es sein Loos (sors) und es war von größerem oder geringerem Umfange. Es fällt dabei die heute noch in slavischen Landen vorkommende Erscheinung auf, daß häufig die ganze Bevölkerung eines Dorfes eine gleiche Dienstverpflichtung hatte, die dann auch ihren hauptsächlichen Lebensberuf kennzeichnete. Fischerdörfer sind auch uns gewöhnliche Begriffe, fremder schon

Dörfer der Bienenjäger oder Zimmerleute. Doch stoßen wir auch auf Ansiedlungen, in denen jeder seine besondere Dienstbarkeit hat, während endlich in anderen unfreien Dörfern die Art der Dienstbarkeit gar nicht erwähnt wird. In jedem Falle ist aber dem Unfreien für sich und seine Nachkommen der Erbbesitz seines Grundstückes rechtlich gesichert. Nur veräußern durfte er es nicht. Suchte der Herr ihn aus dem Erbe zu verdrängen, so war er berechtigt, beim Herzoge Klage zu führen.

Es fanden hier freilich Eingriffe statt, die bald verhängnißvoll werden sollten. Der Herzog war Oberherr und Obereigenthümer des Landes der Unfreien und konnte sie daher von einem Grundstück auf das andere versetzen. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts usurpirt die Geistlichkeit dieses Recht auch für sich und nachdem die Schranke einmal durchbrochen war, ging die volle Herrschaft über das Land „in Folge einer üblich gewordenen, rechtlich nicht begründeten Gewohnheit" auch auf die übrigen „Herren" über.

Zieht man bei alledem in Betracht, daß die staatlichen Leistungen, die der Fürst von allen Ansässigen forderte, auch von den Unfreien zu entrichten waren; daß wenn der Fürst ein Land von diesen Leistungen befreite, die Forderungen der Herren sich nur steigerten, daß die Exemption vom Gerichte des Landesherrn die Unterstellung unter die der Natur der Sache nach schwächere und deshalb drückendere und willkürliche Gerichtsbarkeit des Gutsherrn zur Folge hatte, so ergiebt sich ein Gesammtbild von der Stellung jener Unfreien, das von dem völliger Knechtschaft nur wenig verschieden ist. Nur wer auf rechtlichem Wege den Nachweis lieferte, daß er frei sei, oder wer freiwillig von seinem Herrn der Dienstbarkeit entlassen wurde, konnte dem geistig und körperlich lähmenden Drucke dieser Stellung entkommen.

Es gab aber auch freie Leute, die nicht zur Szlachta gehörten, Ackerbauer, die von ihrem Grundstücke einen Zins entrichteten, dem Herzoge, der Kirche, einem Ritter oder wem immer das Land gehörte, die, wenn sie den Verpflichtungen nachgekommen waren, die sie übernommen hatten, das Land wieder verlassen konnten, also weder schollenpflichtig, noch persönlich dienstbar waren.[1]) Nun sind Ackerbauer überall und zu allen Zeiten äußerst schwer beweglich gewesen. Bevor sie den Entschluß finden, das Grundstück zu verlassen, das die Früchte ihres Schweißes trägt, sind sie bereit, viel zu tragen, und die passive Anlage im slavischen Charakter verstärkt diese Fähigkeit im Dulden noch beträchtlich. Auf dem Wege unrechtmäßiger Auflegung dienstlicher Verpflichtungen, gegen welche zu protestiren weitläufig, vielleicht aussichtslos war, wurden diese Leute allmählich in den Stand der Unfreien hinabgedrückt und dadurch die Ausgleichung der beiden ursprünglich principiell

1) Hube l. l. stützt sich bei seinen Ausführungen hauptsächlich auf ein dem Krakauer Capitel verliehenes Privileg vom Jahre 1255 und auf zwei Urkunden aus den Jahren 1266 und 1267: „si inter alienum quemlibet et polonum degentem in alterutra villarum, qui propriam araturam habet" und „vel eciam polonum liberum qui in rure hactenus habitavit."

verschiedenen Gruppen vorbereitet und durchgeführt. Auf gleichem Wege ging ihnen ihr Rechtsstand vor dem herzoglichen Gericht verloren. Es war eine unheilvolle Entwickelung, deren schlimme Früchte auch an der Erscheinung sich zeigen, daß, wie schon oben erwähnt wurde, das polnische Mittelalter von keinem Bauernaufstand von irgend welcher Bedeutung zu berichten hat. Die Kraft der Selbsthilfe ging in der Unfreiheit unter.[1])

Innerhalb dieser auf dem Wege historischer Entwickelung ausgebildeten Classen galt in Polen ein in seinen Grundzügen allen gemeinsames Recht, dessen älteste Fassung uns in dem sogenannten „Rechtsbuch“ [2]), einer zu practischem Gebrauch im polnischen Ordenslande verfaßten Aufzeichnung, erhalten ist.

Im Allgemeinen ist nun zu bemerken[3]), daß die römische väterliche Gewalt und das germanische Mundium dem polnischen Recht fremde Begriffe sind. Die Frauen, Jungfrauen und Wittwen sind in allen Vermögensverhältnissen völlig frei, und wenn auch Unmündige keine derartigen Verfügungen treffen dürfen, so bedarf es doch ihrer Zustimmung und sobald sie mündig geworden sind, nochmaliger Bestätigung. Einen Gemeindebesitz hat Polen nie gekannt; wo gemeinsamer Besitz stattfand, ist er zufälliger Natur und stets lösbar. Eigenthümer alles Landes ist der Landesherr. Jeder Erbbesitz geht auf eine von ihm ausgegangene Schenkung zurück und es ist daher nur folgerichtig, wenn erbloses Land ihm zufällt, durch Verbrechen verwirkter Grundbesitz von ihm eingezogen und alle Streitigkeiten, die den Grund und Boden betreffen, vor sein Gericht competiren. Unter steter Voraussetzung der Oberherrlichkeit des Fürsten ging aller Privatbesitz auf Erbschaft, Verleihung für Leistungen oder Kauf zurück. Da die Erbfolge nur unter Blutsverwandten stattfand, bedurfte es der Zustimmung derselben zum Verkauf von Erbland. Ohne ihre Genehmigung war jede Entäußerung ungiltig, und im Fall eines Verkaufes hatten sie das Rückkaufsrecht. Die Art, wie das Besitzthum ausgenützt wurde, war dagegen vollkommen frei.

Im Gerichtswesen galt als leitender Grundsatz, dem Verklagten möglichst viel Mittel zur Vertheidigung zu geben, während die Aufrechterhaltung der Ordnung, namentlich durch die starke Strafgewalt der Castellane gesichert wurde. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts tritt in den oben skizzirten Verhältnissen

1) Um die Zeit, von der wir reden, taucht die immer mehr in Gebrauch kommende Bezeichnung kmetho auf. Sie umfaßt sowohl Freie als Unfreie, begegnet uns zuerst 1241 in Masovien, dann auch im übrigen Polen. Das Wort ist noch unerklärt, — der sichere Ausgangspunkt fehlt. Am meisten Anspruch auf Wahrscheinlichkeit kann die Ableitung vom nlat. comes, comitis, mgr. κομής beanspruchen. Im aserb. bedeutet es magnatum unus, judicum genus; nsl. rusticus; serb. Gemeindevorsteher. In Montenegro den gewählten Richter, in Bosnien den Bauer auf fremdem Grund, im fremden Hause u. s. w.

2) „Księga praw“ ed. Edwin Volkmann 1869. Die Priorität der Entdeckung dieser Handschrift gehört Helcel, dessen Ausgabe erst 1870 erschien. Vgl. Hube, Prawe Polskie, Beilage.

3) Vgl. Hube, l. l. Oddzial XI.

nun dadurch eine Wandlung ein, daß, wie bereits angedeutet wurde, die Geistlichkeit und der Adel einen bedeutenden Theil der herzoglichen Rechte an sich reißen. Indem sie die Bevölkerung ihrer Patrimonialgerichtsbarkeit unterstellen, sie immer gleicher in der Unfreiheit machen, durchbrechen sie das alte Rechtssystem. Das Gericht des Castellans hörte auf, das Gericht für die ansässige Bevölkerung zu sein, die der Patrimonialgerichtsbarkeit verfällt, während andererseits in den Städten das deutsche Recht das polnische verdrängt. Hier lebte der Begriff städtischer Selbstverwaltung, aber auch nur hier gab es Freiheit für alle, die nicht zur Szlachta und nicht zur Geistlichkeit gehörten. Es ist nun für die spätere Entwickelung der polnischen Verhältnisse von großer Bedeutung geworden, daß in den Tagen Lokieteks die Szlachta sich organisirte und zu autonomen Körperschaften zusammenthat.

Geschlechtsverbände, die in der Gemeinsamkeit des Wappens ihren Ausdruck fanden, sind in Polen sehr alt. Die Bedeutung derselben beschränkte sich aber bisher auf eine im Detail schwer zu bestimmende Fürsorge des Geschlechts für seine einzelnen Glieder, auf das Bestreben, im öffentlichen Leben solidarisch aufzutreten. Die Wiedervereinigung der verschiedenen polnischen Landestheile durch Lokietek führte nun dazu, daß sich in den ehemals selbständigen Herzogthümern eine adlige Beamtenhierarchie ausbildete, die eifrig bestrebt war, die selbständige Organisation des Landes und ihre eigene Stellung zu wahren. So blieben in jedem der früheren Theilfürstenthümer die alten herzoglichen Beamten, Wojewode und Castellan, — die Anführer im Kriege, Kanzler, Kämmerer, Richter, Unterrichter, Gerichtsschreiber, Fahnenträger, Schwertträger, Truchseß und Mundschenk. Nur wurden sie, da der Kreis ihrer Thätigkeit sich auf ein abgegrenztes Gebiet beschränkte, aus herzoglichen Beamten zu autonomen Beamten der Landschaft, die es zu ihrer Hauptaufgabe machten, die Interessen des grundbesitzenden Adels zu vertreten. Das ging so weit, daß Richter, Unterrichter und Schreiber sogar ihren Namen änderten und fortan Landschaftsschreiber hießen.

Hatte diese Entwickelung auch noch nicht dahin geführt, die herzogliche Jurisdiction ganz zu beseitigen, so war Lokietek doch nicht im Stande, überall persönlich Recht zu sprechen, und wo er nicht zugegen war, mußte er die Thätigkeit jener Landschaftsschreiber eben gutheißen. So geschah es, daß Richter, Unterrichter und Schreiber die einzelnen Kreise ihres Landes bereisten, und in geringeren Sachen auf den sogenannten roczki (kleinen Terminen) Recht sprachen, während wichtigere Sachen von allen Landschaftsbeamten auf den roki (Colloquia) gemeinsam in letzter Instanz erledigt wurden. Es ergab sich als etwas Selbstverständliches, daß sie gleichzeitig über die wichtigsten Interessen und Bedürfnisse ihres Landes zu Rath saßen. Auf gleiche Weise erwarb der Adel eines jeden polnischen Landes seine eigene autonome Organisation.[1]) Wir stehen hier an den Anfängen des polnischen Parlamentarismus.

1) Vgl. Bobrzynski: Geschichte Polens, I § 43 (polnisch).

Vierzehntes Kapitel.

Die Anfänge Kasimir des Großen. Der Orden und Halicz.

Es war eine schwierige Aufgabe, die Lokietek seinem Sohne und Nachfolger Kasimir hinterlassen hatte. Im Innern galt es die Gährung zu heben, welche die Umgestaltung der politischen Lebensformen hervorrief, nach außen den schweren Kampf mit dem Orden zu Ende zu führen, dem das ermüdete und verwilderte Land auf die Dauer nicht gewachsen war. Da ist es überraschend, mit welcher Ueberlegenheit der dreiundzwanzigjährige Herrscher sich in seiner Lage zurechtfand und gegen den Willen der Nation die Ziele zu erreichen verstand, die er sich gesetzt hatte.

Was wir von der Jugend Kasimirs wissen, ist wenig ansprechend. Der Vater hatte den fünfzehnjährigen Sohn mit Anna, der Tochter Gedimins, vermählt, und die littauische Prinzessin scheint nicht im Stande gewesen zu sein, den polnischen Königssohn dauernd zu fesseln. Anna's Seele hing an Littauen und an den Sitten ihrer Heimath. Leider haben die polnischen Chronisten nur wenig Züge von ihr aufbewahrt, aber dieses Wenige genügt, um einen lebensvollen Schattenriß ihres Wesens hervorzurufen. Littauische Weisen und Tänze waren ihr liebster Zeitvertreib. Wenn sie hoch zu Roß, von Flötenspielern und Tympanschlägern begleitet, in die Ferne schweifen konnte, war ihr am wohlsten, an kirchlichem Gepränge fand sie nur wenig Gefallen und ihr Christenthum erschien den polnischen Geistlichen nicht unbedenklich. In den zwölf Jahren ihrer Ehe faßte sie auf dem polnischen Boden nicht festen Fuß und von ihrem jungen Gatten wurde sie nicht verstanden. Fünf Jahre nach Abschluß dieser Ehe finden wir Kasimir am ungarischen Hofe. Er sollte König Carl Albert, den Gemahl seiner Schwester Elisabeth, vermögen, dem polnischen Heere im Kampf gegen den Orden Beistand zu leisten. Dieses Ziel hat denn Kasimir auch erreicht, aber in die Zeit seines Ofener Aufenthaltes fällt eine Liebestragödie, die einen Blick nicht nur in die üppig lockeren Sitten des französirenden ungarischen Hofes, sondern auch in den Charakter des jungen Königssohnes thun läßt. Die schöne Tochter eines königlichen Hofbeamten, Clara von Zach, erregte die Begierden des Prinzen. Seine Schwester, Königin Elisabeth, machte die Kupplerin und die Ehre Clara's fiel ihm zum Opfer. Als Clara's Vater, halb wahnsinnig im Gefühl des Schimpfes, der ihm angethan war, in den Königssaal drang, um Rache an denen zu nehmen, die ihm sein Kind verdorben und seinen Namen befleckt hatten, den König und die Königin verwundete und endlich selbst im Getümmel erschlagen wurde, da wußte der Hauptschuldige, Kasimir, von der brutalen Strafe, welche alle Glieder der Familie Zach traf, nicht einmal Clara zu befreien. Sie wurde furchtbar verstümmelt und im Lande umhergehetzt, ihr ganzes Geschlecht bis in das dritte Glied zum Tode verurtheil!

Im folgenden Jahre hat Kasimir an der Schlacht bei Plowcze theilgenommen, aber während der Kampf noch tobte, hat er flüchtig das Schlachtfeld verlassen; dann finden wir ihn im Gefolge des Vaters und bei der Belagerung der schlesischen Burg Kosten wird er in nicht unrühmlicher Weise genannt. Man sieht, viel Grund zu großen Erwartungen hatte Prinz Kasimir seinen künftigen Unterthanen nicht gegeben, selbst solche, die den kühlen und nachhaltigen Verstand desselben kannten, mögen von der Ueberlegenheit, mit welcher er den Verhältnissen entgegentrat, überrascht worden sein.

Durch Sammlung der Kräfte Polens in längerer friedlicher Regierung es zum siegreichen Kampfe mit dem Orden vorzubereiten, das war das klar erkannte und folgerichtig durchgeführte Ziel des Königs. Vom Vater hatte



Grabmal der Anna Jagello im Dom zu Krakau.

er ein zwar todtmüdes, aber doch in nationalem Bewußtsein geschlossenes Polen ererbt, Kasimirs Aufgabe war, dies Polen auf friedlichem Wege der abendländischen Civilisation entgegenzuführen, dem Gefäße den Inhalt, den schlummernden oder sich gegenseitig aufreibenden Kräften die Zucht fester Ordnungen und wirksamen Rechtes zu schaffen.

Eine ruhige Betrachtung der auswärtigen Politik zeigte, daß nach zwei Seiten hin zunächst ein scheinbarer Rückschritt unvermeidlich sei. Der Orden hatte bei dem Versuche Polens, ihm Pommerellen zu entreißen, nicht nur nichts eingebüßt, sondern noch das Dobriner Land und Theile von Cujavien gewonnen, wie wir sahen, weniger um diese Gebiete für immer zu behalten, als um ein Pfand zu haben, dessen Rückgabe ihm die unbedingte Anerkennung seines pommerschen Besitzes sichern konnte. Und ähnlich stand es mit dem von Böhmen geführten polnischen Königstitel, König Johann hielt weniger an

diesem Titel, als an der Anerkennung seiner Rechtsansprüche auf Schlesien und Masovien. Noch bevor Kasimir am 24. April 1333 zu Krakau vom Erzbischof von Gnesen gekrönt wurde, war er mit dem Orden in Verhandlungen getreten, die erst zu einem mehrmonatlichen Stillstande, danach zur Verlängerung desselben bis zum 24. Juni 1335 führten.[1]) Die Könige von Ungarn und Böhmen sollten als Schiedsrichter in dem langjährigen Streite fungiren. Mit Böhmen aber kamen die Friedensverhandlungen ebenfalls in Gang. Da ein eigentlicher Kriegszustand zwischen beiden Staaten nicht vorlag, konnte Kasimir hier mit geringerer Eile vorgehen und die Anknüpfung der Verhandlungen dem Gegner überlassen. Im August 1335 wurden die Präliminarien zu einem ewigen Frieden vereinbart, dem zu Folge König Johann von Böhmen und Markgraf Carl von Mähren allen ihren Ansprüchen auf Polen und dem polnischen Königstitel entsagten, während Kasimir sich zur Zahlung von 20,000 Schock böhmischer Groschen und zur Anerkennung der böhmischen Rechte über Schlesien und das masovische Plock verstand. Auf dem glänzenden Fürstentage, der im November des Jahres in Wysehrad in Ungarn stattfand, wurde der Friede endgiltig bestätigt und zugleich in der Streitsache mit dem Orden der Schiedsspruch gefällt. In demselben wurde Cujavien und das Dobriner Land zwar Polen und Pommerellen dem Orden zugesprochen, was aber Pommern „in seinen alten Grenzen" sei, so wenig bestimmt, daß darüber die Mißhelligkeiten mit dem Orden wieder zum Ausbruch kamen. Außer der in Wysehrad ausbedungenen Bestätigung des Schiedsspruches durch den Papst verlangte der Orden noch die förmliche Bestätigung desselben durch die polnischen Großen und bei der entschiedenen Feindseligkeit der letzteren gegen den Orden läßt sich nicht leugnen, daß eine derartige Sicherung vorausgehen wußte, ehe Cujavien und Dobrin wieder in polnische Hände gelangen durften. Darüber ist es denn zu siebenjährigen, höchst unerquicklichen Streitigkeiten und Processen gekommen, in denen als Basis der Verhandlungen mit dem Orden jener Richterspruch von 1321 wieder hervorgeholt wurde, dessen parteiische und maßlose Entscheidung jede Verständigung unmöglich machte. Die Zähigkeit des Ordens und die Friedensliebe Kasimirs trugen trotz der Abneigung der polnischen Großen und des Clerus schließlich den Sieg davon; der Friede von Kalisch bestätigte im Juli 1343 den Vertrag von Wysehrad. Während Kasimir auf das Kulmerland, Michelau und Pommerellen verzichtete, lieferte der Orden ihm Cujavien und das Dobriner Land mit allen Appertinentien aus. Der polnische Adel in der Person der anwesenden Großwürdenträger und die Vertreter der Bürgerschaft der sieben Hauptstädte von Groß- und Kleinpolen (Posen, Kalisch, Wloclawek, Brzesc, Krakau, Sandomir und Sandecz) bekräftigten auch ihrerseits den Frieden durch die feierliche Zusage „Niemandem, selbst ihrem Könige nicht, irgend welchen Beistand zu leisten, wenn er wider den Orden, in Betreff der erwähnten Lande,

1) Codex majoris Poloniae II, Nr. 1133.

den Krieg wieder erneuern wollte".[1]) Am 23. Juli endlich fand in einer persönlichen Zusammenkunft des Hochmeisters und des Königs der Austausch der Friedensurkunden statt.

Bei dem Dorfe Wirbiczino, zwischen Neu-Leslau und Morin, waren auf einer Wiese für beide Fürsten prächtige Zelte errichtet. Der Erzbischof Jaroslaw von Gnesen trug das polnische Exemplar der Friedensurkunde in das Zelt des Meisters, wo sie geprüft wurde und brachte zu gleichem Zweck das deutsche Original dem Könige.

Nachdem sich erwiesen hatte, daß Alles in Ordnung sei, begrüßten sich beide Fürsten; der Erzbischof verkündete darauf der Versammlnng den Abschluß des Friedens, legte ihr den Inhalt der Urkunden dar und erklärte, daß sein Herr, der König, was in seinen Kräften stehe, thun wolle, um auch von Ungarn den Verzicht auf Pommern, Michelau und Kulmerland zu erwirken. Danach tauschten Kasimir und Ludolf König die Friedensurkunden aus, beschworen sie, der König bei seiner Krone, der Meister bei seinem Kreuz und gaben einander den Friedenskuß.

Die große Bedeutung dieses Friedensschlusses liegt hauptsächlich darin, daß, wie treffend bemerkt worden ist, von nun an die rechtliche Grundlage, auf der Polen und der Orden einander gegenüberstehen, eine neue geworden ist. Bisher waren die gegenseitigen Beziehungen durch Verträge geregelt, die, unsicher in ihrem Ausgangspunkte, zu verschiedener Auslegung förmlich provocirten. Jetzt war zum ersten Male ein sicherer Rechtsboden geschaffen, an dem sich nicht deuteln ließ. Pommerellen gehörte fortan dem Orden[2]) und wenn dieser dafür auf Cujavien und Dobrin verzichtet hatte, war der Gewinn für ihn größer als der Verlust. Kasimir dagegen hatte seine Grenze nach Norden zu gesichert; wider den Willen des Adels und der Geistlichkeit, die in den Ueberlieferungen der Politik Lokieteks lebten, seinen Willen durchgesetzt und, indem er definitiv ein Ziel aufgab, das zur Zeit unerreichbar war, Raum gewonnen, um nach anderer Seite hin eine ebenso umsichtige als erfolgreiche Politik durchzuführen.

Ein erster Erfolg aber lag in der Erwerbung des Haliczer Landes bereits hinter ihm.

Wir erinnern uns aus der russischen Geschichte[3]), daß hier um 1336 oder 1337 die männliche Linie der Nachkommen König Daniels erloschen war. Die Bevölkerung rief den Schwestersohn des letzten Fürsten, Boleslaw von Masovien, auf den Thron, der nur kurze Zeit regierte, aber zahlreiche polnische Einwanderer ins Land zog. Dadurch wurde Halicz, das von Alters her durch seine Handelsinteressen mit Polen verknüpft war, noch mehr in den

1) Vgl. Caro II, 254. Die Urkunden im Cod. maj. Pol. II, Nr. 1218—1223.

2) Eine definitive Grenzrichtung zwischen Cujavien und Großpolen einerseits, dem Kulmerlande und Pommerellen andererseits fand durch Urkunde vom 14. Juni 1349 statt. Cod. maj. Pol. Nr. 1286, 1290.

3) Vgl. oben, pag. 210.

Gesichtskreis dieses Reiches gezogen, und Kasimir war entschlossen, die günstige Gelegenheit, die sich ihm bot, einen Weg zum Meer im Süden zu erwerben, nicht ungenutzt vorüberziehen zu lassen. Als Boleslaw 1340 starb, kam er den das freie Erbe beanspruchenden Littauern, Tataren und Ungarn zuvor, indem er das Land besetzte. Die Tataren, die sich ihm entgegenstellten, schlug er bei Lublin 1341 aufs Haupt, Ungarn ließ sich durch eine Geldzahlung abfinden, nur gegen Littauen mußte die neue Erwerbung in hartnäckigem Kampfe behauptet werden.[1] Es handelte sich in diesem Kampfe jedoch weniger um Halicz, das polnisch blieb, als um die im Osten und Süden anstoßenden Landschaften. Kasimir erhob als auf frühere Dependenzen von Halicz auch Ansprüche auf Podolien und Wolhynien. Das erstere vermochte er nicht zu behaupten, der Kampf um das letztere aber nahm den folgenden Verlauf. Nach einem 1347 auf zwei Jahre geschlossenen Stillstande, der Lwow (Lemberg) bei Polen, Wladimir, Luck, Belsk und Cholm bei Littauen ließ, kam 1349 der Kampf aufs Neue zum Ausbruch. Sieben Jahre lang führten beide Theile ihn mit größter Ausdauer und Erbitterung. Anfangs war Kasimir durch überlegene Zahl und bessere Führung seiner Truppen im Vortheil. Bis auf die Stadt Cholm gelang es ihm, sich ganz Wolhyniens zu bemächtigen. Als aber 1350 in Polen Wirren zum Ausbruch kamen, welche die mit seiner Politik unzufriedene Geistlichkeit gegen den König erregt hatte[2], vertrieben Lubart und Kestuit nicht nur die polnischen Truppen aus Wolhynien, sie drangen auch in das Lembergsche ein und verwüsteten sogar Sandomir, Radom und andere echt polnische Landschaften. So mußte Kasimir ganz von Neuem anfangen. Papst Clemens VI. kam ihm dabei zu Hilfe, indem er ihm den polnischen Kirchenzehnten eines Jahres überließ und den Krieg als einen Krieg gegen die Ungläubigen darstellte[3]. Einen zweiten wesentlichen Vortheil errang er dadurch, daß er Ludwig von Ungarn bewog, zu Gunsten Polens seinen Ansprüchen zu entsagen. Nur knüpfte Ludwig daran die Bedingung, daß ihm und seinen Nachfolgern freistehen solle, nach Kasimirs Tode das Land für 100,000 Goldgulden zu erkaufen, sterbe aber Kasimir ohne männliche Nachkommen, so solle Ludwig Beides, Polen und Reußen, erben. Dafür verpflichtete er sich, mit Heeresmacht den Polen im Kampfe um Wolhynien beizustehen. Da nun Olgerd sich mit den podolischen Tataren verband, nahm der Krieg eine größere Ausdehnung an. Auch dieses Mal war Kasimir anfänglich im Vortheil, er vermochte nicht nur Wolhynien wieder zu erobern, sondern auch Kestuit gefangen zu nehmen. Fast hätte Lubart dasselbe Schicksal betroffen, als er in Luck belagert wurde. Kestuit gelang es aber, zu entkommen, und als das ungarische Heer abzog und Olgerd im Verein mit dem

1) Vgl. über diese Dinge Antonowitsch, Monographien zur Geschichte des westlichen und südwestlichen Rußlands. Kiew 1885 (russisch), pag. 128 ff.

2) Jan von Czarnkow bei Bielowski II, 630.

3) Ein eigentlicher Kreuzzug, wie Antonowitsch wissen will, ist nicht gepredigt worden.

Bruder den Krieg aufnahm, wandte sich das Glück völlig. Wolhynien mußte aufgegeben werden. In verwüstenden Einfällen drangen die Littauer in Polen und Masovien ein und bald war ihre Position so stark, daß sie daran denken konnten, auch Halicz zu erobern. Nun tritt eine Lücke in unseren Nachrichten über diesen Krieg ein. Von den Jahren 1356 bis 1366 erfahren wir nichts. Man wird wohl nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß inzwischen ein Stillstand stattgefunden habe. Der Feldzug Kasimirs im Jahre 1366 entschied aber in allen wesentlichen Punkten zu seinen Gunsten. Olgerd mußte sich zu einem Friedensschluß bequemen, in welchem Kasimir definitiv nur auf Luck und Beresk verzichtete, dagegen Belsk und Cholm dem littauischen Fürsten Juri Narimuntowicz, Wladimir und Kremenez dem Fürsten Alexander Koriatowicz als polnisches Lehen nur auf Lebenszeit verlieh.

Auch dieser Frieden hat freilich keinen Bestand gehabt, erst 1377 fand die Einigung statt, welche von Dauer sein sollte; sie brachte von Wolhynien Cholm und Belsk an Polen, der größere Rest fiel Littauen zu. Immerhin aber war dies Gebiet polnischen Einflüssen gewonnen und wir werden sehen, welche bestimmende Bedeutung gerade ihm in der Geschichte der inneren Entwickelung Polens zufällt.

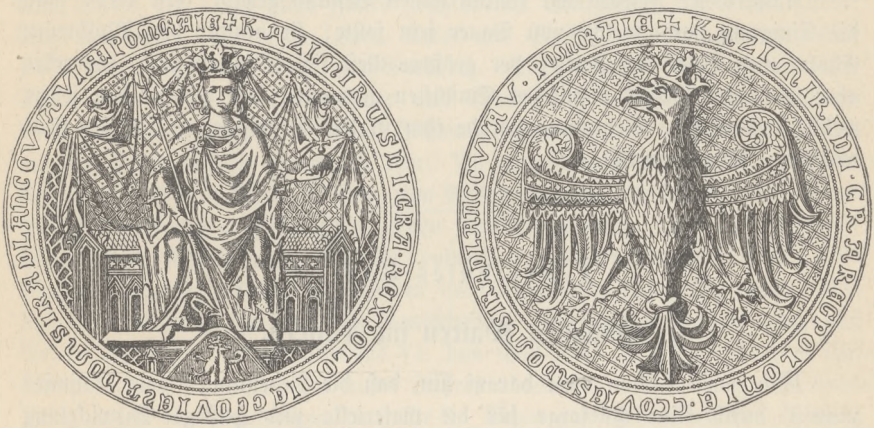
Fünfzehntes Kapitel.

Kasimirs Walten im Innern.[1]

Wir wiesen schon oben darauf hin, daß die Bedeutung König Kasimirs zumeist durch seine Fürsorge für die materielle und geistige Entwickelung Polens begründet ist. In der That hat er in seiner langjährigen Regierung nach dieser Seite hin wirklich Hervorragendes geleistet. Seine Größe liegt weniger in der Thatsache der von ihm durchgeführten Reformen, als darin, daß er das ganze Volk zur Mitarbeit heranzog und es eben durch diese Mitarbeit sittlich zu heben verstand. Die zu Zeiten Lokieteks ins Stocken gerathene deutsche Colonisation in Stadt und Land nahm neuen Aufschwung und mit ihr und durch sie hoben sich Handel und Gewerbe. Schloß das Ordensland den Polen den directen Weg zur Ostsee ab, so beherrschte Polen dafür die Straßen, die nach Ungarn, Reußen und zum Schwarzen Meere führten. Das Stapelrecht, das der König seinen Städten verlieh, führte dahin, daß die fremden Kaufleute nur durch polnische Vermittelung in jenen Gegenden Handel treiben konnten. Polnische Unterthanen kauften ihre Waaren auf, um sie für eigene Rechnung weiter zu vertreiben. Krakau, Sandomir, Posen, Lublin, Lemberg wurden zu wichtigen Centren des osteuropäischen

1) Vgl. Bobrzynski, Geschichte Polens I, § 47—48. Szujski, Charakteristik Kasimir des Großen.

Handels. Nach Moskau und Livland einerseits, bis nach Flandern und Italien andererseits reichten ihre Verbindungen. Eine von König Kasimir den Thorner Kaufleuten sechs Jahre nach dem Frieden von Kalisch ausgestellte Urkunde zeigt uns die damals durch Polen führenden Handelsstraßen. Von Thorn aus ging der Weg nach Breslau über Raciaz, Konin, Kalisch und Schildberg, nach Wladimir über Leczechow, Kazimierz, Kunistadt und Lublin; nach Sandomir über Brest, Łęczyc und Opoczno. Darüber hinaus stand den Kaufleuten des Ordens der Weg nicht frei und überall mußten sie an den Zollstätten die üblichen Abgaben entrichten.[1] Die von Norden nach Süden gehende Handelsstraße wurde von anderen, gleich belebten Straßen durchschnitten, die von Ost nach West oder in umgekehrter Richtung führten. Da



Siegel Kasimir des Großen. (Nach Essenwein.)

Auf der Vorderseite der König mit Krone, Szepter und Reichsapfel auf dem Throne. Umschrift: KAZIMIRVS DI . GRA . REX POLONIE CCOVIE SADOM SIRAD LANC CVYAVIÆ POMORAIE ✝
Auf der Rückseite der polnische gekrönte Adler. Umschrift: ✝ KAZIMIRI GRAREG POLONIE . C(ra) COVIE . SADOM'SIRAD LANC CVYAV . POMORAIE ✝

ist die Straße, welche von Posen über Konin nach Łęczyc ging, um dann in die große russische Handelsstraße, die durch Wolhynien führte, zu münden, während die Linien Breslau, Krakau, Lemberg weiter nach Wolhynien und Rußland hin den Handel beherrschten. Kupfer, Blei, Salz, Holz, Pelzwerk und einheimisches Tuch, die sogenannten „polnischen Laken", wurden ausgeführt, während fremde Tuche und gewerbliche Erzeugnisse über Nürnberg, Prag, Wien und aus den Ordenslanden in Polen Eingang fanden.[2]

Von noch größerer Bedeutung war es aber, daß auch der Ackerbau neu auflebte. Man kann dabei die erziehende Einwirkung nicht hoch genug an-

1) Vgl. Cod. maj. Pol. I, No. 1289.
2) Vgl. Caro l. l. pag. 544 ff. Grünhagen, Geschichte Schlesiens, pag. 198.

schlagen, welche die Verleihung deutschen Rechts auf den Bauerstand hatte. Die immer zahlreicher werdenden Vergebungen von Land gegen Zins gaben ihm mit den Früchten der Arbeit auch die Freude an der Arbeit wieder, der Ueberfluß an Wäldern schwand, ausgedehnte leerstehende Strecken wurden besiedelt, die Einnahmen nicht nur der unermeßlichen königlichen Domänen, sondern die aller Grundbesitzer zu ungeahnter Höhe gehoben. Adel und Geistlichkeit folgten dem Beispiele Kasimirs, und bald war Polen stark genug, noch Colonisten an die neuen Erwerbungen im Osten und an die westkarpathischen Landschaften abzugeben.

Das Land war sicher geworden, die Zügellosigkeit des Raub- und Diebswesens, wie Kasimir es bei seinem Regierungsantritte vorgefunden hatte, mit nachsichtsloser Strenge gebrochen [1]), und durch planmäßig angelegte Befestigungen eine sichere Zuflucht für Zeiten der Noth geschaffen worden. Ganz Polen brauchte nicht wie früher vor jedem Einfall barbarischer Horden zu zittern. Und dank dieser Sicherheit begannen Kunstgewerbe und Wissenschaft, die mehr noch als Handel und Ackerbau fester Ordnungen bedürfen, um zu gedeihen, in Polen Fuß zu fassen. Kasimir erbte ein hölzernes Polen und hinterließ ein steinernes, sagt, wenn auch in dieser Allgemeinheit etwas übertreibend, ein neuerer Geschichtsschreiber. Thatsache ist, daß Burgen, Paläste, Kaufhöfe und Kirchen um diese Zeit in edlem gotischen Stil errichtet wurden [2]), während im flachen Lande der Holzbau die Herrschaft behauptete, wenngleich, dank den deutschen Colonisten, auch nach dieser Richtung eine Besserung eingetreten sein muß. Es berührt dabei wohlthätig, daß der nationale Antagonismus zwischen Deutschen und Polen, dem eine so verhängnißvolle Rolle in der Geschichte der früheren Regierungen zukommt, unter Kasimir fast erloschen scheint. „Wie keiner seiner Vorgänger und keiner seiner Nachfolger wußte er die Anforderungen des polnischen Staatswesens mit den gerechten Ansprüchen der im Lande lebenden Deutschen zu versöhnen.“ [3])

Unter so günstigen äußeren Bedingungen ist es verständlich, wie in überraschend kurzer Zeit auch wissenschaftliche Bildung in Polen sich das Bürgerrecht gewinnen konnte. Für die älteren Zeiten wissen wir wenig mehr anzuführen, als daß wahrscheinlich, entsprechend den canonischen Gesetzen, Domschulen bestanden und in den Städten sich frühzeitig an den Pfarrkirchen Trivialschulen bildeten, an denen Grammatik, Rhetorik und Dialectik gelehrt wurden. In

1) „Quicunque latrocinia sive furta faciebant: quantumcunque fuerant nobiles, ipsos mandabat decollari, submergi et fame mortificari ....“ Czarnkow bei Bielowski II, 623. — „Coronatus statim in maleficos in tantum desevit, ut in modico tempore multos eorum delevit, dans metum pluribus ut se a furtis et latrociniis cohiberent.“ Rocznik Traski Bielowski, Mon. II, 860.

2) Die Kirchenbauten zählt Jan von Czarnkow in seiner Chronik auf. Vgl. Bielowski II, 624. Daselbst pag. 625 ff. die lange Reihe der von Kasimir angelegten Befestigungen, sowie Angaben über die von ihm angelegten Städte und Dörfer.

3) Zeißberg, Die polnische Geschichtsschreibung im Mittelalter. Lpz. 1873, pag 157.

Gnesen, Posen, Plock und Krakau lassen sich urkundlich derartige Schulen nachweisen. Seit den Tagen Kasimirs muß die Zahl und der Umfang dieser Schulen zugenommen haben. Schon findet man Laien, welche lateinisch reden und schreiben können, in Bologna, Prag und Paris studirten Polen und an der Spitze der polnischen Geistlichkeit sowie in der Kanzlei des Königs nehmen Doctoren des römischen und canonischen Rechts eine leitende Stellung ein. Kasimir wollte aber, obgleich bei der Gründung der Universität Prag auch eine „polnische Nation" gebildet war, seinem Volke ein eigenes Centrum höchster wissenschaftlicher Bildung schaffen[1]). So entstand im Jahre 1364 die Universität Krakau. Die Gründungsurkunde ist vom Pfingstfeste, die Bestätigung durch Papst Urban V. vom 1. September 1364 datirt[2]). In der Einleitung seiner Urkunde spricht der König den Wunsch aus, daß Krakau ein Ort werde, an dem man jede höhere Befähigung sich anzueignen Gelegenheit finde. „Möge es eine Perle sein der mächtigen Wissenschaften, die umsichtige Männer voll Reife, Männer mit dem Schmuck der Tugend ausgestattet, mit mannigfaltigen Fähigkeiten ausgerüstet, erzeugt; möge es eine wasserreiche Quelle der Gelehrsamkeit werden, aus deren Fülle alle diejenigen schöpfen, die mit Zeugnissen der Gelehrsamkeit versehen sein wollen."



Großes Siegel der Stadt Krakau, 1333—1370.
(Nach Essenwein.)

Kasimir hat die eigentliche Blüthe seiner Stiftung nicht erlebt. Es bestanden seiner Zeit nur die juristische und die philosophische Facultät, eine theologische vermochte er nicht zu beschaffen. Es ist sogar zweifelhaft, ob in seiner letzten Lebenszeit überhaupt an der Universität gelehrt worden ist. Verloren aber war seine Arbeit an dieser großen Sache darum nicht und wir werden sehen, wie unter seinem Nachfolger die Universität Krakau sich neu und kräftig organisirte, um dann bis auf den heutigen Tag fortzublühen.

In gleichem Verhältniß mit dem wachsenden Wohlstande und dem geistigen Aufschwunge Polens stieg das Ansehen des Königs nach außen. Vom deutschen

1) Vgl. Zeißberg, l. l., pag. 163 ff.

2) Vgl. Theiner, Monumenta I, No. 842. Die Gründungsurkunde bei Helcel, Pomniki I, pag. 213 ff.

Kaiser, dem König Carl von Böhmen, erlangte er 1353 die Entsagung der Lehnsoberherrlichkeit über Masovien-Plock, und zu Ende des Jahres 1356 fand sich auch Herzog Ziemowit III. von Masovien bereit, ihm den Huldigungseid zu leisten.[1] Ganz besonders glänzend aber zeigte sich die Stellung Polens auf dem Congreß zu Krakau im December 1363, da Kasimir im Verein mit Herzog Bolko von Schweidnitz als Schiedsrichter im Streite zwischen Carl und König Ludwig von Ungarn fungirte, der Kaiser sich mit der Großtochter König Kasimirs, Elisabeth, vermählte und in Krakau als Gast Polens seine Hochzeit feierte. Der Kaiser, vier Könige, zahlreiche Fürsten und Herren waren hier beisammen und bis in unsere Zeit hinein hat sich der Patriotismus polnischer Geschichtschreiber an der Darstellung jener Festtage erwärmt. Johann von Czarnkow, der treffliche Archidiacon von Gnesen, dem wir die Geschichte Kasimirs und die der folgenden Zeit bis zum Jahre 1384 verdanken, schildert seine bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich aus eigener Anschauung empfangenen Eindrücke mit den folgenden Worten: „Da er unter den anderen Königen hochangesehen war, wollte er den Glanz seines Reiches zeigen, und bereitete im Jahre 1363 in der Stadt Krakau ein höchst stattliches Fest, an welchem der römische Kaiser Carl, zugleich König von Böhmen, mit seinen Fürsten, der König von Ungarn mit den Seinigen, die Könige von Cypern und Dänemark, alle polnischen Fürsten und Ritter aus vieler Herren Länder theilnahmen. Wie groß hier die Freude, der Prunk, die Herrlichkeit und der Ueberfluß waren, das läßt sich nicht beschreiben, doch ward Allen mehr zu Theil, als ihr Herz begehrte. Jene Könige und Fürsten versprachen und festigten unter einander gegenseitige Freundschaft und zogen danach heim, von Kasimir, dem Könige von Polen, mit königlichen Gaben reich beschenkt.“[2]

Es war König Kasimir in seiner inneren Verwaltung jedoch nicht nur um die Besserung der materiellen Verhältnisse, die den Aufwand solcher Feste ermöglichten oder um den Glanz eines wissenschaftlich gebildeten Beamtenstabes zu thun; sein bleibendes Verdienst ist darin zu sehen, daß es ihm gelang, die staatlichen Keimbildungen, die er bei seinem Regierungsantritt vorfand, zu rechter Entfaltung und heilsamer Entwickelung zu führen. Er hat dem polnischen Staate eine das Ganze umfassende, wohldurchdachte Organisation gegeben und durch eine Hierarchie von Regierungsbeamten die zu Zeiten seines Vaters fehlende Concentration der einzelnen Landschaften geschaffen.

Wir erinnern uns, daß die Hofbeamten der ehemaligen Theilfürstenthümer zu Landschaftsbeamten geworden waren. Kasimir führte neue Hofämter ein, deren

1) Ueber die Vorgeschichte dieser Zugeständnisse vergleiche Caro, Geschichte Polens, auf den wir überhaupt durchweg verweisen müssen, wo es sich um ein Eingehen in das Detail der polnischen Geschichte handelt, das wir aus Rücksicht auf den Raum bei Seite lassen müssen.

2) Czarnkow bei Bielowski II, 631.

Geschäftskreis das ganze Reich umfaßte und bändigte so auf dem Wege einheitlicher Verwaltung die centrifugalen Elemente der Landschaften. Er umgab sich — um einen modernen Ausdruck zu brauchen — mit einem Ministerium. Ein Schatzmeister (podskarby) hatte die Verwaltung aller königlichen Güter und Einkünfte und gebot den unteren Schatzbeamten; ein Unterkanzler (podkanzlerz) hatte die administrative, gerichtliche und diplomatische Canzlei zu besorgen, ein Hofmarschall (marzalk) endlich die früher dem Wojewoden zustehende Aufgabe, die Ordnung am königlichen Hofe aufrecht zu erhalten. Das uns bereits bekannte ursprünglich böhmische Institut der Starosten wurde überall eingeführt. Diese Beamten, welche vollständig vom Könige abhängig waren, erwiesen sich besonders nützlich, da ihnen die bewaffnete Macht unterstellt war und sie zugleich das Commando über die von den Städten und Großen auszuhebende Mannschaft übernahmen. Es waren blinde Werkzeuge in der Hand des Königs, und bei den in Folge seiner Strenge nicht seltenen Aufständen des Adels von unschätzbarem Werth für die Ruhe des Reiches. In den entlegeneren Theilen desselben fiel die gleiche Aufgabe den Wojewoden und den ihnen untergeordneten Burggrafen zu. Freilich waren die Beamten zugleich Werkzeuge des Despotismus, wie denn bei den hochgespannten Begriffen Kasimirs von der Bedeutung seiner Würde despotische Willkür ihm durchaus nicht fremd war. Den Wojewoden von Posen, Mathias Borkowicz, der schon früher den Zorn des Königs erregt hatte, ließ er um 1359 wegen Ermordung des Palatins von Großpolen ergreifen und im Gefängnisse des Hungertodes sterben, und auch die Geistlichkeit hatte seine schwere Hand zu fühlen. Als der Kaplan Baryczko ihm den Bann der Kirche verkündigte, ließ er ihn in der Weichsel ertränken. Derartige Ausbrüche der Leidenschaft waren aber im Ganzen selten. Die Regierung des Reiches ging ihren regelmäßigen Weg, und jene Combination von königlichen und Landschaftsbeamten bewährte sich vortrefflich. Sie stellten einander Schranken, die nach beiden Seiten hin Uebergriffe verhüteten. In ähnlich staatsmännischer Weise hat König Kasimir den Versuch gemacht, die Interessen der deutschen Colonisten in Stadt und Land in Einklang mit denen des Reiches zu bringen. Die polnischen Städte waren, soweit sie auf deutschen Elementen beruhten, zu Kulmer oder zu Magdeburger Recht begründet worden. Ersteres überwog im Norden, letzteres im Süden, von beiden führte der Instanzenzug in Rechtsstreitigkeiten nach Deutschland. Um 1361 hat nun der König nach langen Berathungen, die



Silbermünze von Kasimir d. Gr. von Polen.

Originalgröße. Umschrift der Vorderseite: † GROSSI : CRACOVIENSES; im Felde der gekrönte polnische Adler. Rückseite in zwei Kreisen: KAZIMIRVS · PRIMVS DEI GRACIA : REX · POLONI; im Felde eine Krone. Diese Münze ist ein sogen. Krakauer Groschen und nach dem Muster der Prager Groschen geprägt. (Berlin, königl. Münzkabinet.)

er deshalb mit Adel, Geistlichkeit und Städten pflog, den sich daraus ergebenden Uebelständen dadurch Abhilfe zu schaffen versucht, daß er die Appellation nach Deutschland verbot und als Ersatz Oberhöfe deutschen Rechtes in Polen einführte, welche nach den Grundsätzen des Magdeburger Stadtrechtes und des Sachsenspiegels endgiltig entschieden. In jedem der früheren Theilfürstenthümer wurden solche Oberhöfe errichtet, ein oberstes Gericht in Krakau, an dessen Spitze der Vogt von Krakau und ein königlicher Generalprocurator standen, denen sieben rechtskundige Schöffen beigeordnet waren.[1] Den Provinzialgerichten aber unterlagen die Schulzen aller Dörfer, so daß auf diesem Wege die Bevölkerung der deutschen Siedelungen dem parteiischen Gericht der Grundherren entzogen wurde. Wenn diese groß angelegte und gedachte Reform nicht die erstrebten Früchte trug, so lag es, wie richtig bemerkt worden ist, wohl daran, daß sie zu spät kam. In dem sich ausbildenden Gebäude der polnischen Verfassung vermochten die Städte nicht einen ihrer Bedeutung entsprechenden Platz zu finden, weil sie zu keiner zusammenhängenden Genossenschaft geschlossen waren, jede Stadt, abgesehen von den übrigen, ein Besonderes bildete. Konnten die politischen Früchte der Reform nur spärlich sein, so war der materielle Erfolg, den die Sicherung einer geordneten Selbstverwaltung hatte, ein um so größerer. König Kasimir war sich der Bedeutung des deutschen Rechtes sehr wohl bewußt.[2] Unter dem schützenden Fittiche desselben entstanden in den vom Könige neugegründeten oder reorganisirten Städten überall freie Gemeinden, deren Vögte und Schöffen in den kleineren Orten, deren Rath in den größeren die Gewähr unbehinderter Entwickelung boten. Nur die Bestätigung der städtischen Beamten und der städtischen Ordnungen behielt sich der König vor, sonst hatten sie freie Hand und es geschah Alles, um ihr Gedeihen zu fördern. Auch die Vermehrung der Zahl der Jahrmärkte verdient in diesem Zusammenhange erwähnt zu werden; jede Stadt hatte ihren Wochenmarkt, wichtigere Orte, zumal solche, die an den großen Handelsstraßen lagen, mehrtägige Jahrmärkte, die unter besonders kräftigem gesetzlichen Schutze standen. So konnte z. B. wer angeklagt war, Jemanden, der zum Jahrmarkte zog, überfallen zu haben, sich nur durch die Aussagen von zwölf Zeugen reinigen, während in allen übrigen Fällen sechs Zeugen genügten. Dabei wurden die Straßen, Brücken, Fähren in gutem Stande erhalten, und so der ohnehin starke Zuzug an höheren Culturelementen noch wesentlich erleichtert. Es ist überraschend, wie sehr König Kasimir sittlich und materiell sein Land gehoben hat.

Und doch würden wir seine Bedeutung für Polen nur schlecht verstehen, wenn wir seine Gesetzgebung, die berühmten Statuten, nicht näher ins Auge fassen wollten.

Durch zahlreiche Reisen, die der König ins Land hinein unternahm, um

1) Vgl. Caro l. l. II, 343 und 526 ff.
2) Vgl. Hube: Die Gesetzgebung Cazimir des Gr. Warschau 1881.

die Gerichtstage des Adels zu besuchen, persönlich an Ort und Stelle Recht zu sprechen oder an seinem Hofe im Verein mit Landrichter, Unterrichter und Schreiber über die administrativen und gerichtlichen Streitigkeiten des Gebietes, in dem er sich befand, zu entscheiden, hatte er die Vorzüge und Schäden der polnischen Rechtszustände genau kennen gelernt. Dazu kam, daß er häufig Beamte aus verschiedenen Gebieten zu sich berief, um politische Fragen mit ihnen zu berathen, und daß er sie auf diesem Wege nicht nur an sich fesselte, sondern auch an gemeinsames Arbeiten zu einem Ziele gewöhnte. So durfte er es wagen, im Jahre 1347 an eine systematische Gesetzgebung zu schreiten. Die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten waren nicht gering. Einmal gab es bisher in Polen kein einheimisches geschriebenes Recht. Es galt, das Gewohnheitsrecht, das, wie nicht anders möglich, sich in den verschiedenen Landschaften verschieden entwickelt hatte, durch ein allgemein giltiges Reichsrecht zu ersetzen. Jede Landschaft aber hing an ihren Gewohnheiten und war wenig geneigt, sie allgemeinen Prinzipien zu Liebe hinzugeben. Die Männer, mit deren Hilfe der König alle Hindernisse überwand, waren der hochgebildete Erzbischof von Posen, Jaroslaw Skotnicki, und der Kanzler der Universität Krakau, Janusz Strelecki, mit dem Beinamen Suchiwilk.

Ausführliche Statuten, die das ganze Gebiet des öffentlichen und privaten Rechts umfaßten, wurden erst für Großpolen und Kleinpolen, und zwar für jedes besonders, erlassen, danach, 1368, ein gemeinsames Statut für alle polnischen Lande verfaßt, das neben der Münzeinheit [1]) eine Rechtseinheit begründete, die dem Einigungswerke Kasimirs erst den vollkommenen Abschluß gab. [2]) Der schon erwähnte Matheus Borkowicz hat den vergeblichen Versuch gemacht, die Sonderinteressen des Adels gegenüber den allgemeinen Ideen des Königs ins Feld zu führen. Er ist an dem Widerstande, den er Kasimir leistete, zu Grunde gegangen, sein Leben hat aber in der polnischen Geschichte bleibende Spuren hinterlassen, denn auf ihn geht die erste Conföderation des polnischen Adels vom Jahre 1352 zurück.

Bündnisse polnischer Städte zum gemeinsamen Schutz vor Ueberfall und Mord treten uns bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts entgegen. So verbinden sich am 27. Februar 1302 Posen, Kalisch, Gnesen und Peisern, und ein ähnliches Bündniß wird bald darauf in Glogau abgeschlossen. Am 13. Juli 1350 findet ein Bündniß von Posen, Kalisch und Peisern statt, um gemeinsam Räuber, Uebelthäter und dergleichen Gesindel gerichtlich zu

---

1) Vgl. Helcel Pomniki I, 226: „nullus velit postulare aliam pecuniam aliarum terrarum, nisi pecuniam sive monetam domini regis in regno decurrentem."

2) Vgl. Zygmunt Helcel: starodawne prawa polskiego pomniki. Bd. I, Warzawa 1856 und Hube l. l. Auch hier können wir auf die Einzelheiten dieser Gesetzgebung nicht eingehen. Eine gute Zusammenfassung der Resultate findet man bei Szujski, Geschichte Polens, p. 67 ff. und in der kritischen Einleitung Helcels p. 173 ff.

verfolgen.[1]) Solche Bündniſſe lagen im Geiſte der Zeit und wucherten namentlich in Deutſchland, wo ſie neben manchen guten Früchten auch ſo ſchlimme trugen, daß Kaiſer Carl IV. in der berühmten goldenen Bulle ſich genöthigt ſah, ein freilich erfolgloſes Verbot „wider die verabſcheuungswürdigen und durch göttliches Geſetz verbotenen Verſchwörungen und Bündniſſe in den Städten und der Städte untereinander“ ausdrücklich zu erlaſſen. Ein Heerd der Ritterbündniſſe aber war das Polen ſo nahe benachbarte Brandenburg. Gerade aus den Tagen Kaſimirs iſt uns eine Reihe ſolcher Bündniſſe überliefert. Die bedeutendſte dieſer Conföderationen, wie man wohl im Hinblick auf den für Polen typiſch gewordenen Ausdruck ſagen darf, iſt die 1345 in Alt-Berlin geſchloſſene, wo ſich alle Stände in Brandenburg verbinden wider die Abgaben und Münzreform des Markgrafen Ludwig: „to ehren und to gemake unserm hern, dem Markgraven, und to hate den bosen luten, di unsern hern angebracht hebben und noch anbringen mögen, dat deme lande und denen luten nicht evenkumt.“

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Beiſpiel Brandenburgs für den großpolniſchen Adel maßgebend geweſen iſt. Den äußeren Anſtoß zur erſten polniſchen Conföderation aber gab die ſtrenge Geſetzgebung der Statuten Kaſimirs[2]). Namentlich die Pfändungen und die hohen Geldſtrafen erregten Erbitterung. Auf Antrieb Borkowiczs that ſich der Adel zu einer Verbrüderung, Conföderation, zuſammen, welche die Ausführung jener Vorſchriften der Statuten dadurch illuſoriſch machen wollte, daß die Mitglieder derſelben dem Einzelnen, von der Strafe Betroffenen, aus einem gemeinſamen Fond die ihm auferlegte Geldpön wiederzuerſtatten ſich verpflichteten. Wenn auch die Conföderation von 1352 nach deutſchem Muſter zur Wahrung der Rechte des großpolniſchen Adels gegen Jedermann, mit Ausnahme des Königs, geſchloſſen war, richtete ſich die Spitze derſelben doch naturgemäß gegen den

1) Vgl. hierfür und für den folgenden Abſchnitt Sjujski opowiadania i rostrzasania historyczne, den Abſchnitt über Maćko Borkowicz und die Conföderation von 1352.

2) Vgl. Helcel I, p. 9. XXIII. „Pro contumacia domini punienda, ministerialis in duobus bobus eundem impignoret; . . . . . Et repercutiens pignora supradicta poenam piętnadzieścia solvere teneatur: nihilominus pignora denegata et violenter ablata cum secunda poena piętnadzieścia restituere tenetur, sub poena siemdziesiąt nostrae camerae applicanda. — XXIV. Ad impignorationem faciendam judex non plures quam duos familiares cum ministeriali transmittere praesumat; et iidem impignorantes in judicio non convictos pignorare non praesumant. Quod si contra fecerit, judex ablato domino villae ad fidejussoriam restituat et dimittat cautionem, terminum eidem ad ostendendam suam innocentiam assignando. Qui si innocentiam suam expurgabit, judex impignorare demandans, a qualibet persona piętnadzieścia domino villae noverit se incursurum. — XXV. In quatuor casibus poena siemnadziesiąt (der polniſche Text fügt bei to jest cztérnaście grzywien polskich) camerae regiae est applicanda. Primus incendii, secundus in violentia stratae publicae; tertius, judicium violans et gladium evaginans; quartus, reus, cum per rebellionem de judicio discesserit, actori cautione fidejussoria non praestita.“

obersten königlichen Beamten Großpolens, den Generalstarosten Wierzbięta. Allerlei Anzeichen weisen nun darauf hin, daß die Conföderation nicht bei ihren ersten Zielen stehen blieb. Der König war ihr gegenüber zunächst machtlos. Als eine Reise, die er 1353 nach Großpolen unternahm, keine Aenderung herbeiführte, hat er fünf Jahre lang das Land nicht mehr besucht. In der Zwischenzeit wird der Castellan von Gnesen erschlagen und 1357 sieht sich Erzbischof Jaroslaw veranlaßt, über den ganzen großpolnischen Adel den Fluch der Kirche auszusprechen. Noch 1358 wagt der König nicht Borkowicz zu strafen, und erst 1360 war er so weit Herr der Verhältnisse, daß er an dem Manne, der ihm die größte Landschaft des Reiches zu organisirtem Ungehorsam geführt hatte, die gerechte, wenngleich harte Strafe vollziehen konnte. Leider sind unsere Quellen zu lückenhaft, um uns einen zuverlässigen Einblick in den Gang dieser Ereignisse zu gestatten. Wir wissen nicht einmal, wann und wie die Conföderation zu bestehen aufhörte. Wichtig aber ist zweierlei: einmal daß hier zum ersten Mal die Conföderation auftritt, wie sie von nun an zu einem nationalen Institut wurde, das der polnischen Geschichte bis in ihre letzten Tage hinein anhaftet, zweitens, daß diese erste Conföderation dem Könige unterlag und bei seinen Lebzeiten eine zweite nicht mehr zu Stande kam. [1])

Während so eine Frage der Handhabung des Rechts in Polen bedenkliche Stürme hervorrief, ist es ebenfalls durch die Bestimmungen der Statuten König Kasimir gelungen, eine Reform von allergrößter Tragweite durchzuführen: die Reorganisation des polnischen Kriegswesens. War der Kriegsdienst in früheren Zeiten ein Vorrecht des Adels gewesen, so hatte sich bald bei den großen Kosten, welche eine Ausrüstung mit sich führte, praktisch der Gebrauch ausgebildet, daß nur der besitzliche Adel Heeresfolge leistete, und da die grundbesitzende Geistlichkeit unter Berufung auf die Bestimmungen des kanonischen Rechtes sich dem Kriegsdienste entzog, hatte die Wehrkraft des polnischen Staates in bedenklicher Weise abgenommen. König Kasimir hat, trotz des Widerstandes der Geistlichkeit, auf den wir nicht näher eingehen, diese gefährliche Entwickelung zu brechen verstanden, indem er bestimmte [2]), daß in Zukunft der Kriegsdienst nicht am Adel, sondern am Grundbesitz überhaupt zu haften habe, so daß jeder besitzliche Bewohner des Landes, sei er nun Edelmann, Bürger oder Schultheiß, sich der Wehrpflicht zu unterziehen habe, die Geistlichkeit aber solle, da sie persönlich eximirt sei, Stellvertreter schicken. Jeder Grundbesitzer hat sich im Fall eines Krieges mit adligen Söldnern zu stellen und je nach der Größe seiner Besitzungen Kriegsleute anzuwerben, aus-

1) Die nächsten Conföderationen finden wir in den Jahren 1382, 1384, 1407 und 1438.

2) Vgl. Bobrzyski l. l. II, § 48. Die betreffenden Bestimmungen der Statuten bei Helcel l. l. summa glowna. 120. Zwód zupełny. 3. 78. 142. und besonders Statut piérwszy wislicki malopolski 16. 17. 18. 19. 20. Im großpolnischen Statut 16. Im vierten allgemeinen Statut von 1368, 19. 20.

zurüsten und zu unterhalten. Daran schlossen sich eingehendere Bestimmungen über die Art der Aushebung. Durch einen Befehl, der wici genannt und dreimal wiederholt wurde, fand die Einberufung statt. Waren die wici zum ersten Mal erlassen, so hatte sich jeder zum Kriege vorzubereiten, beim zweiten Aufruf bestieg er sein Roß und begab sich auf den vorher bestimmten Sammelplatz. Hier organisirte der Castellan die eintreffenden Schaaren und zog mit ihnen auf den Sammelplatz der ganzen Wojewodschaft. Der Wojewode übernahm darauf den Oberbefehl. War das Heer versammelt, so ging das Obercommando auf den König über, der, meist aus der Zahl der städtischen Starosten, die Anführer der Hauptabtheilungen ernannte.

Diese in bewußtem Gegensatz gegen die kriegerischen Nachbarn im Ordenslande mit Geschick und Nachhaltigkeit durchgeführte militärische Reform hat die Erfolge Polens in den folgenden hundert Jahren wesentlich bedingt. Es ist vielleicht die großartigste Leistung König Kasimirs.

Sechszehntes Kapitel.

Die Familie des Königs. Sein Tod und die Regierung König Ludwigs von Ungarn.

Die Familienverhältnisse König Kasimirs sind für die spätere Entwickelung Polens in vieler Hinsicht von weittragender Bedeutung gewesen. Wir haben seine erste Gemahlin, die Littauerin Anna, bereits kennen gelernt. Sie starb zu Anfang des Jahres 1339 und hinterließ nur zwei Töchter, Elisabeth, die sich 1343 dem Herzoge Boguslaw V. von Pommern vermählte, und Kunigunde. Der König hat schon damals für den Fall, daß er selbst ohne männliche Erben sterben sollte, dem Sohne seiner Schwester Elisabeth, Ludwig von Ungarn, in Uebereinstimmung mit den polnischen Großen die Nachfolge zugesichert. Anderthalb Jahre nach dem Tode Anna's dachte Kasimir an eine neue Ehe, aber die ihm verlobte Braut, Margarethe von Baiern, starb kurz vor dem für die Hochzeit angesetzten Tage. Noch im selben Jahre vermählte sich Kasimir mit Adelheid, der Tochter des Landgrafen Heinrich von Hessen, die er völlig vernachlässigte. Er ging schließlich sogar soweit, bei ihren Lebzeiten sich mit einer andern, Christina von Rokiczan, trauen zu lassen [1]), und nun verließ Adelheid Polen und den ungetreuen Gatten für immer. Die Geschichte der Ehe mit Christina ist ungemein dunkel, es scheint, daß Kasimir auch ihrer bald überdrüssig wurde, die Ueberlieferung will von einer jüdischen Geliebten Esterka wissen, die großen Einfluß auf ihn gewann [2]) — in jedem

1) Jedenfalls vor dem October 1355, wie sich aus dem Schreiben Papst Innocenz VI. ergiebt. Vgl. Theiner I, Nr. 745.

2) Caro hat bekanntlich die Nachricht des Dlugosz über Esterka ganz verworfen, und in der That dürfte feststehen, daß Dlugosz viel Eigenes zugethan hat. Aus der

Fall lebte Adelheid, von der er kirchlich nicht getrennt war, noch, als der König sich um 1365 mit Hedwig, der Tochter Heinrichs von Sagan, vermählte. Erst nachträglich hob der Papst, der die Vermählung mit Hedwig Anfangs eine „Schandthat" genannt hatte, die noch rechtlich in Kraft bestehende Ehe mit Adelheid auf, so daß Hedwig fortan als legitime Gemahlin des Königs gelten konnte. Auch sie schenkte dem Könige jedoch nur zwei Töchter, Anna und Hedwig [1]), die noch zur Zeit, da seine Ehe mit Hedwig die päpstliche Anerkennung nicht gefunden hatte, gezeugt waren, also im Grunde einer Bigamie ihren Ursprung verdankten. In jedem Fall war der rechtmäßige Erbe König Ludwig von Ungarn, der Großsohn Wladislaw Lokieteks, den ja Kasimir selbst zu seinem Erben eingesetzt und dem die polnischen und ungarischen Großen auch am 1. Mai zu Sandecz in die Hände Kasimirs eidlich die Nachfolge gesichert hatten. Als nun im September 1370 Kasimir erkrankte und in Folge einer Vernachlässigung seines ursprünglich leichten Unwohlseins am 5. November des Jahres starb, ist ihm die Krone auch wirklich zugefallen.

Wir mögen von dem, trotz aller persönlichen Schwächen, großen Könige nicht scheiden, ohne noch eine Seite seines Charakters hervorzuheben, die ihn besonders ehrt. Wir meinen seine religiöse Toleranz, die ihn hoch über den engen Horizont seiner Zeitgenossen emporhob. Er übte sie der griechischen Kirche gegenüber und übte sie, was besonders bedeutsam wurde, gegen die Juden. Schon Boleslaw der Fromme von Posen hatte im Jahre 1264 für Großpolen ein Judenstatut erlassen. Kasimir bestätigte dasselbe und dehnte es 1334 auf das ganze Gebiet seines Reiches aus.[2]) Dies Judenstatut ist keine original polnische Verleihung, sondern geht auf ein Privileg zurück, das Friedrich der Streitbare von Oesterreich 1244 erließ und das mehrfach Nachahmung gefunden hat.

In rechtlicher Beziehung gestaltete sich ihre Stellung, die bis über das 15. Jahrhundert hinaus dieselbe blieb, so, daß sie unter dem unmittelbaren Schutz und Gericht des Fürsten standen und nur die Palatine als Stellvertreter des Letzteren noch Gewalt über die Judenschaft hatten.[3]) In Criminal- und Civilsachen war das Gericht des Palatins ihr Forum. Er oder sein Stellvertreter, der Unterpalatin, richtete in Gemeinschaft mit den Juden-

---

Thatsache, daß Jan von Czarnkow ganz von Esther schweigt, wird aber noch nicht zu folgern sein, daß Esther nicht existirt habe. Wir glauben, daß hier eine echte Ueberlieferung vorlag. Die Chronologie der päpstlichen Schreiben in Angelegenheit der Ehen Kasimirs mit Adelheid und Hedwig ist erst durch Caro l. l. 333, Anm. 1 zurecht gestellt worden.

1) Hedwigs fernere Schicksale sind unbekannt; Anna heirathete einen Grafen von Cilly und ihre gleichnamige Tochter wurde als zweite Gemahlin Wladislaw Jagiello's Königin von Polen.

2) Eine nochmalige Bestätigung der privilegia Iudaeorum ist um 1357 erfolgt. Vgl. cod. maj. Pol. III, Nr. 1368.

3) Vgl. Hüppe: Verfassung der Republik Polen. Berlin 1867, p. 233 ff. und Meyer, Geschichte des Landes Posen p. 103 ff.

ältesten, und ausdrücklich sind die Juden von der Jurisdiction der Städte und Stadtgemeinden ausgenommen.

Die meist charakteristischen Punkte des Statuts sind:

1. In einer Geld- oder Vermögensfrage oder in einem Fall der peinlichen Gerichtsbarkeit, welcher Person oder Vermögen eines Juden betrifft, soll kein Christ, außer zusammen mit einem Juden, als Zeuge zugelassen werden.

8. Wenn unter den Juden Zwietracht und Aufruhr ausbricht, so soll der Stadtrichter sich nicht die Gerichtsbarkeit anmaßen, sondern nur wir oder unser Palatin und dessen Richter soll sie ausüben. Wenn aber der Fall sich auf eine Person erstreckt, so soll nur uns der Fall zur Entscheidung vorgelegt werden.

9. Wenn ein Christ einem Juden eine Wunde beibringt, so soll der Schuldige uns und unserem Palatin die Strafe zahlen und dem Verwundeten die Kurkosten ersetzen, wie es die Gesetze unseres Landes erfordern.

10. Wenn ein Christ einen Juden tödtet, so soll ihn gerechte Strafe und gänzliche Confiscation des Vermögens treffen.

12. Wo auch immer ein Jude in unser Land kommt, soll ihm Niemand Hindernisse in den Weg legen; wenn er aber Waaren oder andere Gegenstände mit sich führt, so soll er an allen Zollstätten den Zoll entrichten, den die Bürger der Stadt zu zahlen haben, in der er sich aufhält.

15. Wenn einer den jüdischen Gottesdienst verlästert, so soll er unserem Palatin zwei Talente Pfeffer zahlen.

18. Wenn ein Jude einen Juden verwundet, so soll er seinem Richter die landesübliche Strafe nicht weigern.

22. Der Judenrichter soll keinen innerhalb der Judengemeinschaft entstandenen Proceß vor sein Forum ziehen, außer wenn er durch erhobene Klage dazu aufgefordert wird. Die Juden sollen ihr Gericht bei den Synagogen oder an einem Orte der getroffenen Vereinbarung abhalten.

24. Niemand darf im Hause eines Juden Wohnung nehmen.

30. Gegen einen Juden darf nur in den Synagogen oder wo sonst alle Juden ihr Gericht haben, gerichtlich vorgegangen werden, mit unserer und unseres Palatins Ausnahme, die wir dieselben vor uns fordern können.

31. Gemäß den Bestimmungen des Papstes verbieten wir auf das Entschiedenste, die Juden unserer Territorien zu beschuldigen, als ob sie sich Menschenblutes bedienten, da alle Juden ihrer Gesetzesvorschrift nach sich jeglichen Blutes enthalten müssen. Wenn aber ein Jude durch einen Christen der Tödtung eines Christenkindes beschuldigt wird, so soll er durch drei Christen und ebensoviel Juden überführt werden; ist er überführt worden, dann soll der Jude die auf das begangene Verbrechen gesetzte Strafe erleiden. Wann aber die obgenannten Zeugen und seine Schuldlosigkeit ihn freisprechen, so soll der Christ die Strafe, welche der Jude würde haben erleiden müssen, für die Verläumdung wohlverdienter Weise verbüßen.

34. Wir verbieten unseren in unserm Lande angestellten Münzmeistern sich nicht zu unterstehen, Juden mit falschem Geld allein und ohne unsern Auftrag oder den des Palatins und ohne ehrbare Bürger auf irgend welche Weise festzunehmen und festzusetzen.

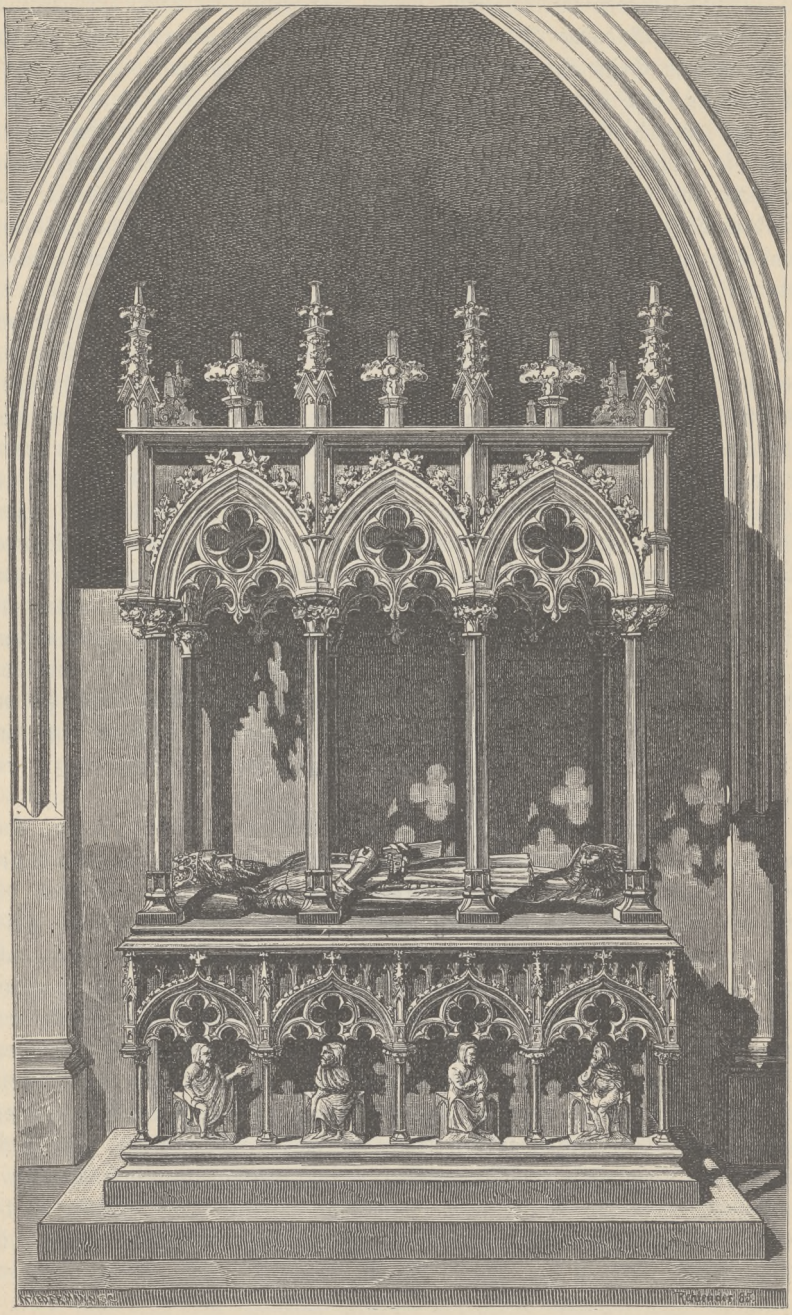
36. Wir verordnen endlich, daß die Juden Alles frei kaufen und verkaufen können und Brod anfassen dürfen ebenso wie Christen; diejenigen aber, welche sie daran hindern, sollen von unserm Palatin in Strafe genommen werden.

Die übrigen Punkte des Statuts behandeln fast ausschließlich Fragen des Handels und Wandels, namentlich geben sie eingehende Bestimmungen über die Pfandaufnahme bei Juden und sichern letzteren die durch keinerlei Zinsabgrenzung beschränkte Freiheit des Wuchers. Die schon früher zahlreich vorhandenen und seit den Tagen des ersten Tatareneinfalls in großen Massen aus Deutschland eingewanderten Juden haben seit dieser Zeit innerhalb der Beschränkungen dieses Statuts und der durch die religiöse und nationale Antipathie bedingten gesellschaftlichen Isolirung und politischen Rechtlosigkeit fortan ein Volkselement von allergrößter Bedeutung in Polen gebildet. Eine tiefergreifende Untersuchung würde nachweisen können, daß die Ausbildung der polnischen Aristokratie zu ihrer späteren selbstherrlichen Stellung in einem inneren Zusammenhang mit der Stellung jener weitverzweigten polnischen Judenschaft steht.

Wie dem auch sei, die Juden verdanken es dem Könige Kasimir, daß sie in Polen fester als in irgend einem anderen Lande Fuß fassen konnten, und die geschichtliche Bedeutung dieses Elements im positiven wie im negativen Sinne wird sich nicht abstreiten lassen.

Ein authentisches Bild Kasimirs besitzen wir an seinem Grabmal in einer Seitenkapelle der Krakauer Kathedrale. In röthlich braunem Marmor sieht man dort noch heute in erhabener Arbeit die Gestalt des Königs. Die Zeitgenossen schildern ihn als einen Mann von gedrungenem Körperbau; seine freie Stirn und sein lockiges Haar werden erwähnt. In seinem Leben, wie die Geschichte es uns zeigt, sehen wir ihn als einen selbständigen, von hohen Ideen getragenen Herrscher, der, seiner Würde vollbewußt, sie mit Klugheit und wo nöthig mit Gewalt zur Geltung brachte. Lebensfroh und sinnlich bis in sein spätes Alter hinein, leicht erregbar und nicht ohne einen Zug von Grausamkeit, hat er den Affecten seiner Natur doch nie so weit Raum gegeben, daß sie den Staatsmann und König beherrscht hätten. Der polnische Adel hat ihn den Bauerkönig genannt und nennt ihn heute den „Großen".

Man hat in neuerer Zeit vielfach die Frage aufgeworfen, weshalb Kasimir den Ungarn Ludwig und nicht ein Glied der noch blühenden polnischen Linien des Piastenhauses zur Nachfolge bestimmt habe. Abgesehen von den politischen Gründen, die 1336, wie wir gesehen haben, die bedingte Nachfolge Ludwigs wünschenswerth erscheinen ließen, wird man doch immer



Grabmal Kasimir des Großen im Dom zu Krakau.

den Umstand betonen müssen, daß Ludwig thatsächlich die besten Erbansprüche als directer Nachkomme Wladislaw Lokieteks erheben konnte. Die übrigen Piasten gingen theils auf Wladislaw II., den Sohn Krzywousti's zurück, theils auf Kasimir den Gerechten und dessen Söhne Leszek und Conrad. Auch hatte nur einer derselben, Ziemowit, der Sohn Conrads, eine auf ihn blickende Partei in dem meist in Großpolen ansässigen kleinen Adel. Doch finden wir nicht, daß ein wirklich energisches Eintreten für seine Erbansprüche stattgefunden hätte. Der kleinpolnische Adel, durch einen ausgedehnten Großgrundbesitz und höheren politischen Ehrgeiz zu maßgebendem Einfluß gelangt, hatte die Nachfolge Ludwigs voll angenommen, und es verstanden, sich für die Anerkennung seiner Ansprüche wichtige Vorrechte auszuwirken. Eine von dem Castellan Johann von Wojnic geführte Botschaft hatte zu Anfang des Jahres 1355 in Buda mit Ludwig einen feierlichen Vertrag abgeschlossen, dem zu Folge sich der König verpflichtete, nicht nur alle Rechte, die der polnische Adel bereits hatte, zu achten, sondern auch in Zukunft denselben weder mit neuen Auflagen zu beschweren, noch ihn zu auswärtigen Kriegen heranzuziehen. Er versprach Kriegszüge außerhalb der Landesgrenzen auf eigene Kosten zu führen, und die in solchem Anlaß etwa vorkommenden Schädigungen polnischer Unterthanen von sich aus zu ersetzen.[1]) Für den Fall aber, daß er oder sein Brudersohn ohne männliche Nachkommen stürben, sollten alle diese Vereinbarungen null und nichtig sein. Diese Bestimmung wurde dann für den kleinpolnischen Adel die Handhabe, seine Privilegien noch zu erweitern und zu festigen. Da so die Interessen der mächtigsten Körperschaft Polens eng an die Nachfolge König Ludwigs geknüpft waren, ist es begreiflich, daß er nach dem Tode Kasimirs, ohne Widerstand zu finden, die Regierung übernehmen konnte.

War aber Ludwig im Vertrage von 1336 verpflichtet worden, dem Deutschen Orden Pommerellen wieder zu entreißen, und hatte man in Polen gehofft, mit Hilfe der ungarischen Kriegsmacht dieses Ziel zu erreichen, so zeigte sich bald, daß König Ludwig nicht gesonnen war, nach dieser Seite hin irgend welche Anstrengungen aufzuwenden. Polen bedeutete ihm nicht mehr als einen Machtzuwachs des ungarischen Königthums, und er verstand es, die ihm gebotenen finanziellen Vortheile auszubeuten. Namentlich verstimmte seine Haltung in Bezug auf Rothrußland, Wladimir und Podolien, die er, nachdem er sie eine Zeitlang durch Herzog Wladislaw von Oppeln hatte verwalten lassen, ganz zu Ungarn schlug und auch die Regentschaft seiner Mutter, Elisabeth, war den Polen durchaus nicht genehm. Wenn sie auch von den kleinpolnischen Edelleuten, die nun einmal im Zusammengehen mit Ungarn ihren Vortheil fanden, unterstützt wurde, in Großpolen wuchs die Unzufriedenheit so sehr, daß sie zu offenem Aufruhr führte. Sogar in Krakau wurden Ungarn auf offener Straße ermordet. Daß Ludwig trotzdem

1) Codex maj. Pol. III, Nr. 1328, datirt vom 24. Januar 1355.

die Oberhand behielt, lag nur an der eigennützigen Unterstützung der immer mehr in den Vordergrund tretenden polnischen Großen. Die im Vertrage von 1355 ins Auge gefaßte Eventualität, daß der König keine männlichen Nachkommen haben könnte, war eingetreten, und um einer seiner beiden Töchter die Nachfolge zu sichern, war Ludwig bereit, den polnischen Großen noch weitere Zugeständisse zu machen. Die Urkunden vom 3. October 1373 und vom 17. September 1374 verbürgten für diesen Preis dem Adel nochmals seine Rechte und Freiheiten, namentlich die Selbstverwaltung des Landes und die Befreiung von allen Steuern und Abgaben. Nur die sogenannte Königssteuer (zwei Groschen jährlich von jedem Pfluge), sowie die Verpflichtung, feindliche Angriffe abzuwehren und die befestigten Schlösser in Stand zu halten, blieb als geringer Rest ihrer staatlichen Verpflichtungen übrig. Auch Geistlichkeit und Städte wurden durch ähnliche, wenn auch nicht gleich weit gehende Verleihungen gewonnen. Diese Frage der Nachfolge ist aber fast die einzige, welche für König Ludwig von wirklicher Bedeutung war. Ungarn und die Fragen der großen Politik lagen ihm unendlich näher als die polnischen Interessen. Die Regierung des Landes hatte er seiner Mutter, der mehr lebenslustigen als lebensklugen Schwester Kasimirs, Elisabeth, übertragen. Es erregte von vornherein Erbitterung, daß sie die alten bewährten Rathgeber ihres Bruders beseitigte und sich auf die kleine Schaar der Oligarchen stützte, die ihren Einfluß zu selbsüchtigen Zwecken ausnutzten. Schließlich war ihres Bleibens nicht mehr im Lande, aber auch Wladislaw von Oppeln, der sie 1378 ablöste, vermochte sich nur kurze Zeit zu behaupten. Die kleinpolnischen Magnaten wurden, nachdem er beseitigt war, die fast unumschränkten Herren des Landes. Vor allen ragten unter ihnen der Wojewode von Krakau, Dobieslaw und dessen Sohn, der Unterkanzler Zawisza, hervor, ein habsüchtiger, wollüstiger und ehrgeiziger Mann, seit 1380 Bischof von Krakau, und bis zu seinem am 12. Januar 1382 erfolgten Tode eine wahre Geißel des Landes.[1]) Im Verein mit seinem Vater und dem Castellan von Krakau, Sędziwoi von Szubin, bildete er, wie man wohl gesagt hat, ein förmliches Triumvirat, dem das Recht zur milchenden Kuh entwürdigt war. Und in ähnlichem Sinne nutzte die mächtige Adelssippe der Grzymala, die in Großpolen die einflußreichsten Aemter in ihre Hände gespielt hatte, ihre Stellung aus. Der Erzbischof von Gnesen, und der Castellan von Posen, Domarat, gehörten ihr an. Verhaßt war besonders der Letztere, und gegen ihn erhob sich ein anderes Adelsgeschlecht, die Nałęcz, und rief einen cujavischen Piasten, Wladislaw den Weißen, herbei, der nach einem bunten Abenteurerleben sich 1367 als Mönch in Dijon hatte einkleiden lassen. Wir gehen weder auf die unglückliche Expedition Wladislaws noch auf die inneren Fehden und Parteiungen ein, welche diese ganze Zeit über Polen zerrütteten. Verwüstende

1) Eine nicht eben freundlich gehaltene Biographie desselben findet sich bei Jan von Czarnkow Kap. 56. Bielowski l. l. 701—713.

Einfälle der Littauer machten das Uebel noch schlimmer, und auch in die Zukunft konnte man nicht mit Zuversicht blicken, da die Frage der Erbfolge nur insoweit gesichert war, als eine der beiden Töchter Ludwigs die Erbin sein sollte.

„Zu Zeiten dieses Königs," sagt der Geschichtschreiber jener Tage, „gab es in Polen keinerlei Gerechtigkeit. Denn durch die Capitäne und die Burggrafen derselben wurden die Güter der Armen ununterbrochen beraubt, und wenn man, um Recht zu suchen, nach Ungarn ging, beim Könige Beschwerde zu führen, konnte man wohl, nach großen Zahlungen an die Canzlei, mit einem königlichen Briefe heimkehren, aber die Capitäne achteten dieselben gering und setzten ihre Bedrückungen nur noch in ärgerem Maße fort. Auch fanden immerwährend Diebstähle, Beraubungen von Kaufleuten und anderen Reisenden auf offener Straße statt. Die Capitäne aber griffen nicht ein, sondern lebten nur ihren Lüsten."

In Polen ging vom Könige die böse Rede, er habe gesagt, „die polnische Luft sei ihm unerträglich" [1]), und es ist wohl begreiflich, wenn nicht eben Liebe das Volk an ihn band. Nur die sehr egoistischen Interessen der polnischen Großen erhielten ihm das Land im Gehorsam, und als er am 11. September 1382 zu Tyrnau starb, rief sein Tod keine andere Betrübniß hervor als die, welche die völlige Unsicherheit aller Verhältnisse, die Sorge um die nächste Zukunft bedingte.

Siebenzehntes Kapitel.

Das Interregnum.

Es hatte in den letzten Tagen Ludwigs den Anschein gehabt, als wolle Herzog Ziemowit IV. von Masovien, der als einziger von allen Piasten sich in fast unabhängiger Stellung behauptete, die allgemeine Gährung benutzen, um sich zum Herrn des Landes aufzuwerfen. Ziemowit III., der dem Ungarkönige nie gehuldigt hatte, war zwar am 10. Juni 1381 gestorben, aber sein ältester Sohn Ziemowit IV., gewöhnlich Ziemaszko genannt, hatte die Pläne des Vaters aufgenommen und die Streitigkeiten der Adelssippen in Großpolen benutzt, um sich der wichtigen Stadt Lowicz zu bemächtigen. Ludwig wollte dagegen, um allem Widerstande die Spitze abzubrechen, die polnische Königskrone auf seinen Schwiegersohn, den Markgrafen Sigismund von Brandenburg, übertragen. Als Enkel Kasimir des Großen und Gemahl Maria's, der Tochter des regierenden Königs, schien er kein ungeeigneter Bewerber und dank der Unterstützung einer Partei polnischer Magnaten, die durch ihr Interesse an

1) Rex ad terras Polonorum venire recusabat, asserens, „se auram Poloniae pati non posse", Czarnkow l. l. p. 681.

König Ludwig gebunden war, gelang es wirklich im Sommer 1382 durchzusetzen, daß eine Versammlung polnischer Kronbeamten dem damals vierzehnjährigen Markgrafen Sigismund zu Altsohl in Ungarn den Huldigungseid leistete. Der Erzbischof von Gnesen, Bodzantha, der Starost von Posen Domarat, der Starost von Cujavien, Pietracz Malochowski, Sędziwoi von Szubin und Dobieslaw von Krakau, die zwei noch überlebenden Triumvirn gaben den Ausschlag.

War damit die Entscheidung für Sigismund auch noch nicht gesichert, die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß es ihm gelingen werde, den Führer der Nałęcz, Bartosz von Adelnau und den Herzog Ziemaszko, zu bewältigen. Auch hatte er bereits einige kriegerische Erfolge zu verzeichnen, als die Nachricht vom Tode Ludwigs die ganze Sachlage völlig verschob. Sigismund war nach Posen geeilt, um die Anerkennung des großpolnischen Adels zu erlangen. Sie ward ihm versagt, als er sich weigerte, die Verpflichtung dauernden Aufenthalts in Polen zu übernehmen und Domarat seiner Würden zu entsetzen. Damit war für ihn die polnische Krone verloren, denn auf einer auf den Katharinentag desselben Jahres berufenen Tagfahrt zu Radomsk that sich eine Conföderation des polnischen Adels zusammen, welche Treue und Gehorsam derjenigen Tochter König Ludwigs versprach, die dem Lande als rechtmäßige Erbin des Königreichs Polen, um daselbst zu bleiben, gegeben werde.[1]) Auf einer zweiten Tagfahrt, die zu Wislica, in Kleinpolen, stattfand, erlitt die Partei Sigismunds ebenfalls eine Niederlage — hauptsächlich weil seine Schwiegermutter, die jüngere Elisabeth, sich nicht für ihn aussprach — und nun zog der Markgraf „mit seinem unsinnigen Fürhaben traurigen Sinnes aus Polen nach Ungarn zu seiner Schwiegermutter.“[2])

Unzweifelhaft haben die nationalen Antipathien gegen den deutschen Fürsten nicht unwesentlich zu dieser Entscheidung mitgewirkt, deren nächste Folge für Großpolen ein blutiger Bürgerkrieg zwischen den Nałęcz und Grzymala war. Der Haß gegen die letzteren und speciell gegen Domarat führte dahin, daß die Aussichten Ziemaszko's sich immer günstiger gestalteten, zumal der Deutsche Orden für ihn Partei ergriff und nach einigem Zögern auch Erzbischof Bodzantha sich für ihn erklärte. Aber die kleinpolnischen Magnaten verstanden es trotz alledem das Feld zu behalten und ihren Willen, der vor Allem auf Aufrechterhaltung des Uebergewichts ging, das sie unter der Regierung Ludwigs errungen hatten, durchzusetzen. Weder Sigismund noch Ziemowit konnten ihnen behagen. Die Thronbesteigung eines Jeden von ihnen bedeutete eine Stärkung des großpolnischen Adels, das Aufhören der dominirenden

1) Sub sacramento nostrae fidei promittimus pure et sincere omnem fidelitatem et oboedientiam filiae . . Ludowici regis . . quae Nobis pro herede legitimo, in Regnum Poloniae ad manendum dabitur. . . Volumina legum I, 26. (Petersburger Ausgabe, nach der wir stets citiren.)

2) Jan v. Czarnkow l. l. p. 724.

Stellung, welche sie bisher eingenommen hatten. Mit großem Geschick wußten sie ihre Pläne durchzusetzen.

Um die Candidatur Ziemowits zur Anerkennung zu bringen, war von der großpolnischen Adelspartei eine allgemeine Tagfahrt nach Sieradz auf den März 1383 ausgeschrieben worden. Die kleinpolnischen Oligarchen nöthigten nun die Königin Elisabeth, dorthin eine Gesandtschaft abzufertigen, die in ihrem Namen erklärte, sie spreche alle Polen von dem Maria geleisteten Eide frei, bestimme aber ihre jüngere Tochter Hedwig zur Königin von Polen und wolle sie nach Krakau schicken, um sie dort krönen zu lassen. Danach aber solle man Hedwig nach Ungarn zurücksenden, wo in drei Jahren ihre Erziehung beendet sein werde. Obgleich in der Versammlung sich sehr entschiedene Stimmen trotzdem für Ziemowit aussprachen, gelang es dem Castellan von Wojnic, Jasko von Tęczyn, die Versammlung zum Beschluß zu vermögen, an dem König Ludwig zu Kaschau gegebenen Worte festzuhalten und die Ankunft Hedwigs abzuwarten. Wolle sie mit ihrem künftigen Gemahle im Lande bleiben, so werde man sie anerkennen, wenn nicht, einen andern König finden. — Damit war wenigstens Zeit gewonnen. Hedwig sollte zu Pfingsten eintreffen, aber Königin Elisabeth zögerte, da sie nicht mit Unrecht einen Gewaltstreich fürchtete. Man wußte, daß Erzbischof Bodzantha sich mit dem Plane trug, sich der Person Hedwigs zu bemächtigen und sie dem Herzoge Ziemowit zu vermählen. Ein Plan, gegen den sich vom national-polnischen Standpunkte aus nichts einwenden ließ, der aber mit den Plänen der Kleinpolen nicht stimmte. So ging noch ein volles Jahr hin in bösen Parteikämpfen. Sowohl Sigismund als Ziemowit versuchten nochmals das Glück der Waffen, in Radomsk fand aufs Neue eine stürmische Versammlung statt, da endlich im Herbst 1384 traf, vom Cardinal Demetrius von Gran, dem Bischof Johann von Csanad und ungarischen Magnaten geleitet, die dreizehnjährige Hedwig in Krakau ein und am 15. October wurde sie — so hatten sich inzwischen die Parteien wieder verschoben — vom Erzbischof Bodzantha in der Kathedralkirche feierlich gekrönt.

Es unterlag keinem Zweifel, die kleinpolnischen Pane hatten einen glänzenden Sieg errungen.[1]) Aber sicher waren sie des Erfolges doch nur, wenn es ihnen gelang, Hedwig einen Gemahl zu geben, der ihnen behagte. Und dem stellten sich ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten entgegen. Hedwig war von ihrem Vater schon als Kind mit dem nur wenig älteren Sohne Herzog Leopolds von Oesterreich, Wilhelm, verlobt worden. Auch eine kirchliche Trauung hatte stattgefunden und das wurde von Bedeutung, als Wilhelm nun nach Krakau kam, rasch das Herz Hedwigs gewann und trotz der ängstlichen Wachsamkeit, mit der die polnischen Herren ihn beobachteten, seine Eherechte auch wirklich zur Geltung brachte.[2])

1) Vgl. Bobrzynski l. l. p. 51.

2) In vigilia s. Barttolomei, post nuptiarum dominae reginae consummationem commissum et rogatum fuit, per eandem dominam reginam ut captivi omnes,

Darüber aber wußte man sich in Polen hinwegzusetzen. Wilhelm wurde zur Flucht genöthigt und der Gemahl war bereits gefunden, der ihn ersetzen sollte. Die Königin Elisabeth selbst hatte ihre Tochter verrathen, es stand bereits fest, daß kein geringerer, als der Großfürst Jagiello von Littauen sie heimführen sollte.

Der Zusammenhang dieser Ereignisse ist folgender gewesen.

In Littauen waren die Heldenbrüder Olgerd und Kestuit in den Kämpfen mit dem Orden und mit Rußland allmählich ergraut. Olgerd starb hochbetagt mit Hinterlassung mehrerer Söhne, von denen er den ältesten, Jagiello, zum obersten Herzog von Littauen testamentarisch bestimmt hatte.

Kestuit erkannte die Anordnungen des Bruders an, mußte aber bald die Erfahrung machen, daß sein Neffe ihm nichts weniger als dankbar gesinnt war, sondern sich mit dem Plane trug, den Oheim zu stürzen und sich zum alleinigen Herrn des Landes zu machen. Obgleich es nun Kestuit gelang, den Neffen offenen Verraths zu überführen und gefangen zu nehmen, gab er ihn dennoch frei und ließ ihm sogar das alte Erbe Olgerds, Witebsk und Krewa, zu selbständigem Besitz. Es scheint, daß diese Großmuth nur dazu führte, den Ehrgeiz und den Haß Jagiello's um so mehr anzustacheln. Durch seinen Bruder Skirgiello trat er nochmals in verrätherische Verbindungen mit dem Deutschen Orden, und mit dessen Hilfe gelang es ihm, sich Wilnas, der Reichshauptstadt, zu bemächtigen (Juni 1382). Verrath lichtete die Reihen der Anhänger Kestuits, aber mit immer noch ansehnlicher Kriegsschaar trat er dem Neffen unter den Mauern von Troki entgegen. Hier aber wurde er von diesem mit einer Hinterlist berückt, der nur der Verrath an die Seite gestellt werden kann, den einst Heinrich V. an seinem kaiserlichen Vater beging.



Siegel von Kestuit (Kynstutte) Herzog von Trakehn, als Heide. 1379. (Nach Voßberg.)

Jagiello war in seinen Knaben- und Jünglingsjahren eng befreundet gewesen mit Witold, dem Sohne Kestuits. Zu diesem sandte er mit heuchlerischen Friedensanerbietungen seinen Bruder Skirgiello, und als Vater und Sohn arglos und freudig die ihnen gebotene Hand ergriffen, benutzte er ihr Zutrauen zunächst, um ihre Truppen zu zerstreuen und die letzten 5000, die bei Kestuit geblieben waren, durch seine Uebermacht gefangen zu nehmen. Kestuit selbst aber und Witold ließ er nach Wilna führen und dort in Fesseln

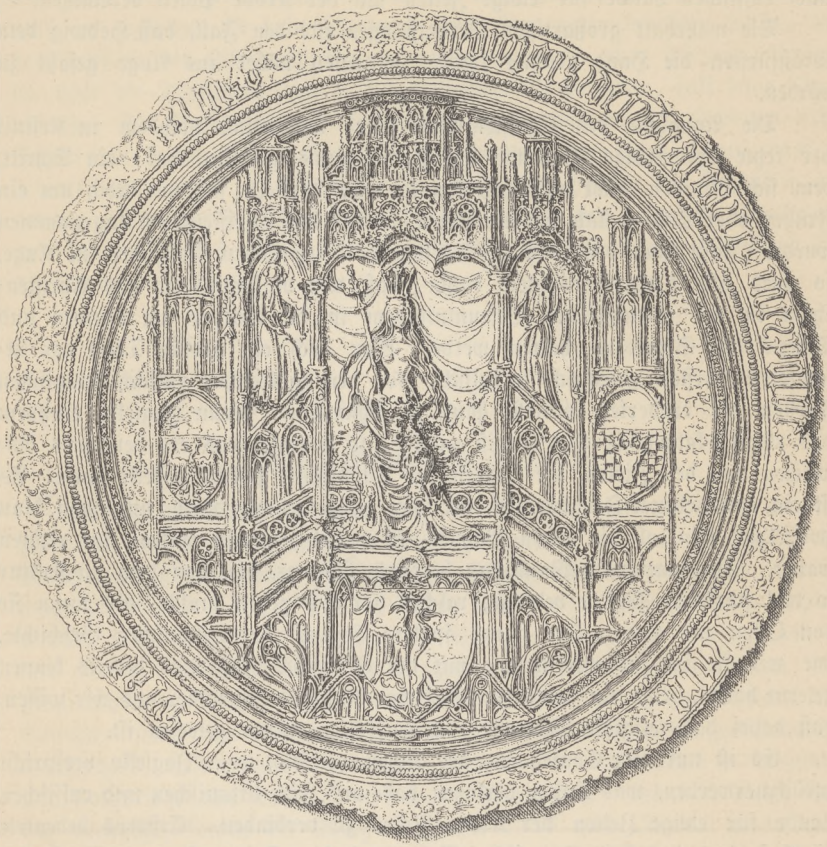
qui pro tunc in civitatis detentione habentur, deberent liberari. (Pomn. dziej. IV. Krak. 1878. Bobrzyns. l. l.)

schlagen. Der greise, mehr als achtzigjährige Kestuit wurde darauf in den Gefängnißthurm von Krewa geworfen, wo man ihn nach fünf Tagen erdrosselt liegen fand. Die prunkhafte Beerdigung, die ihm Jagiello zu Theil werden ließ, vermochte die Stimmen nicht zum Schweigen zu bringen, welche ihn als den Mörder des Oheims bezeichneten, zumal eine Reihe anderer Gewaltthaten zeigte, daß er vor keinem Verbrechen zurückschreckte. Die ganze Familie Kestuits sollte vernichtet werden. Witold wurde in denselben Kerker von Krewa geworfen, in dem sein Vater ermordet worden war. Biruta, die Gemahlin Kestuits ward ertränkt, ihr Vater und ihr Bruder hingerichtet und nur der Kühnheit und List seiner Gattin hatte es Witold zu danken, daß er nicht demselben Schicksal verfiel. Er entfloh und fand in Masovien Schutz vor dem mörderischen Vetter. Von dort aus trat er in Verhandlungen mit dem Hochmeister des Deutschen Ordens und mit dessen Hilfe suchte er den in Littauen verlorenen Boden wiederzugewinnen. Conrad Zölner von Rotenstein sagte ihm am 1. Januar 1384 seine Hilfe zur Wiedererlangung des väterlichen Erbes zu und eine Reihe von Ordensschlössern wurde ihm, dessen man völlig sicher zu sein glaubte, anvertraut. Aber auch er übte bald Verrath. Noch in demselben Jahre 1384 übergab er dem Vetter die wichtige Georgenburg am Niemen und erhielt gegen das Versprechen, fortan treu zu Jagiello zu stehen, das an Masovien grenzende Podlachien nebst einigen anderen Gebieten. In unerhörter Weise verwüsteten die Littauer das Ordensland und namentlich die Einnahme des heldenmüthig vertheidigten Marienwerder war für den Orden ein fast unersetzlicher Verlust. Der Orden bereitete sich, nachdem eine friedliche Verhandlung mit den Littauerfürsten zu keinen Resultaten geführt hatte, zu blutiger Rache vor. Durch reichen Zuzug aus Deutschland verstärkt, drang er tief in Littauen ein, das sich nur mühsam der Feinde erwehrte. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß der Krieg mit dem Orden noch größere Dimensionen annehmen werde. Jagiello brauchte einen mächtigen Bundesgenossen und wo hätte er einen besseren finden können, als in Polen, wo der Haß gegen den Orden von den Tagen Lokieteks her noch lebendig war und die Politik der kleinpolnischen Magnaten die Bekämpfung des Ordens sich als letztes höchstes Ziel gesteckt hatte.

Die Bundesgenossenschaft Polens war aber nur unter drei Bedingungen zu haben: Jagiello mußte Christ und zwar katholischer Christ werden, Hedwig zur Gattin nehmen und die Freiheiten des polnischen Adels, vor allen der Herren in Kleinpolen sichern. Gelang es ihm, das zu erreichen, so war der Erfolg gewiß.

Die Verhandlungen über diese wichtigen Fragen waren bereits seit geraumer Zeit im Gange. Bald nach der Krönung Hedwigs trug eine polnische Gesandtschaft dem Großfürsten Jagiello die Hand der jungen Königin und die polnische Königskrone unter Bedingungen an, die im Wesentlichen mit den oben genannten drei Punkten sich decken. Schon zu Anfang des Jahres 1385 traf unter der Führung Skirgiello's eine littauische Botschaft in Krakau ein,

die in aller Form um die Hand Hedwigs warb. Jagiello versprach „sich mit allen seinen noch ungetauften Brüdern und Verwandten, mit dem gesammten Adel, mit allen vornehmen und niedern Einwohnern seines Landes in den



Thronsiegel der Königin Hedwig.

Abdruck in Wachs, mit grün- und rothseidenen Strängen an einer Urkunde vom Jahre 1386 befindlich. Es zeigt die Königin im Ornate mit Krone und Scepter auf einem überaus prachtvollen Throne, der wie ein Heiligenschrein geformt ist, mit reichen architektonischen Verzierungen. In den beiden Nischen, zunächst der thronenden Königin, stehen zwei Engel; in den beiden folgenden Nischen sind Wappenschilde, und zwar rechts der gekrönte Adler von Polen und links der Schild von Kalisz, im geschachteten Felde ein gekrönter Stierkopf. Zu den Füßen der Königin gewahrt man den weit größeren Schild von Cujavien (gegen einander gelehnter halber Adler und halber Löwe unter der Krone). Das Siegel ist von vorzüglicher Arbeit, leider aber im Laufe der Zeit sehr beschädigt worden.

Von der Umschrift in schönen Minuskeln ist nur noch erhalten: . . hedwigis ⁄ dei ⁄ gracia ⁄ regine ⁄ polon . . . n ⁄ tra (Terrarum) le ⁄ syradi . . . . . ⁄ m . . . .

Schooß der katholischen Kirche zu begeben; er werde alle seine Schätze zum Nutzen der beiden Reiche verwenden, er zahle die 200,000 Gulden Reugeld für den Rücktritt von den Ehepacten mit Wilhelm von Oesterreich; er werde

alle dem polnischen Reiche angethanen Beeinträchtigungen und Verkürzungen, von welcher Seite sie auch erfolgt sein mögen, auf eigene Kosten restituiren; er wolle alle Gefangenen beiderlei Geschlechts, die während der Kriege in die Hand der Littauer fielen, freigeben, und endlich wolle er seine littauischen und russischen Lande für ewige Zeiten mit der Krone Polen vereinigen." [1])

Die wahrhaft großartigen Verheißungen für den Fall, daß Hedwig dem Großfürsten die Hand reichen sollte, verdienen näher ins Auge gefaßt zu werden.

Die Annahme des Christenthums war, namentlich nachdem in Kestuit der letzte ehrwürdige Vertreter des Heidenthums gefallen war, ein Schritt, dem sich Littauen nicht entziehen konnte. Es handelte sich nur noch um ein Früher oder Später und um die Form, in der das Christenthum angenommen wurde. Faßt man den früheren Verlauf der littauischen Geschichte ins Auge, so wies alle Wahrscheinlichkeit dahin, daß von Rußland aus das Christenthum in der orientalischen Bekenntnißform in die Wälder am Niemen und Dniepr den Siegeszug halten werde. War doch ein großer Theil der littauischen Fürsten griechisch-katholisch, von den zahlreichen russisch-littauischen Fürsten der eroberten Gebiete ganz zu schweigen. Wenn Jagiello trotzdem das römisch-katholische Bekenntniß wählte, so bedeutet das ein bewußtes Abweichen von den Zielen, die Olgerd der littauischen Politik gesteckt hatte. Es ist ein entschiedener Frontwechsel, der hier vorgenommen wird, und man kann zweifelhaft sein, ob die neuen Bahnen, in welche Littauen eintrat, die rechten waren. Eine nationale Wandlung bereitete sich vor, die, von dem an Kultur so viel stärkeren Westen bedingt, rascher vor sich gehen mußte, als wenn sie von Osten her kam. Der ganze spätere Verlauf der littauischen Geschichte, wie wir sie im Zusammenhange mit der Geschichte Rußlands bereits kennen gelernt haben, zeigt ein stetes Zurückweichen Rußland gegenüber und wir wissen, daß dabei das religiöse Moment das Ausschlaggebende gewesen ist.

Es ist nur eine Consequenz des Systemwechsels, wenn Jagiello verspricht zurückzuerwerben, was Polen verloren habe und seine littauischen und russischen Lande für ewige Zeiten der Krone Polen zu verbinden. Ersteres bedeutete die Aufnahme des Krieges zwischen Polen und dem Orden, letzteres die Preisgebung von Halicz und Wladimir an die kleinpolnische Colonisation. War bei den lebendigen nationalen Gegensätzen ersteres eine Lockspeise, die in ganz Polen wirken mußte, so sicherte er sich die Stimme des mächtigen kleinpolnischen Adels, indem er ihm ein Gebiet eröffnete, das ein unermeßliches Feld zur Erwerbung von Reichthum und Macht bot. Es wäre thöricht, in dem Zusammentreffen all dieser Umstände ein Spiel des Zufalls zu sehen. Jagiello wußte, was er that, und seine Anerbietungen sind wahrscheinlich nur die positive Formulirung der Forderungen, welche jene erste polnische Gesandtschaft an ihn gestellt hatte.

---

1) Caro l. l. II, 490.

So ist es denn auch begreiflich, daß Hedwig und ihre Mutter Elisabeth nur sehr in zweiter Linie in Betracht kamen. Keine von beiden sagte ein entschiedenes Nein, der Versuch, den Wilhelm von Oesterreich machte, durch Ueberrumpelung den aussichtslosen Posten zu gewinnen, scheiterte kläglich und von allen verlassen entschloß sich endlich auch Hedwig zum Ja.[1]) Dlugosz weiß zu erzählen, sie habe sich durch einen Vertrauten berichten lassen, daß das Aeußere des Littauerfürsten ein angenehmes und eines Fürsten würdiges sei, über die Thatsache, daß er ein vielfacher Mörder war, half seine Taufe hinweg. Die Verhandlungen gediehen so weit, daß am 12. Februar 1386 Jagiello in Krakau seinen Einzug halten konnte. Drei Tage darauf ward er getauft und wieder nach drei Tagen ward ihm Hedwig als Gemahlin angetraut. Vom gleichen Tage datirt die Bestätigung der polnischen Privilegien und Rechte. Am 4. März endlich setzte man ihm als König Wladislaw IV. die Krone aufs Haupt.

Achtzehntes Kapitel.

König Wladislaw Jagiello.[2])

König Wladislaw ist bald nach der Krönung aufgebrochen, um eine Rundreise durch sein polnisches Reich zu machen und der vorzüglich von Kleinpolen ausgegangenen politischen Wandlung auch in Großpolen Anerkennung zu schaffen. Am 18. April finden wir ihn in Peisern, am 5. Mai in Gnesen, Ende August in Korczyn. Es war ein bedeutender Erfolg, wenn es ihm gelang, eine Versöhnung der Grzymala und Nałęcz herbeizuführen. Der Hauptruhestörer Bartosz mußte das Land verlassen, und wenn Domarat auch Castellan von Posen blieb, war es doch ein Zugeständniß an die großpolnischen Geschlechter, daß er genöthigt wurde, auf die Generalstarostei zu verzichten. Die Folge war eine willige Anerkennung Wladislaws, und nach dieser Seite hin beruhigt, konnte der König im Jahre 1387 nach Littauen zurückkehren. Eine große Schaar polnischer Herren und polnisch-katholischer Geistlicher begleitete ihn nach Wilna, wo am 17. Februar des Jahres ein Bisthum für Littauen gegründet wurde, dem man sieben Parochialkirchen unterstellte: Miedniki, Mejszagole, Wilkomierz, Niemenczyn, Krewa, Hajnowa, Obolec waren die ersten Stätten christlicher Gottesverehrung nach katholischem Ritus auf littauischem Boden. Ohne eigentlichen Widerstand zu leisten, brach das bereits verblaßte Heidenthum vor dem Kreuze in sich zusammen, und wenn das mit großer Energie und Klugheit durchgeführte Bekehrungswerk sich auch zunächst nur

---

1) Wir übergehen die Zwischenverhandlungen.

2) Vgl. für den folgenden Abschnitt die geistreiche, doch mit Vorsicht zu benutzende Darstellung Bobrzynski's l. l. § 52 ff.

auf die Gebiete erstreckte, welche unmittelbar unter der Botmäßigkeit des Königs und seines Bruders Skirgiello standen (Wilna, Plock und Troki), wenn Samogitien zunächst noch ganz unberührt blieb, konnte es doch nur eine Frage der nächsten Zukunft sein, wann die Götterhaine auch hier den Kirchen zu weichen haben würden. Die gewaltige Kraft der katholischen hierarchischen Ordnungen zeigte sich hier in ihrem vollen Glanze und der König selbst war persönlich bemüht, auf jede Weise das einmal angegriffene Werk zu fördern. Dabei trat die katholische Kirche sogleich in offenen Gegensatz zur griechischen. Durch das Verbot der Mischehen zwischen Katholiken und Griechen hoffte man langsam aber sicher an Boden zu gewinnen und die polnischen Großen waren klug genug, die littauischen Bojaren ganz in ihre Interessen hinüberzuziehen. Ihrem Einflusse ist es zu danken, daß Jagiello durch Privileg vom 20. Februar 1387 die littauischen Bojaren den polnischen Magnaten gleichstellte und dadurch jene in der Geschichte beispiellos dastehende Verschmelzung des Adels zweier national und historisch grundverschiedener Volksgemeinschaften anbahnte. An Stelle der bislang herrschenden autokratischen Willkür, die alle in gleicher Freiheit und gleicher Unsicherheit vereinigt hatte, trat eine auf Rechte und Privilegien gegründete Ordnung, welche mit einem Schlage das bisherige littauische Feudalsystem durchbrach. Die Grundlage aller Kultur, ständische Ungleichheit, faßte in Littauen Fuß, und wir werden im weiteren Lauf unserer Darstellung noch mehrfach Gelegenheit finden, die eigenthümlichen Folgen dieser so überaus plötzlichen und unvermittelten Wandlungen kennen zu lernen.

Am meisten wurde durch die Christianisirung Littauens und durch die littauisch-polnische Personalunion — denn mehr war es zunächst noch nicht — der Deutsche Orden betroffen. Ihm waren die Fundamente seiner Existenzberechtigung plötzlich entzogen: der Kampf gegen die Ungläubigen, da es keine Ungläubigen mehr zu bekämpfen gab und aus dem Feinde der Christenheit ein begünstigter Sohn der Kirche geworden war. Zudem kannte der Orden Jagiello zu wohl, um nicht zu wissen, daß er einen Kampf um das Dasein mit ihm auszukämpfen haben werde. Der Hochmeister hatte die Einladung des Königs, als Taufzeuge und Hochzeitsgast die Krakauer Festtage mitzumachen, in der richtigen Voraussetzung abgelehnt, daß der verschlagene Littauer die Zeit seiner Abwesenheit zu einem Einfalle in das Ordensland werde ausnutzen wollen. Ueberall hatte der Meister nach Verbündeten ausgeschaut, um die Polen und Littauen feindlichen Elemente unter seiner Führung zu vereinigen. Die Fürsten von Pommern waren in ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm getreten, die Beziehungen zu Ziemowit von Masovien gefestigt, die Ordensballeien in besseren Stand gebracht und neue Verbindungen mit den Fürsten von Plock und Smolensk angeknüpft worden. Schon 1386 ist der offene Krieg nach allen Seiten hin entbrannt. Aber jene beiden Fürsten, die das mit der neuen Wendung unzufriedene russische Element vertraten, erlitten eine völlige Niederlage. Die „Reisen" des Ordens nach Littauen waren von nur geringem Erfolg und mit Pommern kam es ohne Schuld des Ordens

zu höchst unerquicklichen Zwistigkeiten. Die Lage schien sich jedoch günstiger zu gestalten, als 1390 Witold sich von seinem königlichen Vetter lossagte und dem Orden zufiel. Der Sohn Kestuits konnte es nicht verwinden, daß nicht ihm, sondern Skirgiello die großfürstliche Würde in Littauen zugefallen war. Es kam dazu, daß allerlei Anzeichen darauf hinwiesen, daß ihm dasselbe Schicksal wie seinem Vater zugedacht war. Da entschloß er sich, dem Orden zum zweiten Mal die Hand zu reichen und ihm durch Geiseln und Unterpfänder die Bürgschaft zu geben, daß er jetzt dauernd mit Jagiello brechen wolle. Der Orden griff ohne Bedenken zu, aber die Kriegszüge der Jahre 1390 und 1391 waren von nur geringem und vorübergehendem Erfolge und bereits 1392 hatten die inneren und äußeren Verhältnisse Littauens dahin geführt, daß sie dem Könige eine Versöhnung mit Witold wünschenswerth erscheinen ließen. Skirgiello hatte es nicht verstanden, für seine großfürstliche Stellung in Littauen Boden zu finden, und da er sich auch der kriegerischen Seite seiner Aufgabe nicht gewachsen zeigte, bot Jagiello dem Herzoge Witold die großfürstliche Würde an. Er wolle ihn mit ganz Littauen belehnen, ihm Wilna als Sitz und alle übrigen Festen des Landes überliefern, wenn er den Orden verlasse und sich ihm treu und für immer anschließe. Es ist nicht zu verwundern, daß Witold zugriff, sobald er sich überzeugt hatte, daß es dem Könige wirklicher Ernst mit diesen Anträgen sei. Sein Bündniß mit dem Orden war doch im Grunde ein unnatürliches. Wie die Frage nach dem eigenen Vortheil es ins Leben gerufen hatte, mußte es vor gleichen Erwägungen wieder auseinander fallen.

Mit einer Treulosigkeit, deren, man möchte fast sagen, naive Hintansetzung aller sittlichen Bedenken selbst in jenen treulosen Zeiten Aufsehen erregte, vollzog er die Schwenkung im Jahre 1392 und König Wladislaw fand seinen Vortheil darin, das Witold gegebene Wort auch zu halten. Für den Orden war es eine ungeheuere Gefahr, und unter dem Eindruck der Erbitterung, welche der Verrath hervorgerufen hatte, nahm er das Anerbieten jenes Wladislaw von Oppeln an, der uns als Statthalter der russischen Provinzen und als zeitweiliger Verweser des polnischen Reiches unter Ludwig von Ungarn begegnet ist, gegen Zahlung von 50,000 Gulden das Dobriner Gebiet in Pfand zu nehmen. Einen anderen, noch viel weiter gehenden Plan, der ebenfalls am intriguanten Herzoge von Oppeln seinen Urheber hatte, lehnte der Hochmeister ab, weil er sich überzeugte, daß er nicht ausführbar sei. Es ist der erste Plan einer Theilung Polens, uns in der ganz unverdächtigen Wiedergabe des Hochmeisters selbst erhalten [1]).

„Da er (Herzog Wladislaw) einige Zeit bei uns gewesen war — erzählt Korad von Wallenrode — und diese seine Sache (den Pfandschaftsvertrag über Dobrin) mit uns ausgetragen und ausgeredet hatte bis aufs Ende, und es an der Zeit war, daß er von uns scheiden wollte, hob er an und sprach:

1) Cod. maj. Pol. III, Nr. 1940.

„Mein Herr, der König von Ungarn, der Markgraf von Mähren (Procop), Herzog Johann von Görlitz, der Herzog von Oesterreich (Leopold) und wir sind des zu Rathe und eins geworden, daß wir dem Könige von Polen zu wollen. Dazu will unser Herr, der König von Böhmen, Hilfe thun und ist der ergenannten Herren Meinung, daß ihr von dieser Seite auch dazu helfen solltet." Darauf gaben wir ihm zur Antwort und sprachen: „Herr, wir wissen nicht, was wir darauf antworten sollen." Da sprach der Herzog: „Herr, ihr wißt nicht, wie's die Herren vorhaben; sie haben's also vor, daß sie keinen König von Polen mehr haben wollen und haben's auch also vor: was auf diesseit Kalisz ist, das Alles und auch Masovien soll gen Preußen gehören, und was jenseit Kalisz ist, Krakau, Sandomir, Lęczyc, Reußen und der Strich hinauf sollte gen Ungarn gehören, was aber von der Warthe dem Strich da her (westlich) wäre, das sollte zu der Mark und unserm Herren, dem römischen Könige, zugehören." Der Meister antwortete, „er habe ewigen Frieden mit Polen, alleine der Friede dicke an uns gebrochen ist; käme es also weit, daß unser heiliger Vater der Papst das Kreuz und unser Herr der römische König das Schwert über sie geben, und daß wir mit Recht dazu geheischt würden, was wir dann von Rechtes wegen dazu thun sollten, das wollten wir thun nach unserm Vermögen." Auf die weitere Forderung des Herzogs, daß der Orden in dieser Sache eine Botschaft nach Ungarn schicke, entgegnete der Meister, das könne er nur nach Berathung mit seinen Gebietigern thun, auch sei es gefährlich, Boten mit Siegeln und Vollmachten auszusenden, da sie leicht aufgefangen werden könnten. „Auf das Letzte sprach er (Wladislaw): „Wohlan, wir wollen unserm Herrn, dem Könige, davon sagen." Dazu sprachen wir: „Herre, das möget ihr thun, aber unseretwesen dürft ihr ihm nichts nicht sagen." Da schließlich Wladislaw sich weigerte, seine Anträge schriftlich zu hinterlassen, bemerkt der Meister dazu: „Daraus wir auch wohl merkten, daß die Rede keine Macht hatte."

Man kann heute nicht bezweifeln, daß der abenteuerliche Plan wirklich nur einer Intrigue des Herzogs von Oppeln seine Entstehung verdankt. Ausführbar war er, wie die politischen Verhältnisse lagen, zur Zeit nicht, und es berührt wohlthuend, daß der Meister sein ablehnendes Verhalten vor Allem mit der Widerrechtlichkeit des ganzen Unternehmens begründet.

Es war ein Unglück für den Orden, daß der Nachfolger Wallenrode's, Conrad von Jungingen, durch Ankauf der Neumark von dem Luxemburger Sigismund den ohnehin schroffen Gegensatz zu Polen und Littauen noch verschärfte, ohne durch Gewinnung eines zuverlässigen Bundesgenossen sich der immer drohenderen Gefahr gegenüber zu sichern (1399). Die mächtigen Adelsgeschlechter des Landes neigten mehr zu Polen als zum Orden hin, der nur auf die Drohung Sigismunds, er werde im Weigerungsfalle die Neumark an Jagiello verkaufen, sich zu der unheilvollen Erwerbung entschlossen hatte. Die Stellung des Ordens wurde dadurch geschwächt, während die Macht und das Ansehen Jagiello's und Witolds in steter Zunahme begriffen war. Die kleinen

Theilfürsten waren aus Littauen verdrängt worden, die Einigung der littauisch-russischen Lande in stetem Fortschritt begriffen und durch die Eintracht, in der Polen und Littauer nach hundertjährigen Kämpfen neben einander standen, die Kraft beider concentrirt und gestärkt worden. König Jagiello als Oberherr in Krakau war zwar zugleich auch Herr von Littauen, das factische Regiment aber lag ganz in den Händen Witolds, „in welchem eine Ader schlug, die dem Ehrgeiz des großen Khans verwandt war“ [1]). Er hatte den Einfall Timur Lenks in Rußland benutzt, um sich durch treulose Hinterlist der Stadt Smolensk zu bemächtigen, und das seinem kriegerischen Ungestüm nicht gewachsene russische Reich hätte noch größere Verluste erlitten, wenn nicht die Schlacht an der Worskla am 5. August 1399 [2]) den Plan Witolds, das Erbe der Tataren anzutreten, zu Schanden gemacht hätte. Diese Niederlage hatte jedoch eine Festigung der polnisch-littauischen Beziehungen zur Folge, die ihren Ausdruck in der am Tage der heil. Jungfrau und Märtyrerin Prisca (18. Januar) 1401 ausgestellten Urkunde fand, welche die staatlichen Beziehungen zwischen Littauen und Polen definitiv regelte [3]). Eine glänzende Versammlung littauischer Bojaren verpflichtete sich, „dem Könige Wladislaw von Polen und der Krone Polen sowie allen Bewohnern Polens mit fester Treue und unverbrüchlichem Versprechen, mit allem Können und Vermögen, gegen Jedermanns Angriffe beizustehen, sie ... nie zu verlassen, sondern vielmehr ohne arge List [4]) .. zu unterstützen, ihr Gedeihen, ihren Nutzen, Vorteil und ihr gemeines Beste ... treu zu wahren, wie das eigene.“ „Ferner, daß König Wladislaus aus besonderem Vertrauen den Fürsten Alexander, anders Witowd genannt, zum Genossen seiner Sorgen annimmt und ihm die großfürstliche Würde (supremum principatum) über Littauen und die übrigen Herzogthümer seiner Gebiete überträgt bis an das letzte und äußerste Lebensende des Herzogs Witowd.“

Stürbe Witold, so solle das überlassene Gebiet an den König zurückfallen, und Niemand anders als dieser zum Herren von Littauen gewählt werden. Wenn dagegen, was Gott verhüte, Jagiello früher stürbe, ohne Kinder zu hinterlassen, so solle ohne Wissen und Rath Witolds und der Littauer ein König von Polen nicht gewählt werden, die Union aber ewig und unwiderruflich fortbestehen.

In einer vom gleichen Tage datirten Urkunde hat dann Witold nochmals seine Lehnsabhängigkeit von Jagiello ausdrücklich bekräftigt und besonders auf jede Vererbung seiner Herrschaft verzichtet. Beide Staaten hatten ihre Stellung durch die klaren Bestimmungen dieses Vertrages wesentlich gekräftigt,

1) Werke Ranke's. Preuß. Geschichte I, 71.
2) Vgl. Geschichte Rußlands p. 291.
3) vol. Leg. I, 27 und Codex Vitoldi, Nr. 235.
4) sine dolo et fraude erinnert lebhaft an das bei solchem Anlaß in russischen Urkunden gebrauchte „bez wsjäkoi chitrosti“. Die Sprache der littauischen Canzlei war russisch.

und namentlich Polen konnte sich Glück wünschen, daß nunmehr dem Ehrgeiz Witolds feste Grenzen gesetzt waren. Und noch in anderer Beziehung hatte Polen gevortheilt. Die polnische Colonisation hatte immer fester in Rothrußland Fuß gefaßt. Jagiello fand hier ein freies Feld, um den Ehrgeiz und die Habsucht der kleinpolnischen Magnaten zu befriedigen. Unermeßliche Liegenschaften gingen in die Hände derselben über. Die Melsztynski, Gorajski, Kuroszwęcki, Turli, Kmity setzten sich hier fest, und waren stark genug, die Tataren von ihren Grenzen abzuwehren.

Es ist begreiflich, daß der Orden und die beiden Luxemburger in Böhmen und in Ungarn dieser Wendung mit Sorgen folgten. Die inneren Verhältnisse und die Verwickelungen der westeuropäischen Politik hinderten Beide, ihre Kräfte gegen die gefährlichen Gegner im Osten zu richten, und dem Orden, der den ganzen Ernst der Situation wohl übersah, haben sie durch ihre von eigennützigen und habsüchtigen Motiven geleiteten Vermittelungsbestrebungen eher geschadet als genützt. Der Vertrag von 1401 hatte alle Aussicht, Witold gegen Jagiello, oder Jagiello gegen Witold zu gebrauchen, vereitelt, und der Papst hinderte den Orden durch förmliches Verbot am Kampfe mit Littauen. Selbst der Friede des Jahres 1404, durch welchen der Orden Dobrin gegen Rückzahlung seiner Pfandsumme an Polen auslieferte, konnte nicht von Bestand sein. Der Kampf auf Leben und Tod wurde immer unvermeidlicher. Die Königin Hedwig, welche, solange sie lebte, nach Möglichkeit den Frieden gewahrt hatte, war schon 1398 hingegangen, der Bischof von Krakau, der in ihrem Sinne weiter wirkte, verlor seinen Einfluß, und als das Uebergewicht im königlichen Rath an Wojciech Jastrzebieki, den mit Witold eng verbundenen, an der Spitze der Kriegspartei stehenden Bischof von Posen kam, mußte die Entscheidung fallen.

Der Orden stand fast ganz allein. Mit König Sigismund war unter ungeheueren Geldopfern ein Allianzvertrag geschlossen worden, aber er verpflichtete ihn zum Beistande nur für den Fall, daß Jagiello mit *nichtkatholischen* Truppen angreife, und König Wenzel ist über eine dem Orden freundliche Vermittelungsthätigkeit nicht hinausgegangen. Es mußte sich zeigen, ob der geistliche Kriegerstaat am Baltischen Meere mit Hilfe der zahlreich von ihm angeworbenen Söldner stark genug sein werde, der Großmacht des Ostens die Spitze zu bieten. Zu Anfang des Jahres 1409 waren die gegenseitigen Beziehungen so zugespitzt, daß der Bruch jeden Augenblick erfolgen konnte. Den äußeren Anlaß dazu gab Samaiten, das, ohnehin dem Orden wenig zugethan, sich in offenem, von Witold organisirten und unterstützten Aufstande erhob. Es lag auf der Hand, daß auch Jagiello diesen Dingen nicht fern stand. Er bot zwar seine Vermittelung an, erklärte aber gleichzeitig, daß der Krieg des Ordens gegen Littauen auch einen Krieg mit Polen bedeuten werde. Darüber kam es am 6. August 1409 zum offenen Bruch und schon um die Mitte des Monats lagen die Ordenstruppen in Dobrin, das rasch überwältigt wurde. Das polnische Heer traf erst im September ein,



Majestätssiegel von Wladislaw Jagiello.

Abdruck in Wachs, mit grün- und rothseidenen Strängen an einer Urkunde vom Jahre 1388. Auf einem prachtvollen Throne unter einem reichverzierten gothischen Baldachin, mit hoher portalähnlicher Lehne, sitzt der König in vollem Ornate, in langem Mantel, auf dem Haupte eine Krone, mit der Linken den Reichsapfel, in der Rechten ein Scepter haltend. Hinter dem Könige halten zwei Trabanten eine geschachtete mit Adlern verzierte Decke. Den Thron umgeben rings sieben Wappenschilder, die sämmtlich, mit Ausnahme des Reußischen zu Füßen des Königs, von Engeln gehalten werden. Zur Rechten stehen: 1) der gekrönte links sehende Adler für Krakau; 2) ein gekrönter Stierkopf auf geschachtetem Felde für Kalisz; 3) halber Löwe und halber Adler unter einer Krone für Cujavien; 4) unten ist das Wappen von Reußen, nämlich der an einem Berg aufklimmende Löwe; 5) zur Linken befinden sich die Wappenschilde: für Dobrin, über einer umgekehrten Krone ein gekröntes Königshaupt mit zwei Hörnern; 6) für Sandomir, ein senkrecht getheilter Schild, rechts mit vier Querbalken, links in sieben Reihen zwanzig Sterne; 7) für das Großfürstenthum Littauen, ein nach rechts über einen Drachen sprengender Ritter mit spitzem Helme, dessen linker Arm durch einen Schild mit Doppelkreuz geschützt ist und der mit der Rechten ein Schwert schwingt. Die Umschrift lautet: ✲ ꝑ · wladislaus · dei · gra · rex · polonie · nnan (nec) · t'rarū (Terrarum) · ccouie (Cracovie) · ſadomie (Sandomirie) · ſyradie · lacie (Lancicie) · cuyauie · Litwani · pnceps · ſupm' · (supremus) · pomoranie · ruſſieqz · dns · t h' eꝑ · tc' · (et heres). (Nach Voßberg.)

und der drohende Kampf wurde noch auf kurze Zeit durch die Vermittelung König Wenzels von Böhmen aufgeschoben. Man gelobte sich gegenseitig einen steten, festen und unveräußerlichen christlichen Frieden bis auf den nächsten Johannistag. Inzwischen solle König Wenzel den Schiedsspruch zwischen den streitenden Parteien fällen. Den Samaiten und anderen Unchristen versprach Jagiello keine Hilfe zu leisten. Von Witold aber war in dem Vertrage keine Rede und an einen durch jenen Schiedsspruch bedingten wirklichen Frieden glaubte Niemand. Es war ein Stillstand, auf den beide Parteien eingingen, um sich zum Entscheidungskampfe noch weiter zu kräftigen. Der Orden verwandte große Geldmittel, um von Wenzel eine günstige Entscheidung zu erlangen, und als im Februar 1410 der Spruch erfolgte, fiel er so parteiisch aus, daß die Polen entrüstet Prag verließen. Als nun der Orden seine Boten nach Breslau sandte, um die Anerkennung des Schiedsspruches von Jagiello zu erlangen, wollten die Polen „von ihres Herren wegen den Ausspruch nicht vorlieben noch aufnehmen", sondern meinten, „um ganze Verderbniß und Vertilgung des Ordens mit dem Meister zu kriegen" [1]). Der Kampf ließ sich nicht aufhalten; der Schiedsspruch Wenzels hatte dem Orden zwar einen Brief mit „zwei Ingesigeln" eingetragen, aber keinerlei wirkliche Vortheile gebracht. Vielmehr war der persönlich friedliebende König Jagiello erst durch die Parteilichkeit der Entscheidung zu wirklich eifriger Kriegsrüstung getrieben worden. Und die Rüstung beider Gegner ist in der That so groß gewesen, wie sie nach ihren Kräften es irgend sein konnte. Die Heeresorganisation, die Kasimir dem polnischen Staate gegeben hatte, im Verein mit der littauischen Kriegsmacht, das war der furchtbare Gegner, dem der Orden jetzt gegenüberstand.

Noch einmal wurde auf die Vermittelung Sigismunds von Ungarn der Stillstand um zehn Tage verlängert. Bereits am 30. Juni hatten die polnischen und die littauisch-russischen Truppen sich bei Czerwinsk an der Weichsel vereinigt. Der polnische Kriegsplan ging dahin, die feindliche Hauptstadt Marienburg in kürzester Linie zu erreichen, und schon am 9. Juli finden wir Jagiello auf Ordensgrund, in der Nähe von Lauternburg, während der Orden sein Lager in Kavernik, am linken Ufer der Drevenz, aufgeschlagen hatte. Nur drei deutsche Meilen Weges trennten die Gegner. Da marschirte das polnische Heer ostwärts ab, nicht aus Furcht vor einem Zusammenstoß, sondern um die Stellung des Ordens zu umgehen. Ein Bote König Sigismunds, der die Kriegserklärung Ungarns brachte, fand kaum Beachtung. Man wußte sehr wohl, daß es nur bei Worten bleiben werde, und in jedem Falle stand fest, daß Ungarn bei der Entscheidung des Augenblicks nicht mitwirken könne. Inzwischen hatte auch der Orden sein Lager abgebrochen, und am Morgen des 15. standen die feindlichen Heere einander bei Tannenberg

1) Codex Vitoldi Nr. 440. Schreiben des Meisters aus Marienburg den 20. Mai 1410.

gegenüber. Die Zahl der beiderseitigen Truppen läßt sich nicht feststellen. Schon die nächsten Zeitgenossen übertrieben sie ins Ungeheuerliche. So viel aber dürfte sicher sein, daß das Ordensheer vom Feinde um das Doppelte an Zahl übertroffen wurde. Ueberlegen war der Orden durch sein schweres Geschütz, das jedoch bei dem durch die Ungunst der Verhältnisse herbeigeführten Handgemenge fast gar nicht zur Wirkung kam. Ebenso war die schwere Reiterei des Ordens den polnisch-littauischen Rittern entschieden überlegen. Dagegen waren die Contingente des landsässigen Adels nicht zuverlässig, und auch auf das preußische Fußvolk geringer Verlaß. Es lag in der ganzen Organisation des Ordens, daß die Entscheidung der schweren Ordensritterschaft zufallen mußte. Auch das muß hervorgehoben werden, daß der Meister, Ulrich von Jungingen, alle Eigenschaften eines tapferen Ritters, nicht die eines großen Feldherrn besaß.

Das polnisch-littauische Heer unter der Oberleitung des Königs wurde auf seinem linken Flügel von Witold, im Centrum und rechten Flügel von Zyndram von Maszkowice, dem Schwertträger von Krakau, befehligt. Es waren zwei gesonderte, nur zum Zweck der Schlacht vereinigte Heere. Die doppelte Parole, Wilna für die Littauer, Krakau für die Polen, gab dem Ausdruck.

Auch in diesen Heeren bildete, dank der Militärreform König Kasimirs, die Ritterschaft als schwere Reiterei einen wohlgeschulten kriegstüchtigen Kern. Den Schwerpunkt aber bildete die aus Littauern, Russen und Tataren bestehende leichte Reiterei, die schon deshalb den Ausschlag geben mußte, weil ihre ungeheure Ueberzahl es möglich machte, stets neue und frische Truppen zur Verwendung zu bringen. Und noch ein Moment kam hinzu. Der Orden stellte in seiner Kriegsweise eine im Aussterben begriffene, mehr auf die persönliche Tapferkeit des Einzelnen, als auf die Wirkung der Massen berechnete Methode dar. Im polnisch-littauischen Heere vereinigten sich beide Kampfesweisen: die halb instinktive, von Littauern und Russen übernommene, in ihren Wirkungen so vielfach bewährte Kampfesweise der Tataren, und die durch die polnischen Adelsgenossenschaften vertretene ritterliche Tradition. Ob die Gesammtleitung in Jagiello's Händen lag, oder eine Art Generalstab die Direction übernommen hatte, wissen wir nicht. Thatsache ist jedenfalls, daß auch nach dieser Seite hin die Ueberlegenheit nicht beim Orden war.

Wir können hier keine genaue Schilderung der blutigen und für den Orden so verhängnißvollen Schlacht geben. Ulrich von Jungingen versäumte den rechten Augenblick zum Angriff. Erst als die polnisch-littauischen Heeresmassen bereits in voller Ordnung waren, erfolgte der Angriff. Ein erster Erfolg auf dem linken Flügel brachte eher Schaden als Vortheil, da die siegenden Ordenstruppen sich bei der Verfolgung zu weit vom Schauplatze des Kampfes entfernten, als sie zurückkehrten, die Entscheidung bereits gefallen war und sie nun von der Uebermacht umzingelt und niedergeworfen wurden. Witold hatte aus den unerschöpflichen Massen des Centrums seine Lücken

ohne viele Mühe ausfüllen können, und die unter Siegesrufen rückkehrenden Ritter so von den Ihrigen völlig abgeschnitten.

Im Centrum war inzwischen mit großer Hartnäckigkeit gekämpft worden, und als die Ordenstruppen durch die sich immer frisch erneuernden Feinde ins Wanken gebracht waren, hatte der Meister versucht, durch einen gewaltigen Vorstoß die Entscheidung herbeizuführen. Er dachte mit dem auserlesenen Kern der Ritterschaft das polnische Heer niederzureiten und womöglich sich der Person Jagiello's zu bemächtigen. Wirklich gerieth auch der König in die äußerste Lebensgefahr; ein rechtzeitiger Lanzenwurf des Sekretärs der Reichscanzlei Zbygnew Olesnicki — eines Mannes, den wir fortan nicht aus den Augen verlieren werden — rettete ihm das Leben. Die von Ulrich von Jungingen geführte Schaar war bis zum polnischen Reichspanier vorgedrungen, da fiel erst der Meister, dann der Ordensmarschall, mit ihm vom Feinde rings umschlossen der größte Theil der Ordensgebietiger. Die Ueberlebenden verließ der Muth, und als sie in wilder Flucht die Rettung suchten, setzte sich hinter ihnen das ganze gewaltige Heer in Bewegung, niedertretend und vernichtend, was irgend sich ihm entgegenstellte. Bevor die Sonne sank, war das Schicksal des Ordens entschieden. Das größte Heer, das er je ins Feld geführt hatte, war zertrümmert, „der Polenkönig war Meister im Gebiete der Weichsel, nur noch von seinem Willen und den Umständen, die diesen bestimmten, hing es ab, wiefern der Orden bestehen sollte oder nicht." [1])

Es ist von Interesse, zu sehen, wie König Jagiello über den großen Erfolg des Tages berichtet. Er hat am Tage nach der Schlacht seiner zweiten Gemahlin Anna und dem Bischofe Albrecht von Posen geschrieben. Beide Briefe decken sich inhaltlich ziemlich genau.[2]) Der Brief an die Königin Anna lautet:

„Edle Fürstin, erlauchte liebe Gemahlin!

Seit Wir uns von Euch trennten, hat der Schöpfer Himmels und der Erden Uns und die Unsrigen mit steter Gnade geleitet und bisher so gesund erhalten, wie Wir es nur wünschen. Seit Wir unter seinem Schutz Feindesland betraten, haben Wir jede Stadt, gegen welche Wir anrückten, um sie zu erobern, ohne Widerstand eingenommen. Am Dienstag aber, dem Tage der Apostel Theilung, näherte sich der Ordensmeister mit seiner ganzen Macht unseren Heeren, um zu kämpfen. Wir aber hörten gerade die heilige Messe; als Wir sie in Andacht zu Ende gehört hatten, rückten Wir mit unserem gesammten Heere aufs Schlachtfeld, ordneten und stellten die Truppen auf und nachdem für Alles Sorge getragen war, begannen Wir uns zum Kampfe zu bereiten.

Da wir aber bereits in Gesichtsweite einander gegenüberstanden, schickten

1) Ranke, Preuß. Gesch. I, 72.
2) Scr. Rer. Pruss. III, 425—427.

der Ordens Meister und der Marschall Uns und dem erlauchten Fürsten, Unserm lieben Bruder, Widold, durch seine Herolde zwei Schwerter und sie ließen uns sagen: „Wisset, König und Widold, daß wir in dieser Stunde mit Euch kämpfen werden, und diese Schwerter schicken wir Euch als Hilfe zum Geschenk. Laßt uns aber das Schlachtfeld wählen oder wählt es selbst!" Denen gaben wir in aller Milde zur Antwort: „Die Schwerter, welche ihr uns gesandt habt, haben Wir empfangen, und im Namen Christi, der den Nacken der Uebermüthigen zertritt, werden Wir mit Euch kämpfen. Ein Schlacht- und Kampfesfeld aber wissen Wir Euch nicht zu bestimmen und wollen es auch nicht: die Stätte, die der Herr uns gnädig anweisen wird, an der wollen wir mit Euch kämpfen." Darauf schickten Wir, ohne Zeit zu verlieren, unsere, wie gemeldet, wohlgeordneten Schaaren ins Feld und geriethen in Kampf mit ihnen, und erschlugen ihrer unzählbar Viele unter geringem Verluste unsererseits, nicht durch die Kraft Unseres Armes oder durch die Menge Unserer Krieger, sondern allein durch die Hilfe des Herrn, der Uns stets an Macht und Tugend fördern wolle.

Den Hochmeister und den Marschall, die Comture von Schwarzburg und Elbing und viele andere Ordenscomture haben wir erschlagen, die Anderen in die Flucht geworfen, sie zwei Meilen Weges weit verfolgt und eingeholt, so daß die Flüchtigen in Seen und Flüssen in unzählbarer Menge ertranken, und die übrigen getödtet wurden, und nur Wenige entkamen.

Als wir aber mit ihnen kämpften und sie durch die Hand des Herrn besiegt und niedergeworfen wurden, geriethen Conrad der Jüngere von Oels und Stettin, Christoffer von Ungarn und zahllose andere Gäste in unsere Gewalt und sind noch gefangen.

Gegeben zu Dombrowno auf dem Schlachtfelde am Mittwoch, dem Tage nach der Apostel Theilung."

Nach den großen Erfolgen des 15. Juli schien eine völlige Vernichtung des Ordensstaates bevorzustehen, und die Ereignisse der nächsten Wochen mußten diese Hoffnung oder Befürchtung noch steigern. Während das polnisch-littauische Heer in verwüstendem Zuge vordrang und mit einer Unmenschlichkeit das unglückliche Land verwüstete, deren bloße Schilderung unseren überfeinerten Nerven zu viel ist, welche die unseligen Zeitgenossen aber erleben mußten, zeigte eine Untreue sonder Gleichen, wie unsicher das Fundament war, auf welchem der Ordensstaat ruhte. Wir können den Hergang nicht besser schildern als mit den Worten des von patriotischem Schmerz getragenen Ordenschronisten:[1])

„Und war groß Jammer über alle das Land zu Preußen, denn Ritter und Knechte und die großen Städte des Landes thaten sich alle um zu dem Könige und trieben die Brüder, die noch bliben waren, von den Häusern und gaben sie dem Könige und schworen ihm alle Mannschaft und Treue.

1) Johann von Posilge, Fortsetzung scr. Rer. Pruss. III, 314 ff.

Die bezwang der König alle mit Briefen, Gelübden und Gaben, dergleichen nie mehr gehört ist in keinen Landen von so großer Untreue und schneller Wandlung, als das Land unterthan ward dem Könige binnen einem Monde. Des zog der König von dannen und nahm ein diese Häuser und Gebiete: Osterrode, Christburg, Elbing mit allen Städten und Häusern derselben Gebiete, und Jedermann warf sich zu dem Könige, welche Häuser inne hatten von des Ordens wegen. Beide, die Brüder und ihre Mannen, gingen davon und gaben sie ihm ein, und er und die Seinen bemannten die Häuser und trieben sie davon und nahmen mit Macht, was sie fanden."

Danzig, Thorn, Braunsberg und all' die anderen Städte mit alleiniger Ausnahme der Burgen von Königsberg, Brandenburg, Schwez, Danzig und Rehden, sind damals dem schmählichen Beispiele Elbings gefolgt. Es waren Tage der Schwäche und Untreue, schlimmer noch als die, welche den Schlachten von Jena und Auerstädt folgten. Wir können diese und die folgenden Ereignisse nur streifen. Es ist bekannt, wie in dem Comtur von Schwez, Heinrich von Plauen, dem Orden ein rettender Held erstand. Die Vertheidigung von Marienburg bildet einen unerwarteten Wendepunkt des Krieges. Trotz aller Anstrengungen vermochte Jagiello die Feste nicht zu nehmen. Sein siegestrunkenes Heer schmolz durch den Abzug beutebeladener Krieger, durch Seuchen und Mangel in kurzer Zeit völlig zusammen, und mit Schrecken vernahm er die Kunde, daß von Süden die Ungarn, von Norden die Livländer, von Westen Pommern und Brandenburger dem Orden zu Hilfe eilten. Die Ankunft der Livländer in Königsberg aber that nächst der tapferen Vertheidigung Marienburgs das Beste. „Davon gewannen die Niederlande [1]) ein Herz und Mannheit, und warfen sich zu Hauf." Witold zog ihnen entgegen, wagte aber nicht, sie zu bekämpfen und kehrte, ohne das Schwert gezogen zu haben, nach Marienburg zurück, Jagiello aber gab, nachdem er acht Wochen vor der Feste gelegen hatte, am 19. September die Belagerung auf. Ueberraschend schnell ist darauf das Land von den Polen gesäubert worden.

In kurzer Frist war der Orden wieder Herr desselben und Heinrich von Plauen ward von dem Meister von Livland, Conrad von Vitinghof, dem Deutschmeister Conrad von Eglofstein „mit viel Brüdern und Gästen" am Sonntag vor Martini (9. November) des Unglücksjahres 1410, einträchtiglich zum Hochmeister erwählt. Auf einen Waffenstillstand folgte am 1. Februar 1411 der Friede zu Thorn, der dank der so rasch eingetretenen Wandlung für den Orden verhältnißmäßig sehr günstige Bestimmungen enthielt. Die Grundlage derselben bildete der status quo ante. Jede der kriegenden Parteien solle behalten, was sie vor Ausbruch des Krieges besessen, nur daß Samaiten an Jagiello und Witold, jedoch nur auf Lebenszeit derselben, fallen sollte; Dobrin blieb bei Polen, Herzog Ziemowit von Masovien erhielt seinen Besitz an der Wkra zurück und Polen verzichtete ausdrücklich auf Pommern,

1) Natangen, Samen, Ermelant, Barthen, Nadrauen. Scr. Rer. Pruss. III, 125.

Michelau, Kulmerland, Neſſau, Moran und Orlau. Unentſchieden blieb es, wem Drieſen und Santok zufallen ſolle, ein Schiedsgericht von zwölf Perſonen, unter dem Papſte als Obmann, ſolle darüber entſcheiden. Aehnliche Schiedsgerichte ſollten in Zukunft alle Streitigkeiten erledigen, „auf daß ewige Freundſchaft bleibe zwiſchen dem Reiche zu Polen, Littauen und dem Orden, und daß dieſe Vereinbarung eines ewigen Friedens mit keiner Zwietracht verſehrt werde.“ [1])

Sehr drückend war die Beſtimmung, daß der Orden zur Auslöſung der Gefangenen 100,000 Schock Groſchen entrichten mußte, eine Summe, welche nach der entſetzlichen Ausplünderung des Landes zu beſchaffen ihm ungemein ſchwer fiel.

Und doch, trotz dieſes ſcheinbar glücklichen Ausganges, hat der Orden ſich von dem bei Tannenberg erhaltenen Schlage nie erholen können. Er krankt fortan an den Folgen der Niederlage und das Mißtrauen zwiſchen dem Orden und ſeinen ſo ſchmählich von ihm abgefallenen Unterthanen hat nie wieder ausgeglichen werden können. Eine unſühnbare Schuld lag zwiſchen beiden Theilen; an ihr, und nicht nur an den veränderten politiſchen Verhältniſſen iſt der Orden ſchließlich zu Grunde gegangen. Die deutſche Coloniſation im Oſten war verloren dem jetzt immer machtvoller ſich erhebenden Polen gegenüber, wenn nicht ein neues ſtaatenbildendes, auf dem Fundament wirthſchaftlicher Ordnung und deutſcher Treue gegründetes Element an die Stelle des Ordens trat, ihn zu verjüngen oder zu erſetzen.

Dieſe Aufgabe übernahm das Haus der Hohenzollern. „Burggraf Friedrich von Nürnberg erſchien in dieſem Augenblicke der größten Gefahr, im Auftrage des Königs Sigismund, in der Mark Brandenburg.“ [2]) Aber es ſollten noch Jahrhunderte vergehen, ehe dieſe Entwickelung zu ihrem Abſchluß gedieh.

Eine der wichtigſten Folgen des gemeinſamen Kampfes war es, daß in Polen und Littauen der Adel ſich eng aneinanderſchloß. In Hrodlo, am Bug, kamen im October 1413 die polniſchen und littauiſchen Großen zu einem „Parlament“ zuſammen. Eine Verſchmelzung vollzog ſich hier, ſo eigenartig, wie ſie uns ſonſt in der Geſchichte nirgends entgegentritt. Littauen wurde dem polniſchen Staate ausdrücklich und förmlich einverleibt, die katholiſchen littauiſchen Bojaren den polniſchen Panen völlig gleichgeſtellt und in die Wappen- und Sippengemeinſchaften derſelben aufgenommen, die griechiſch-orthodoxen nicht. Dieſe blieben, obgleich ſie die Mehrzahl bildeten, was ſie geweſen waren — Knechte. [3]) Wahrhaft ausſchweifend aber waren die Rechte, die der begünſtigten Minorität zufielen. Völlige Freiheit von allen ſtaatlichen Leiſtungen mit Ausnahme einiger weniger, die ſpeciell aufgezählt werden,

1) Vgl. den Ordenstractat in der deutſchen Faſſung. Baczynski, Codex dipl. Lithuaniae p. 134 ff.

2) Vgl. Ranke, preuß. Geſchichte I, 72.

3) Vgl. Caro l. l. III, 407.

freieste Verfügung über ihr Eigenthum und ausschließlicher Zutritt zu allen Staatsämtern. Das Land aber wird nach polnischem Muster neu organisirt, in Wilna und Troki werden Palatine und Castellane eingesetzt und wo sonst es in Zukunft nöthig sein sollte, sollen dieselben Einrichtungen getroffen werden. „Solche Würden", heißt es in den Bestimmungen von Hrodlo, „sollen aber nur Katholiken übertragen werden, welche die Obergewalt der römischen Kirche anerkennen, und auch sonstige Aemter nur ihnen, und auch unserem Rath sollen nur sie beiwohnen können, denn Verschiedenheit des Glaubens erzeugt häufig Verschiedenheit der Gesinnung, und Rathschläge werden dadurch solchen Leuten offenbar, vor welchen sie geheim zu halten sind." Die hier verfügte Ausschließung der griechisch-katholischen Bevölkerung wiederholt sich dann ausdrücklich bei jedem weiteren Anlaß. Nicht ihnen, nur den römisch-katholischen Baronen und Edlen Littauens und Polens wurde schließlich das Recht zuerkannt, so oft es nöthig sein sollte, in Lublin oder Parczow und an anderen geeigneten Orten Convente und Parlamente unter Zustimmung und mit Einwilligung der Fürsten abzuhalten. Diese Bestimmung aber war eine der wichtigsten der Generalconvention von Hrodlo. Sie erst legalisirte das bereits factisch bestehende Regiment des Adels, der fortan die Zügel der Regierung immer mehr in seine Hand spielte, um sie schließlich den Fürsten ganz zu entreißen. Wenn ihm hier in Hrodlo zugesagt wurde, daß nach dem Tode Jagiello's und Witolds weder in Littauen ein Großfürst ohne Zustimmung der Polen, noch in Polen ein König ohne Zustimmung der Littauer den Thron besteigen solle, so war das ein erster verhängnißvoller Schritt auf dieser Bahn. [1])

Durch die Union von Hrodlo ist die Verbindung von Polen und Littauen erst recht wirksam geworden. Hatte sie auf dem Schlachtfelde von Tannenberg nach außen hin ihre erste mächtige Wirkung dargethan, jetzt begann, was bisher doch in lösbarer Verbindung nebeneinander gestanden hatte, zu unlösbarer Verbindung zu verschmelzen. Es trifft durchaus zu, wenn Ranke die aus der Wahl Jagiello's entspringende Verbindung beider Nationalitäten als das größte Ereigniß ansieht, welches seit dem Einbruch der Tataren die östliche Welt erschüttert hat. Für den Osten begann thatsächlich eine neue Epoche.

Von einem Einflusse Littauens auf Polen kann man freilich zu dieser Zeit kaum reden. Die merkwürdige Verbindung eines Culturstaates mit einem Barbarenstaate mußte eine Wandlung vor Allem in dem letzteren hervorbringen. Selbst König Jagiello war der Ueberlegenheit polnischer Cultur

1) Der Text in den Volumina legum I, 29 ff. Die Urkunde ist datirt „in oppido Hrodlo circa fluvium Bug in parlamento seu Congregatione Generali die secunda mensis Decembris sub anno Domini 1413. Datum per Manus Reverendissimi in Christo Patris Domini Episcopi Cracoviensis, Supremi Cancellarii Regni Poloniae Nobis sincere dilecti, scriptum vero per manus Ciolkonis Canonici Sandomiriensis, Secreti nostri Notarii.

gegenüber machtlos. Schon seine nie überwundene Unkenntniß der polnischen Verhältnisse führte dahin, daß er eine selbständige politische Initiative nicht zu behaupten vermochte. Und das uns bereits von früher her bekannte Institut der Convente, der zjazdi (wörtlich Zusammenritt) hat in Polen wie in Littauen seit dem Tage von Hrodlo einen nicht geringen Theil der Regierungsobliegenheiten auf sich genommen.

Man unterschied zwei Arten der Convente.[1]) Der Hauptconvent (zjazd walny) bestand aus den Bischöfen, den höheren und niederen Beamten. Er versammelte sich meist im Frühjahr und verhandelte die vom engeren Convent, (zjazd kurzweg genannt) zu dem nur die obersten Würdenträger gehörten, ihm vorgelegten Gegenstände. Der Schwerpunkt fiel naturgemäß in die vorberathende kleinere Versammlung. Diese vorbereitenden Convente wurden der feste Punkt, an den die polnischen Großen den Hebel ansetzten, um aus dem monarchischen Polen eine Adelsoligarchie zu machen. Die geistigen Anlagen des Königs haben es ihm nicht möglich gemacht, den Gang dieser Entwickelung aufzuhalten. Die Annahme des Christenthums hatte ähnlich auf ihn gewirkt, wie einst in Rußland auf Wladimir den Heiligen. Die Energie seines Charakters ist gebrochen; ängstlich, fast möchte man sagen abergläubisch kirchlich, konnte er sich dem Einfluß der zur Gruppe der Oligarchen gehörenden hohen Geistlichkeit nicht entziehen. In der festen Ueberzeugung, stets selbständig zu handeln, wurde er ein Spielball der um die Richtung der auswärtigen Politik streitenden Parteien und die Entscheidungen auf den vorbereitenden zjazdi entschieden zugleich über die Person des Königs. Dabei ist es als ein Glück zu betrachten, daß die Fragen der inneren Staatsverwaltung nicht in den Kreis dieser Wettkämpfe hineingezogen werden. Die Verwaltung ging ihren Weg. Die Aufrechterhaltung der Ordnung lag im eigensten Interesse des hohen Adels; Geistlichkeit, Städte, die Ansiedelungen zu deutschem Recht, der Bauernstand befanden sich im Ganzen wohl bei diesem Regimente. Der kleine Adel dagegen wurde immer mehr zurückgedrängt und auch materiell geschädigt, so daß er nur mit Mühe sich den mächtigen Geschlechtern gegenüber zu behaupten vermochte. Die Versuche, welche kleine Edelleute machten, die ihnen durch die Statuten König Kasimirs zugesicherte Stellung wiederzugewinnen, sind trotz einzelner energischer Anläufe gescheitert. Was der Stand als solcher nicht erreichen konnte, dazu war dem Einzelnen der Weg offen, wenn es ihm gelang, für sich persönlich den Zugang zu jenen bevorzugten Familien zu erobern oder durch Einschlagen einer geistlichen Laufbahn die höchsten Staffeln der Staatsämter zu erklimmen. Das aber war zur Zeit noch Jedem möglich, der sich die in Polen hochgeschätzte Bildung zu eigen machte, zu der die ausländischen Universitäten und auch die heimische Universität in Krakau die Pforten eröffnete.

Denn die Bildung ist im 15. Jahrhundert zu einer Macht in Polen

1) Vgl. Bobrzynski l. l. p. 54 ff.

geworden und auf jede Weise ist der Staat bemüht gewesen, ihr immer weiteren und tieferen Eingang zu verschaffen.

Der mit Recht von den polnischen Geschichtschreibern so hoch gefeierten Königin Hedwig gebührt der Ruhm, die, wie wir gesehen haben, zu völliger Unbedeutendheit herabgesunkene Universität Krakau zu neuem fruchttragenden Leben geführt zu haben.[1]) Schon 1397 hatte sie bei Papst Bonifaz IX. eine Bulle erwirkt, welche der Universität die lang entbehrte theologische Fakultät verlieh, dann hat sie auf ihrem Todtenbette durch reiche Schenkungen die Wiedererrichtung der in Verfall gerathenen Baulichkeiten gesichert und König Wladislaw Jagiello hat danach durch Stiftungsurkunde vom 23. Juli 1410 die Universität recht eigentlich neu begründet. Von da ab ist sie in stetem Wachsthum begriffen. Die Räumlichkeiten reichten bald nicht mehr, den Zudrang der Lernbegierigen zu fassen und namentlich die philosophisch-theologischen Studien fanden hier die liebevollste Pflege. Der Rector der Universität wurde bei der eigenthümlichen Verquickung geistlicher und weltlicher Fragen, welche die Zeit charakterisirt, auch politisch zu einer der bedeutsamsten Persönlichkeiten. Die Universität führte die Jugend von dem national-polnischen zu einem allgemein europäischen Standpunkte hinüber und wirkte dadurch ganz im Sinne jener polnischen Oligarchen, deren Ziel dahin ging, ihrem Staate im europäischen Concert die ihm gebührende Stellung zu erringen. Wer wollte bestreiten, wie mächtig die Schlacht bei Tannenberg dies Bestreben begünstigte. Auch in Polen knüpft sich eine geistige Erhebung an den großen nationalen Erfolg. Die hussitische Bewegung und das Concil zu Costnitz mit all seinen weltbewegenden Berathungen, sie haben für Polen die Bedeutung, sowohl die geistige Bildung als die Vorherrschaft der mächtigen Adelsfamilien gefördert zu haben.

Wir können hier weder den Gang der Verhandlungen des Concils zu Costnitz verfolgen, auf welchem die von dem Rector der Universität Krakau geführte polnische Nation eine Rolle spielte, wie sie vor dem Tage von Tannenberg nicht denkbar gewesen wäre, noch auch die Streitigkeiten und offenen Kämpfe mit dem Deutschen Orden darstellen. Das traurige Ende Heinrichs von Plauen, die Intriguen seines Nachfolgers Michael Küchmeister, die unstäte Politik Kaiser Sigismunds gehören mehr in den Zusammenhang der deutschen als der polnischen Geschichte. In all diesen Fragen hat König Wladislaw Jagiello weniger dem eigenen Antriebe als dem Willen der polnischen Großen Folge geleistet. Und diese sind es auch gewesen, welche die Schicksalsfrage entschieden, ob Polen der von Böhmen ausgehenden hussitischen Bewegung sich anschließen oder sie zurückweisen solle. Freilich wurden sie dabei von dem entschieden kirchlichen Sinne des Königs unterstützt; für sie aber spitzte sich die Entscheidung zu der Betrachtung zu, ob Polen seine Stellung in der katholischen Welt und sein Uebergewicht über den Orden behaupten

1) Vgl. Zeißberg, Polnische Geschichtsschreibung p. 164 ff.

solle oder nicht. Trat Polen auf die Seite der Hussiten, so war dem Orden das Recht seiner Existenz wiedergegeben und die dadurch bedingte Gefahr wurde keineswegs durch den Machtzuwachs aufgewogen, den ein Aufgehen Böhmens in Polen-Littauen mit sich gebracht hätte.

Die Verhältnisse lagen, wie leicht verständlich, nicht so einfach, daß die Entscheidung sich von selbst als nothwendig aufgedrängt hätte. Durch die



Dom zu Krakau, in seiner ursprünglichen Gestalt; 14.—15. Jahrhundert. (Nach Essenwein.)

Verbindung Polens mit Littauen wurde die Frage wesentlich complicirter. Läßt sich auch nicht bestreiten, daß zahlreiche Elemente in Polen den religiösen und politischen Gedanken nicht abhold waren, welche das Hussitenthum vertrat, so fehlte es dort doch an der führenden Persönlichkeit, um die Bewegung in Fluß zu bringen. In Littauen aber war ein solcher Führer vorhanden und zwar kein geringerer als der Großfürst Witold selbst.

Schon mehrmals ist uns die gewaltige Erscheinung dieses letzten großen Littauers entgegengetreten. Die Erfahrungen seiner Jugend, der Untergang des verehrten Vaters, der Aufenthalt in den Ordenslanden, die mit Gewalt und List durchgesetzte Versöhnung mit seinem von einem blutigen Tyrannen zu einem frömmelnden, fast willenlosen Polenkönig gewordenen Vetter, der stete Kampf um die Behauptung seiner Stellung, das Alles hatte ihn zu einem rücksichtslos kühnen und kühlen Politiker ausgebildet, der ohne vorgefaßte Meinungen den hohen Zielen nachging, welche sein Ehrgeiz ihm steckte. Wie hat er es doch verstanden, Alles was ihm in seinem Ostreich entgegenstand, zu beseitigen! Sogar Swidrigiello, der Lieblingsbruder Jagiello's, mußte ihm geopfert werden und alle die kleinen Fürsten und Herren, die in den littauischen und besonders in den ehemals russischen Gebieten saßen, wurden entweder zu willenlosem Gehorsam genöthigt oder durch völlig abhängige Statthalter ersetzt. Die Früchte der Schlacht bei Tannenberg waren vor Allem ihm zu gute gekommen. Die Erwerbung und Bekehrung von Samaiten, so oberflächlich sie auch durchgeführt ward, hatte für immer das nächste politische Ziel einer gesunden Ordenspolitik, die territoriale Verbindung zwischen den preußischen und livländischen Ordenslanden, unmöglich gemacht; die ungehinderte Verpflanzung katholisch-abendländischer Cultur auf den halbwilden Boden Littauens durch Einführung der Principien polnischer Administration, durch Berufung deutscher Colonisten und Verleihungen deutschen Stadtrechtes, das Alles brachte eine Wandlung hervor, welche, ohne das littauische Element als solches zu schädigen, es in überraschend kurzer Frist dem Abendlande als ein verwandtes näherte. Das zustimmende Verhalten Witolds zu den einseitig den Katholicismus fördernden Satzungen des Tages von Hrodlo ist nur zu verstehen, wenn man die Gedanken kennt, mit welchen der Großfürst sich in Bezug auf seine zahlreichen Unterthanen griechisch-katholischen Bekenntnisses trug. Das russische Element in Littauen war nicht nur sehr zahlreich, es vertrat zugleich eine alte, in ihrer Art mächtige Cultur, welche, so verschieden immer sie von der des Abendlandes war, gebieterisch Berücksichtigung verlangte. Ein katholischer Proselytismus, wie er im Sinne Jagiello's lag, wäre hier ein politischer Fehler gewesen und verbot sich schon deshalb, weil jedes Vorschreiten nach dieser Richtung eine Stärkung des Einflusses des Großfürsten von Moskau bedeutete. Die gesammte Politik Littauens aber, wie Olgerd sie inaugurirt hatte, wies zu entgegengesetzten Bahnen. Witold erkannte das sehr wohl und es ist bezeichnend, daß auf seine Initiative im Jahre 1415 im littauischen Nowgorodek eine Synode der griechisch-orthodoxen littauischen Geistlichkeit stattfand, auf welcher, in bewußtem Gegensatz zu den Bestimmungen der Generalconföderation von Hrodlo, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der littauisch-russischen Geistlichkeit garantirt wurde. Nur der Metropolit von Kiew und der Patriarch von Constantinopel sollen ihr zu gebieten haben. Witolds Gedanken gingen aber noch weiter. Nicht nur einen besonderen von Moskau unabhängigen Metropoliten wollte er seinen griechisch-

katholischen Unterthanen erwirken, sein Endziel war die Union der griechischen und der katholischen Kirche. Gregor Zemblak, der neue Metropolit von Kiew, der diese Würde vor Allem dem Großfürsten zu danken hatte, zog im Auftrag desselben 1418 mit neunzehn seiner Suffraganbischöfe nach Constanz, um jene Vereinigung der Kirchen zu erreichen. Schreckte auch die den Hussiten gegenüber von den Vätern des Concils in Anwendung gebrachte Härte die russischen Bischöfe ab, aufgegeben wurde der Plan darum nicht und auch König Jagiello wurde durch den die Partei Witolds vertretenden Bischof von Krakau, Albert Jastrzebiec, für denselben erwärmt; freilich von anderem Standpunkte aus. Er dachte an eine Zurückführung der Griechen zum Schooße der katholischen Mutter, wobei Zugeständnisse der letzteren ganz außerhalb des Bereiches seiner Berechnungen und Erwartungen lagen. Die Griechen waren ihm nicht minder Schismatiker und Ketzer wie die Hussiten, und in der That lag eine gewisse innere Verwandtschaft beider kirchlicher Richtungen vor. Schon das äußerlich greifbarste Symbol, der Laienkelch, war beiden gemeinsam und Hieronymus von Prag hat keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um die griechische Kirche als die ihm geistesverwandte zu bezeichnen. Zieht man dabei den entschieden slavisch-nationalen Charakter der böhmisch-hussitischen Bewegung in Betracht, so ist es verständlich, daß in jenen Kreisen der Gedanke auftauchte, gegen den päpstlichen Westen beim polnisch-littauischen Osten Schutz und Stütze zu finden. Es ist das Verdienst oder der Fehler — je nach dem Standpunkte, welchen der Beurtheiler einnimmt — der polnischen Oligarchen, daß aus jenen Plänen nichts geworden ist. Als nach dem Tode Wenzels die Böhmen den Mann, an dessen Untreue Huß zu Grunde gegangen war, nicht als Herrscher anerkennen wollten und nach einem anderen Oberhaupte ausschauten, mußte die Entscheidung fallen. Im April 1420 traf eine böhmische Gesandtschaft in Krakau ein und bot dem Könige Jagiello die böhmische Krone unter der Bedingung an, daß er ihnen Hilfe leiste und sie in ihrem Kampfe gegen Sigismund unterstütze. Jagiello hatte gerade damals allen Grund, auf Sigismund zu zürnen. Wenige Monate vorher hatte Sigismund in Breslau einen Schiedsspruch zwischen Polen und dem Orden gethan, durch welchen ersteres sich aufs Aeußerste verletzt sah.

Die politischen Combinationen schienen den Hussiten günstig, aber König Jagiello konnte sich nicht entschließen, ihnen die vier Punkte zuzugestehen, auf welche sie ihr religiöses Programm fixirt hatten. So stürmisch aber gingen die Hussiten vor und so schwerwiegend erschienen zuletzt dem Könige die von ihnen vorgebrachten Gründe, daß er sich genöthigt sah, auf ihr Drängen hin eine Generalconföderation zu berufen. König Jagiello nimmt in einem an die Kurfürsten gerichteten Schreiben [1]) das Verdienst für sich in Anspruch, daß

1) Codex Vitoldi Appendix Nr. XLIII d. d. Woyborz 1422, Juli 12. Die einzig authentische, wenn auch den Hergang in blasser Tinte darstellende Quelle dieser Ereignisse.

an seinem Widerspruch auch in dieser Versammlung die Pläne der Hussiten gescheitert seien. Wir dürfen jedoch nicht in Zweifel ziehen, daß es vor Allem die kleinpolnischen Magnaten gewesen sind, von denen die Entscheidung ausging. Jastrzebiec wurde von ihnen unter Anklage gestellt und nur mit Mühe gelang es Witold, ihn frei zu machen. Ein Pactiren mit den Ketzern wäre ein völliger Bruch mit ihrer bisherigen Politik gewesen.

Nun aber ging die böhmische Gesandtschaft nach Littauen. Auch Jagiello suchte den Großfürsten auf und was an ihm lag, hat er gethan, den Erfolg der böhmischen Werbungen, die durch Hynek von Waldstein (H. z. Kolsztyna) vertreten wurden, zu verhindern und Witold zu bewegen, die Krone zurückzuweisen. „Wir wissen nicht — sagt der König in jenem Brief — durch welche Künste sie ihn bestimmt haben, da wir ihm doch abriethen und es keineswegs wollten."

Witold erklärte sich bereit die Regierung Böhmens zu übernehmen[1]), schon am 10. Juni 1421 hatten die Prager Hussiten seine Zusage erhalten. Im September des Jahres wurde eine Gesandtschaft nach Littauen abgefertigt, um dem Großfürsten in aller Form die Krone anzutragen, und wenn dieselbe auch in Ratibor wider alles Völkerrecht aufgehoben wurde, hatte das nur zur Folge, Witold zu noch entschiedeneren Schritten zu bewegen. Es gelang ihm, Jagiello günstiger zu stimmen. Er stellte ihm vor, daß er die Böhmen nur der katholischen Kirche wiedergewinnen wolle. Die Böhmen hätten sich ihm gegenüber verpflichtet, wenn sie erst einen Fürsten hätten, der ihre Interessen vertrete und auf den sie bauen könnten, die Einigung mit der Kirche wieder zu gewinnen. Gleichzeitig aber ließ er Truppen werben und mit 5000 Mann drang in seinem Auftrage Sigismund Korybut, der Bruderssohn Jagiello's, in Mähren ein.

Die Thatsache erregte ungeheures Aufsehen im Abendlande, König Sigismund suchte den Orden unter Hinweis auf den Dank, den er ihm für den Breslauer Schiedsspruch schuldig sei, zum Kriege gegen Littauen zu reizen und versicherte gleichzeitig unter Abmahnungen vor Unterstützung der „Wiclisiten" den Großfürsten Witold seiner Freundschaft. Papst Martin V. schickte einen Commissaren, um die Mißhelligkeiten zwischen dem Orden und Littauen beizulegen und ermahnte dringend, dem Könige in seinen Kämpfen gegen die Ketzer beizustehen. Aber so leicht war Witold von seinen wohlerwogenen Plänen nicht abzubringen. Die Niederlage, welche das Reichsheer im October 1421 bei Saaz erlitten hatte, mußte ihn in der Durchführung seiner Absichten nur noch bestärken. König Jagiello's glaubte er sicher zu sein, seit es ihm gelungen war, dem alten Könige (er zählte damals 74 Jahre) in der ursprünglich griechisch-katholischen Prinzessin Sophie von Kiew eine vierte Gemahlin zu geben, welcher die böhmische Form der Abendmahlsfeier nicht in

1) „Gubernacula regni Boemiae acceptare." Palacki, Geschichte Böhmens, III, II, 256.

dem Lichte einer gottlosen Ketzerei erscheinen konnte. In einem vom 5. März 1422 aus Troki datirten Schreiben legte er dem Papste mit vielem Freimuth seinen Standpunkt dar. Nicht mit den Waffen seien die Hussiten zu überwinden, die Niederlagen, in welchen sie die Heere der Kreuzfahrer zu Boden gelegt, hätten ihre Zuversicht nur gesteigert. Man möge sie, wenn sie freiwillig in den Schooß der Mutterkirche zurückkehren wollten, liebreich aufnehmen. Mit dem System des Bannens und Kreuzpredigens sei es nicht gethan, er bitte den Papst, der böhmischen Gesandtschaft, welche, um Frieden und Vergleich herzustellen, an ihn gehen wolle, ein sicheres Geleit zu geben. Nur deshalb habe er seinen Neffen Sigismund mit Truppen nach Böhmen gesandt, damit dieser dem Lande zu Ordnung und Frieden verhelfe.

So trat Sigismund Korybut in Böhmen und Mähren als Statthalter des postulirten Königs Witold auf. Eine seiner ersten Handlungen war die Kriegserklärung an König Sigismund und mit großem Geschick verstand er es anfänglich, zwischen den gemäßigten und extremen Parteien der Hussiten sich eine Stellung zu erringen. Sein Auftrag ging offenbar dahin, mit Hilfe der gemäßigten Richtung eine Versöhnung mit Rom zu suchen; eine Politik, der man nicht den Vorwurf machen kann, daß sie nach Unerreichbarem strebe. Hat doch der römische Stuhl sich schließlich zu dem Programme bequemen müssen, das Witold Papst Martin V. gegenüber so eindringlich entwickelte. Auch müssen die von den Hussiten dem Großfürsten gemachten Zusagen in dieser Richtung so weit gehende gewesen sein, daß der Großfürst an die baldige Erfüllung seiner Wünsche wohl glauben mochte. „Den Herzog Sigemund — schrieb er damals dem Erzbischof von Riga — „habe ich in keiner anderen Meinung gesandt, als darum, daß christliches Blut fürder nicht so jämmerlich vergossen werde," das nehme er auf seine Ehre und seinen Eid. Und König Jagiello hat später gesagt, die Böhmen hätten sich dem Großfürsten gegenüber eidlich verpflichtet, ihre Irrthümer aufzugeben und wieder gute Katholiken zu werden. Eine Vorbedingung zur Ausführung dieser Pläne war es allerdings, daß Sigismund Korybut dauernd Boden gewann und der gemäßigten Partei zum Siege verhalf.

Hier aber lag der Fehler in Witolds Berechnungen. Nach seinen ersten Erfolgen vermochte Korybut den Taboriten gegenüber nicht seine Stellung zu behaupten. Trotz hervorragender persönlicher Eigenschaften verstand er es nicht, das allgemeine Vertrauen zu erringen, das seine schwierige Mission verlangte. Noch war die Zeit nicht gekommen, welche in Böhmen die gemäßigteren Elemente ans Ruder führen mußte, wenige Jahre später hätte er einen anderen, günstigeren Boden gefunden. Gelang es aber nicht, die Hussiten dem römischen Stuhle zu versöhnen, so schwand auch die Aussicht auf eine Einigung der griechischen und der römischen Kirche. Beides stand nicht nur in den Berechnungen Witolds, sondern auch thatsächlich in innerem Zusammenhang. Deshalb war eine Unterstützung Korybuts durch Jagiello so überaus wünschenswerth, deshalb die Niederlage des Bischofs von Krakau

für Witold ein so harter Schlag. Die polnische Politik ist von diesem Augenblicke an ihm in bewußtem Gegensatz entgegengetreten und der Mann, der sie führte, war der uns vom Schlachtfelde von Tannenberg her bekannte Zbigniew Olesnicki.

Die Jahre 1422 und 1423 wurden so zu einem bedeutsamen Wendepunkte in der polnischen wie in der littauischen Geschichte und nicht wenig hat dazu der Ausgang des Krieges beigetragen, den Witold und Jagiello damals gegen den durch trügerische Versprechungen König Sigismunds aufgereizten Orden führten. Eine furchtbare Verheerung des Landes nöthigte den Hochmeister Paul von Rußdorf im September 1422 zum Abschluß des Friedens am Melno-See, durch welchen der Orden Samaiten und Sudauen nunmehr definitiv verlor. Die Ratificirung desselben zu Welun im Mai des folgenden Jahres schuf auf längere Zeit friedliche Zustände. Waren die principiellen Gegensätze zu Polen auch nicht zu endgiltigem Austrag gekommen und dauerte nach dieser Seite hin die bald offene, bald versteckte Feindseligkeit fort, Littauen hatte erreicht, was es wollte. Samaiten trennte den livländischen Zweig des Ordens vom Hauptlande und damit war der Großfürst am Ziel seiner gegen den Orden gerichteten Politik.[1]) Er hat fortan die Freundschaft des Ordens gesucht und dieser, in richtiger Erkenntniß der Sachlage, ist ihm ohne Mißtrauen entgegengekommen. Schon 1423 spricht der Hochmeister der „kräftigen Vollführung der begriffenen Freundschaft zwischen Herzog Witoud und dem Orden" das Wort. Er wolle allezeit lieber mit ihm und den Seinen zu thun haben, denn mit den übermüthigen Polen. In liebenswürdigster Weise wurde die schwierige Frage der Grenzrichtung geregelt, und so weit es ihm möglich war, hat Witold dem Orden die Hand gereicht, wenn es galt, die zu große Begehrlichkeit Polens zurückzuweisen. So sehr änderte sich die gesammte politische Lage im Osten, daß wir bald den Orden im Bündniß mit Littauen gegen Polen auftreten sehen. Die Veranlassung zu dieser Wendung aber gab die Stellung, welche Polen zu Wolhynien und Podolien einnahm, dessen ungetheilter Besitz der stete Wunsch des kleinpolnischen Adels war.

Wir haben gesehen, wie schon zu Zeiten Kasimirs des Großen die begehrlichen Hände der kleinpolnischen Herren nach diesen reichen Landschaften griffen. Wenn auch nach dem Tode des Königs der bereits errungene politische Zusammenhang wieder verloren ging, die polnischen Elemente blieben und drangen unaufhaltsam vor, trotz Ungarn und Littauern, welche die eigentlichen Herren des Landes waren. Die durch den Statthalter Wladislaw von Oppeln 1375 erreichte Gründung eines katholischen Bisthums in Halicz, dem Przemisl, Chelm und Wladimir unterstellt waren, förderte den polnischen Einfluß, und zu Ende des 14. Jahrhunderts hatte auch Podolien in Kamjeniec

1) Vgl. H. Hildebrand, Einleitung zum 7. Bande des liv.-est. und curländischen Urkundenbuchs. Riga 1881.

sein eigenes katholisches Bisthum erlangt. Ueberall aber drang mit der katholischen Kirche auch die polnische Colonisation vor. So wenig Witold diese Bestrebungen begünstigte, er hatte dieser friedlichen, durch ein, wie es schien, unerschöpfliches Capital an Geld und Menschen geförderten Eroberung nicht gleiche Mittel entgegenzusetzen. Namentlich die Schlacht an der Worskla bedeutete für diese Länder einen Rückgang des littauischen Einflusses. Die wichtigsten Festen waren bald danach in der Hand polnischer Besatzungen und immer lauter tönte der Ruf nach einer endgiltigen Vereinigung Wolhyniens und Podoliens mit Polen.

Diese wolhynisch-podolische Frage aber sollte einen groß angelegten, von den Verhältnissen scheinbar begünstigten Plan des Großfürsten zum Scheitern bringen. Wir wissen aus der Geschichte Rußlands, wie gewaltig der Einfluß war, den Witold auf das große slavische Nachbarreich im Osten zu erringen verstanden hatte. Der Großfürst von Moskau, Wassili Dmitrijewitsch, hatte ihn zum Vormund seines Sohnes und Nachfolgers eingesetzt, die mächtigen Republiken Pskow und Nowgorod hatten seine schwere Hand fühlen müssen, es war kein Mann im Osten, der an Bedeutung ihm gleichgekommen wäre. Nachdem mit dem Orden ein endgiltiger Friede geschlossen war, trat aber immer deutlicher zu Tage, daß ein littauisches Reich nur dann eine Zukunft hatte, wenn es gelang, die ungeheure Ueberzahl der russischen Bevölkerung des Reiches dauernd zu gewinnen. Jeder Versöhnung und Begünstigung der schismatischen Russen aber stellte sich, soweit es ihm möglich war, der polnische Einfluß entgegen. Gerade damals hatte die katholische Kirche in Polen unter Führung ihres Primas Mikolaj Trąba ihre Statuten zu Kalisz codificirt und bald danach durch ein berühmtes Edict, das vom Sonntag Judica 1424 zu Vielun datirt, strenge Maßregeln gegen die hussitische Ketzerei erlassen. Die Inquisition war thätig, unter den Anhängern der Ketzerei in Polen aufzuräumen und wurde dabei durch die städtischen Starosten aufs allerenergischste unterstützt.

Witold mußte zur Einsicht gelangen, daß die Fortdauer der Verbindung mit einem dem littauischen Staate übergeordneten Polen zum Verzicht auf eine selbständige politische Rolle führen und die nationale und religiöse Eigenart Littauens gefährden müßte. Ohne daher den gefährlichen Versuch einer sofortigen Durchbrechung der in ihrem Wesen unnatürlichen Union von Hrodlo zu machen, ging seine Politik nunmehr dahin, durch Erwerbung des Königstitels die Vorbedingung der rechtlichen Gleichstellung zu erlangen, der die politische Emancipation folgen konnte. Zu diesem weitaussehenden Plane drängten noch andere Ereignisse der letzten Zeit. Die Russin, welche Witold dem Könige von Polen zur Gemahlin gegeben hatte, nutzte ihren Einfluß nicht in dem erhofften Sinne aus. Sie hatte den Ehrgeiz gehabt, sich zur Königin krönen zu lassen, und es ist bezeichnend, daß bei dem mit großartigem Prunke gefeierten Krönungsfeste Witold fern blieb. Als sie dann am 31. October 1424 ihrem Gatten einen Sohn gebar, hat Witold sich zur Taufe

desselben nicht eingefunden und auch in der Reihe der Taufpathen vermissen wir seinen Namen. Der polnische Adel hatte sich auf dem Reichstage zu Bresc bereit gefunden, den jungen Wladislaw nach des Vaters Tode als König anzuerkennen, daran aber die Bedingung einer Privilegienbestätigung geknüpft, welche dahin zielte, auch die polnische Geistlichkeit an die Standesinteressen des Adels zu fesseln, indem die Erlangung geistlicher Würden von der Zugehörigkeit zu einer der polnischen Adelssippen abhängig gemacht werden sollte. Auch sonst wäre diese Bestätigung eine Erweiterung der bisher geltenden Freiheiten des Adels auf Kosten der königlichen Prärogative gewesen, und so sehr fühlte sich der Adel als Herr der Situation, daß als Jagiello nach längerem Zögern sich weigerte, jene Forderungen zu bewilligen, die Magnaten vor seinen Augen die Anerkennungsurkunde mit ihren Schwertern in Stücke hieben. Es scheint, daß man der Königin die Schuld an der Weigerung Jagiello's zuschrieb. Als sie im Mai 1426 einen zweiten Sohn gebar, wurde sie des Ehebruchs angeklagt und ein schmutziger Proceß in Scene gesetzt, der erst nach der Geburt eines dritten Sohnes, Kazimir vom Könige selbst durch zwölf Eideshelfer, die er für die Ehre seiner Gemahlin auftreten ließ, niedergeschlagen wurde.

Diese Dinge zeigten so deutlich die Hilflosigkeit des polnischen Königs und den Uebermuth des Adels, daß Großfürst Witold für nöthig fand, sich dem römischen Könige Sigismund wieder zu nähern. Die Ausdehnung der polnischen Adelsherrschaft über Littauen, wie sie nothwendig erfolgen mußte, wenn der Entwickelung, die bereits im Gange war, nicht Einhalt geschah, bedeutete dem Großfürsten den Untergang der Arbeit seines Lebens. Sigismund stand damals in gespanntem Verhältniß den Polen gegenüber, in ihm und im Orden hatte Witold seine natürlichen Verbündeten. Längere, die Krönungsfrage nicht direct berührende Verhandlungen bereiteten die Entscheidung vor. Auf einem Fürstentage zu Luck in Wolhynien trafen Ende Januar 1429 König Sigismund mit seiner Gemahlin Barbara, Jagiello mit stattlichem Gefolge und Boten des Ordens beim Großfürsten ein. König Sigismund suchte den polnischen Herren und dem Könige den Gedanken nahe zu legen, daß es nothwendig sei, dem Großfürsten die Königskrone aufs Haupt zu setzen. Er griff dabei den alten Plan Witolds von einer Vereinigung beider Kirchen lebhaft auf, vermochte jedoch die polnischen Magnaten, wie leicht begreiflich ist, nicht zu überzeugen. Den Verlauf dieser hochwichtigen Tage von Luck und der nächstfolgenden Ereignisse hat uns Witold selbst in einem an Jagiello kaum drei Wochen danach gerichteten Schreiben erzählt. „Als durch den erlauchten römischen König, unseren Bruder und liebsten Verwandten, in Gegenwart des Nicolaus Sepinski[1]) die Sache wegen der Krone zur Sprache gebracht wurde, wußten wir, bei Gott, vorher nichts davon, hatten auch an sie weder gedacht[2]), noch auch vorher darüber

1) Secretär und Rath des Großfürsten.
2) Eine Beteuerung, der Glauben zu schenken nicht möglich ist.

gesprochen. Als er aber eindringlich mit uns sprach, antworteten wir und sprachen: Herr König, wir haben nie vorher über diese Sache nachgedacht, sie ist aber von nicht geringer Wichtigkeit, auch sind wir gewohnt, Hand in Hand mit unserem Bruder, dem Könige von Polen, zu gehen und keiner von uns unternimmt etwas ohne den Rath des Anderen. Als aber der römische König sagte, er wolle über diese Dinge mit Euch reden, antworteten wir: das steht bei Euch. Wir aber haben mit ihm darüber gar nicht verhandelt. Als wir aber des anderen Morgens früh in Begriff waren, wie wir pflegen, zu Euch zu gehen, begegnete uns der römische König mit seiner erlauchten Gemahlin zwischen Schwelle und Thür; sie warteten aber auf uns und er sagte: Nachts ist der König von Polen bei uns gewesen und wir haben mit ihm über die Sache geredet und er hat zugestimmt, und fügte hinzu: laßt uns mit der Königin zu ihm gehen und das thaten wir. Als wir aber vor Euch im Schlafgemach standen, begann der römische König mit Euch zu reden und dessen zu gedenken, was gestern geschehen war; Ihr aber sagtet gleich, wie sehr Euch das gefalle und freue. Da sagten wir Euch auf littauisch: Herr König, beeilt Euch in der Sache nicht, berathschlagt zuerst mit Eueren Prälaten und Baronen und wir wollen desgleichen thun. Da sagtet Ihr nochmals: wie sehr es Euch freue und gefalle und daß Ihr völlig einverstanden wäret; der römische König und seine Gemahlin aber dankten Euch dafür und so gingen wir fort, als die Prälaten und Barone, Euere Räthe, eintraten. Wir beriethen darauf ebenfalls mit den Unsrigen und von dort riefen Euere Räthe uns zu sich. Als wir zu ihnen eingetreten waren, begannen sie mit Ernst die Verfolgung des Planes zu bekämpfen und eifrig zu widersprechen. Und als unsere Räthe mit den Eurigen darüber in Streit geriethen, lachten wir und hießen die unsrigen schweigen. Danach verließen wir sie und kamen zu Euch, und erzählten Euch, wie Euere Räthe sich widersetzt hätten und der Sache abgeneigt seien. Euch aber dankten wir für Euere Zustimmung gar sehr, obgleich wir nie daran gedacht hatten, es (d. h. die Krone anzunehmen) zu thun. Und wiederum, als Ihr Luck verließet, dankten wir Euch, Ihr aber sagtet wie vorhin, daß Euch die Sache überaus freue und gefalle, und zeigtet Euch sehr geneigt und günstig gestimmt.

„Nun hat uns aber der römische König vorigen Sonntag einen Brief gesandt, den Euere Boten ihm überbracht haben. Wir haben die Abschrift in unserem Rath in Gegenwart des Bischofs von Wilna und der zu unserer Begrüßung erschienenen vorzüglichsten Bojaren verlesen lassen." Witold führt nun im weiteren Verlauf des merkwürdigen Briefes aus, wie er aus jenem Schreiben gesehen, daß den König die Zusage, die er in Luck gegeben, nunmehr gereue, und er unter dem Einfluß seiner Räthe sie in ihr Gegentheil verkehre. Auch habe nicht geringe Erbitterung erregt, daß er Littauen gleichsam wie ein ihm unterworfenes Land behandele, und die Befürchtung ausspreche, die Bojaren könnten, wenn Witold als ein gekrönter König sterbe, sich erdreisten, einen eigenen König zu wählen, ohne vorher die polnischen

Barone zu befragen. Jagiello möge doch überlegen, ob seine polnischen Rathgeber recht gerathen hätten. Dem römischen Könige sei eine Sache unterbreitet, die nicht vor Fremde gehöre, Fremden gegenüber sei er, Witold, mit seinen Bojaren herabgewürdigt und gleichsam wie Unfreie seien sie bloßgestellt worden. Nicht ohne Bitterkeit wendet sich der Großfürst darauf der Frage zu, weshalb denn Jagiello annehme, daß ihm ein längeres Leben als dem Großfürsten beschieden sei. Der Schluß des Briefes zeigt deutlich, daß Witold den Grund wohl durchschaut, der die polnischen Barone so sehr gegen seine Krönung eifern läßt. Wenn es in dem Briefe an den römischen König heiße, daß der Großfürst einige polnische Landschaften nur auf Lebzeiten erhalten habe, so werde dadurch seine Stellung und seine Würde gemindert. —

Wolhynien und Podolien, das war im Grunde der Hauptanlaß des polnischen Widerspruchs, und an dem Gegensatze dieser wichtigen Frage schien, wie später noch häufig, offene Feindseligkeit sich entzünden zu müssen.

König Sigismund hat nicht gesäumt, dem Orden den ganzen Verlauf dieser Angelegenheit darzulegen, die für ihn von größter Wichtigkeit sein mußte. Es lag auf der Hand, daß sein Interesse eine Beförderung der littauischen Bestrebungen verlangte. Witold suchte inzwischen vergebens von Jagiello eine klare Antwort zu erlangen.

Da schickte er im Juli Boten zum Könige nach Lęczic, Gedigold, den Palatin von Wilna, den Marschall Rambold und seinen Secretär Nicolaus Maldrzik. Sie waren beauftragt ein Ja oder ein Nein zurückzubringen. In Polen aber wollte man eine klare Antwort nicht geben. Der König wich aus, auf die directe Frage der Boten entgegnete er, in so wichtiger Sache nicht ohne einen zjazd walny entscheiden zu können. Nun verlangten die Gesandten zu wissen, wann denn jene Versammlung stattfinden werde. Der König antwortete, das falle ihm schwer zu sagen, doch da er im Begriff sei nach Krakau und Sandomir aufzubrechen, wolle er darüber die Meinung seiner Räthe hören. Da sagten die Gesandten „da Eure Majestät weder der Krönung unseres Herrn zustimmen, noch auch uns eine klare Antwort geben will, hat unser Herr, der Großfürst Witold, uns beauftragt, Euch zu sagen, daß er die Krone annehmen und haben wolle, möge es Euch gefallen oder nicht.“ [1])

Dies entschiedene Auftreten machte in Polen um so peinlicheres Aufsehen, als man dort bald wußte, daß Witold zum Orden und zu König Sigismund in immer nähere Beziehungen trat. Er schien allerdings entschlossen, die Krone, wenn nicht anders, so gegen den Willen Polens zu erlangen. In dieser Noth entschloß sich Zbigniew Olesnicki, den wir als den Führer des Widerstandes gegen die Pläne Witolds immer mehr in den Vordergrund treten sehen, zu einem unerwarteten Schritt. Er vermochte den willenlosen Jagiello dazu, dem Großfürsten schon jetzt durch eine Gesandtschaft die polnische Krone anzubieten. Er selbst wolle abdanken und Witold solle „aller Sachen

1) Codex Vitoldi Nr. 1362.

in Polen ganz gewaltig und mächtig sein." Die littauische Krone aber wurde ihm nicht zugestanden.[1]) Aber Witold lehnte das Anerbieten ab, und in der That, die Annahme desselben hätte seine Pläne, die auf ein selbständiges, dem polnischen Einflusse entzogenes Littauen gingen, zu nichte gemacht, wohl aber den polnischen Großen, denen die Person des Herrschers gleichgiltig sein konnte, ihre Wünsche erfüllt. Die Verbindung Polens und Littauens unter der Vorherrschaft des polnischen Elementes wäre nur um so fester gegründet gewesen. So schärften sich die Gegensätze immer mehr; zu Anfang des Jahres 1430 klingt aus den hin und her gehenden Schreiben ein Ton unverkennbarer Feindseligkeit und Erbitterung. Witold war entschieden, den Königstitel anzunehmen, König Sigismund entschlossen ihm die Krone zu senden, die polnischen Großen vorbereitet, mit jedem ihnen zu Gebote stehenden Mittel hindernd dazwischenzutreten. Anfang Juli versprach Sigismund nochmals auf das allerbestimmteste, wenn Gott ihm Leben schenke, zu Mariä Geburt (den 8. September) die Krone und die übrigen Kroninsignien nach Littauen zu senden, und im Vertrauen darauf hat Witold für diesen Tag bereits weithin die Einladungen ausgeschrieben. Jagiello wiederholte jetzt nochmals sein Anerbieten, der polnischen Krone zu entsagen[2]), erhielt aber, wie man erwartet hatte, abschlägigen Bescheid, denn schon drei Tage danach traf die Botschaft ein, daß die Gesandten König Sigismunds an Witold überfallen, gewundet und beraubt seien. An Gold, Kleinod, Büchern und Kleidern hatten sie an die 1000 Ducaten Schaden erlitten, wie zum Hohn hatte man den Begleitern der Gesandten sogar ihre Pferde genommen und sie zu Fuß nach Slochow (Schlochau) laufen lassen, wo der Ordenscomtur sich ihrer annahm. Das Schlimmste war jedoch, daß zugleich die Briefschaften der Gesandten in die Hand der Polen gefallen waren und diese zögerten nicht, Weg und Steg zu verlegen, um der erwarteten zweiten Botschaft, welche die Krönungsinsignien bringen, und dem Erzbischof Günther von Magdeburg, der die Krönung vollziehen sollte, den Zugang zu Littauen zu versperren. Zugleich wurde der allzu ängstliche Hochmeister, Paul von Rußdorf, durch das drohende Zusammenziehen polnischer Truppen geschreckt. Nur mit Mühe gelang es Witold, ihn zu bewegen, wenigstens auf einige Tage nach Wilna zu kommen, wo in Erwartung der bevorstehenden Krönungsfeierlichkeiten zahlreiche russische Fürsten, unter ihnen auch der junge Großfürst von Moskau sich eingefunden hatten.

Die Krönung war auf Michaeli verschoben worden, als jedoch immer klarer wurde, daß die Krone nur dann in Littauen eintreffen werde, wenn Sigismund sie mit den Waffen in der Hand hinschaffe, rieth Witold, der steten Aufregung müde, von einem solchen Schritte ab und der gutmüthige Jagiello hatte um des Friedens willen sich entschlossen, persönlich Anfang

1) Codex Vitoldi Nr. 1383.
2) Den 16. August 1430, cod. Vit. 1426.

October nach Wilna zu reisen.[1]) Er wurde dort sehr gefeiert, aber Olesnicki, den wir unter seinen Begleitern finden, verstand es die Krönungsfrage wieder unentschieden zu lassen. Witold fand es nicht für gut, so wie die Verhältnisse lagen, zumeist wohl weil er des Deutschen Ordens nicht sicher war, mit dem Könige zu brechen. Er gab sich scheinbar zufrieden und die Fürsten verkehrten, wie es den Anschein hatte, in aller Eintracht mit einander. Aber obgleich krank und halb gebrochen gab Witold seine Absichten darum nicht auf. Er schickte heimlich Boten zu Sigismund und bat ihn, die Krone unbemerkt nach Littauen zu senden. Bevor aber die Boten Ulm erreichten, wo der König sich gerade aufhielt, fiel eine andere unwiderrufliche Entscheidung, die nicht nur die Pläne Witolds zerschlug, sondern zugleich über die Zukunft Littauens bestimmte. Am 27. October 1430 ist Großfürst Witold „an einer braunen Blatter zwischen beiden Schultern" in Wilna, im 80. Jahre seines Alters, gestorben. Der Brief, in welchem Sigismund ihm nochmals die Sendung der Königskrone zusagte, hat ihn nicht mehr unter den Lebenden getroffen.

In ihm ist ein wirklich bedeutender Mann aus dem Leben geschieden und wir stehen nicht an, sowohl vom deutschen wie von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus, in der Thatsache des Scheiterns seiner Lebenspläne ein Unglück zu sehen. Ein starkes, selbständiges littauisches Königthum hätte der Geschichte des Ostens andere Bahnen weisen müssen. So wie die Verhältnisse lagen, bedeutete es eine Stütze der deutschen Colonien in Preußen und Livland gegen Polen einer- und gegen Rußland andererseits. Wenn irgendwo, so konnte in diesem Staate eine Einigung der orientalischen und der abendländischen Kirche zur Verwirklichung gelangen, allerdings nur unter der Voraussetzung einer Trennung von dem katholischen Polen. Die Vereinigung mit diesem Staate hat nicht nur zu einer Entnationalisirung des littauischen Adels, sondern auch zu einer Entfremdung der russischen Theile des Reiches geführt, wie wir sie vorausgreifend in der Geschichte Rußlands kennen gelernt haben.[2]) Aber auch für Polen war der Triumph, Littauen zu einer untergeordneten Rolle zurückgedrängt zu haben, doch nur ein trügerischer Rausch. Die Machtsteigerung, welche die Verbindung mit Littauen zur Folge hatte, ging mehr in die Breite, als in die Tiefe. Sie hat den polnischen Adel reich und übermächtig, das ohnehin verblassende Königthum noch schattenhafter gemacht. Sich in dieser Machtstellung zu erhalten, das ist fortan das Ziel der Politik

1) Die Initiative zu diesem Schritt ist von ihm, nicht von Witold ausgegangen. Vgl. Codex Vitoldi Nr. 1460: „als wir denselben herrn grosfursten wedir mit breffen noch mit botschaften nicht haben megen brengen, das her czu uns qweme . . . doch am leczten, umb des besten willen czu enden, haben wir uns selbir czu em irhaben." Der sonst vortrefflich orientirte Verfasser der Aufzeichnungen in Scr. Rer. Pruss. läßt den Meister die Zusammenkunft veranlassen. Daß Witold Urheber derselben gewesen sei, kann ich nicht urkundlich belegen. (Vgl. Caro l. l. III, (623 auch scheint es sachlich nicht wahrscheinlich.

2) Vgl. Geschichte Rußlands p. 311 ff.

des polnischen Adels, der keinen kräftigen Herrscher mehr an der Spitze dieses Staates geduldet hat. An der Complication littauischer und polnischer Interessen wurde auch ein starker Wille gebrochen und es ist, als ob jene übermächtige Canzlei entnervend auf Jeden wirkte, der das zweifelhafte Glück hatte, als König an der Spitze des Staates zu stehen.



Majestätssiegel von Witold, Großfürst von Littauen.

Innerhalb eines von kleinen, mit Lilien verzierten Halbbögen gebildeten Kreises sitzt der Großfürst auf einem bankförmigen, mit einem Polster belegten Thron, wie es scheint geharnischt, in einem langen faltigen Mantel, den Fürstenhut auf dem Haupte. In der Rechten hält er ein Scepter, mit der Linken den Schild mit dem Reiter (ganz Littauen), darunter einen Schild mit stehendem geharnischten Ritter, der in der Rechten eine Lanze, mit der Linken einen Schild hält (für Traken?). Rechts neben dem Herzoge ein Schild mit dem Kreuze (für Wolhynien?), darunter ein Schild mit einem schreitenden Bären (für Kiew). Der Hintergrund des Siegelfeldes ist mit kleinen Kreuzchen und Ringen verziert. Die noch erhaltene Umschrift lautet: + ❀ sigillum ❀ allerandri ❀ alias ❀ witowdi ❀ dei ❀ gra ❀ ducis . . . lithwanie . . . . . allie ❀ et ' cetera ❀. (Nach Voßberg.)

Zu einer treffenden Charakteristik Witolds fehlen noch immer die Vorarbeiten, zu denen das Material heute weit reichlicher als vor drei Jahren, aber immer noch nicht in irgend befriedigender Vollständigkeit vorliegt. Namentlich wissen wir fast nichts über seine Thätigkeit als Administrator Littauens

und des südwestlichen Rußlands, obgleich er auch nach dieser Seite hin eine tiefgreifende Thätigkeit entfaltet hat. Das städtische Leben in Littauen dankt ihm, wenn auch nicht seine Entstehung, so doch die entscheidende Ausbildung, und ebenso hat erst unter ihm die Cultur und das Christenthum hier festen Fuß gefaßt. Daß die durch Jagiello in oberflächlichster Weise vollzogene Bekehrung des Volkes, wenn auch langsam, Früchte trug, daß das Heidenthum allmählich schwand, ohne daß zur Verzweiflung getriebene Verehrer der alten Götter den Frieden des Landes erschütterten, ist sein Verdienst. Wir müssen es aber um so höher anschlagen, als eine gleich unblutige Einführung des Christenthums beispiellos ist. Ein glücklicher Zufall hat uns die Erzählungen eines katholischen Priesters bewahrt, dessen zu weit gehenden Glaubenseifer Witold zügelte.[1]) Ein Böhme, Hieronymus, missionirte in Littauen und hatte sich namentlich die Aufgabe gestellt, die heiligen Bäume, an denen der Götterglaube der Littauer haftete, niederzuwerfen. Er ging dabei mit ebensoviel Muth als Geschick vor, erregte aber zuletzt doch eine gewaltige Aufregung unter der Bevölkerung. In großen Schaaren eilten Weiber und Männer zu Witold, um Klage zu führen. Der Priester schlage alle heiligen Bäume nieder, schon wüßten sie nicht, wo sie zu den Göttern beten sollten, die jener Mann ihrer Sitze beraube. Nun wolle er noch die letzten geringeren Götterhaine vernichten und durch Einführung neuer Heiligthümer die Sitten der Heimath ausrotten. Schaffe der Großfürst nicht Abhilfe, so würden sie zum Wanderstabe greifen und die Heimath verlassen. Witold gab in schärfstem Gegensatz zu den Anschauungen der Zeit ihren Bitten Gehör und verwies den Hieronymus des Landes. „Er wollte lieber", sagt Aeneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., der uns diese Erzählung aufbewahrt hat, „daß diese Leute dem Herrn Christus, als daß sie ihm verloren gingen." Wir haben uns die Littauer, unter denen Hieronymus missionirte, aber nicht als völlige Heiden zu denken, sondern als Leute, die sich in jenem Zustande der Doppelgläubigkeit befanden, der überall den Uebergang zum Christenthum gebildet hat. Daß Witold die innere Berechtigung dieser Thatsache anerkannte, kann ihm nur zur Ehre gereichen. Ueberhaupt ist die religiöse Stellung des Mannes eine ganz außergewöhnliche. Nicht wie ein Kind des 14. und 15. Jahrhunderts, noch weniger wie ein glaubenseifriger Convertit steht er unter dem Banne eines in feste confessionelle Grenzen abgeschlossenen Bekenntnisses. Wir haben gesehen, wie er zwischen der griechischen und abendländischen Kirche zu vermitteln suchte und wie wenig die Ketzerei der Hussiten ihn abschreckte. Aber auch Armenier, Juden und Tataren konnten innerhalb seines Reiches ihren Glauben frei bekennen und ausüben und wenn er selbst, ebenso wie Jagiello, als Katholik lebte und starb, die Geistlichkeit hat trotz der Ueberlegenheit ihrer Bildung nie einen auch nur annähernd ähnlichen Einfluß auf ihn gewinnen können, wie auf seinen Vetter, den König von Polen.

---

1) Aeneas Sylvius: De Lituania in den Scr. Rer. Pruss. Nr. 239.

Uns scheint die Erklärung dieser Thatsache vor Allem in dem Umstande zu liegen, daß er zum Manne unter der Leitung Kestuts, seines edlen Vaters, heranwuchs. Der Verkehr mit den Ordensherren mag als zweites Moment, das mächtige griechisch-russische Contingent des littauischen Staates als drittes dahin gewirkt haben. Ein ungemein klarer Verstand, der ihn das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Erreichbare vom Chimärischen unterscheiden ließ, wirkte zum gleichen Ziel.

Aeneas Sylvius schildert den Großfürsten als grausam, hart und roh und ein Stück altlittauischer Wildheit hat ihm unzweifelhaft bis zu seinem Ende angehaftet. Eigentliche Grausamkeit läßt sich in unseren Quellen nicht nachweisen. Wohl aber war er tapfer, freigebig, wo es ihm nöthig schien, wortbrüchig und verrätherisch. Immer aber tritt er ganz ein für das, was er will, und die Politik seines Reiches hat er selbst gemacht. Er sprach, nächst dem Littauischen und Russischen, auch Deutsch, wahrscheinlich auch Polnisch, vielleicht Lateinisch. Die Sprache seiner Canzlei war in allen inneren Angelegenheiten, wie noch lange danach in Littauen, die russische.

Von seiner Gemahlin Juliane hatte er keine Kinder, auch von natürlichen Kindern erfahren wir nicht, wie denn Witold, sehr im Gegensatze zu Jagiello, sich nach dieser Seite hin von allen Ausschreitungen fern gehalten zu haben scheint. Daß er keine Erben seines Reiches und seiner Entwürfe hinterließ, mochte ihm wohl Kummer bereiten.

Die polnischen Herren, die ihn zuletzt umgaben, erzählten, er habe kurz vor seinem Ende das Großfürstenthum dem König von Polen als seinem Herrn, von dem er es habe, wieder zurückgegeben, und alle seine Mannen und Herren an den König gewiesen, den sie als ihren Erbherrn haben und behalten sollten. Auch habe er seine Gemahlin und all' seine Schätze ihm empfohlen.[1])

Man kann wohl mit Bestimmtheit sagen, daß hier der Wunsch die Thatsache erfunden hat.

Der Tod des Großfürsten aber wurde das Signal zu blutigen Kämpfen zwischen Littauen und Polen, in welchen letzteres schließlich die Oberhand behielt und die Ideen Witolds für immer beseitigt wurden. In einer halbamtlichen Aufzeichnung der Ordenscanzlei werden diese Ereignisse in ihren Anfängen wie folgt geschildert:[2]) Die Polen, die beim Verscheiden des Großfürsten Witold zugegen gewesen waren, machten sich sogleich gen Podolien in das Land auf und bestellten allda, daß sie das Schloß Kamenez mit anderen einbekamen, die sie auch stark und fest bemannten. Die littauischen Herren aber traten, sobald der Großfürst gestorben war, mit den reußischen Herren zusammen und koren allesammt, mit Wissen und Rath des Königs von Polen, der zu Littauen geblieben war, zum Großfürsten den Boleslaw oder Switrigail, des Königs von Polen rechten ehelichen Bruder.

1) Foliant des Königsberger Provinzialarchivs, A. 229 in Scr. Rer. Pruss. III, 439 ff. — 2) Fol. A. 229 l. l.

Nun forderte der Großfürst . . . . vom Könige seinem Bruder das Schloß Kamenez mit den andern, welche die Polen inne hielten. Der König gelobte und verschrieb es auch, er wolle es geleiten und schicken, daß die Schlösser ihm allesammt wieder erstattet werden sollten und . . . daraufhin ließ der Großfürst den König, dem er . . viel Ehre und Geschenke erwiesen hatte, wieder heim nach Polen geleiten und zur Wiedererstattung der Schlösser in Podolien hatten sie einen freundlichen Tag auf Mariä Himmelfahrt (15. August 1431) vereinbart.

Während aber der König von Polen nach dem Verscheiden des Großfürsten Witold in Littauen weilte, sandten die Prälaten des Reiches Polen mit den Herren der Lande zum Hochmeister, klagten, daß ihr König vom Großfürsten von Littauen gehemmt und gefangen werde und begehrten, daß man ihnen gegen die Reußen und Littauer helfen und beistehen möge, damit sie ihren König befreien könnten, der doch weder gefangen war noch gehemmt.

Der Hochmeister antwortete, er hätte Botschaft, daß der König von Polen in Freundschaft und reich begabt vom Großfürsten geschieden und in sein Land geleitet sei. Die Polen antworteten, es wäre nicht so, sondern er solle gefangen sein, das doch in Wahrheit nicht geschehen war.

Als dann der König in Polen eingetroffen war, verwarfen seine Räthe Alles, was er dem Großfürsten von der Rückgabe der Schlösser versprochen hatte und sprachen, er habe nicht Macht gehabt, ohne ihre Zustimmung das zu thun. Auch sprachen sie, der König hätte von sich aus die Wahl des Großfürsten nicht genehmigen dürfen, denn das Land Littauen wäre dem Reiche Polen einverleibet. Deshalb wollten die Polen den Herzog Swidrigiello nicht als Großfürsten anerkennen, sondern sich selber des Landes unterwinden.

Die littauischen Herren aber mit den Reußen wollten den König von Polen als Herren nicht annehmen, sie wollten bei der Erwählung des Großfürsten bleiben und forderten die Rückgabe von Kamenez und der anderen drei Häuser, welche die Polen in Podolien inne hatten und nicht wieder ausliefern wollten.

Um des Zwistes der beiden Lande wurden „faste Tage" unter ihnen gehalten; sie konnten jedoch nicht eins werden und unter ihnen ward ein endlicher Tag drei Wochen nach Petri et Pauli apostolorum aufgenommen (20. August 1431) die Sache ganz hinzulegen und zu entrichten, der ward von den Polen übel gehalten. Denn vor diesem vereinbarten Tage hatten die Polen mit den böhmischen Ketzern auf Mitfasten (8. März) zu Krakau einen großen Tag, dabei waren die vorzüglichsten Prälaten, Bannerherrn, Wojewoden und Hauptleute des ganzen Reiches, und sie hielten die Ketzer

*) Die Kapelle ist von Kasimir, dem Sohn des ersten Jagiello, und seiner Gemahlin Elisabeth von Oesterreich gegründet, am 12. October 1471 vollendet und ist nach Styl und Ausschmückung das charakteristischste Beispiel der Kunst des 15. Jahrh. in Polen, welcher Zeit auch die Trachten der Personen, die auf den Bildern vorkommenden Geräthe u. s. w. angehören. Der biblische Vorwurf „Jesus unter den Schriftgelehrten" ist hier zur Darstellung einer theologischen Disputation benutzt, zwischen den katholischen Doctoren der Krakauer Universität und den im März 1431 von Prag an den Hof des Königs Ladislaus Jagiello gekommenen Hussiten. Die Figur im Vordergrunde, mit unbedecktem Haupte, im Brokatmantel ist der König selbst, welcher mit seinem Nachbar, einem hussitischen Theologen, Rede und Gegenrede wechselt.



Hussiten-Disputation. Gemälde in der Jagiellonen-Kapelle des Doms zu Krakau, aus dem 15. Jahrhundert; 175 Centim. hoch, 107 Centim. breit. *)

daselbst eine lange Weile bei sich. Und es ging die Rede, daß die Polen sich mit den Ketzern verbunden haben sollten .... und waren darüber alle christliche Lande gar betrübt .... die littauischen Herren suchten auch Freundschaft ... auf daß sie von den Polen nicht gedrungen wurden, sie zu Herren aufzunehmen!" Switrigail wandte sich an den Orden, und am 9. Juni 1431 schloß der Hochmeister mit ihm in seinem und des abwesenden Ordensmeisters von Livland Namen „zu Ehren, auf Begehr und Rath des römischen Königs" ein Schutz- und Trutzbündniß ab.[1]) Die Situation war aufs Aeußerste gespannt. Switrigail war durch das Vorgehen der von Olesnicki geführten polnischen Aristokratie ganz in die Bahnen seines früheren Todfeindes, des verstorbenen Großfürsten, geleitet worden. Sogar den Gedanken an die littauische Königskrone hat er wieder aufgenommen und bei Sigismund ein gleich günstiges Ohr gefunden wie sein Vorgänger. Nur daß er an Nachhaltigkeit und Thatkraft diesem bei Weitem nicht gleich kam. Man muß, um die Aussichten Switrigails recht zu beurtheilen, einen Blick auf die russische Bevölkerung Littauens werfen, bei welcher er seine hauptsächlichste Stütze gefunden hat.[2])

Witold hat mit großem Geschick, aber auch mit großer Vorsicht, das russische Element seines Reiches anzufassen verstanden. Seit Skirgail zu Ende des Jahres 1396 die Augen geschlossen hatte, gestattete er keinem der russisch-littauischen Fürsten das Kiewsche Theilfürstenthum zu bekleiden. Er ließ es durch Statthalter verwalten; der erste, der diese Würde bekleidet hat, war sein Vertrauter Johann Algimuntowitsch, und dank der Thätigkeit desselben schwand die Bedeutung Kiews als eines Mittelpunktes russischer Sonderinteressen. Auf Sewersk und Wolhynien und schließlich auf die Erblande Switrigails, Witebsk und Polock ging die führende Stellung über. So sehr nun Switrigail im Gegensatz zu Witold gestanden hatte, als ihm durch die Wahl der littauischen Großen und die Zustimmung Jagiello's die großfürstliche Würde zugefallen war, — allerdings im Gegensatz zu den Bestimmungen von Hrodlo, und das ist der Rechtsboden, auf den die polnische Aristokratie ihren Widerstand gründete — trat er sein Erbe voll an und man hätte sogar erwarten müssen, daß der unbedingt zu ihm stehende russische Theil des Reiches seine Stellung noch wesentlich verstärken müsse. Dies sind wohl auch die Betrachtungen gewesen, welche den Orden vermochten, das Bündniß, das in diesem Umfange dem Großfürsten Witold verweigert worden war, ihm zu gewähren. Daß diese Wahrscheinlichkeitsrechnung trügte, lag, auch abgesehen

1) Vgl. die Einleitung von Hildebrand zum Liv.-Est- und Curländischen Urkundenbuch. Riga 1884.

2) Vgl. Antonowitsch: Monographien zur Geschichte des westlichen und südwestlichen Rußland I. Kiew 1885. Kiew, sein Schicksal und seine Bedeutung vom 14. bis zum 16. Jahrhundert (1362—1569) (russisch).

*) König Ladislaus Jagiello ist im langen Pelzmantel, die Krone sich aufs Haupt setzend, dargestellt. Im Vordergrunde seine beiden unmittelbaren Vorgänger: Kasimir der Große knieend und Ludwig von Anjou, König von Ungarn und Polen (1370—1382).



Anbetung der Könige. Gemälde in der Jagiellonen-Kapelle des Doms zu Krakau, aus dem 15. Jahrhundert; 175 Centim. hoch, 107 Centim. breit.*)

von den im Charakter Switrigails begründeten Hemmnissen, an der unendlichen diplomatischen Ueberlegenheit der polnischen Aristokratie.

Der offene Krieg begann im Juli 1431. Im Norden fanden Einfälle der Ordensherren in Dobrin und Cujavien statt, während Polen und Littauen einander vor Luck in verzweifeltem Festungskampfe gegenüberstanden. Ein am 1. September 1431 zwischen Switrigail und seinen Alliirten einer- und den Polen andererseits auf zwei Jahre geschlossener Stillstand diente den polnischen Diplomaten dazu, die Stellung derselben mit einem Schlage völlig zu verändern. Da es nicht gelungen war, ihn vom Orden zu scheiden, hatte eine von Lorenz Zaremba geführte Gesandtschaft unter dem Vorwande, einen Vertrag mit Switrigail abzuschließen, insgeheim mit den katholischen littauischen Bojaren angeknüpft. Ruft man sich ins Gedächtniß, daß alle Vortheile einer Verbindung mit Polen diesen katholischen littauischen Edelleuten zufielen, so kann es nicht Wunder nehmen, daß Zaremba seinen Zweck erreichte und sie zum Abfall bewog. An der Spitze der Verschworenen standen die Fürsten Semen Iwanowitsch von Olschany und der Sohn Kestuits, Sigmund von Starodub, den die Polen zum littauischen Großfürsten erkoren hatten. Am 31. August 1432 wurde Switrigail, der völlig ahnungslos sich in seinem Hofe Oszmiany, südöstlich von Wilna, aufhielt, überfallen und nur mit Mühe gelang es ihm nach Polock zu entkommen. Seine Gemahlin, sein Gesinde und bald auch die wichtigsten Städte Grodno, Troki, Wilna fielen in die Hände des neuen Großfürsten.

Es war ein Erfolg von unabsehbarer Tragweite, den hier Polen errang, und was Littauen verloren, Polen gewonnen hatte, mußte auch einem blöden Auge klar werden, als Siegmund am 15. October 1432 einen Vertrag mit der von Zbigniew Olesnicki geführten polnischen Gesandtschaft abschloß, durch welchen er aus der Hand Jagiello's, der dabei oberster Fürst von Littauen genannt wird, das Großfürstenthum Littauen zu lebenslänglichem, nicht erblichem Lehen empfing. Für diesen doch sehr geringen, nur der Herrschbegierde des Augenblicks genugthuenden Preis verpflichtete er sich, nicht nur der Krone Polen stets Hilfe zu leisten, er entsagte noch dazu allen Ansprüchen auf Podolien und willigte in eine Theilung Wolhyniens, welche ihm, wiederum nur auf Lebenszeit, zwar Luck und Wladimir überließ, dafür aber eine Reihe der wichtigsten Plätze schon jetzt den Polen auslieferte, für den Fall seines Todes aber ganz Littauen mit allen zugehörigen Landen, die etwa noch zu erobernden mit eingeschlossen, der Krone Polen zusprach. Es klingt fast wie Hohn, wenn der Großfürst seinen Erbbesitz Troki sich für seine Kinder als Lehen ausbedingt.

Von der in Hrodlo so feierlich vereinbarten Gleichberechtigung Polens und Littauens ist weiter nicht die Rede. Die Selbständigkeit des Reiches, das seit den Tagen Gedimins mit so außergewöhnlicher Kraft ins Leben gerufen, von seinen Nachfolgern so kühn und klug behauptet und erweitert worden war, ist hier im Princip völlig aufgegeben und es ist ganz richtig, wenn Switrigail für sich die Stellung eines Vertheidigers littauischer Selbständigkeit in Anspruch nahm.

Wir können auf die nun folgenden Kämpfe nicht eingehen. Es ist sehr charakteristisch, daß wir in denselben hussitische Truppen in polnischem Interesse den Deutschen Orden in Preußen bekämpfen sehen. Der Hochmeister ließ es in diesen Kriegen an Kraft und Entschlossenheit fehlen. Das Beste zum Schutze Littauens thaten die Livländer unter der Führung ihrer Meister, erst Cysse von Rutenberg, dann Franke Kersdorf. Die Schlacht an der Swienta am 1. September 1435 gab die Entscheidung. Während der Ordensmeister mit sieben seiner Gebietiger auf der Wahlstatt blieb, entkam Switrigail flüchtig nach Witebsk. Aber auch hier drangen ihm die Schaaren Siegmunds nach. Smolensk fiel, und auch Witebsk und Polock mußten dem Feinde schließlich ihre Thore öffnen. Switrigail floh von hier nach Kiew, das mit dem östlichen Wolhynien noch zu ihm hielt und hat sich in Luck behauptet, bis eine friedliche Vereinbarung mit Sigmund dem Kampfe ein Ende machte.[1] Schon früher hatte der Orden den Frieden mit Polen gesucht und gefunden. Am 31. December 1435 ist zu Brzesc ein Vertrag geschlossen worden, in welchem der Orden jeder weiteren Verbindung mit Switrigail entsagte und sich verpflichtete, in Zukunft denjenigen als Großfürsten von Littauen anzuerkennen, der die Bestätigung des polnischen Königs erlangt habe.

Es war die Anerkennung des mit Sigmund geschlossenen Tractates.

Als diese Dinge zu ihrem Abschluß gelangten, lebte der greise Jagiello nicht mehr.

Wenige Monate vor dem Tode Witolds war es ihm gelungen, die 1425 gescheiterte Vereinbarung mit dem Adel wegen der Erbfolge seiner Söhne zu erlangen. Die Krönungspläne Witolds hatten ihn im März 1430 zum Nachgeben bestimmt. Durch den Generalconvent von Sieradz, zu Ostern 1432, war dann das Anrecht seiner Söhne auf den polnischen Thron ausdrücklich anerkannt worden. Nur darüber behielt sich der Reichstag die Entscheidung vor, welcher von beiden Prinzen die Krone erhalten solle. Der unzweifelhaft vorher ausbedungene Dank des Königs war die Constitution von Jedlno oder Krakau vom 9. Januar 1433, deren Inhalt wir hersetzen, da sie auf lange hinaus die Stellung des polnischen Adels bestimmt hat.[2]

Nachdem in den einführenden Worten der Verdienste gedacht worden ist, welche die Bewohner Polens (wobei an Adel und Geistlichkeit zu denken ist), sich in Kriegsnöthen um das Reich, und durch die Anerkennung des Erbrechts der Söhne des Königs um diesen erworben hätten, wird ausdrücklich hervorgehoben, daß nach dem Tode des Großfürsten Sigmund Kestuitowitsch Littauen und Reußen erblich dem Könige zufallen müßten. Dann folgt die Aufzählung der vom Könige verliehenen Freiheiten.

---

1) Switrigail gab seine Sache erst im Herbst 1437 verloren. Vgl. codex epistolaris sac. XV. I, Nr. 91—93.

2) Vgl. vol. leg. I, 40 ff. Diese statuta de libertatibus regnicolarum tam spiritualium quam saecularium wurden zu Jedlno verliehen, zu Krakau vom Könige ausgefertigt und datirt.

1. Die Bestätigung aller bis hierzu erworbenen Rechte und Privilegien. Und zwar werden den Kirchen und Klöstern alle Rechte gewährleistet, welche sie zur Zeit der beiden letzten polnischen Könige genossen hätten; den geistlichen und weltlichen Würdenträgern alle Rechte, die sie von ältesten Zeiten her erworben.

2. Die Würden und Aemter sollen nur eingeborenen Edelleuten verliehen werden, jedoch so, daß in Krakau nur ein Krakauer, in Sandomir ein Sandomirier, in Großpolen ein Großpole und so weiter in allen Landschaften eingeborene Edelleute zu solchen Stellungen erhoben werden sollen.

3. Der König begiebt sich des Rechtes, die Anwartschaft auf derartige Würden zu verleihen, und verspricht dieselben in jeder Beziehung ungeschmälert zu erhalten.

4. Der König verspricht in Zukunft weder einem Fremden noch einem Herzoge oder einem Manne herzoglichen Geblütes eine Festung, eine Burg, oder eine Stadt zur Verwaltung auf längere oder kürzere Zeit zu übertragen.

5. In einem außerhalb der Landesgrenzen geführten Kriege in Gefangenschaft gerathene Edelleute wird der König auslösen.

6. Dagegen sind die Edelleute verpflichtet, die Grenzen des Landes wider jeden Angriff zu vertheidigen.

7. Dringt ein Feind ins Land, so wird der König gefangene Edelleute auslösen, wird der Feind außerhalb der Landesgrenzen bekämpft, so will der König außer dem Lösegelde auch den etwa zugefügten Schaden ersetzen.

8. Gefangene, welche von Edelleuten und anderen Unterthanen des Königs gemacht worden, sind, wenn sie edler Herkunft sind, gegen eine bestimmte Geldzahlung dem Könige auszuliefern, sind es Bürger oder Plebejer, so thue Jeder mit ihnen nach Gutdünken.

9. Wird ein Krieg außerhalb Landes geführt, so zahlt der König vor dem Auszuge für jede Lanze fünf Mark.

10. Findet zwei Jahre nach Auszahlung dieses Geldes der angesagte Feldzug nicht statt, so soll Jeder behalten, was er bekommen hat.

11. Vor Ablauf dieser Frist dauert jedoch ohne erneute Zahlung die Verpflichtung zum Kriegsdienste fort.

12. Der zum Nachfolger des Königs erwählte Prinz soll ebensowenig, wie der König selbst es gethan, ohne die Zustimmung und den ausdrücklichen Rath der Barone und Prälaten Geld prägen.

13. Der König befreit die Kmetonen seiner Landsassen von allen Abgaben, mit Ausnahme von zwei polnischen Groschen von der Hufe Landes, ganz abgesehen von der Zahl der auf einer Hufe lebenden Kmetonen.

14. 15. Enthalten genauere Bestimmungen über Beschränkungen und über die Art der Beitreibung dieser Abgabe.

16. Städter, die außerhalb der Stadt und in Dörfern Landbesitz haben, sollen die Pflugsteuer entrichten.

17. Die Statuten König Kasimirs sollen streng beobachtet werden.

18. Der König verspricht nicht „Station" zu machen in den Besitzungen

seiner Unterthanen, sollte es zufällig nothwendig werden, so will er den Gütern, Städten, Burgen und Höfen der Geistlichkeit und des Adels die Kosten, die er verursachte, ersetzen.

19. Lautet wörtlich: „dazu versprechen und geloben wir, daß wir keinen besitzlichen Polen wegen irgend welcher Ausschreitung oder Schuld gefangen nehmen oder fangen lassen, noch irgend welche Strafe an ihm vollziehen wollen, es sei denn, daß er auf gerichtlichem Wege in gehöriger Weise überwiesen und persönlich vorgeführt sei durch unsere Capitäne oder die Richter des Landes, in welchem er wohnt." Ausgenommen sind auf frischer That ertappte Diebe und Verbrecher an der Allgemeinheit (Brandstifter, Mörder, Frauen- und Mädchenräuber, solche, die Dörfer berauben und Räuber) sowie Leute, welche die schuldige Bürgschaft nicht leisten wollen oder können.

20. Niemand soll vom Könige seiner Güter beraubt werden, wenn er nicht durch rechtes Gericht oder durch Spruch der Barone dazu verurtheilt worden ist. Wer Grenzrichtungen zwischen seinen Gütern und den königlichen Domänen wünscht, dem sollen sie gewährt werden.

21. Der König verspricht, alle Theile seines polnischen Reiches, Reußen mit eingeschlossen, zu einem Gesetz und einem Recht zurückzuführen, und thut es hiermit feierlichst.

22. Alle außer Gebrauch gekommenen oder abgeschafften Privilegien werden aufs Neue in Kraft gesetzt.

23. Für alle Streitsachen, welche durch Vergleich beigelegt werden, erläßt der König die Strafgelder.

24. Er verspricht die Beitreibung von Strafgeldern, die von Edelleuten zu entrichten sind, Niemandem zu übertragen.

25. Die Bewohner von Dobrin und Cujavien sollen nach zehn Jahren von den Haferlieferungen befreit sein, zu denen sie bisher verpflichtet waren.

26. Die Landschaftsnotare sollen in Person zu Gericht sitzen. Brauchen sie Substitute, so müssen diese von den Baronen und Richtern bestätigt werden.

Es folgen die Unterschriften. An erster Stelle die des Erzbischofs Albert von Gnesen, an zweiter die Zbigniew Olesnickis, dem vor Allem die polnischen Großen es zu danken hatten, wenn sie alle ihre Wünsche erfüllt sahen. Dann die der übrigen polnischen Großen. Aber es war das letzte Mal, daß der königliche Rath in dieser Beschränkung auftrat; denn an jenes große Privileg schloß sich eine zweite nicht minder werthvolle Verleihung. Ebenfalls vom 9. Januar 1433 datirt die Urkunde, durch welche Rothrußland und Podolien der Krone Polen für immer einverleibt wurden und fortan erscheinen auch die Wojewoden und Castellane dieser Lande als gleichberechtigte Theilhaber an den Rechten und Freiheiten der polnischen Aristokratie, der nun das Land offen stand, welches seit den Tagen Boleslaw des Kühnen ihr als eines der meistbegehrenswerthen Ziele erschienen war. —

Bald danach, im December des für Polen so bedeutungsvollen Jahres 1433, ist dann auch die Moldau polnisches Lehen geworden und schon waren Zeit und Ort bestimmt, da der Wojewode Stephan den Huldigungseid leisten sollte, als am 31. Mai 1434 König Wladislaw Jagiello im 86. Jahre seines wechselvollen Lebens zu Grodek, auf Schloß Mediki den Folgen einer Erkältung erlag. Man führte den Leichnam nach Krakau, und am 18. Juni wurde er in Anwesenheit der Reichsstände und unter großem Zudrang des Volkes feierlich bestattet.

Wir stehen damit am Schluß der 48jährigen Regierung des Mannes, dessen Zeit für die Entwickelung Polens und Littauens die entscheidende gewesen ist. Und doch wären wir in Verlegenheit, sollten wir darlegen, was gerade er persönlich gethan hat, um diese Wandlung herbeizuführen. Welthistorische Bedeutung gebührt weniger ihm als der Zeit, in welcher er lebte, und den Verhältnissen, die mehr ihm die Richtung gaben, als daß er durch das Einsetzen eines entschiedenen Willens sie bestimmt hätte.

Sehen wir von den zügellosen Tagen seines heidnischen Regimentes in Littauen ab, Tagen, in welchen er es weder an selbständiger Initiative noch an Kühnheit und Rücksichtslosigkeit in der Durchführung seiner Pläne fehlen ließ, so bleibt kaum mehr als das Eine übrig, sein Uebertritt zum Christenthum und die damit verbundene Annahme der polnischen Königskrone. Und auch hierbei muß doch hervorgehoben werden, daß es der Heide war, der den Entschluß faßte, daß das bestimmende Moment die Krone war, nicht das ihm in der katholischen Fassung unendlich fern stehende Christenthum. Weil ein König von Polen Christ sein mußte, wurde er Christ und wenn er auch in Erinnerung an seine Mutter, die griechische Juliana, bis in sein spätestes Alter an gewissen Gebräuchen der orientalischen Kirche festhielt, er wurde gläubig römisch-katholischer Christ. Unermeßlich aber war der Einfluß, den die katholische Kirche über ihn gewann. Sie hat ihn völlig beherrscht und namentlich ihm jenes Selbstbewußtsein geraubt, das als erste Vorbedingung einer selbständigen Politik ihn in der Zeit getragen hatte, da er noch keine anderen Schranken kannte als die, welche durch überlegene Macht ihm gesetzt waren.

Man wird wohl nicht zu viel sagen, wenn man behauptet, daß er von dem Augenblicke an, da er seinen heidnischen Namen gegen den christlichen vertauschte und das polnische Diadem von einem katholischen Geistlichen ihm aufs Haupt gesetzt wurde, den eigenen Willen verlor. Er hatte den Maßstab nicht mehr, um zu entscheiden, was recht oder unrecht, was nützlich, was schädlich sei. Traten doch zwei neue Factoren hinzu, die bei Beurtheilung einer jeden Frage gebieterisch Berücksichtigung verlangten: die Interessen der katholischen Kirche und die Interessen des polnischen Staates. Solange Jagiello nur Großfürst von Littauen gewesen war, gab es für ihn nur einen bestimmenden Gesichtspunkt, sein persönliches Interesse. Das überschaute er durchaus, es war ihm mit dem Besten Littauens identisch. Aus dem Conflikt,

in welchen ihn seine Stellung als König von Polen versetzte, wußte er keinen Ausweg und wo er den Versuch macht, sich selbst mit seinen persönlichen Wünschen, mit seinen Antipathien und Sympathien zur Geltung zu bringen, sehen wir ihn fast regelmäßig nach dem ersten Anlauf wieder zurückweichen. Er ist der Schwächere und giebt schließlich den Kampf ganz auf.

Die Regierung geht aus seinen Händen in die einer Rathsversammlung über, in welcher die Kirche und die polnische Oligarchie ein Bündniß zur Durchführung gemeinsamer Ziele geschlossen haben. Kaum gelingt es dem Könige in Personenfragen hie und da seinen Willen durchzusetzen; wo es sich um Fragen principieller Natur handelt, hat er stets nachgeben müssen.

Es ist doch sehr merkwürdig, wie dieser Mann gebändigt, fast möchte man sagen, „gezähmt" worden ist. Von seiner früheren Wildheit sehen wir kaum eine Spur. Nur die leidenschaftliche Freude, die er am Jagen findet, erinnert noch an die Tage, da er in Wilna thronte. Bei kriegerischen Unternehmungen tritt er nur das eine Mal, bei Tannenberg, mehr in den Vordergrund, und auch da in einer Weise, die wenig an seinen schlachtenfrohen Vater erinnert. Aengstlich beobachtet er die Gebräuche der Kirche; freigebig bis zur Verschwendung, schwach jedem Bittsteller gegenüber, dem Einfluß seiner Nächsten leicht zugänglich, von seinen Gemahlinnen nur zu oft in seinen Neigungen bestimmt, gutmüthig und schwatzhaft, da das Alter ihm seinen Stempel immer mehr aufdrückte, mäßig bei Tafel und einfach in seiner Kleidung, macht er einen durchaus unköniglichen Eindruck. Er zeigt, besonders in seinen letzten Lebensjahren, alle Eigenschaften eines gutmüthigen, schwachen Privatmannes, der hilflos jeder entschiedenen Persönlichkeit gegenübersteht. Dieser Eindruck wird noch verstärkt, wenn wir uns seine äußere Erscheinung vergegenwärtigen. Ein Zeitgenosse schildert ihn uns, wie er etwa acht Jahre vor seinem Tode aussah.[1] „Er war ein Mann von niederem Wuchs, barmherzigen Sinnes, der Scheitel fast ganz kahl, die (schwarzen) Augen friedlich und freundlich, Stimme und Sprache klangen rauher als Posaunenton, aber stets liebte er Frieden und Ruhe." Sein in einer Kapelle der Krakauer Kathedrale erhaltenes Marmorconterfei bestätigt diese Schilderung in ihren wesentlichen Zügen.

Der König ist vier Mal vermählt gewesen. Seine erste Gemahlin, Hedwig, gebar ihm eine Tochter, die bald nach der Geburt starb, von der zweiten Gemahlin, Anna, hatte er ebenfalls eine Tochter, Hedwig, die unvermählt im Alter von 23 Jahren verschied, erst seine vierte Gemahlin schenkte ihm Söhne (drei), von denen der erstgeborene, Wladislaw (geb. 31. October 1424), und der jüngste, Kasimir (geb. 28. November 1427), am Leben blieben. Zum Vormund hatte ihnen der König in seinem Testamente den Bischof von Krakau gesetzt, Zbigniew Olesnicki, der so lange Zeit den König bevormundet hatte.

1) Annales Polonorum (Dopelnienie Szamotulskie) bei Bielowski II, 862.

Neunzehntes Kapitel.

Zbigniew Olesnicki.

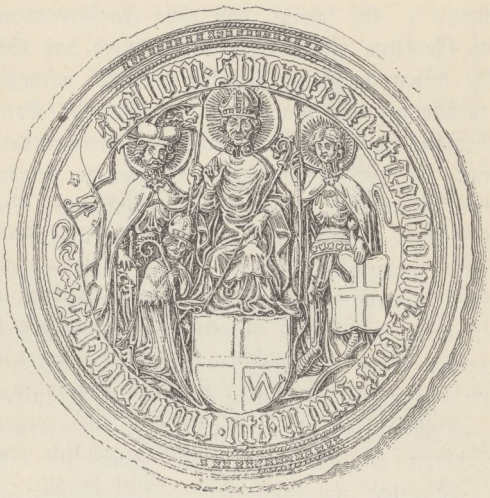
Der merkwürdige Mann, der nun über ein Jahrzehnt die Geschicke Polens geleitet hat, mußte unter nicht geringen äußeren und inneren Anfechtungen seine Stellung behaupten. So sehr König Jagiello für immer erneute Anerkennung des Erbrechts seiner Söhne Sorge getragen hatte, eine starke Partei des polnischen Adels wollte den minderjährigen Wladislaw — er zählte noch nicht zehn Jahre — nicht zum Könige haben. Bedeutete das doch die Fortdauer der Herrschaft jener Staatsmänner, die in Zbigniew Olesnicki ihren Führer hatten, die Unterdrückung derjenigen Elemente, die in einer Begünstigung des stark um sich greifenden Hussitismus und im engen Anschluß an Böhmen das Heil Polens sahen. An der Spitze dieser Gegner des Bischofs von Krakau und seiner Politik standen Spytek von Melsztyn, Derslaw von Rytwian, Abraham Zbąski und Jan Strasz. Olesnicki hielt sich, als die Nachricht vom Tode Jagiello's ihn traf, in Großpolen auf, im Begriff als Führer einer Gesandtschaft nach Basel zum Concil aufzubrechen. In raschem Entschluß übertrug er seine Aufgabe dem Bischofe Stanislaw Ciolek, um sich der wichtigeren zu unterziehen, die Anerkennung Wladislaws durchzusetzen. Es gelang ihm auch auf einer Versammlung in Posen, seinen Zweck zu erreichen und auch in Krakau, wo man über sein eigenmächtiges Vorgehen nicht wenig verstimmt gewesen ist, fand kein eigentlicher Widerstand statt, so daß sein Sieg gesichert scheinen mochte. Die Gegenpartei aber gab ihre Position noch nicht verloren. Um ihren Regentschafts-Candidaten, den Herzog Ziemowit von Masovien, durchzusetzen, trat sie Mitte Juli in Opatow (nordwestl. von Sandomierz) zusammen, ungebeten fand sich jedoch auch Zbigniew Olesnicki ein und er verstand es sowohl hier, als auf einer letzten entscheidenden Versammlung zu Krakau, ihre Pläne zu Schanden zu machen. Am 25. Juli konnte der junge Wladislaw vom Erzbischof Adalbert von Gnesen feierlich gekrönt werden, und um die Candidatur Ziemowits als Reichsregenten definitiv zu beseitigen, trat Zbigniew freiwillig von der ihm testamentarisch zugesicherten Stellung als Reichsregent zurück. Man einigte sich dahin, daß die Regierung der einzelnen Lande Tutoren zu übertragen sei, von denen jede Landschaft einen, Krakau zwei haben sollte.

Die selbstlose Entsagung des Bischofs war aber nur Schein, denn bald beherrschte Olesnicki die Tutoren noch vollkommener, als er ehemals den König beherrscht hatte. Seine Anhänger, die Tęczynski, Wątróbka, Osolinski, hatten die entscheidenden Stellungen inne.

Uebrigens war damit die von der hussitisch-nationalgesinnten Partei der Gegner des Bischofs drohende Gefahr nicht beseitigt. Wir wissen, wie es ihm glückte, Switrigail und den Orden zu bewältigen, der am 9. December 1437 erfolgte Tod König Sigismunds, des Mannes, der sein Leben lang so

tief in alle polnischen Händel eingegriffen hatte, brachte neue Verwickelungen, die für die äußere Stellung, wie für das innere Leben Polens von allergrößter Bedeutung werden konnten.

König Sigismund hatte durch Anerkennung der Prager Compactaten, in seinen letzten Lebenstagen, den wirklichen Besitz der böhmischen Krone errungen; er hatte dann alles Mögliche gethan, um seinem Erben in Ungarn, dem Oesterreicher Albrecht, auch Böhmen zu sichern, aber keine bindenden Versprechungen erlangen können. Nur die Wahl desselben war dank den Bemühungen des Kurfürsten von Brandenburg zweifellos, wie groß mußte



Siegel des Bischofs Zbigniew Olesnicki von Krakau.

Abdruck in rothem Wachs in gelber Wachsschale, mit rothseidenen Schnüren an einer Urkunde vom Jahre 1438. Es zeigt die drei Schutzheiligen des Krakauer Stifts. In der Mitte den im vollen bischöflichen Ornate thronenden heiligen Stanislaw; neben ihm rechts: der heilige Wenzeslaw, geharnischt, im Mantel, auf dem Haupte den Herzogshut, mit der Rechten einen Adlerschild und Schwert, mit der Linken eine Fahne mit dem Adler haltend; — links: ein Heiliger im bloßen Haupte, geharnischt, im Mantel, mit der Linken einen Schild, mit der Rechten eine Lanze haltend. Zu den Füßen dieser Patrone kniet betend Bischof Zbigniew im vollen Ornate, mit dem Bischofsstabe. Im Vordergrunde steht ein großer Schild mit seinem Wappen. Die Umschrift auf einem an den Enden zierlich verschlungenen Bande lautet: sigillvm

sbignei · dei · et · apostolice · sedis · gracia · epi · cracovien · sis + ~. (Nach Voßberg.)

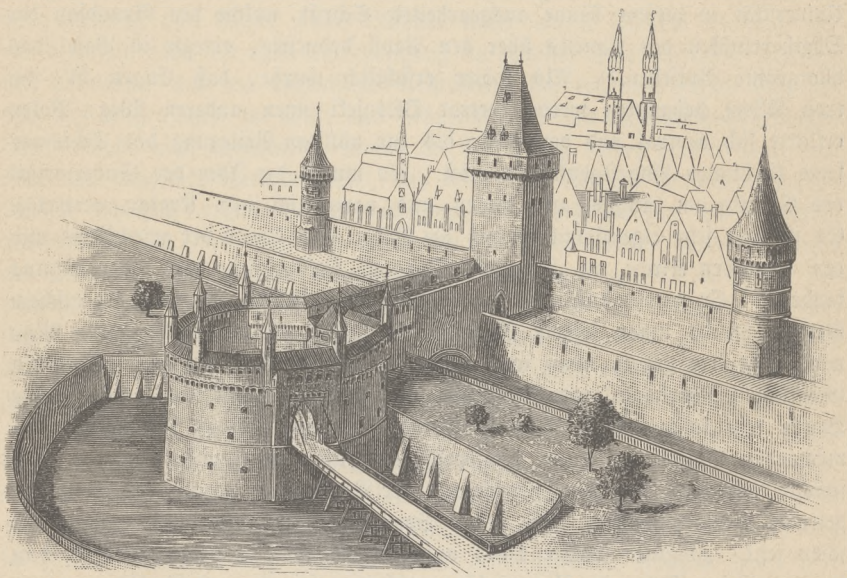
die Stellung des Habsburgers werden, wenn es ihm gelang, auch in Böhmen Anerkennung zu finden. Der flammende Deutschenhaß aber, der hier in den Hussitenkriegen zu immer höherer Gluth angefacht worden war, wollte von ihm nichts wissen. Schon im März 1438 bot eine böhmische Gesandtschaft erst König Wladislaw, dann seinem Bruder Kasimir die Krone an und trotz Olesnicki's Widerspruch nahm Kasimir, oder vielmehr die hussitisch gesinnte Partei des polnischen Adels für ihn, die Krone an. In Böhmen erfolgte darauf eine Doppelwahl. Während die utraquistisch Gesinnten den Jagiellonen Kasimir proclamirten, entschieden die gemäßigteren Hussiten und die

katholischen Böhmen sich in Iglau für Albert. Ein Krieg wurde unvermeidlich. Wir übergehen denselben, so wie die Gesandtschaften und Verhandlungen, welche schließlich zum Frieden führten, der dem Oesterreicher die böhmische Krone sicherte. Kasimir mußte weichen, und höchst bedeutsam wurde die Rückwirkung dieser Dinge auf Polen. Um das durch die böhmischen Pläne der Jagiellonen ermuthigte polnische Hussitenthum zurückzudrängen, trat am 25. April 1438 zu Korczyn eine Conföderation zusammen, welche sich verpflichtete, die Landesverfassung aufrecht zu erhalten „und gegen solche, welche sich heretischer Irrlehren schuldig machen oder sie befördern, wes Standes sie auch seien, hohen oder niederen, geistlichen oder weltlichen, sich zu erheben, um sie zu vernichten.“ [1]) Es scheint, daß diese Conföderation sich namentlich gegen Spytko von Melsztyn richtete, der dann, durch das Scheitern Kasimirs und den in Folge dessen steigenden Einfluß des ihm verhaßten Olesnicki zu äußerster Wuth entflammt, im Mai 1439 zu Neustadt-Korczyn mit seinen Anhängern sich ebenfalls zu einer Conföderation zusammenthat, und durch gewaltsamen Ueberfall sich der Person seiner Gegner zu bemächtigen versuchte, um Rache an ihnen zu nehmen. Der Anschlag mißlang, Spytek wurde von den Truppen des Königs verfolgt und nach blutiger Gegenwehr an der Nida mit seinem Anhang erschlagen. Sein Leichnam blieb drei Tage lang unbestattet an der Stelle liegen, wo ihn der Todesstoß getroffen hatte, und gegen die in Polen noch übrig gebliebenen Hussiten wurden Verfolgungen in Scene gesetzt, die der ganzen Partei ein unerwartet schnelles Ende bereiteten. Das Land wurde „gereinigt vom ketzerischen Unrath.“ Zbigniew Olesnicki war Sieger geblieben. Nicht auf die Gemeinschaft der stammverwandten slavischen Nationalitäten, sondern auf die civilisirende Kraft der katholischen Kirche sollte das Polen, das ihm im Sinne lebte, sich gründen.[2]) Die slavische Idee, mochte sie nun in der Verbindung mit Böhmen oder im Zusammenhang mit den russisch-littauischen Elementen ihren Ausdruck finden, entfernte von der katholischen Kirche und näherte Polen der orientalischen Kirche oder einer nicht minder verhaßten Mittelform. Das durfte nicht sein. Und wenn Olesnicki auch nicht das böhmische Abenteuer Kasimirs hatte verhindern können, vorher wie nachher hielt er die engsten Beziehungen zum katholischen Westen aufrecht. Es ist bekannt, welche glänzende Rolle Polen auf dem Concil zu Costnitz gespielt hat, in Basel trat es zwar nicht in gleicher Weise in den Vordergrund, doch haben auch hier polnische Einflüsse und die Rücksicht auf die Politik Polens eine sehr tiefgehende Bedeutung gehabt. War Olesnicki durch die Nachricht vom Tode des alten Königs im Jahre 1434 verhindert worden, persönlich die polnische Sache auf dem Concil zu führen, so fand sie einen beredten Vertreter in dem Bischof von Posen Stanislaw Ciolek, und

1) Vol. leg. I, 64. cujuscunque status, gradus conditionis, et praeeminentiae.“ Letzteres wohl ein Hinweis darauf, daß die Katholicität Kasimirs in gewissen Kreisen durch das böhmische Unternehmen für gefährdet galt.

2) Vgl. Bobrzynski l. l. § 58 u. 59.

der eigentliche Leiter derselben blieb Olesnicki selbst. Auch abgesehen von den rein politischen Fragen wirkte ungemein befruchtend die immer intensivere Berührung mit den geistigen Koryphäen des Abendlandes, die seit der Neubegründung der Universität Krakau keine Unterbrechung erlitten hatte, und in diesen Tagen ihren Höhepunkt erreichte. Die aus dem Abendlande rückkehrenden Prälaten waren Apostel der Bildung, und zu nicht geringem Theil durch ihren Einfluß begann auch in Polen neben der scholastischen Richtung der Humanismus und das Studium der Alten immer mehr an Boden zu gewinnen. Männer wie Paul Wladimir, der Vertreter Polens auf dem



Das Florianithor von Krakau, Ziegelbau von 1498; einziger noch vorhandener Rest der alten Befestigung. Die 3 Meter starken Mauern des Vorthors umgeben einen runden 35 Schritt weiten Hof.
(Nach Essenwein.)

Concil zu Costnitz und Rector der Universität Krakau, wie Johann Elgoth, Doctor der Decrete und Specialvertreter Zbigniews auf dem Concil zu Basel, wie Johannes von Kanty, Doctor der Theologie und Professor an der Universität Krakau, wie der als Kanzelredner berühmte Dr. decr. Nicolaus von Blonie, wie Sędziwoj von Czechel, Gregor von Sanok und viele andere Geister mittleren Ranges, aber großer Beweglichkeit, machten die wissenschaftliche Bildung zum Bedürfniß aller derer, die eine hohe staatliche, kirchliche oder gesellschaftliche Stellung einnehmen und behaupten wollten. Gehörte doch Zbigniew selbst ganz in den Kreis der höchstgebildeten Männer seiner Zeit, so daß ein so wenig nachsichtiger Beurtheiler, wie Aeneas Silvius, die Feinheit und Eleganz seines lateinischen Stiles und seines Geistes rühmen

konnte. Wie er dachte und strebte der Kreis seiner Vertrauten und Freunde, unter denen vor Allem Johann Dlugosz, der große Historiker und Statistiker Polens im 15. Jahrhundert, hervorragt. Schon die Thatsache, daß fast alle diese Männer Cleriker waren, weist darauf hin, wie sehr die kirchlichen Ideen der Zeit die höheren Kreise der polnischen Gesellschaft beherrschen mußten. Trotzdem war es nicht die von Rom ausgehende Tendenz, welche dominirte. Wir haben an anderer Stelle[1]) bereits den Gang der Verhandlungen auf den Concilien zu Basel, Ferrara und Florenz streifen müssen. Polen nahm auf denselben eine selbständige Haltung ein. Anfangs erkannte es Eugen IV. an, darauf Felix V., den Papst des Concils, und eine von der Krakauer Universität in diesem Sinne ausgearbeitete Schrift, welche den Grundsatz der Oberherrlichkeit des Concils über den Papst deducirte, erregte in Basel das allergrößte Aufsehen.[2]) Als später ersichtlich wurde, daß Eugen IV. sich trotz Allem behaupten werde, betrat Olesnicki einen anderen Weg: Polen erklärte sich neutral und verwaltete bis zur völligen Beilegung des Schismas seine kirchlichen Angelegenheiten selbst. So wurde die Idee der Superiorität des Concils am längsten von Polen und namentlich von Krakau vertreten. Es ist nun sehr eigenthümlich, daß die Pläne einer Union der griechischen und der römischen Kirche an Zbigniew Olesnicki Beförderung und Unterstützung fanden.[3]) Er wurde dafür mit dem Cardinalshut belohnt, und auf littauischem Gebiete wurde unter seinem Einflusse die Union factisch durchgesetzt. Man wird nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß es ihm, wie der katholischen Geistlichkeit überhaupt, mit der Union nur insofern Ernst war, als sie eine Brücke sein sollte, welche das Griechenthum in den Schooß der allein seligmachenden katholischen Kirche hinüberführen sollte. Wir wissen aus der Geschichte Rußlands, daß die Entwickelung der Verhältnisse gerade den entgegengesetzten Gang einschlug. Die ersten Symptome dieser Wandlung zeigten sich schon jetzt. Zbigniew mußte 1441 auf einer Synode zu Lęczic erklären, daß im eigentlichen Polen die Unionspläne gescheitert seien[4]), und für Littauen war die nächste Folge, daß die in der Union von Hrodlo bestimmte Ausschließung der griechischen Edelleute von der Theilnahme am Staatsleben, die factisch nie durchgeführt worden war, nunmehr auch formell aufgehoben wurde.

Auch nach einer andern Seite hin hat die Politik Olesnickis eine schwere Niederlage erlitten. Am 27. Oktober starb Kaiser Albrecht II., zugleich König von Böhmen und Ungarn; in der Hoffnung auf einen noch nicht geborenen

---

1) Geschichte Rußlands, Kap. 28.

2) Vgl. in Betreff des Details Caro l. l. IV, 323 ff.

3) Der Zusammenhang ist hier noch sehr dunkel, die wesentlichsten Momente hat Caro l. l. 313 ff. geltend gemacht.

4) Codex epistolaris XV saeculi II, p. 352: „cum autem dicta reductio non sit secuta effectum, juxta intentionem Concilii.“ In derselben „Declaratio“ wird wenige Zeilen vorher der Ausdruck „reductio seu unio Graecorum“ gebraucht. Das ist wenigstens deutlich.

Erben hatte er seiner Wittwe Elisabeth die Regentschaft in seinen Reichen übertragen. In Böhmen jedoch wie in Ungarn war die Anhänglichkeit an die Dynastie der Habsburger nicht fest genug gewurzelt, um die Abneigung zu überwinden, welche man, wie wohl verständlich ist, gegen eine vormundschaftliche Regierung hegte, deren vieljährige Dauer sich bis auf den Tag berechnen ließ. In Böhmen fand der nachgeborene Kaisersohn kaum einen Fürsprecher, der Herzog Albrecht von Bayern vereinigte die Stimmen der Wähler auf sich, in Ungarn aber, wo Elisabeth noch über einen recht ansehnlichen Anhang gebot, wurde trotzdem beschlossen, durch eine Gesandtschaft dem Könige Wladislaw von Polen die Krone anzutragen. Seit den Tagen, da unter Ludwig von Anjou beide Staaten unter einem Scepter vereinigt gewesen waren, hatte fast ohne Unterbrechung ein gewisser Zusammenhang zwischen der polnischen und der ungarischen Aristokratie sich erhalten. Auch läßt sich trotz des Gegensatzes der Rasse eine Aehnlichkeit in der Entwickelungsgeschichte beider Reiche nicht verkennen. Sogar die Verfassung beider Länder zeigt eine nicht nur äußerliche Verwandtschaft, und beiderseits war der durch Verschwägerungen lebendig erhaltene Zusammenhang der einflußreichen Adelsfamilien gepflegt worden. Die ungarischen und die polnischen Barone haben sich mehr als einmal zu gemeinsamen Berathungen zusammengethan, und in Zeiten der politischen Krisis sehen wir sie von Stand zu Stand mit einander in brieflichen Verkehr treten.[1] Prälaten und Magnaten (majores) des Königreichs Polen wenden sich an die „Herren im Ungarland" und umgekehrt. Die immer gefährlicher um sich greifende Macht der Türken schuf ein neues Band.

Wie Polen-Littauen den Anprall der Tataren abzuwehren hatte, mußte Ungarn sich dem Angriffe der Osmanen entgegenwerfen.[2] Seit den Tagen Sultan Murads II. war diese Gefahr immer dringender geworden. Bereits 1422 hatte eine erste Belagerung Konstantinopels stattgefunden, und als im Jahre 1430 Venedig sich zu einem demüthigenden Frieden hatte verstehen müssen, richtete sich der Angriff der Osmanen direkt gegen Ungarn. Schon war Siebenbürgen mehrfach von ihnen verwüstet worden, und wenn Johann von Huniad auch mannhaften Widerstand leistete, die Gefahr steigerte sich von Jahr zu Jahr. Als Kaiser Albrecht starb, waren in Ungarn die Patrioten entschlossen, in der Verbindung mit Polen die Rettung zu suchen, welche ihnen die Verbindung mit dem deutschen Reiche, wie es schien, nicht

1) Vgl. die Ausführungen von Caro l. l. IV. 206 ff. und den Codex epist. saec. XV. No. 95 u. 96.

2) Codex epist. saec. XV, Nr. 96: Die ungarischen Großen schreiben den Polen: „Denique horum regnorum nostrorum vicina contiguitas vobis causam dignam animadvertendi indicit, ut quemadmodum Tartarorum aliarumque vobis vicinarum barbaricarum nationum terris vestris insultantium propinquitas vobis secura non fuerit .... sic in nostris finibus asueta barbaritas Turkorum et barbarorum et paganorum, quod Deus avertat vestris contiguitatibus merito formidabilis debuit putari, cum ardente pariete proximum esset vicinae domus rem agi."

geben konnte. Wie in Polen, haßte man auch in Ungarn das deutsche Element, dessen man bisher nicht zu entrathen gewußt hatte.

Diese und andere Erwägungen, auf welche einzugehen uns der Raum verbietet, führten dazu, daß Ende Januar 1440 eine ungarische Gesandtschaft dem jungen Polenkönige die Stephanskrone anbot, und daß dieser nach einigem Zögern annahm.[1]) Schon am 22. April finden wir Wladislaw auf ungarischem Boden. Zbigniew Olesnicki hatte sich mit der ganzen Glut seines Wollens für diese Politik erklärt. Gelang es Polen im Bunde mit Ungarn, den allgemeinen Feind der Christenheit übers Meer zurückzuwerfen, welche glänzende Stellung mußte ihm als Lohn zu Theil werden?

Es war ein hohes Ziel, das ihm vorschwebte, und gleich ihm entbrannte ganz Polen beim Gedanken, das Kreuz gegen den Halbmond ins Feld zu führen. Die nun folgenden Ereignisse in ihrem Zusammenhange historisch-kritisch darzulegen, liegt uns fern. Von größerem Interesse ist uns, wie sie in der Seele des jungen Polenkönigs sich wiederspiegelten, und wir besitzen in einem Schreiben[2]), das er am 27. April 1443 an den Hochmeister Conrad von Erlichshausen richtete, dafür eine treffliche Handhabe. Stammt das Schreiben auch aus der Feder seiner Canzlei und giebt es uns in der Darlegung der politischen Lage Ungarns ein stark gefärbtes Bild, die allgemeinen Anschauungen, welche in demselben zum Ausdruck gelangen, sind dem Gesichts- und Gedankenkreis des jungen Fürsten angepaßt.

Da klingt uns denn überall ein Ton ungekünstelter religiöser Erhebung entgegen, welcher zeigt, wie sehr die Gedanken Olesnicki's dem Fürsten in Fleisch und Blut übergegangen waren. Wohl sei er sich dessen bewußt gewesen, daß er einer schwierigen Aufgabe entgegenziehe, aber nicht Ehrgeiz, wie seine Widersacher wohl ausstreuen, habe ihn zur Annahme der ungarischen Königskrone getrieben. Für Gott, den katholischen Glauben und zur Vertheidigung des christlichen Volkes habe er sein Leben einsetzen wollen. Bis aufs Aeußerste quäle die ruchlose Hand der Türken die Christenheit; ein Rächer der dem Heilande angethanen Schmach, wolle er sich erheben, nicht im Vertrauen auf eigenes Können und weltliche Macht, sondern im Vertrauen auf den, in dessen Namen er das Werk angegriffen habe. Drei Jahre schon habe er, ein kaum sechzehnjähriger Jüngling beim Beginn seiner Laufbahn, nunmehr über Ungarn geherrscht und der Erfolg habe seine Waffen begleitet, vier Siege habe allein das laufende Jahr ihm eingetragen. Schon gebe der Sultan seine Sache verloren, aus Furcht oder um neue Truppen zusammenzuziehen, habe er Europa verlassen und sei nach Afrika gezogen. Da habe er, Wladislaw, mit seinen Prälaten, Fürsten und Herren in Ungarn den Beschluß gefaßt, persönlich in diesem Sommer gegen den Feind zu ziehen. Es handle sich um

1) Die für unsere Zwecke zu entrathende Darlegung der Stellung Polens zur Wittwe Albrechts, der unglücklichen Elisabeth, ist hier übergangen.

2) Wir folgen in der Datirung des Briefes den Herausgebern des Codex epistolaris gegen Caro IV, 336, Anm. 1.

ein Unternehmen im größten Stil. Der Papst, Venedig, Arragon, Mailand, Rhodus, der byzantinische Kaiser hätten Hilfe zugesagt, auch der Orden solle, seiner einstigen Stellung und Aufgabe eingedenk, mit kriegerischem Zuzug die Hand reichen, „damit durch euere und der anderen katholischen Fürsten Hilfe, dem heiligen Glauben zur Förderung, die Türken aus den Grenzen Europas ganz verjagt werden und der fast ausgetilgte katholische Glaube zu neuem Glanze erstehe."

Hat der Orden auch dem Rufe des Königs nicht Folge geleistet, so nahm doch der im Herbst des Jahres begonnene Feldzug einen überaus glänzenden Verlauf. Die Schlachttage von Nisch (am 3. November) und die Erstürmung der wichtigsten Balkanpässe bildeten den Höhepunkt des Kampfes, an dem König Wladislaw mit großer persönlicher Tapferkeit Theil nahm. Nur die Härte des Winters nöthigte zur Umkehr, und so gewaltig war der Eindruck dieser Schläge auf Sultan Murad, daß er sich zu einem Frieden bereit fand, wie ihn die Osmanen noch nicht geschlossen hatten. Der Vertrag von Szegedin, vom 1. August 1444, sicherte Ungarn die Rückgabe von Albanien und Serbien nebst anderen Gebieten, 24 Festungen, die Freiheit aller Gefangenen, eine Kriegscontribution von 150,000 Goldgulden und 25,000 Krieger für jeden Krieg, den König Wladislaw führen wolle. Es war ein Gebot der Klugheit, dem der König Folge leistete, als er den Vertrag beschwor, eine unselige Thorheit, daß er vier Tage danach an seinem Versprechen irre wurde und auf Andringen des päpstlichen Pönitentiarius einen neuen Eid ablegte, der ihn verpflichtete, am 1. September mit seiner Heeresmacht an der Donau zu stehen, damit der Krieg aufs Neue aufgenommen werde. Am 10. November traf ihn das Verhängniß bei Varna. Sein Heer ward zertrümmert, er selbst erschlagen und den Türken stand die Pforte offen, die den Weg in das Herz Europas wies.

Selten haben wenige Wochen in so jähem Wechsel von höchster Hoffnung zu tiefster Verzweiflung, von Macht zur Ohnmacht geführt und selten ist einem politischen Eidbruch die Strafe so hart auf dem Fuße gefolgt. Szegedin und Varna, ein Vierteljahr nur trennt die beiden denkwürdigen Tage. Am 1. August noch steht Sultan Murad fast wie ein Vasall demüthig vor dem jungen Polenkönig, am 10. November kann er den Fuß auf seinen blutigen Leichnam setzen. Man mag die Schuld kaum jenem einundzwanzigjährigen Jüngling zuweisen, der am Tage von Varna als Opfer fiel. Er fiel der in Polen durch Zbigniew Olesnicki repräsentirten „ultramontanen" Politik zum Opfer[1]), der das Heil des Vaterlandes nicht Endzweck, sondern nur Mittel ist, um das zu erreichen, was zur Glorificirung der päpstlichen Oberherrschaft meistdienlich erscheint. Wer wollte leugnen, daß die Vertreibung der Osmanen aus Europa ein Ziel war, großer, ja der höchsten Opfer werth. Alles schien erlaubt, um es zu erreichen, nur eines war ausgeschlossen, der Eidbruch, der dem ganzen

1) Ein von Caro gebrauchter Vergleich.

Unternehmen seinen sittlichen Hintergrund raubte und jenem Murad recht gab, wenn er mit Verachtung auf die Christen herabschaute, die vor wenigen Monaten noch seine Schaaren in schimpfliche Flucht gejagt hatten.

Wenn irgendwo, so stehen wir hier der historischen Nemesis gegenüber. Bei Varna hat sie der päpstlichen Politik einen Schlag ins Herz versetzt, und Zbigniew Olesnicki, der diese Politik in Polen vertreten hatte, wurde mitgetroffen.

Es wäre eine müßige Betrachtung, wollten wir danach fragen, welche Folgen eine siegreiche Schlacht bei Varna für Polen gehabt hätte. Thatsache ist, daß die Niederlage das ganze ungarische Unternehmen verurtheilte und der im Anschluß an den Westen erlittene Mißerfolg mit logischer Nothwendigkeit dahin führte, die polnische Politik dem Osten, der wieder brennend gewordenen littauischen Frage, zuzuwenden.

Solange in Littauen Sigmund Kejstutowitsch herrschte, hatte Polen von dieser Seite her nichts zu fürchten gehabt. Aber der durch seine Härte und Grausamkeit verhaßte Mann fiel unter den Schlägen der gegen ihn verschworenen littauischen Großen am Palmsonntage des Jahres 1440. Sein Nachfolger wurde Prinz Kasimir, der dreizehnjährige Bruder des Königs von Polen und Ungarn, der von vornherein, im Gegensatz zu den Plänen der polnischen Großen, ganz unter littauische Leitung kam. Bald zeigte sich, daß man in Littauen diese Verhältnisse auszunutzen dachte, um eine völlige Unabhängigkeit von Polen zu erringen. Wenn nicht anders, mit den Waffen in der Hand. Es ist überraschend, wie sehr in den ersten Jahren der Regierung Kasimirs Littauen nach innen und nach außen an Bedeutung gewann. Die Tage Witolds schienen wiederzukehren, und gleichzeitig damit nahmen die inneren Verhältnisse in Polen einen stets bedenklicher werdenden Anstrich. Die Verwaltung des Reiches war für die Dauer der Abwesenheit des Königs einem Statthalter für Großpolen und einem Statthalter für Kleinpolen anvertraut worden, die Entscheidung der wichtigsten Fragen aber lag nicht in ihren Händen. Nicht nur das ganze Gebiet der auswärtigen Politik blieb dem Könige vorbehalten, auch Lehnsstreitigkeiten sowie Bestimmungen über die Landesvertheidigung mußten aufgeschoben werden bis zu seiner Rückkehr. Und doch waren Uebelstände in Polen eingerissen, die dringend Abhilfe verlangten. Die polnischen Großen haben in einem Schreiben an König Wladislaw [1]), vom 26. August 1444, ein Bild ihrer Nöthe entworfen, um den König zur Rückkehr nach Polen zu bewegen. Wäre es nach ihnen gegangen, der Friede von Szegedin wäre nicht gebrochen worden.

„Der Grimm der Tataren", schrieben sie, „quält unser Land auf das Aergste. Durch Versprechungen, Geschenke und Zuzug herbeigelockt, haben sie zu wiederholten Malen in Reußen und Podolien gewüthet; plötzlich sprengen sie ins Land und unerwartet führen sie Tausende von Edelleuten beiderlei

1) Codex ep. I, Nr. 125.

Geschlechts in ewige Gefangenschaft, so daß fast ganz Reußen und Podolien öde und menschenleer geworden ist und Niemand den Ruin, den Schaden, die Noth und das Elend ausreichend zu beweinen vermag. Dazu hat Euer leiblicher Bruder, Herzog Kasimir, in Verein mit seinen littauischen Baronen, obgleich wir ihn häufig durch würdige Männer beschickten, und trotz der billigen Haltung des Herzogs Boleslaw von Masovien, dessen Land mit Heeresmacht ausgebrannt und beraubt und in Gemeinschaft der ihm folghaften Tataren Edelleute und gemeines Volk in die Gefangenschaft geschleppt. Da aber der Krieg nie Maß zu halten weiß, sind auch Theile Eueres Reiches, nämlich das Gebiet von Luck, von den Littauern hart geschädigt worden." Nun habe der König sie zwar autorisirt, mit bewaffneter Hand dem Herzoge Boleslaw zu Hilfe zu eilen, sie hätten aber den bösen Schein eines Bruderkrieges gescheut. Auch die schlesischen Herzoge von Oppeln und Ratibor hätten Polen großen Schaden zugefügt; er möge ihnen ein günstiges Ohr zuwenden, ihre Kräfte reichten nicht aus, dem zerrütteten Staate die Ordnung wiederzuschaffen. Für Ungarn sei genug geschehen, sie bäten nochmals dringend den König um schleunige Heimkehr. Und in einem zwei Jahre älteren Briefe Olesnicki's faßt dieser Staatsmann, dem ein genauer Einblick in die Lage wahrlich nicht fehlen konnte, die gesammte Noth des Reiches folgendermaßen zusammen: „Erlauchtester König, ich habe gewiß oft genug diese und viele andere Schäden, die Nachlässigkeit, die Schlaffheit, die schlechte Verwaltung des Reiches und der Finanzen, sowohl insgeheim als öffentlich denen vorgehalten, die das Reich regieren, und ihnen dargelegt, wie nothwendig eine Reformation sei, ja, ich habe sie flehentlich darum gebeten. Eine Wandlung zum Bessern hat aber nicht stattgefunden. Nur das habe ich erreicht, daß meine Freunde mir zu Feinden wurden, und weil ich mit der Wahrheit nicht zurückhalte, werde ich mit den Meinigen und meiner Kirche beleidigt und aufs Aergste verfolgt. Was ich im verflossenen Jahre an Schädigungen, Verfolgungen, Brand und Raub zu leiden gehabt habe, wird Ew. Majestät, wie ich glaube, zu Ohren gekommen sein, und Gleiches steht mir wegen der Strafen bevor, die ich jüngst verhängt habe." Nun sei er freilich zur Einsicht gelangt, daß er damit nichts Anderes erreiche, als das eigene Verderben, daher flehe er den König an, er möge alle diese so großen Schäden zu Herzen nehmen und aus Mitleid und Erbarmen Fürsorge tragen, daß rasch und wirksam Hilfe komme, damit Elend, Seufzen und völliger Untergang abgewandt werden. „Denn erfolgt nicht bald eine Abhilfe der durch die Nachlässigkeit der jetzigen Verwalter des Reichs entstandenen Schäden, so hat Ew. Majestät zu befürchten, daß dieses, durch auswärtige Kriege, feindliche Einfälle und stete innere Zwietracht geplagte Reich nicht nur, wie es bereits der Fall ist, sich zum Niedergange neigt, sondern ganz trostlos zu Grunde geht."

Es ist kaum möglich, stärkere Farben für die Nothwendigkeit energischen Eingreifens zu wählen. Der Rückkehr des Königs, die allein effective Hilfe

bringen konnte, gedenkt Olesnicki nicht. Er wollte die Wirkung und scheute vor dem einzig wirksamen Mittel zurück.

Nun war die Schlacht bei Varna geschlagen, und wenn Olesnicki nicht zugeben wollte, daß damit seine ungarische Politik gerichtet war, dachten unparteiische Männer doch anders. Wir haben dafür ein merkwürdiges Zeugniß. Neun Jahre nach der Schlacht bei Varna schickte Aeneas Silvius dem ihm humanistisch befreundeten Krakauer Bischofe eine Sammlung seiner Briefe zu. Zbigniew dankt in hochtönenden Worten, polemisirt aber eifrig gegen die Darstellung, welche das ungarische Unternehmen und der Untergang König Wladislaws in diesen Briefen finden. Wladislaw und seine Rathgeber hätten weder aus Ehrgeiz noch aus Gier nach Ländern — deren hätten sie übergenug — die ungarische Krone angenommen. Sie sei dem Könige mehrmals angetragen, durch die Wahl der ungarischen Stände aufs Haupt gesetzt, und um der Christenheit gegen die Türken Schutz zu schaffen, übernommen worden. Daß der endliche Ausgang ein unglücklicher gewesen, daran trage nicht geringe Schuld der von Aeneas Silvius so hoch gepriesene Johann Huniad, der im entscheidenden Augenblicke die Polen im Stich gelassen habe. Der Herr habe die Sünden der Zeitgenossen heimgesucht, die statt den Helden zu unterstützen, ihn seinem Schicksale überlassen hätten.

Mit großer Feinheit antwortet Aeneas Silvius in einem langen Brief, den man, wie er selbst sagt, eher ein Buch nennen könnte. Die Darstellung und das Urtheil Zbigniew Olesnicki's sei ihm von um so höherem Werth, als dieser Cardinal und der nach dem Könige erste Mann Polens sei, ohne den weder Krieg noch Frieden, noch sonst irgend etwas von Bedeutung beschlossen werde. Aber er kann doch mit einigen Einwendungen nicht zurückhalten. Der nachgeborene Sohn Kaiser Alberts, Ladislaus, sei schon zum Könige gekrönt gewesen, als Wladislaw den ungarischen Boden betrat. Es sei doch die Frage aufzuwerfen, ob in Ungarn Wahlrecht oder Erbrecht über die Krone entscheide. Sei Ungarn ein Wahlreich, dann habe Zbigniew mit seiner Darstellung zweifellos recht; er aber, Aeneas Silvius, habe von Leuten, die Ungarn wohl kennen, gehört, daß dort die Krone vom Vater auf den Sohn übergehe. Auch der Papst habe in diesem Sinne entschieden. Nur wenig zutreffend sei es aber zu behaupten, um Christi willen, um das Land vor den Türken zu schützen, sei Wladislaw König von Ungarn geworden. Als König von Polen hätte er nicht minder helfen können, ohne irgend den Rechten des nachgeborenen Prinzen zu nahe zu treten. Solange Zbigniew in seiner Weisheit ihn nicht eines Besseren belehre, könne er nicht erkennen, daß irgend welche Umstände, oder irgend welche Personen im Recht gewesen seien, über die Krone des Knaben zu verfügen. Er wisse wohl, daß die Polen großherzige und tapfere Männer seien, daß es ihnen an Land und Reichthümern nicht fehle: aber das reiche Asien habe dem Xerxes auch nicht genügt, Alexander habe nach all' seinen Erfolgen noch Indien einnehmen wollen, Attila, der Germanien, Gallien, Italien verwüstet, hat nicht leben

können, ohne die besten Völker der Welt, die Römer und Westgothen, unterjocht zu haben. Und solcher Beispiele gebe es mehr. Wenn ein Jüngling so edler Herkunft, wie Wladislaw, im Vertrauen auf seinen hohen Sinn, nach Ruhm begierig, auch Ungarn begehrt habe, so sei das menschliche Schwäche und zwar eine so allgemeine Schwäche, daß man sogar demjenigen, der sie nicht theile, einen Vorwurf daraus mache. Den Fürsten, der sich mit dem Seinigen begnüge, schelte man insgemein träge, einen Knecht des Schlafes und der Genüsse; ein Mönch, sage man, hätte aus ihm werden müssen und kein König. Jünglinge, die durch solche Vorwürfe erregt werden, beginnen ungerechte Kriege. Habe Wladislaw aus solchen Beweggründen den ungarischen Thron eingenommen, so sei er auf falschem Wege gewesen. Uebrigens sei er gerne bereit, alle persönlichen Vorzüge des jungen Königs anzuerkennen und zuzugeben, daß es um Ungarn und die Christenheit besser stände, wenn er noch lebte.

Eine Antwort Olesnicki's auf diesen Brief ist nicht erhalten. Es wird ihm nicht leicht geworden sein, alle die Spitzen zu verwinden, welche der geistreiche Freund ihm in so liebenswürdiger Form bot, denn im Grunde trafen diese Vorwürfe doch jenen ersten Mann in Polen, ohne dessen Rath weder Krieg noch Frieden, noch sonst ein Beschluß zu Stande kam. Den allerheikelsten Punkt, den Treubruch von Szegedin, berührt aber Keiner der beiden Prälaten. Der Papst hatte ihn gebilligt, und so durfte auch Aeneas Silvius diese schärfste Waffe gegen Olesnicki nicht ins Feld führen. Daß aber der künftige Papst gerade die höchstfliegenden Pläne des Bischofs unter den Gesichtspunkt jugendlichen Ehrgeizes bringt, das ist die schärfste Verurtheilung, welche die Politik Olesnicki's erfahren hat.

Es fehlt nicht an Symptomen, daß man nach dem Tode Wladislaws auch in Polen gern den allzumächtigen und immer herrischer auftretenden Prälaten beseitigt hätte. Aber gerade jetzt wurde er unentbehrlich, da der Großfürst Kasimir, der allein berechtigte Bruder Wladislaws, unterstützt von seinen littauischen Bojaren, der polnischen Politik einen Widerstand entgegensetzte, den zu überwinden nur Olesnicki stark und geschickt genug war.

Wir erinnern uns, daß die polnischen Großen das Erbrecht Kasimirs noch bei Lebzeiten seines Vaters unumwunden anerkannt hatten. Dagegen hatte man ihm nie den Titel Großfürst von Littauen geben wollen, weil er ohne eine vorhergegangene Mitwirkung der polnischen Großen jene Stellung erlangt hatte. So war mit dem Tode Wladislaws der staatsrechtliche Zusammenhang zwischen Polen und Littauen eigentlich gelöst, und es hing vom Willen Kasimirs ab, ob und wie derselbe wiederhergestellt werden sollte. Nur wenn die Polen — wie sie verpflichtet waren, es zu thun — ihn zum Nachfolger des Bruders erhoben, konnte die Verbindung wiederhergestellt werden; es konnte aber für Kasimir und besonders für die Littauer sehr wohl die Frage aufgeworfen werden, ob es vortheilhaft sei, die polnische Krone anzunehmen. Wir haben gesehen, welchen Aufschwung gerade unter Kasimirs

Regiment Littauen genommen hatte, wie schlimm es dagegen um Polen stand. In Littauen war er Herr, in Polen — darüber konnte kein Zweifel bestehen — mußte er sich dem Willen des Adels und der Prälaten beugen. Der junge Großherzog erklärte zunächst, er wolle an den Tod des Bruders nicht glauben, dessen Beglaubigung fehle. Auch gingen allerlei Gerüchte durchs Land: ein Kaufmann behauptete, Wladislaw gesehen und gesprochen zu haben, und wenn sich auch diese Aussage als trüglich erwies, Kasimir gab sie den Anlaß, die Entscheidung über die polnische Krone hinauszuschieben. Als nun der polnische Adel im April 1445 zu Sieradz zum Reichstage zusammentrat, und als Bedingung für die Uebertragung der polnischen Krone die formelle Anerkennung Wolhyniens und Podoliens als polnischer Provinzen verlangte, erhielt er von Kasimir eine direct abschlägige Antwort. Der junge Fürst berief sich auf seinen, den Littauern geleisteten Krönungseid. Erst als man in Polen Miene machte, den Herzog von Masovien auf den Thron zu heben — auf dem Reichstage zu Petrikau wurde er sogar förmlich gewählt — gab Kasimir scheinbar nach. Man vereinigte sich darauf, die wolhynisch-podolische Frage in der Schwebe zu lassen, und durch Urkunde vom 17. September 1446[1]) verpflichtete sich Kasimir, nachdem er die brüderliche Verbindung Littauens und Polens ausdrücklich anerkannt hatte, zu Johanni des nächsten Jahres in Krakau zu erscheinen, um die Krone in Empfang zu nehmen.

Ein Versprechen des Königs, noch vor der Krönung oder unmittelbar nach derselben die polnischen Privilegien zu bestätigen, wurde dabei nicht verlangt, wohl aber trugen die Littauer Sorge, daß er vor seinem Aufbruch nach Krakau ihnen ihre Freiheiten beschwor. Feierlich verpflichtete sich Kasimir dabei, die Grenzen Littauens, wie sie zu Zeiten Witolds gewesen waren, wiederherzustellen. Damit war aber dem Streit um Wolhynien und Podolien bereits präjudicirt. Man mußte sich auf einen harten Kampf vorbereiten und es gehört wohl in diesen Zusammenhang, daß Zbigniew Olesnicki noch vor dem Eintreffen des künftigen Königs die Streitigkeiten zwischen Kirche und Adel beilegte, damit die polnischen Interessen einhellige Vertretung fänden.

Die Krönung fand in hergebrachter Ordnung am 24. Juni 1447 statt, und die erste Regierungshandlung des Königs war, jene Neutralitätsstellung, welche Polen in dem Kirchenstreite eingenommen hatte, aufzugeben und Papst Nicolaus V. ohne Rückhalt anzuerkennen. Gewiß eine kluge und nothwendige Maßregel, die aber in ihren Folgen dem Könige allerlei Unannehmlichkeiten eintrug, die hauptsächlich in den Intriguen Olesnicki's ihren Grund hatten. Wir erinnern uns, daß Papst Eugen IV. ihm das Capellum, den rothen Cardinalshut, schon 1439 verliehen hatte, der Gegenpapst Felix IV. hatte dann 1441 ein Weiteres gethan, und sowohl ihm als dem Erzbischof von Gnesen den rothen Hut gesandt. Da die polnische Kirche jedoch neutral war, durfte Keiner von Beiden jene höchste Auszeichnung, welche die katholische

1) Codex epist. II, VI.

Kirche verleihen kann, annehmen. Jetzt suchte Olesnicki, da der Kirchenfriede geschlossen war, sich das ihm zweimal verliehene Capellum zu sichern. Auch fand er in Rom scheinbar ein williges Ohr, die Zusendung aber erfolgte nicht, und wie Olesnicki bald einsehen mußte, durch die Gegenwirkung des Erzbischofs von Gnesen und der Großpolen, die eine Minderung ihres Primats befürchteten, wenn der ehrgeizige Bischof von Krakau Cardinal werde. Der König selbst aber hatte sich auf die Seite der Gegner Olesnicki's gestellt. Erst im Herbst 1449 erreichte er sein Ziel, und den Widerstand, den der König der Erfüllung seines Lieblingswunsches entgegengesetzt hat, hat er ihm nie vergessen und vergeben können. Wir finden fortan Olesnicki als steten Gegner der Politik des Königs und er verstand es, seine hohe geistliche Stellung mündlich und schriftlich in einer Weise dem Könige zur Geltung zu bringen, die weit über die Grenzen des Erträglichen hinausging. Diese feindselige Stellung des Cardinals hat tief in die inneren polnischen Verhältnisse eingegriffen, und giebt den ersten Regierungsjahren des Königs ihren Stempel.

Nachdem Kasimir in Piotrkow (August 1447)[1]) dem polnischen Adel noch einige Zugeständnisse gemacht hatte, kehrte er nach Littauen zurück und erst auf einem polnisch-littauischen Tage zu Lublin kam Ende Mai 1448 die heikele wolhynisch-podolische Frage zur Sprache. Eine Verständigung war nicht zu erreichen. Der König trat für die littauischen Ansprüche ein, vermochte aber auch seinerseits nichts durchzusetzen. Die einander gegenüberstehenden Parteien hatten ihre Kräfte gemessen, und zunächst ein Gleichgewicht constatiren müssen. Es war den Plänen des Königs günstig, daß man in Großpolen Zbigniew Olesnicki nichts weniger als freundlich gesinnt war. Die einen ließen sich gegen die anderen ausspielen. Dagegen konnte Kasimir in der auswärtigen Politik einige Erfolge verzeichnen. Michael, der Sohn Sigmunds, der als Prätendent in Littauen auftrat, wurde völlig isolirt und als er sich den Tataren verband, des Landes vertrieben. Ein Ende August 1449 mit Moskau geschlossener Vertrag beraubte ihn jeder Unterstützung von dieser Seite. Da dieser Vertrag die Basis der späteren russisch-littauischen Beziehungen bildet, setzen wir die wichtigsten Bestimmungen desselben her: der Großfürst Wassili Wassiljewitsch von Moskau, Nowgorod, Rostow, Perm u. s. w. und seine jüngeren Brüder Iwan Andrejewitsch, Michail Andrejewitsch und Wassili Jaroslawitsch einerseits und der Großfürst von Littauen, Reussen und Samaiten andererseits, schließen ewige Verbrüderung, Freundschaft und Eintracht gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde. Kasimir verpflichtet sich, den Dmitri Schemjäka nicht aufzunehmen[2]), Wassili, dem Herzog Michail keine Zuflucht zu gewähren. Wassili und seine Brüder werden weder Littauen, Smolensk nebst seinen Dependenzen, Lubutsk, Mtschensk noch sonst irgend welche Grenzstriche an sich zu reißen suchen, und ebenso wird Kasimir sich

1) Vol. leg. I, 68 ff.
2) Vgl. Geschichte Rußlands p. 297.

der russischen Grenzorte enthalten. (Hierüber folgen dann genauere Angaben.) Stirbt Kasimir, so soll Wassili die Vormundschaft von dessen Kindern übernehmen, im umgekehrten Fall Kasimir den jungen Großfürsten, Iwan, bevormunden. Welcher der pactirenden Theile Hilfe gegen die Tataren oder andere Feinde verlangt, dem soll sie auf sein Ansuchen gewährt werden. Ist es aber nicht möglich Hilfe zu leisten, so soll das keinem Theile zur Schuld angerechnet werden. Der Großfürst von Moskau darf seine alten Beziehungen zur Horde aufrecht erhalten, und seine Gesandten zum Chan sollen freien Durchzug durch littauisches Gebiet haben. Der Großfürst Boris Alexandrowitsch von Twer soll als littauischer Fürst gelten. Sowohl Wassili wie Kasimir werden einander die dienenden Fürsten nicht abspenstig machen.[1] Kasimir verpflichtet sich, in die Angelegenheiten des Fürsten Wassili Iwanowitsch von Twer und seiner Brüder nicht einzugreifen, namentlich aber sich von Nowgorod und Pskow mit ihren Gebieten fern zu halten. Wollen sie sich ihm unterwerfen, so soll es ihm nicht freistehen, sie anzunehmen. Dagegen mag er mit den Deutschen einen ewigen Frieden schließen. Will Wassili die ungehorsamen Nowgoroder züchtigen, so soll Kasimir nicht dazwischen treten, dagegen verspricht Wassili auf die von Alters her mit Littauen vereinigten Nowgoroder Gebiete keinerlei Ansprüche zu erheben. Der Fürst Iwan Fedorowitsch von Rjäsan gehört zu Moskau, die Fürsten von Werchowje sind Littauen tributpflichtig. Die Grenze zu Wasser und Lande geht, wie sie zur Zeit war, da Witold starb. Endlich sollen Gesandte und Kaufleute in beiden Ländern frei ziehen dürfen.[2] Von demselben Tage datirt dann noch ein Specialvertrag zwischen Kasimir und dem Großfürsten Boris Alexandrowitsch von Twer, dem zu Folge das strittige Gebiet von Rshew in seinen alten Grenzen an Twer zurückfällt, letzteres sich zur Hilfsleistung wider alle Feinde Littauens ohne jede Ausnahme verpflichtet, die Grenzzwistigkeiten und das Verhältniß der dienenden Fürsten sowie der beiderseitigen Bojaren geregelt werden. Während erstere von Littauen nach Twer und umgekehrt nur unter Aufgabe ihrer Erbländer übergehen dürfen, steht den Bojaren und Dienern der Uebertritt ohne jede daran geknüpfte Bedingung frei.

Schon vorher hatte der Wojewode Peter von der Moldau den Huldigungseid abgelegt, so daß der König mit wirklicher Befriedigung auf die Ordnung der auswärtigen littauischen Verhältnisse blicken konnte. Von dieser Seite hatte er nichts zu fürchten. Er konnte nunmehr seine ganze Kraft der Lösung der polnisch-littauischen Differenzen zuwenden. Es mußte sich entscheiden, bei wem die Leitung der Politik lag, beim Fürsten oder bei jenen Adelssippen, welche seit Generationen gewöhnt waren, die polnische Politik so zu führen, daß sie stets in majorem gloriam der Adelsherrschaft ihr Endziel fand.

---

1) Vgl. Geschichte Rußlands p. 316.
2) Danilowicz: Skarbiec II, p. 192—93.

So geringfügig verhältnißmäßig das Object, die Zugehörigkeit Wolhyniens und Podoliens zu Littauen oder zu Polen war, der Streit hat in seinen Folgen über die Stellung des polnischen Königthums entschieden und verdient von diesem Gesichtspunkte aus, auch in unserer mehr skizzirenden als erschöpfenden Erzählung, ausführlicher betrachtet zu werden.

Es war für Kasimir, der die Frage der Bestätigung der polnischen Privilegien hinziehen wollte, günstig, daß, als der Reichstag zu Piotrkow am 6. December 1449 zusammentrat, alle anderen Gedanken in Polen vor der Thatsache zurücktraten, daß Zbigniew Olesnicki nun wirklich den ersehnten Cardinalshut erhalten hatte, und sich jetzt entscheiden mußte, welches die Stellung des Bischofs von Krakau als Cardinal zum Primas der polnischen Kirche, dem Erzbischof von Gnesen, sein werde. Es ist darüber auf dem Reichstage zu äußerst erbitterten Debatten gekommen; Großpolen und Kleinpolen standen einander gegenüber und um Schlimmeres zu verhüten, setzte der König endlich durch, daß Erzbischof und Cardinal den Reichstag verließen, der dann freilich bald darauf, ohne irgend ein Resultat, auseinanderging.

Erst im Sommer 1451 gelang es dem Könige, nachdem bis dahin vielfache Berathungen und Zusammenkünfte ohne jedes Ergebniß geblieben waren, die Frage endgiltig zu lösen. Ein Reichstag zu Piotrkow brachte die Entscheidung. In Anbetracht der Zerrüttung, welche dem Reiche in Folge des Streites über das Cardinalat Olesnicki's drohe, — erklärte der König — habe er ein Parlament der Prälaten und Barone des Reichs zusammenberufen[1]) und unter Beirath derselben beschlossen, zuvörderst die Vorrechte des Gnesener Primats über die Krakauer Kirche ausdrücklich zu bestätigen. Dagegen habe Jedermann die Cardinalswürde Olesnicki's anzuerkennen, und ihm die entsprechende Ehre zukommen zu lassen. In Zukunft solle jedoch weder der Erzbischof von Gnesen, noch der Bischof von Krakau, noch sonst ein Bischof ohne Zustimmung des Königs sich um das Cardinalat oder um die Stellung eines päpstlichen Legaten bewerben. Erzbischof und Cardinal sollen nie gemeinsam im königlichen Rathe sitzen, sondern Tag um Tag alternirend. Die Krönung der Könige und Königinnen von Polen stehe nur dem Erzbischofe von Gnesen zu. Zur Krönung dürfe Olesnicki zwar im Cardinalsornat erscheinen, aber nur die Ehren eines Bischofs von Krakau beanspruchen. Wolle er fern bleiben, so solle es ihm freistehen.

Dieses Decret aber sei fest einzuhalten, wer es bricht, soll gewärtig sein, den König und alle Stände wider sich zu haben.

Es war eine völlige Niederlage, die Olesnicki hier erlitt, ein Sieg des Königs über die mitbetroffene Partei der kleinpolnischen Oligarchen, die zum ersten Mal in der Person ihres Führers die eigenen auf Beherrschung ganz Polens ausgehenden Pläne gekreuzt sahen. Mit großer Geschicklichkeit hatte Kasimir es verstanden, den Gegensatz zwischen Groß- und Kleinpolen in

1) Vol. leg. I, 77: „indicto per Nos superea potissime parlamento."

dieser Frage auszunutzen. Gelang es ihm noch in der wolhynisch-podolischen Frage durchzudringen, so hatte das Königthum auf der ganzen Linie den Sieg davongetragen.

Hier aber sollte er, zum Unglück für Polen, unterliegen.

Olesnicki, den wir in seiner gekränkten Eitelkeit als unversöhnlichen Gegner dem Könige gegenüberstehen sehen, setzte alle Hebel an, um seinen Zweck zu erreichen. Auf einem kleinpolnischen Landtage zu Korczyn hatte Kasimir noch mit größter Entschiedenheit einen versuchten Eingriff Olesnicki's in die littauischen Angelegenheiten zurückgewiesen, und als zu Anfang des Jahres 1452 Switrigail starb, ließ der König Luck bei Littauen. Darüber steigerte sich die Spannung zwischen ihm und Olesnicki's Partei aufs Aeußerste. Sogar von einem Hochverrathsproceß gegen den Cardinal ist damals die Rede gewesen. Er durfte einen Reichstag zu Sieradz nicht besuchen, und die Verhandlungen nahmen einen immer mehr erbitterten Charakter an. Die Stellung Kasimirs aber verschlimmerte sich dadurch, daß er sich mit dem Gedanken trug, Elisabeth, die Schwester des Königs Ladislaw Posthumus, zur Gemahlin zu nehmen, und daß die damit verbundenen finanziellen Fragen ihn zu Rücksichten auf die Wünsche der Polen nöthigten, und ihn bald in völlige Abhängigkeit brachten. In der Hoffnung, noch Mittel und Wege zu einem Ausgleich zu finden, versprach er zu Sieradz binnen Jahresfrist die polnischen Privilegien zu bestätigen. Der Ausgleich war aber nicht zu erreichen. Wie groß die Gegensätze waren, sieht man daraus, daß, als auf einer Versammlung zu Parczow die Polen den Papst als Schiedsrichter in Vorschlag brachten, die Littauer, nicht ohne Hohn, den Tatarenchan als ihren Schiedsrichter vorschlugen.

So nahte zu Johanni 1453 der verhängnißvolle allgemeine Reichstag von Piotrkow.[1])

Die Stimmung in Polen war eine äußerst erbitterte. Man wußte, daß der König sich dem Eide entziehen wolle. Die Schwierigkeiten mit Schlesien waren, um freie Hand gegen Littauen zu haben, durch einen vierjährigen Frieden beseitigt worden. Um jeden Preis, und wenn es einen Krieg mit Littauen koste, sollte der König gezwungen werden, nachzugeben. Auch die Littauer hatten dem polnischen Reichstage mit Sorge entgegengesehen. Da sie auf demselben natürlich nicht vertreten sein konnten, hatten sie einen Littauer, der seinem Aeußern nach wohl für einen Polen gelten konnte, in die Versammlung gesandt. Sie mochten hoffen, daß er unter der großen Menge nicht bemerkt werde und ihnen lag Alles an genauer Kenntniß der Verhandlungen. Auch scheint der falsche Pole die ersten Tage unerkannt dem Parlamente beigewohnt zu haben. Der König wurde mit Vorwürfen über-

1) Ueber diesen Reichstag besitzen wir außer dem Kasimir höchst feindseligen Berichte von Dlugosz, XIII, 115 nur noch den eines Agenten des Meisters bei Raczynski, Codex dipl. Littuaniae p. 112. Vgl. Caro, IV, 446 ff.

häuft und von vornherein nahm die Verhandlung einen äußerst tumultuarischen Charakter an. Man hörte die erregte Menge rufen: Die Polen müssen Luck haben und wenn sie alle darum sterben sollten! So sehr drangen sie in den König, daß dieser schließlich in Thränen ausbrach: er wisse wohl, daß sie ihn nicht zum Könige haben wollten „ihr sinnt, wie ihr mich verrathen möget!" Die Erbitterung steigerte sich noch, als man zu allem Unglück den verkappten Littauer erkannte. Man fiel über ihn her, schlug ihn dem Könige zur Schmach und raufte ihm das Haar, daß er kaum am Leben blieb.[1]) Laut wurde die Absetzung des Königs verlangt, und um die Verhandlungen besser fördern zu können, ward der Beschluß gefaßt, daß der Reichstag in zwei getrennten Gruppen berathen solle. Zu der einen thaten sich die Würdenträger (consiliarii, barones, proceres), zur andern die Ritterschaft zusammen (die nobiles, patricii und pauperes). Es ist eine bedeutsame Scheidung, welche von nun an in Polen ständig bleibt und in ihrer weiteren Entwickelung dahin führte, das Uebergewicht in die zweite Gruppe, die der Ritterschaft, zu spielen.

Jeder dieser Theile des Reichstages tagte besonders und faßte einhellige Beschlüsse, die dann von dem anderen Theile des Reichstages angenommen wurden. Da der König die Rechte und Privilegien nicht beeidigte, beschworen die Stände einander gegenseitig ihre Freiheiten zur Behauptung derselben gegen Jedermann, selbst gegen den König. Diesem aber seien vier Räthe zur Seite zu stellen, ohne deren Genehmigung kein Decret des Königs giltig sein solle.

Es war eine Conföderation des Parlaments wider den König, die noch dadurch einen besonders feindseligen Charakter erhielt, daß man beschloß, die üblichen Beherbergungen des Königs und seiner Diener, sowie die Lieferungen zu den Reisen Kasimirs nicht mehr zu entrichten und die Littauer aus Polen zu verweisen.

Für Kasimir gab es nur zwei Möglichkeiten: entweder er fügte sich den Polen und beschwor ihre Privilegien und suchte sich dann irgendwie mit Littauen auseinanderzusetzen, oder aber er weigerte sich, stellte sich an die Spitze der Littauer und zwang Polen, auf den Theil der Privilegien zu verzichten, der das Verhältniß zu Littauen betraf. Ein drittes hatte der kluge Bischof von Krakau, Cardinal Zbigniew, ersonnen. Der König solle einen Großfürsten in Littauen als seinen Lehnsmann einsetzen. Ein ganz unannehmbarer Vorschlag, der den Abfall Littauens bedeutete und einen Krieg und für Kasimir wohl den Verlust beider Reiche zur Folge gehabt hätte. Aber auch das war doch im höchsten Grade bedenklich, wenn Kasimir selbst Littauen gegen Polen führte. Schon hatten sich, wie wir weiter unten sehen werden, die Verhältnisse mit dem Orden so zugespitzt, daß ein Krieg in

1) Wir glauben dieses Ereigniß an dieser Stelle in die Erzählung des Dlugosz einreihen zu müssen.

kürzester Frist ausbrechen mußte. Der ungarische Heirathsplan wäre über einem polnisch-littauischen Kriege zurückgegangen, die politische Machtstellung beider Staaten aufs Aeußerste gefährdet worden. Es blieb eben nur der eine schwere Entschluß, nachzugeben, womöglich in einer Form den Eid zu leisten, der den Eidbruch Littauen gegenüber nach Möglichkeit verhüllte.

Und dazu hat sich König Kasimir nach schweren Kämpfen auch entschlossen und der polnische Reichstag ist ihm in gewissem Sinne entgegengekommen, indem er nicht auf die ausdrückliche Erwähnung von Wolhynien und Podolien als wiederzuerstattender Reichstheile bestand. Der König hat die Reichsgesetze „nach vielem Anmahnen mit großer Mühe eidlich bekräftigt“ [1]), zwölf Barone und zwölf Ritter — nach den beiden Theilen des Parlaments — wurden delegirt, den Eid in Empfang zu nehmen, an ihrer Spitze Zbigniew Olesnicki, in dessen Hände der König den Verfassungseid leisten mußte, durch den er nicht nur alle Privilegien seiner Vorgänger bestätigte, sondern auch „die Wiedergewinnung aller *ungerechter Weise* dem Reiche entfremdeten und abgerissenen Theile mit allen Kräften anzustreben, seine Grenzen nicht zu vermindern, sondern zu vertheidigen und wenn möglich zu erweitern“ sich verpflichtete. [2])

Am 30. Juni wurde das Siegel des Königs unter die Urkunde gehängt, welche seine Demüthigung und die Abdankung des polnischen Königs zu Gunsten der polnischen Aristokratie für immer bekräftigte.

Der Abschluß der Ehe mit Elisabeth begegnete nun keinen weiteren Schwierigkeiten. Die Auflage, die ihr zur Morgengabe bestimmt war, wurde bewilligt und noch zu Anfang des Jahres 1454 konnte in Krakau die Hochzeit mit allem Prunke begangen werden: freilich, nicht ohne daß auch hier der Mißton des Parteigezänkes, der fortan von dem öffentlichen Leben Polens untrennbar scheint, dazwischen geklungen hätte. Zbigniew Olesnicki und der Erzbischof von Gnesen streiten um die Ehre, die Trauung zu vollziehen und die kleinpolnischen und großpolnischen Herren gerathen darüber hart an einander. Man einigte sich schließlich dahin, daß der zur Zeit anwesende Johann von Capistrano, jener wandernde Mönch, der gern ein zweiter Bernhard von Clairveaux gewesen wäre, die Trauung vollzog. Den Uebermuth des Adels, wie die Ueberhebung des Cardinals mußte der König aber nur zu bald wieder über sich ergehen lassen.

Wir können dem höchst unerquicklichen Treiben des Cardinals hier nicht folgen. Er ist in seinem letzten Lebensjahre dem Könige eine harte Zuchtruthe gewesen, der dieser, so wie die Verhältnisse lagen, sich nicht entziehen konnte. Die letzte politische Handlung desselben ist ein Protest gegen den Krieg mit dem Deutschen Orden gewesen, der, wenn er gleich wirkungslos

1) Vgl. *Lengnich*: Polnische Geschichte. Leipzig 1741. Ein trotz seiner Kürze vortrefflich gearbeitetes, auch heute nicht überflüssiges Buch.

2) Vgl. *Caro* l. l. 448, der hier die Originalhandschrift des Dlugosz hat einsehen können.

verhallte, doch deutlich zeigt, wie wenig die Denkweise des Mannes auf eigentlich nationalem Boden ruhte. Denn die Zertrümmerung der Ordensmacht mußte nun einmal das Ziel einer jeden gesunden polnischen Politik sein. Nicht als altes Besitzthum Polens, wie der polnische Chauvinismus wohl wollte, sondern als höchst begehrenswerthes Ziel mußte die Erwerbung des Weges zum Meere erstrebt werden, da bei der inneren Zerrüttung des Ordensstaates die Frage nur die sein konnte, wer als Erbe des Hochmeisters in die Marienburg dermaleinst einziehen werde. Bei Zbigniew überwog hier, wie fast immer in seinem Leben, der Prälat den Polen und als Prälat ist er vor Allem seinem Könige entgegengetreten. Von der Loyalität des Unter-



Denkstein des Cardinals Zbigniew Olesnicki, Bischof von Krakau (1389—1454).

Steinrelief aus der Jagellonen-Universität zu Krakau, 1453. Darstellend die heilige Jungfrau, welcher der vor einem Betschemel knieende Bischof die von ihm zu Krakau in dem „Jerusalem" genannten Hause gegründete Universität oder „Burse" durch Darbringung des Modelles weiht. Dem Bischof assistirt ein zweiter; links das Wappenschild der Olesnicki. Umschrift: Ad honorem, o Mater Dei, salutem animarum. In nomine Jesu Christi pro nobilitate, pro habitatione studiosorum Reverend. in Christo pater, dominus Sbigneus misericordiâ divina tituli S. Prisce Rom: Eccles: Presbyter Cardinalis, Episc: Cracov: A. D. milles: CCCC quinquagesimo tertio me fecit. Länge 39½, Höhe 29 Centimeter.

thanen finden wir bei ihm kaum einen Zug. Es ist ein unerträglicher Ton von Selbstüberhebung, der uns aus seinen Briefen an den König entgegentritt, und es ist wohl begreiflich, daß Kasimir aufathmete, als ihn die Nachricht traf, daß der Cardinal am 1. April 1454 zu Krakau gestorben sei.

Es wäre ungerecht, wollten wir die großen Seiten in dem Charakter des merkwürdigen Mannes übergehen. Wir haben seiner umfassenden Bildung schon gedacht. Eine ungewöhnliche Arbeitskraft und großes administratives

Geschick ermöglichte ihm die Leitung seiner Diöcese mit der umfassendsten politischen Arbeit und einer weit ausgedehnten politischen und literarischen Correspondenz zu vereinigen. Dabei rühmte man seinen wohlthätigen Sinn, die Treue, die er seinen Freunden bewahrte, seine Freigebigkeit und Frömmigkeit. Aber der überwiegende Zug seines Wesens war doch der Ehrgeiz, den es drängte, sich selbst zu erhöhen und, was über ihm stand, hinabzuziehen. Es war das Unglück Polens, daß dieser Mann der Rathgeber dreier Könige wurde. Schrittweise hat er das Königthum herabgewürdigt und wenn über den Trümmern desselben die polnische Aristokratie ihr Haupt erhob, so war dies, wer könnte es heute bestreiten, das Unglück Polens.

Zwanzigstes Kapitel.

Polen im Kampf mit dem Orden, Rückwirkung und Folgen desselben.

Die Darstellung des großen Krieges, in dem der Deutsche Orden in sich zusammenbrach, gehört trotz der Bedeutung, welche dieser Krieg für Polen hatte, doch mehr in den Zusammenhang der deutschen Geschichte. Wir können die Ereignisse nur berühren, nicht erzählen.

Der schon lange bestehende Gegensatz zwischen den Ordensrittern und den Ständen des Landes hatte am 13. März 1440 in Marienburg zum Abschluß des preußischen Bundes geführt, der nach dem Tode des tüchtigen Ordensmeisters, Conrad von Erlichshausen, in den Tagen Meister Ludwigs eine den Ordensbrüdern immer feindseligere Haltung annahm. Der parteiische Richtspruch, durch den, Ende 1453, Kaiser Friedrich III. die sofortige Auflösung des Bundes gebot, hatte den Abfall desselben vom Orden zur Folge. Am 18. Februar 1454, während noch die zur Hochzeitsfeier des Königs erschienenen Vertreter des Ordens in Krakau weilten, erschien daselbst eine Gesandtschaft von zwölf Delegirten der Aufständischen, an deren Spitze Hans von Baisen, Augustin von der Schewe und Gabriel von Baisen standen. Unter Vorbehalt ihrer Rechte und Freiheiten boten sie dem Könige ihre Unterwerfung und den Besitz Preußens an. Ohne zu zögern, griff der König zu. Seine Kriegserklärung an den Orden datirt vom 22. April [1]), durch Urkunde vom 6. März nahm er die Bewohner Preußens zu seinen Unterthanen an, drei Tage darauf ernannte er Hans von Baisen zum Gubernator der preußischen Lande und zum Haupt der nunmehr polnisch-preußischen Landesverwaltung. Dieser Hans von Baisen ist fortan der eigentliche Führer der Bewegung. Seinen Stab bildeten der Hauptmann des Kulmer Landes, Ritter Augustin von

1) Dogiel, cod. dipl. IV, 143.

der Schewe, mit dem Sitz in Graudenz, Stibor von Baisen, Wojewode im Königsbergischen, Gabriel von Baisen, Wojewode im Elbing'schen, Jon von der Jene, Wojewode in Pommerellen. Der polnische Reichskanzler, Jan von Koniecpole und der Bischof Andreas von Posen nahmen den Eid der eidbrüchigen Bevölkerung zu Thorn und zu Elbing entgegen.

Der Krieg, der schon längere Zeit zwischen dem Orden und seinen aufständischen Unterthanen gewüthet hatte, ist nun dreizehn Jahre lang mit äußerster Anstrengung und Erbitterung von beiden Seiten geführt worden. Als 1460 Marienburg durch Verrath in polnische Hände fiel, dann aber wieder vom Orden unterworfen wurde, folgte ein Waffenstillstand, der, auf zwanzig Monate abgeschlossen, nur schlecht eingehalten wurde und zu neuem blutigen Kriege führte, der erst seinen Abschluß fand, als der aufs Aeußerste erschöpfte Orden sich genöthigt sah, am Sonntag, den 19. October 1466 den ewigen Frieden zu Thorn abzuschließen. Ganz Westpreußen mit Marienburg, Thorn, Kulm, Danzig und Elbing mußte an Polen abgetreten werden und für Ostpreußen, das dem Hochmeister blieb, mußte dieser dem Könige Kasimir den Lehnseid leisten.

Das Friedensinstrument bedarf für unsere Zwecke einer genaueren Betrachtung. Nach der üblichen formelhaften Einleitung beginnt es mit der Aufzählung der an Polen gekommenen Städte und Landschaften, wobei wir überall neben den deutschen Namen eine polnische Umformung derselben finden: Birgelau ist Byrzgolowo, Engelsburg Koprzywno, Straßberg Brodnica, Dirschau Tczew, Neuenburg Nowe, Kirschburg Drzgon u. s. w. Es folgt dann die ausdrückliche Aufhebung aller Rechte, Privilegien und Ansprüche des Ordens auf die abgetretenen Lande, sowie die Entlassung der früheren Unterthanen des Ordens aus ihrem Eide. Danach die Aufzählung der dem Orden verbliebenen Städte und Ortschaften in Preußen (diese nur unter ihren deutschen Namen) und der feierliche Verzicht des Königs auf dieselben in seinem und seiner Nachfolger Namen. Hierauf wird die Stellung fixirt, die der Meister als polnischer Lehnsmann in Zukunft einzunehmen hat: er wird polnischer Reichsfürst und beständiger Rath (consiliarius perpetuus) desselben, die vornehmeren Gebietiger werden Reichsräthe und sollen mit Ehren und Liebe behandelt, ihre Rechte und Privilegien gegen Jedermann geschützt und vertheidigt werden. Sechs Monate nach seiner Wahl hat der jeweilige Meister sich vor dem Könige zu stellen und ihm für sich, seine Gebietiger und Lande Treue zu schwören, wie denn Meister Ludwig schwor „von dieser Stunde an und weiter in Zukunft werde ich treu sein dem durchlauchtigen Fürsten, dem Könige Kasimir und den Königen, seinen Nachfolgern und dem Königreiche Polen und werde treu ihren Vortheil suchen, und zu den Geschäften des Reiches und des Königs meinen treuen Rath geben. Und von Heimlichkeiten, welche mir mitgetheilt werden, will ich keinem wissen lassen ihnen zum Schaden, und den jetzt geschlossenen Frieden in all' seinen Bedingungen und Artikeln einhalten und bewahren, so wahr mir Gott helfe und dies heilige Kreuz." Im

Reichsrathe wurde dem Meister der Ehrenplatz an der Linken des Königs gesichert. Preußen und Polen sollen für ewige Zeiten so verbunden sein, daß sie zusammen gleichsam einen Körper, ein Geschlecht und ein Volk in Liebe und Eintracht bilden. Außer dem Könige von Polen soll der Meister nur noch den Papst als seinen Oberen anerkennen, den König in allen Kriegen in Glück und Unglück zu unterstützen gehalten sein, Bündnisse und Verträge nur mit seiner Genehmigung schließen, ohne dieselbe keinen Krieg beginnen. Die beiderseitigen Gefangenen sind ohne Lösegeld frei zu geben, Handel und Wandel soll unbeläſtigt in alter Weise fortgehen. „Damit aber eine größere Gewißheit der Liebe und der Vereinigung (unionis) zwischen uns . . . . und dem Orden in Preußen fest und für die Dauer bestehe, bestimmen und verordnen wir, daß fortan zum Deutschen Orden in Preußen geeignete Personen . . . auch aus den Unterthanen aller Stände unseres Königreiches Polen und seiner Herrschaften hinzugezogen werden. Jedoch so, daß sie nicht mehr als die Hälfte der Ordensglieder ausmachen sollen und daß bei Besetzung der Comtureien und der Ordensämter der Meister und die Comture gehalten sind, in Rücksicht auf dies Verhältniß, sie zur Hälfte heranzuziehen. Zum Meister aber werde ein nützlicher und geeigneter Mann nach der Ordensregel erwählt und da er Unser und des Reiches Polen Fürst und Rath ist, soll er nicht unverschuldet und ohne unser Wissen von den Comturen und dem Convente des Meisteramtes enthoben werden."

Beide Contrahenten verpflichten sich diesen Frieden unter allen Umständen einzuhalten und sich weder vom Kaiser noch vom Papst oder Concil des geleisteten Eides entbinden zu lassen. Endlich wird nach einer Reihe minder wesentlicher Bestimmungen noch festgesetzt, daß der Papst den Friedensschluß bestätigen solle. [1])

Die ältere Hochmeisterchronik schließt ihre Erzählung von den Friedensverhandlungen mit folgenden Worten: „Der Friede ward vereinbart und in Schriften gesetzt, aber von drei Päpsten ward er noch nicht bestätigt. Der König zog in sein Land, der Meister nach Samland und Königsberg. Der Bischof (Paul von Legendorf, der dem Meister den Schimpf angethan hatte, ihm auf der Fahrt nach Thorn die Pforten von Braunsberg schließen zu lassen) kam von Thorn nach Braunsberg krank und vergiftet, vielleicht von der Pestilenz, die da zu Thorn regierte, oder vielleicht von anderen Sachen. Der Meister Ludwig lebte danach kaum ein Jahr und starb, und nicht lange danach starb auch der Bischof von Heilsberg. Also geht hin das Lob und die Ehre der Welt."

Es beleidigt unser Gefühl, daß die gleichzeitigen preußischen Aufzeichnungen keinen Ausdruck für die Schmach finden, welche dieser Friedensschluß dem deutschen Namen anthat. Der Haß gegen den Orden und die

1) Vgl. vol. Leg. I, 93 ff. Der lateinische Text. Es gab außerdem noch eine polnische und eine deutsche Ausfertigung.

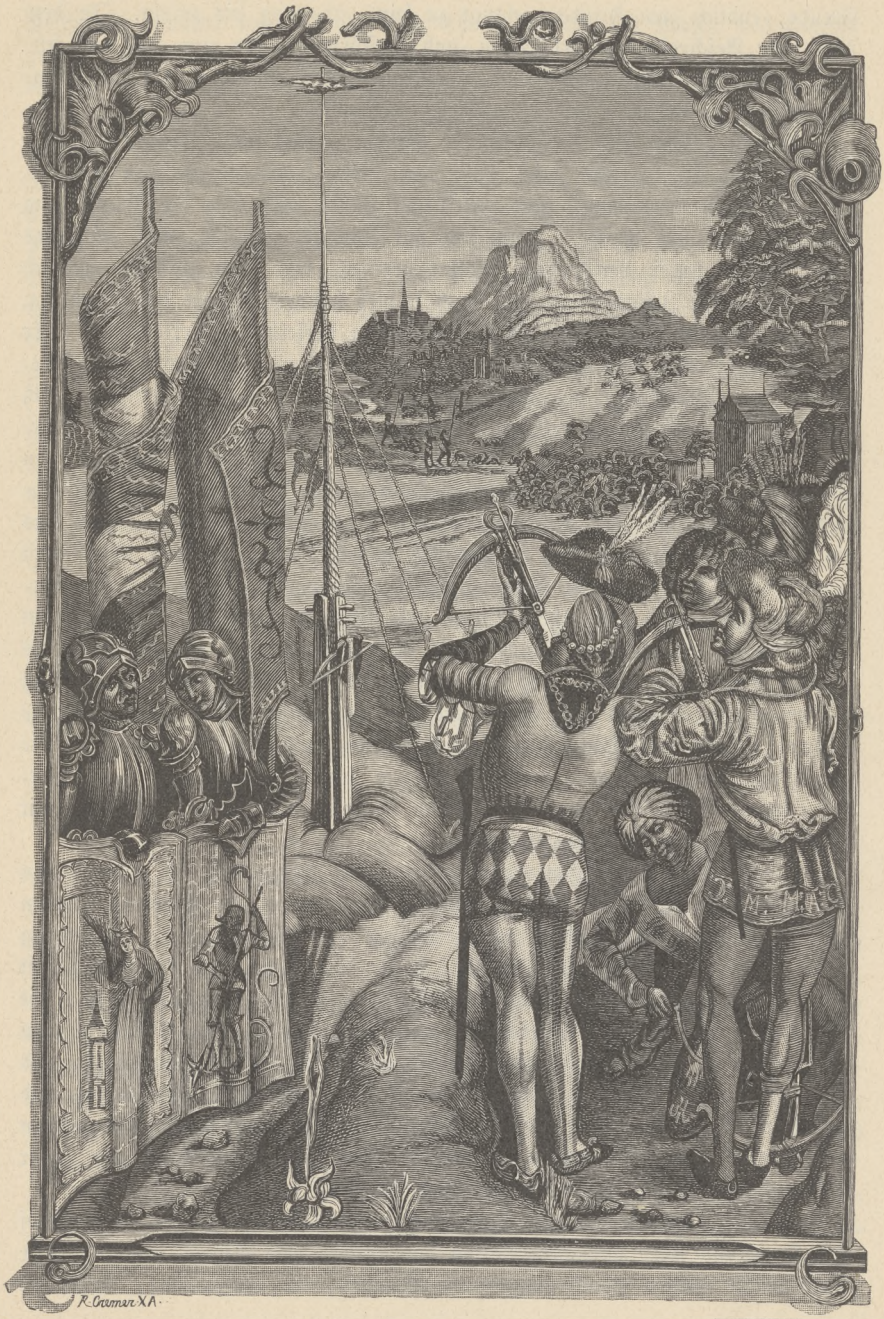
Freude, endlich zum Frieden gelangt zu sein, überwog bis zuletzt. In dem über alle Beschreibung verwüsteten und zerstörten Lande war auch das sittliche Bewußtsein niedergetreten, wie die Aecker und Siedelungen, die nur langsam wieder zu neuem Leben zu erstehen vermochten.

Um so größer war der Jubel in Polen: „Eine nicht geringe Freude", schreibt Dlugosz, „erfaßt mich über das Ende dieses preußischen Krieges, über die Wiedererwerbung einst entrissener Lande und über die Vereinigung Preußens mit dem Reiche. Denn nur mit Unwillen sah ich, wie polnisches Land bisher unter verschiedene Völker zertheilt war und glücklich achte ich mich und meine Zeitgenossen, daß, nach so viel hundert Jahren der Trennung, es uns vergönnt wurde, die Wiederherstellung desselben zu erleben." [1]) Er gedenkt dabei aber auch Schlesiens, in dem Boleslaw der Große und Miecislaw drei Bisthümer gegründet hätten, könnte er die Vereinigung noch dieser Gebiete mit Polen erleben, dann wolle er gerne sterben. Und allerdings für Polen waren die Errungenschaften des Thorner Friedens von allergrößter Bedeutung. Die Weichselmündung war erworben, der politische Gedanke Boleslaws und Krzywousti's war in Erfüllung gegangen und was die Schlacht bei Tannenberg in Aussicht gestellt hatte, es war Wirklichkeit geworden. Die drei neuen Wojewodschaften: Pommern, Kulm und Marienburg brachten dem polnischen Staate ein überaus wichtiges neues Element an städtischen Gemeinschaften hinzu, wie sie das Polen des 15. Jahrhunderts bereits nicht mehr besaß, das aber in Folge der städtefeindlichen Richtung des polnischen Staates mit Ausnahme der sogenannten drei großen Städte Thorn, Elbing und Danzig bald an Bedeutung und Einfluß einbüßte. Die Verfassung, wie sie in dem eroberten Gebiete sich gestaltete, war — die Veränderungen, die 1569 unter Sigismund August vorgenommen wurden, mit in Betracht gezogen — die folgende:

Da Preußen mit Polen einen gemeinsamen König hat, ist letzterer von den preußischen Ständen mit zu wählen. Sie werden zur Krönung geladen und der König bestätigt gleich nach derselben ihre Rechte. Seine Regierung findet unter Mitwirkung der Stände, d. h. der Räthe und der Ritterschaft statt. Zum Landesrath gehören die Bischöfe von Ermeland und Kulm, die Wojewoden von Kulm, Marienburg und Pommerellen, die Castellane von Kulm, Elbing und Danzig, die Unterkämmerer von Kulm, Marienburg und Pommerellen, endlich die drei großen Städte. Bischöfe, Wojewoden und Castellane sind seit 1569 polnische Reichsräthe und genießen alle den genuin polnischen Reichsräthen zustehenden Rechte. Der Bischof von Kulm darf sogar den wichtigen Posten eines Kronkanzlers bekleiden.

Bischöfe, Wojewoden und Castellane ernennt der König, nur der Bischof von Ermeland wird auf Präsentation des Königs vom Capitel gewählt. Alle Landesräthe müssen jedoch eingeborene Preußen, die Wojewoden, Castellane

1) Dlugosz l. XIII, 399.



Bilder aus dem Krakauer Leben des 15. Jahrhundert. 1. Ambrustschießen.*)

und Unterkämmerer außerdem besitzliche Edelleute sein.[1]) Erst nach Beschwörung der Landesrechte kann einer der Räthe seine Functionen beginnen. Präsident des Landesrathes ist der Bischof von Ermeland. Die Wojewoden sind vorzüglich die Anführer des allgemeinen Aufgebots der Landschaft, die Castellane ihre Stellvertreter und Helfer in dieser Function. Der ihnen ursprünglich zustehende Blutbann ist schon zu Kasimirs Zeiten auf die Grodstarosten übergegangen, während Starost in Preußen nicht mehr bedeutet als Besitzer königlicher Domänen.

Der Adel der drei Wojewodschaften bildet den zweiten Stand: die Ritterschaft. Zu diesem zweiten Stande gehörten ursprünglich auch die kleinen Städte, was jedoch bald außer Gebrauch kam.

Diese Stände tagten nun auf den allgemeinen preußischen Landtagen oder in Gemeinschaft mit den Reichsständen auf den Reichstagen und nur, was sie selbst beschlossen oder nach Beschluß der Reichsstände genehmigt hatten, war für sie verbindlich. Die Landtage waren entweder ordentliche oder außerordentliche. Erstere fanden zweimal jährlich zu Marienburg und Graudenz, später zu Thorn statt, sie bildeten gleichzeitig die Appellationsinstanz in Rechtsstreitigkeiten und zwar so, daß minder wichtige Sachen von den Räthen allein endgiltig entschieden wurden, während alle Streitfragen von größerer Bedeutung der Ritterschaft und den kleinen Städten ebenfalls vorzulegen waren. Die Vorlagen zur Berathung überbrachte ein königlicher Gesandter. Nur in den ersten Zeiten der polnischen Herrschaft durften die allgemeinen Landtage ohne vorherige Genehmigung des Königs zusammentreten. Diese Landtage waren allgemein, da sie alle drei Wojewodschaften umfaßten, außerdem fanden noch kleine Landtage für die einzelnen Wojewodschaften oder auch nur für einen Bezirk einer Wojewodschaft statt.[2]) Den kleinen Landtagen präsidirte ein gewählter Marschall, während das Präsidium der ordentlichen Landtage dem Bischofe von Ermeland zukam.

Die Finanzverwaltung Preußens lag in den Händen eines vom Könige eingesetzten Schatzmeisters, der die Erträge der von den Ständen gewilligten Auflagen sammelte, und über die Einnahme sowie über die Verwendung derselben auf den allgemeinen Landtagen Rechenschaft ablegte. Die Gerichtsbarkeit wurde von Landrichtern besorgt, deren es sechs gab, je einen für Kulm und Marienburg und vier für Pommerellen. Sie wurden in den betreffenden Wojewodschaften gewählt und mußten die Bestätigung des Königs erhalten. Je acht Schöffen halfen auf Grund des seit 1476 allein giltigen kulmischen Rechtes das Recht finden.

1) Damit ist übrigens den neu erworbenen Landschaften kein besonderes Zugeständniß gemacht worden. Es ist einfach die Uebertragung des in den Landschaften Polens geltenden Adelsrechtes. — 2) Sie sind jedoch erst später aufgekommen.

*) Miniaturen-Handschrift in der Jagellonen-Universität zu Krakau, geschenkt am 23. December 1505 (ad magnificos urbis Cracoviensis Senatores) durch Balthasar Bem. 1. Armbrustschießen. Zwei Jünglinge im Schießen begriffen; daneben zwei Ritter in vollständiger Rüstung.

Dies sind unter Weglassung aller specielleren Bestimmungen die Grundzüge der Verfassung und Verwaltung, wie sie in dem polnischen Preußen sich



Bilder aus dem Krakauer Leben des 15. Jahrhundert. 2. Maler-Atelier.

Ein junger Maler mit lang herabfallenden blonden Locken hat Besuch von vier reich gekleideten Bürgern, mit denen er in eifriger Unterhaltung begriffen ist. Sein Modell sitzt auf dem Tische vor dem im Werden begriffenen Bilde: es hat einen Helm auf dem Kopfe und ist mit einem Hemde bekleidet. An den Wänden hängen noch drei andere Bilder. (Aus derselben Handschrift.)

gestalteten. Es waren damit alle Bedingungen gegeben, die eine völlige Freiheit der Selbstverwaltung und Gesetzgebung, des Rechtes und der Administration

sicherten. Nur das Eine ließ sich nicht wegschaffen, die Zugehörigkeit zu einer Nation fremder Zunge und anderer Art, die, dem deutschen Wesen feindlich gegenüberstehend, nur unwillig dasselbe in seinen nationalen Eigenthümlichkeiten gelten ließ. So sehr auch den großen Handelsstädten das reiche Hinterland zu Gute kam, so sehr namentlich Danzigs Bedeutung durch die Ausfuhr polnischen Holzes und Getreides stieg, das deutsche Bürgerthum



Bilder aus dem Krakauer Leben des 15. Jahrhundert. 3. Schneider.
Der Meister nimmt einer Dame Maß. Daneben sitzt eine Frau, auf ihren Knieen einen Mantel von Scharlachtuch haltend, wahrscheinlich denjenigen der Dame. Der Schneider theilt sein Gemach mit einer Ziege. Aus dem Fenster sieht man auf eine hübsche Landschaft mit einer stattlichen Kirche.
(Aus derselben Handschrift.)

war dem polnischen Adelsstaate verhaßt und besonders die kleineren Städte des polnischen Preußen haben, solange sie unter polnischer Herrschaft standen, an diesen Verhältnissen gekrankt. Zur Zeit, da der preußische Bund noch unter der Führung Polens den Deutschen Orden bekämpfte, im Jahre 1461,

ist dieser Gegensatz zwischen dem hochmüthigen polnischen Adel und dem deutschen Bürgerthum in Krakau zu charakteristischem Ausdruck gekommen.

Der Bruder des Castellans von Krakau, Andreas Tenczynski, hatte seine Waffen einem deutschen Waffenschmied Clemens zur Ausbesserung gegeben. Statt der zwei Gulden, welche der Meister forderte, wollte jedoch Tenczynski nur acht Groschen zahlen, und als Clemens den zu geringen Betrag nicht annahm, scheute er sich nicht, ihn im eigenen Laden thätlich zu mißhandeln und obendrein beim Rathe über ihn Klage zu führen. Als dann der Meister unter Geleit aufs Rathhaus geführt wurde, um dort Rede und Antwort zu stehen, begegnete er dem Polen, der Sohn und Gesinde bei sich hatte, auf der Straße. Zornig rief er ihm zu: „Herr, in meinem eigenen Hause hast Du mich gestoßen und ins Gesicht geschlagen, das soll in Zukunft nicht mehr geschehen!“ Da zogen Tenczynski und die Seinen die Degen und verwundeten den Unglücklichen so schwer, daß er in seine Wohnung zurückgetragen werden mußte. Schnell verbreitete sich das Gerücht von diesem argen Frevel in der Stadt. Der Rath eilte aufs Schloß zur Königin und erhielt den Bescheid, daß Andreas Tenczynski sich unter Geleit augenblicklich zu ihr verfügen solle. Aber schon war die Aufregung in der Stadt eine so große, daß ein Aufruhr zu befürchten stand. Auf eine nochmalige Botschaft des Rathes, der um rasches Handeln flehte, da er sich außer Stande sehe, des stetig wachsenden Tumultes Herr zu werden, schickte nun die Königin ihre Boten zu Andreas; aber dieser erklärte, nicht kommen zu wollen, leistete auch keine Bürgschaft, sondern verschanzte sich mit seinem Anhange in dem Hause des Nicolaus Kezinger und ließ Steine herbeischaffen, um sich zu vertheidigen. Gerade dadurch aber wurde das Volk nur noch mehr gereizt. In ungezählter Menge stürmte es von der Schloßstraße zum Rathhause. Mit gezogenen Schwertern und gespannter Armbrust drang das Volk bis in den Sitzungssaal, so daß die erschreckten Rathsherren die Flucht ergriffen und die wenigen, welche nicht hatten entkommen können, vergebens die Menge zu beruhigen suchten. „Sehet“, rief man ihnen zu, „welche Gewaltthat geschehen ist, oft haben wir Klage geführt und nie habt ihr uns vertheidigt“, und als vom Rathhause aus Andreas Tenczynski sichtbar wurde, der gleichsam dem Volke zum Hohn vor aller Augen frei umherging, da kannte die Erbitterung keine Grenzen. „So also schützt ihr uns, auf zu den Waffen, zu den Waffen.“ Vom Thurm der Marienkirche ertönte die Sturmglocke und das Volk machte sich auf, um Tenczynskis habhaft zu werden. Erst durchsuchte man Kezingers Haus, dann die umliegenden Häuser, endlich das Franziscanerkloster. Es wurde förmlich umstellt, die Gartenmauern niedergerissen, endlich die Kirche durchstöbert. Hier hatte Tenczynski sich unter einer Steintreppe verborgen. Als er unter der Schaar seiner Verfolger einen Polen, Johann Doyswan erkannte, hoffte er bei ihm Rettung zu finden, er rief ihn heimlich heran und bot ihm Geld, wenn er ihm helfe. Doyswan glaubte das Rechte zu treffen, indem er dem Volke zurief: Andreas habe sich

ergeben und bitte um Geleit; er wolle sich dem Rathe stellen. Gleichzeitig trat Andreas selbst hervor und bat, ihm das Leben zu schenken. Aber man wollte von Erbarmen nichts wissen und da gerade ein Mönch die Thür der nahe liegenden Sacristei öffnete, suchte Andreas mit einem Sprung den Zufluchtsort zu erreichen. Ein furchtbarer Hieb an den Hinterkopf brachte ihn jedoch zu Fall und unter den Schlägen der erbittert über ihn stürzenden Bürger gab er bald das Leben auf. Das geschah am 16. Juli 1461 um 11 Uhr Vormittags, während der König in Pommern gegen den Orden zu Felde lag und die Königin Elisabeth seine Stelle vertrat.



Bilder aus dem Krakauer Leben des 15. Jahrhundert. 4. Kaufleute.
Ein Handelsherr, mit einem langen Brokatmantel und einem Turban bekleidet, ganz dem Hofcostüm derselben Zeit entsprechend, nimmt in seinem Magazin Waarenballen in Empfang. Der Lieferant ist in Reisekleidern und in kriegerischer Bewaffnung. (Aus derselben Handschrift.)

Die Selbsthilfe des Volkes erregte die größte Erbitterung des Adels. Eine Bürgschaft von 30,000 Mark wurde der Stadt auferlegt, damit die Ruhe bewahrt bleibe und durch den Anhang der Tenczynski und durch das stürmische Verlangen des gesammten Adels wurde der König bewogen, einen Reichstag nach Korczyn auf den 6. December zu berufen, um ein Urtheil in dieser Sache zu finden.

Auf die Klage des Sohnes des Ermordeten wurde der ganze Rath und die Aelterleute großer und kleiner Gilde vor den Reichstag citirt. Die Stadt berief sich darauf, daß auf Grund beschworener Privilegien ihre Bürger nur

innerhalb der Stadtmauern zur Rechenschaft gezogen werden dürften, aber der Procurator, welcher die Berufung der Stadt einbrachte, ein polnischer Edelmann Oraczowski, kam nicht zu Wort. Man duldete nicht, daß er den Freibrief der Stadt verlas, in Gegenwart des Königs schlug man ihn, raufte sein Haar und hätte ihn getödtet, wenn nicht der Mantel des Königs, den er in der Todesangst ergriff, ihn geschützt hätte. Auf die zweite Citation erschienen vier Rathsherren mit dem Procurator. Auch sie kamen nicht zu Wort. Der Procurator ward ins Gefängniß geworfen, sie selbst ritten, um Schlimmerem zu entgehen, unter Zurücklassung ihrer Wagen, heimlich aus Korczyn fort. Der König hatte kein Wort zur Vertheidigung seiner Stadt gefunden, den Freibrief zu verlesen hatte er auch diesmal nicht gestattet.

Die dritte, letzte, Citation erfolgte. Schweren Herzens entschloß man sich in Krakau zu einer neuen Botschaft. Man schickte den Peter Hers, Glowicz genannt und den Vicenotar Adam, und diesmal ward gestattet, das Privilegium zu verlesen. Aber Folge gab man ihm nicht. Das Urtheil war im Wesentlichen bereits fertig: die Stadt wurde für schuldig erklärt, jene 30,000 Mark zu entrichten, welche angeblich die Königin als Bürgschaft der Ruhe verlangt hatte, und außerdem für das Leben Tenczynski's mit den Häuptern der Schuldigen zu büßen.[1])

Dann ward der Reichstag aufgehoben. In Krakau aber, wohin sich danach der König mit seinen Räthen verfügte, drang der Castellan, ein Bruder des Ermordeten, auf Erfüllung des Spruches von Korczyn.

Der nun folgende Verlauf des Handels ist geradezu empörend. Die polnische Aristokratie verlangte Opfer, neun für den einen Andreas, und der König wagte nicht ihr Widerstand zu leisten. Als man vom Rath die Auslieferung der Schuldigen forderte, erklärte er, von Schuldigen nichts zu wissen. Der Ermordete sei dem Pöbel zum Opfer gefallen. Kein namhafter Bürger habe sich am Aufstande betheiligt, es seien geringe Leute und Handwerksburschen gewesen, welche die Stadt bereits verlassen hätten. Da kam eine neue Sommation des Königs: der Castellan habe die Namen der Schuldigen genannt, es seien Stanislaus Leitimer, Bürgermeister, Martin Belze, Kunz Lang und Jarosch Scherlei, Rathsherren, und von der Gemeinde Johann Teschner, Nicolaus Wolfram, der Maler Woitko, Johann Schilling der Schmied und Nicolaus, der Vorsteher der Trödler, diese seien dem Könige zu stellen, wenn nicht, so wolle er den ganzen Rath und die ganze Gemeinde, die Angeschuldigten mit eingeschlossen, noch heute vor sich sehen.

Im Rathe kam es zu einer aufregenden Scene. Die erwählten Opfer betheuerten ihre Unschuld, sie beriefen sich auf die städtischen Freiheiten, flehten um den Schutz des Rathes und der Gemeinde, die ja wüßten, daß sie unschuldig seien. Schließlich bat man um vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit.

---

1) Der Text ist hier corrumpirt „et pro domino Johanne pro homicidio patris capita." Es dürfte wohl mit Sicherheit reorum zu ergänzen sein.



Krakau am Ausgang des 15. Jahrhunderts.

Verkleinertes Facsimile der Ansicht in der Hartmann-Schedel'schen Chronik von 1493.

Die Angeschuldigten blieben die Nacht über im Rathhause, am anderen Morgen aber wiederholte der König seine Forderung. Rath und Gemeinde traten zu langer Berathung zusammen. Hin und her wurde die Frage erwogen, aber über das Eine ließ sich nicht hinweggehen, daß der König in Krakau das Recht persönlicher Gerichtsbarkeit hatte. Eben jene Privilegien und Freiheiten, welche man retten wollte, besagten es ausdrücklich. Auch sollte man sich dem Könige selbst, nicht den Tenczynski und dem Adel stellen. Gehorchte die Bürgerschaft nicht, so verließ sie selbst den Rechtsboden. So entschloß man sich denn zu gehorchen. Der ganze Rath gab den Angeklagten das Geleite. In den Rathswagen fuhren sie zu Schloß, stellten die neun



Die Tuchhalle in Krakau. 1358 von Kasimir d. Gr. erbaut, 1557 wieder hergestellt.

dem Könige vor und sprachen also: „Erlauchter Herr und König! Mit vielen strengen Mandaten hat Euere Majestät verlangt, daß wir Ew. Hoheit bei unseren Eiden und unserm Gehorsam die unschuldig angeklagten Männer vorstellen. Um nicht des Ungehorsams und der Rebellion beschuldigt zu werden, haben wir sie, nicht als Schuldige und Ueberführte, sondern als Unschuldige und Nichtüberwiesene zu Euch geleitet und die ganze Gemeinde und wir bitten Ew. Majestät, daß wenn Jemand sie vor Eurer Gnade beschuldigen sollte, sie vor unser Gericht gesandt werden, wo wir Jedem Rede und Antwort stehen wollen. Auch bitten wir, daß Eure Majestät hierin unser Stadtrecht schütze und uns und sie dabei bewahre." Es wurde noch lange Rede und Antwort gewechselt, aber das Ende war doch, daß die Angeklagten in das Schloßgefängniß geworfen wurden. Der Castellan vertrat die Ansicht, daß

der Reichstag bereits geurtheilt habe und die Angeklagten zu enthaupten seien. Es scheint nun, daß der König und seine Räthe jetzt doch den Versuch machten, die Unglücklichen zu retten. Schließlich rief man den Sohn des Andreas Tenczynski herbei und auf seine eidliche Aussage wurden sechs von den neun verurtheilt. Am 15. Januar 1462 wurden Stanislaus Leitimer, Kunz Lang, Jarosch Scherlei, Johann Schilling, Woitko und Nicolaus auf dem Schloß enthauptet.

Das uns über diese Dinge erhaltene Rathsprotocoll erwähnt mit keinem Worte, daß hier auch nationale und ständische Differenzen mitspielten. Aber die erhaltenen Namen sprechen so deutlich, daß es weiteren Zeugnisses nicht bedarf und das Bild, das uns hier von der parteiischen Rechtspflege jener Tage entworfen wird, macht jeden Commentar unnöthig. Nur in einem Punkte könnte man leicht irregehen. König Kasimir war nicht so willenlos, wie er bei diesem Anlasse scheint und der glühende Wunsch seines Herzens ging dahin, die Fesseln abzuschütteln, welche die polnische Aristokratie um ihn geschlungen hatte. Gerade der Krieg mit dem Orden mußte die Ueberzeugung in ihm stärken, daß er jenen Adelsfreiheiten und jener Bevormundung durch den Rath der Oligarchen ein Ende machen müsse. Hatte doch der trotzige polnische Adel ihm gleich beim Beginn des Krieges durch die Drohung, anderenfalls heimzukehren, ohne die Waffen zu brauchen, neue Freiheiten abgerungen und lebendig lebte in ihm die Erinnerung an die Demüthigungen, welche er von Olesnicki hatte erdulden müssen.

Der selbständige Sinn des Königs zeigte sich zuerst in seinem Verhalten gegenüber der Geistlichkeit. Durch rücksichtsloses Eingreifen machte er das Wahlrecht der Capitel so gut wie illusorisch und auch der Zorn des apostolischen Stuhles hinderte ihn nicht, seinen Willen durchzusetzen und nur solche Personen zu hohen geistlichen Würden zu befördern, die ihm genehm waren.[1] Die Erfahrungen, welche er mit Olesnicki gemacht hatte, führten ihn dahin, der hohen Geistlichkeit keinen Einfluß auf seine Politik zu gestatten, wie denn überhaupt, je länger je mehr der eigenwillige Charakter des Königs zum Ausdruck kam. Er umgab sich seit 1455 mit einem Kreise jüngerer Leute, die königlicher gesinnt waren als jene Magnaten, denen das eigene Interesse der allein ausschlaggebende Maßstab zur Beurtheilung politischer Fragen war, und trotz des Mißfallens, das er dadurch in Polen erregte, hielt sich Kasimir mit Vorliebe in Littauen auf, wohin ihn nicht nur die guten Jagdgründe lockten, wie seine Gegner wohl sagten. Er konnte sich hier besser dem Einflusse der polnischen Magnaten entziehen, andererseits aber bedurfte es seiner persönlichen Anwesenheit, um dem steigenden Antagonismus Polens und Littauens die Spitze abzubrechen. Im Jahre 1456 hatte offener Abfall Littauens gedroht; unter Führung des Johann Gastold, Georgs von Ostrog und des Alexius Sudimund hatte man, um Podolien wieder zu erringen, den

1) Vergleiche über den sogenannten „geistigen Krieg" Zeißberg l. l. p. 226 ff.

Beschluß gefaßt, sich von Kasimir, dem man Eidbruch vorwarf, zu trennen und die großfürstliche Krone auf Simon Olelkowitsch, Sohn des Fürsten Olelko von Kiew, zu übertragen. Mit großem Geschick hat Kasimir es verstanden, nicht nur den vorbereiteten Aufstand zu ersticken, sondern auch zu verhindern, daß die Littauer sich auf Podolien warfen.

Und in diesem Sinne beruhigend und mäßigend ist seine littauische Politik überhaupt gewesen; wußte er es doch zu erreichen, daß die Littauer ihm im Jahre 1458 zum Kriege gegen Preußen 8000 Mann unter der Führung des Wojewoden von Witebsk, Johann Chotkiewicz, stellten und der Krone Polen ein Anlehen von 80,000 Goldgulden gewährten. Im folgenden Jahre ist dann als Symptom der gegen die übermächtige Stellung der kleinpolnischen Magnaten gerichteten Stimmung aus dem Kreise jener jüngeren Staatsmänner, denen der König sein Ohr lieh, eine Denkschrift hervorgegangen, deren Grundsätze, recht befolgt, die Macht des Königthums wieder wesentlich stärken mußten.

Ein vornehmer Großpole, Johann Ostrorog, der in Bologna sich den Grad eines Doctors beider Rechte erworben hatte, legte seine vom römischen Staatsrecht stark beeinflußten Grundsätze in dem berühmten „Monumentum pro comitiis generalibus regni sub rege Casimiro pro reipublicae ordinatione congestum" nieder. Die merkwürdige Schrift trägt sich bereits mit Gedanken, welche auf den modernen Staat hinzielen. In geistlicher Beziehung heißt die von Ostrorog angestrebte Reform zwar nicht Reformation, doch Landeskirche. In politischer Hinsicht will er den letzten Schatten der kaiserlichen Ansprüche fallen sehen: es soll in Zukunft keine kaiserlichen und päpstlichen, sondern nur königliche Notare geben. Nach innen ist dort die Folge, daß fernerhin der Klerus des Reiches sich nicht als ein eximirter Stand betrachten, sondern gleich anderen für verpflichtet halten möge, an den Lasten des Staates theilzunehmen, und hier, daß alle Verbindungen und Genossenschaften, die, wie die sogenannten Zechen, den Lebensnerv des Staates unterbinden oder innerhalb kleiner Kreise sich an dessen Stelle setzen, in Zukunft aufgehoben werden sollen. Es ist eine Consequenz dieses Princips, daß der Staat nur eine Nation, die Polen, anerkennen und insbesondere die Begünstigungen fallen lassen muß, welche die im Reiche angesiedelten Fremden genossen haben.[1]) Es wird hier gewissermassen der Grundlage des polnischen Staates, dem Privilegienwesen, der Krieg erklärt und der König, dem die lästige Fessel der durch Privilegien von öffentlichen Leistungen befreiten größeren oder kleineren Gruppen seiner Unterthanen während des Krieges mit dem Orden auf Schritt und Tritt hemmend in den Weg trat, schloß sich dieser Richtung voll an. Wir finden, daß Kasimir sich nicht scheut, den ihm nach dieser Seite begegnenden Widerstand rücksichtslos zu brechen. Sogar vor dem äußersten Mittel, dem Richtbeil, ist er dem ungefügigen Castellan von Nakel

1) Vgl. Zeißberg l. l. 413.

gegenüber nicht zurückgeschreckt. Abgaben ließ er gewaltsam durch die von ihm abhängigen Starosten eintreiben und das bisher fast unbeschränkte Beamtenthum, das sich die Bevormundung des Königs angemaßt hatte, sah sich allmählich wieder in die bescheidene Stellung von ausführenden und berathenden Dienern des Königs zurückgedrängt. Mit wirklicher Energie ist diese Politik aber doch nur der Geistlichkeit gegenüber vertreten worden. Ihre Niederlage gipfelt in der Ernennung der Bischöfe durch den König. Sie verlor ihre Selbständigkeit, und eine Persönlichkeit wie Olesnicki konnte in Zukunft aus ihrer Mitte nicht mehr hervorgehen.

Damit aber dieses Vorgehen dauernde Frucht trage, hätte der König die im Princip als richtig anerkannten Grundsätze auch nachhaltig durchführen müssen. Daran aber gerade ließ er es fehlen. Hatte er anfänglich die Szlachta, den kleinen Adel, begünstigt, um die Privilegien der Großen zu brechen, so verstand er es doch nicht, systematisch seine Ziele zu verfolgen. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die Verwaltung die schwächste Seite seines Regimentes war. Die alten Mißbräuche in Rechtspflege und Kriegswesen wurden nicht beseitigt, und wenn auch die neue Kriegsordnung vom Jahre 1475 [1]) alle Grundbesitzer ohne Ausnahme zum Kriegsdienst verpflichtete, eine Gleichheit vor dem Gesetz war damit, selbst wenn man von der überwiegenden Zahl der nichtadligen Unterthanen des Königs absieht, noch lange nicht erreicht. Der kleine Adel, der, wie man hätte glauben sollen, bestimmt war, unter der Führung des Königs die Macht der Großen zu brechen, gerieth, da er nicht genügend unterstützt wurde, wieder in Abhängigkeit von den Panen, welche sie zu eigenem Vortheil gegen das Königthum ausnutzten. Aber auf einem Umwege kam dieses Uebergewicht des kleinen Adels doch zum Durchbruch.

Um Abgabenbewilligungen zu erlangen, von denen sich nicht voraussetzen ließ, daß sie auf den unter dem Einflusse der Großen stehenden Reichstagen zu erlangen seien, ließ der König von der Szlachta benachbarter Landschaften Vollmächtige wählen, die als „Landboten" an die Orte geschickt wurden, die der König dazu bestimmt hatte (in Großpolen z. B. nach Kolo, in Kleinpolen nach Korczyn). Es war dabei nicht ausgeschlossen, daß auch freiwillig Glieder des Adels erschienen, in Gemeinschaft mit allen aber berieth und beschloß der König über neue Abgaben, Kriegsrüstungen und dergleichen, wobei freilich die so zu Stande gekommenen Beschlüsse nur für den Umfang der vertretenen Landschaften Geltung haben konnten. Im Jahre 1468 ist dann Kasimir einen Schritt weiter gegangen, den wichtigsten, der in der Geschichte der polnischen Verfassung gemacht worden ist; er berief alle diese Boten zu einer gemeinsamen Versammlung nach Piotrkow und zwar so, daß aus jeder Wojewodschaft zwei Boten hindelegirt werden sollten. So entstand die Landbotenstube „izba poselska", die im Verein mit dem aus den Oligarchen bestehenden Rath des Königs, — oder wie man fortan sagt, dem Senat, den

1) Vol. leg. 104—105.

sejm walny krolewstwa bildet, den polnischen Reichstag, der allmählich alle Befugnisse der alten Reichsversammlungen an sich bringt.

Die weitere Entwickelung führte dann dahin, daß der eigentlich bestimmende Theil dieses Reichstages die Landbotenstube wurde [1]), während der Senat unter dem Vorsitz des Königs die Stellung eines vorbereitenden Ausschusses einnimmt. In den Tagen Kasimirs war es noch möglich, da wo der Reichstag ihn im Stich ließ, wieder auf die Landschaftsversammlungen zurückzugehen, um dort den Willen des Königs durchzusetzen. Das war jedoch nur ein Uebergangsstadium und die Macht des neuen Reichstages lag besonders darin, daß er der wirkliche Ausdruck des Volkswillens oder, was für Polen dasselbe bedeutet, des Adels war. Die Boten, die alle zwei Jahr zusammenberufen wurden, wurden jedesmal ad hoc neu gewählt und erhielten bestimmte Instructionen, über welche sie nicht hinausgehen durften. „Die eigentliche Gewalt lag in der Nation, wie es hieß; in den einzelnen Landschaften wie es war" [2]) dadurch, daß die Boten stets zu ihren Wählern zurückkehrten, wurden sie von ihnen abhängig und einen nicht geringen Einfluß übte fortan auch der Kranz der adligen Zuhörer auf dem Reichstage aus: ein Element, das gewissermaßen den Chor zu dem Drama bildete, das sich zwischen König, Senat und Landboten abspielte. Die so lange von der hohen Aristokratie zurückgesetzte Szlachta hatte damit das Heft der inneren und nur zu bald auch der äußeren Politik in Händen. Es bahnte sich damit eine neue Periode in der polnischen Geschichte an.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Kasimirs äußere Politik.

Während die littauisch-polnischen Wechselbeziehungen und die uns bekannte aggressive Richtung der russischen Politik den Faden bilden, welcher immer wieder der Regierung Kasimirs die Richtung giebt, kommen, wenn wir von dem bereits geschilderten Entscheidungskampfe gegen den Orden absehen, zumeist die böhmischen und ungarischen Verhältnisse in Betracht, wo es sich um ein Verständniß der auswärtigen Politik des Königs handelt. Sie trägt den ausgesprochenen Charakter einer Haus- und Familienpolitik und hat auch nur die Errungenschaften einer solchen zu verzeichnen. Mit den Mitteln, die Kasimir in Anwendung brachte, Dauerndes zu schaffen, lag außerhalb

1) Am deutlichsten ausgedrückt im Statut von Radom 1505, wo es heißt: . . statuimus, ut deinceps futuris temporibus perpetuis, nihil novi constitui debeat per Nos et successores Nostros sine communi consiliariorum et nuntiorum terrestrium consensu . . . vol. leg. I, 137.

2) Vgl. Huppe: Verfassung der Republik Polen p. 122.

des Bereiches der Möglichkeit. Aber verkennen läßt sich nicht, daß er innerhalb des selbstgewählten Rahmens mit großer Geschicklichkeit operirte.

Im Jahre 1458 war jener Ladislaus gestorben, der die Krone von Ungarn und Böhmen vereinigt hatte. Mit seinem Tode fiel die unnatürliche Union beider Staaten. In Böhmen wurde Georg Podiebrad, in Ungarn Mathias Corvinus, der Sohn Johann Hunyads, erwählt. Es ist nun gleich damals an Kasimir die Versuchung herangetreten, die Hand nach jenen beiden Kronen auszustrecken. Der Krieg mit dem Orden rieth aber zur Vorsicht und so geschah es, daß nachdem am Katharinentage 1460 eine vorläufige Vereinbarung stattgefunden hatte, eine Zusammenkunft zu Glogau im Jahre 1462 die friedlichen Beziehungen Böhmens und Polens dauernd sicherte. Daß Polen an diesem guten Einvernehmen treu festhielt, ist um so höher anzuschlagen, als man in Rom scheelen Auges auf die Verbindung mit dem „Ketzerkönige" sah. Vornehmlich um ihm freie Hand gegen Georg Podiebrad zu geben, hatte die Curie für Kasimir den Thorner Frieden vermittelt. Ihr Plan ging dahin, daß Kasimir nunmehr die auf ihn oder einen seiner Söhne fallende Wahl zum Könige von Böhmen annehmen und sich an die Spitze der katholischen Böhmen stellen solle, um Podiebrad zu vertreiben. Nach dieser Richtung aber erlitt die Curie eine völlige Niederlage. Obgleich es ihr gelang, auf einer Versammlung zu Iglau die Wahl Kasimirs zum Könige von Böhmen durchzusetzen, beharrte er in seiner ablehnenden Haltung. Eine von ihm nach Böhmen abgefertigte Botschaft vermittelte einen Stillstand zwischen Podiebrad und dem ihn bekämpfenden Herrenbunde (November 1467), und als die über die ablehnende Haltung Polens erbitterten Mitglieder desselben nun Mathias Corvinus zum Könige von Böhmen erkoren, verstand er auch hier hinzuhalten und zu vermitteln. Immer enger wurde nun sein Einverständniß mit Podiebrad. Nur die Furcht vor einem unheilbaren Bruch mit Rom hielt ihn ab, die Hand der Tochter Georgs für seinen ältesten Sohn Wladislaw entgegenzunehmen. Als aber Podiebrad am 22. März 1471 starb, zögerte er nicht, seinem Sohne zu gestatten, die auf ihn gefallene Wahl der böhmischen Stände anzunehmen. Ende Juli 1471 verließ der junge König Krakau und im August traf er in Prag ein, wo er allgemein anerkannt wurde. Weniger günstig ging es seinem jüngeren Bruder, dem damals vierzehnjährigen Kasimir, dem, wie sein Vater hoffte, die ungarische Krone in den Schooß fallen sollte. Den combinirten böhmischen und polnischen Streitkräften mußte, so rechnete er, Corvinus unterliegen. Ein Zusammengehen von Polen und Böhmen war zweifellos, weil König Mathias durchaus nicht gesonnen war, auf Böhmen, dessen er sich bereits sicher glaubte und das der Papst ihm durch ein Breve bestätigt hatte, zu verzichten. Saß auch Wladislaw in Prag, der größere Theil des Landes wurde von Mathias beherrscht und der endgiltige Sieg wäre ihm auch zugefallen, wenn nicht eine in seinem Rücken ausgebrochene Empörung ihn gelähmt hätte. Nicht das Volk, welches mit fester Liebe an ihm hing, sondern die Geistlichkeit stand an der Spitze

derselben. Sie war erbittert, daß der König ihr zu Kriegszwecken eine hohe Besteuerung auferlegt hatte und ihr Führer, der Erzbischof von Gran, Vitéz, der sich persönlich zurückgesetzt fühlte, zettelte eine Verschwörung an, die den Sturz des Königs und die Erhebung des jungen Kasimir von Polen auf den ungarischen Thron zum Ziel hatte. König Kasimir übersah die Verhältnisse offenbar nicht recht; er nahm das Anerbieten der Verschworenen für seinen Sohn an und am 6. December erließ Prinz Kasimir von Krakau aus ein Manifest, in welchem er Mathias Corvinus den Krieg erklärte und seine Erbansprüche auf Ungarn zu scharfem Ausdruck brachte. Aber wie Spreu vor dem Winde stoben die Verschworenen auseinander, als der König persönlich in Ofen erschien. In kürzester Frist stellte er sein Ansehen so weit wieder her, daß er ungestraft den Hochverräther Vitéz all' seiner Güter berauben konnte. Prinz Kasimir, der zu Anfang October 1471 mit Heeresmacht in Ungarn eindrang, blieb fast ausschließlich auf die eigenen Streitkräfte angewiesen, und als Mathias, der eine Schlacht vermied, durch kluges Einlenken auch Vitéz versöhnte, schwand jede Aussicht für den Prätendenten. Im März 1472 mußte er das Land verlassen, und der Rückzug der Polen artete in schmähliche Flucht aus.

Corvinus hatte nur Hohn für das ganze Unternehmen. In einem Brief an Zdenk Sternberg giebt er seinem Spott in witzigem Gemisch von polnischen und böhmischen Worten folgendermaßen Ausdruck: „Fürwahr, solange wir leben, haben wir nie ein dümmeres, trägeres und feigeres Volk gesehen als diese Herren Polen, und es scheint uns, sie haben ihre Kriegslust in diesem Zuge, als ihren Kameraden die Schädel eingeschlagen wurden, so gründlich abgekühlt, daß es manchen von ihnen kaum binnen Jahr und Tag gelüsten dürfte, seinen bialy jagodnick (weißen Erdbeersaft) zu schlürfen." [1])

Es war ein vollständiger Mißerfolg, den König Kasimir hier zu verzeichnen hatte. Er gab aber darum seine Pläne nicht auf. Durch Vermittelung des Papstes (Sixtus IV.) kam zwar 1474 ein dreijähriger Stillstand zwischen Böhmen und Polen einer- und Ungarn andererseits zu Stande, 1477 aber brach der Krieg von Neuem aus. Wieder zeigte sich aber der Ungar seinen Gegnern überlegen. Mathias verstand es, ein Zerwürfniß, das wegen des Bisthums Ermeland zwischen dem vom Domcapitel gewählten Nicolaus von Tüngen und dem Candidaten des Königs, Andreas Oporowski, ausgebrochen war, dahin auszunutzen, daß auch der Orden und Polen wieder in höchster Spannung trotz des „ewigen Friedens" einander gegenüberstanden. Dem Orden schien sich die Aussicht zu bieten, im Bunde mit Ungarn die Scharten des dreizehnjährigen Krieges wieder auszuwetzen. Nur durch kluge Verhandlungen, bei denen der Geschichtschreiber dieser Zeit, Dlugosz, eine nicht unbedeutende Rolle spielt, gelang es die „Feuerbrände" zu ersticken, die den

1) Feßler, Geschichte Ungarns, 2. Aufl. III, 96. Für diesen Abschnitt vergleiche auch Zeißberg l. l. p. 240 ff.

Osten in Flammen zu setzen drohten. Die Türkenkriege, welche Ungarn in Athem hielten, thaten das Ihrige und der Friede von Olmütz beendigte im Juli 1479 endlich einen Zustand, der für Polen, Böhmen und Ungarn gleich unheilvoll war. Mathias schloß Friede mit Wladislaw und Kasimir und da auch Tüngen sich unterworfen hatte, blieb dem Hochmeister Martin Truchseß kein anderer Ausweg, als die bislang verweigerte Huldigung am 9. October 1479 in die Hand des Bischofs von Krakau zu leisten.[1])

Ein weiterer Erfolg war es, daß 1485 Stephan, der Wojewode der Moldau, genöthigt wurde, dem König Kasimir zu huldigen. Der tapfere Fürst hatte den Türken 1474 eine blutige Niederlage beigebracht. Erst nachdem Sultan Bajazed II. seinem Vater gefolgt war, mußte er der Uebermacht weichen. Aber die 3000 Mann, welche Polen ihm nach der Huldigung stellte, genügten, um das Land von den Feinden wieder zu säubern und im Jahre 1487 kam ein Waffenstillstand mit Bajazed zu Stande. Polen verfolgte hier eine dem römischen Stuhle entgegengesetzte Politik. Während die Päpste auf einen gemeinsamen Kreuzzug aller abendländischen Fürsten gegen die Osmanen hinarbeiteten und sich durch diesen Plan in ihrem Verhalten namentlich Böhmen, Ungarn und Polen gegenüber leiten ließen, war man in Krakau von der Aussichtslosigkeit einer solchen Unternehmung so fest durchdrungen, daß man für gerathener hielt, ohne je entschieden Nein zu sagen, von der durch diese Gesichtspunkte gebundenen Haltung der Curie möglichsten Nutzen zu ziehen. Solchem Verhalten dankte Wladislaw die böhmische Krone; daß Kasimir auf diesem Wege auch Ungarn seinem Hause zu erwerben hoffte, hatte das unglückliche Unternehmen des inzwischen gestorbenen jüngeren Kasimir gezeigt. Um die Zeit, von der wir reden, nahm er den Plan von Neuem wieder auf, um seinem dritten Sohn Johann Albrecht die ungarische Krone zu erwerben. Dieser junge Fürst hatte sich durch Besiegung der Tataren einen Namen gemacht (1489 in der Schlacht an der Szaurana). Nun hatte in den letzten Lebensjahren des Königs Mathias Corvinus die Spannung zwischen ihm und Böhmen und Polen wieder einen so hohen Grad erreicht, daß letztere sogar ein türkisches Bündniß gegen Ungarn ins Auge gefaßt hatten. Der am 6. April 1490 erfolgte Tod Corvins aber führte zu einer überraschenden Wendung.

Der ungarische Thron hatte zahlreiche Bewerber: nächst Beatrix, der Wittwe und Johann Corvinus, dem natürlichen Sohn des verstorbenen Königs, den römischen König Maximilian, König Wladislaw von Böhmen als ältesten Enkel König Albrechts, endlich Johann Albrecht, den zweiten Sohn Kasimirs. Die Candidatur des letzteren wurde namentlich von König Kasimir und seiner Gemahlin Elisabeth betrieben. Der König wollte, wenn irgend möglich, jedem

1) Eine treffende Schilderung der damaligen politischen Lage giebt die Denkschrift des Callimachus Acta Tomiciana I. Ap. 20. Inhaltsangabe und Zurechtstellung des Datums bei Zeißberg l. l. 364.



Thronsiegel von Wladislaw Jagiello.

Es ist im Allgemeinen dem seines Vaters, (s. S. 523), nachgebildet, doch im Einzelnen finden sich erhebliche Abweichungen. Die Thronlehne und der Baldachin sind weit zierlicher gegliedert und mit einem Dache versehen; die Brustbilder der Trabanten neben dem thronenden Könige treten vollständiger hervor. Der Teppich, den sie halten, ist mit wenigen aber größeren Adlern geschmückt. Die schildhaltenden Engel von zierlicher Form, sind in gerader Haltung alle nach vorn gewendet. Der König selbst, mit großer Krone auf dem Haupte, erscheint in langer Gestalt, mit starkem Lippenbart, und überhaupt nicht seinem jugendlichen Alter entsprechend; er trägt ein vorn zugeschnürtes Gewand, und sitzt auf einem Polster. Die Umschrift lautet: × s̄ × wladislaus × tercius · dei · grā · rex · polonie · n̄nō · t'rarū · ccouie · sādo nīe · syradie · lācīe · cuyavie · litwanie · p'nceps · sup̄m' · pomoranie · russiegz · dn̄s · et · heres · t"c. (Nach Voßberg.)

seiner Söhne einen Thron hinterlassen. Wladislaw war in Böhmen, wie er meinte, genügend versorgt; Polen und Littauen waren für Alexander und Sigismund bestimmt. Glückte es, noch Johann Albrecht auf den ungarischen Thron zu bringen, so gehörte mit Ausnahme Moskaus und der Türkei ganz Osteuropa den Jagiellonen. Die übrigen Bewerber mußten auch bald vor den beiden Jagiellonen zurückstehen, nur daß diese nicht in Eintracht zusammenwirkten, sondern feindselig einander gegenübertraten. Die ungarischen Großen waren für Wladislaw, weil sie mit Sicherheit in ihm einen bequemen und schwachen Herrscher erwarten durften, der kleine Adel für den energischeren Johann Albrecht. Gelang es auch den Parteigängern des Letztern, auf dem Rákos bei Pest am 15. Mai 1490 die Wahl desselben durchzusetzen, so zeigte sich doch bald, daß er nicht die Mehrheit der Nation für sich habe. Auch Beatrix, die in der Hoffnung ihn zu ehelichen, selbst für Wladislaw agitirt hatte, Maximilian und Johann Corvinus unterlagen. Noch bevor Wladislaw gewählt war, wurde ihm Treue geschworen und am 15. Juli wurde er in der Kirche zum hl. Georg in Pest feierlich zum Könige proclamirt. Bald danach stand er mit 15,000 Mann an der Reichsgrenze und schon am 9. August konnte er, nachdem er vorher eine schmähliche Wahlcapitulation beschworen hatte, in Gran einziehen. Aber auch Johann Albrecht war mit Heeresmacht in Ungarn eingerückt, während andererseits Maximilian seine Truppen gegen Pest dirigirte. Mußte Letzterer aus Geldmangel, an dem er bekanntlich chronisch litt, unverrichteter Sache abziehen, so vergeudete Johann Albrecht die kostbarste Zeit mit der Belagerung von Kaschau, und als im Winter 1491 die Heere der Brüder einander feindlich gegenüberstanden, gelang es Wladislaw, den größeren Theil der polnischen Truppen zum Abfall zu bewegen, so daß schließlich nicht ohne die Vermittelung Kasimirs, der den Lieblingssohn retten wollte, am 20. Februar ein Vertrag zu Stande kam. Der Prinz erkannte seinen Bruder Wladislaw als König von Ungarn an und erhielt als Entschädigung für seine angeblichen Rechte auf die ungarische Krone die schlesischen Herzogthümer Glogau, Sagan, Oels, Oppeln, Tost, Kosel, sowie die Städte Krossen, Steinau, Beuthen und Hotzenplotz mit den zugehörigen Schlössern und Herrschaften. Diese Gebiete blieben jedoch dem Könige zu Kriegsdiensten verpflichtet und sollten, wenn Johann Albrecht König von Polen werde, wieder an Wladislaw oder dessen Nachfolger zurückfallen. Gewinne Wladislaw keine Erben und gelinge es, Maximilian zur Entsagung zu bewegen, so solle Johann Albrecht dem Bruder auf dem ungarischen Thron folgen.[1])

König Kasimir war aber trotz seiner Mitwirkung durchaus nicht gesonnen, diese Entscheidung hinzunehmen. Unter dem Vorwande, daß die Bedingungen des Kaschauer Vertrages nicht eingehalten seien, rückte Johann Albrecht auf

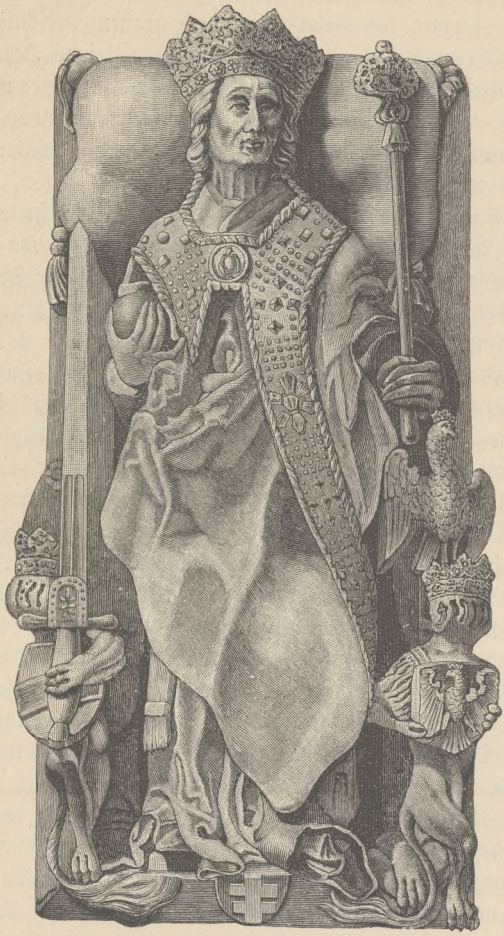
1) Vgl. Feßler l. l. 237 und Zbigniew Kniaziolucki: Johann I. Albrecht. Der Vertrag ist gedruckt bei Sommersberg, Diplomatarium Bohemo-Silesiacum. Leipzig, 1732.

Andringen des Vaters im September desselben Jahres nochmals mit Heeresmacht in Ungarn ein. Wladislaw war in größter Verlegenheit, da der Bruder seinen Feldzug mit nicht geringem Erfolge begann. Erst als er durch die Vorspiegelung, er werde sich mit ihr vermählen, die allzu leichtgläubige Beatrix vermochte, ihn zu unterstützen, wandte sich das Glück. In der Nähe von Eperies kam es am Weihnachtstage des Jahres 1491 zum Entscheidungskampfe, in dem Zapolja die Polen trotz der großen persönlichen Tapferkeit des Prinzen schlug und ihn mit den Trümmern seines Heeres in Eperies einschloß. Es blieb ihm nichts übrig, als sich jetzt den Bedingungen Wladislaws zu fügen. Alle in Ungarn von den Polen besetzten Plätze mußten geräumt werden und nach nochmaligem Verzicht kehrte Johann Albrecht nunmehr für immer nach Polen zurück.

Für König Kasimir war es ein harter Schlag. Er richtete fortan all' sein Bestreben dahin, die Wahl Johann Albrechts zum Könige von Polen und die Alexanders zum Großfürsten von Littauen durchzusetzen. Für Sigismund wurde ein polnisches oder littauisches Lehnsherzogthum in Sicht genommen.

Die Sorge um die Ausstattung seiner Söhne mit Königskronen ließ den stark gealterten König dabei in gleichem Maße die Interessen Polens und Littauens vernachlässigen. Er hatte es geduldet, daß die Tataren von Perekop sich den Türken unterwarfen; die wichtigen Moldauhäfen Kilia und Bialygrod waren verloren gegangen, Moskau gegenüber eine Politik der Schwäche und Unzuverlässigkeit verfolgt worden, deren schlimme Früchte wir an anderer Stelle kennen gelernt haben. Die Freude an der Jagd, die schon Olesnicki ihm zum Vorwurf machte, hatte sich noch gesteigert. Wenn irgend möglich, ging er in den littauischen Wäldern den Auerochsen nach, unbekümmert um die überall steigende Unordnung und Mißwirthschaft. Da kann es nicht überraschen, wenn der Uebermuth des Adels in gleichem Verhältniß mit der Unthätigkeit und Trägheit des Königs wieder zunahm. Noch in seinem letzten Lebensjahre ist es darüber zu einer Scene gekommen, die ihm eine wichtige Provinz kostete. Die zum Reichstage in Wilna versammelten littauischen Großen hatten beschlossen, in den König zu dringen, damit er endlich energische Maßregeln gegen Moskau in Anwendung bringe. Als die meist dabei interessirten Fürsten von Sewersk eines Tages in den Palast des Königs gingen, um ihm wie üblich aufzuwarten, sperrte der Pförtner, der sie nicht kannte, ihnen den Zugang. Nun versuchten sie die Thür zu sprengen und bei Angriff und Abwehr geschah es, daß dem Vornehmsten von ihnen ein Finger abgequetscht wurde. In furchtbarer Aufregung, überzeugt, daß der König ihnen einen Schimpf habe anthun wollen, verließen die Fürsten, ergrimmt und zum Abfall entschlossen, Wilna. Daß der König den im Grunde doch unschuldigen Pförtner hinrichten ließ, war ihnen keine Genugthuung. Man erinnerte sich, daß Kasimir sehr gegen den Willen seiner griechisch-katholischen Unterthanen die Principien der Kirchenunion von Florenz aufrecht erhielt und der Abfall zu Moskau erfolgte.

Bald danach erkrankte Kasimir in Troki, als er im Begriff war nach Polen zu reisen. In Grodno verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß er liegen bleiben mußte. Ungeschickte Behandlung von Seiten der Aerzte steigerte das Uebel; zur Ruhr trat Wassersucht hinzu und schließlich mußten



Deckplatte des Sarkophages von Kasimir Jagiello; im Dom zu Krakau.
(Nach Essenwein.)

die Aerzte dem Kranken erklären, daß für ihn keine weitere Hoffnung sei. Er nahm die Kunde ruhig hin. Moriendum ergo, war Alles, was er erwiderte. Doch fand er noch Zeit, seine Angelegenheiten zu ordnen. Nachdem er die polnischen und littauischen Großen nochmals ermahnt hatte, seinen

Söhnen die Nachfolge zu gewähren, ist er am 7. Juni 1492 im Alter von 64 Jahren gestorben.

Kasimir war kein schlechter Monarch. Nur waren seine Tugenden die eines Privatmannes, nicht die eines Herrschers. Nüchtern, mäßig, sittlich streng und abgehärtet, freigebig wie alle Jagiellonen, ein leidenschaftlicher Jäger, aber zugleich auch Freund der Wissenschaften, fehlte ihm zum Könige vor Allem Arbeitslust und Nachhaltigkeit. Sehen wir ihn zu Anfang seiner Regierung nicht ohne Energie dem Einfluß der Geistlichkeit und des hohen Adels entgegenwirken, so giebt er später die errungenen Vortheile wieder preis. Geschickt im Laviren, war er dabei doch kein weitblickender Politiker. Seine Pläne und Entwürfe gingen ins Weite und sahen doch nicht weit genug, denn seine Staatskunst fällt stets in den Rahmen der Familienpolitik. Die wichtigen inneren Wandlungen, die seiner Zeit in Polen und Littauen stattfanden, haben sich meist trotz ihm, nicht durch ihn vollzogen. Er war von mehr als mittlerer Größe, der Scheitel kahl, das Gesicht länglich und hager. Wenn er sprach, lispelte er „angenehm". Seinen Neigungen nach ist er sein Leben lang mehr Littauer als Pole gewesen.

Die Leiche Kasimirs wurde in Krakau in der Schloßkapelle zum hl. Kreuz beigesetzt. Das prachtvolle in gothischem Stil aus rothen Porphyrblöcken gehauene Mausoleum zeigt uns die portraitähnliche Figur des Königs auf einem Sarkophag ruhend, dessen Seitenflächen Polen aller Stände in der Haltung verzweifelter Trauer darstellen. Ein Krakauer Bürger, Wit Stwosz (der Deutsche Veit Stoß), hat, von Georg Huber aus Passau unterstützt, das großartige Denkmal verfertigt. [1])

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Johann Albrecht und Alexander.

So sehr auch König Kasimir besorgt gewesen war, seinen Söhnen die Nachfolge zu sichern, sie sind doch nicht ohne Schwierigkeit zu den ihnen bestimmten Thronen gelangt.

Verhältnißmäßig leicht ging es noch in Littauen. Man war hier von vornherein entschieden, die Wahl allein, ohne Hinzuziehung der Polen zu unternehmen und nachdem auf einem schleunig in Wilna versammelten Reichstage die Waage kurze Zeit zwischen Simeon Olelkowitsch von Sluck und Alexander, dem Sohne Kasimirs geschwankt hatte, entschied sich die Menge einmüthig für den Letzteren. Der Dank Alexanders war die Verleihung des Privilegs vom 6. August 1492, durch welches den Prälaten, Fürsten, Baronen,

1) Vgl. Przedziecki: Monuments du moyen-âge et de la Renaissance dans l'ancienne Pologne. Varsovie 1855—1858.

dem Adel und den Städten Littauens, Reußens und Schamaitens alle Rechte und Freiheiten zuerkannt wurden, welche der polnische Adel bereits inne hatte [1]). Ein verhängnißvolles Geschenk, weil es Littauen in die unheilvolle Entwickelung mit hineinzog, welche in Polen zu Gunsten des Adels die übrigen Stände zu völliger Rechtlosigkeit hinabzudrücken strebte.

In Polen selbst war man nicht so rasch zu einem Entschluß gekommen. Erst Mitte August hatte sich der Adel zum Wahlreichstag in Piotrkow zusammengefunden, wo man mit großer Erbitterung von dem eigenmächtigen, den Vereinbarungen von Hrodlo widersprechenden Vorgehen der Littauer Act nahm. Bischof Friedrich von Krakau, ebenfalls ein Sohn Kasimirs, leitete die Verhandlungen, welche von vornherein einen ungemein stürmischen Charakter annahmen. Er hatte einen schweren Stand, denn drei seiner Brüder waren für den Thron in Sicht genommen.



Ringsiegel des Bischofs Friedrich.
Abdruck auf Wachs mit Papierdecke; auf einer Pergamenturkunde in der Sammlung von Pulawy. Von einem Engel gehaltener Schild mit gekröntem polnischen Adler; zu den Seiten des Schildes S(ignetum) F(riderici). (Nach Voßberg.)

Diejenigen, denen an der Erhaltung der littauisch-polnischen Union lag, wünschten den neugewählten Großfürsten von Littauen, Alexander, zum Könige und in der That war es das einzige Mittel, das Verhältniß, wie es zu Zeiten Kasimirs zwischen beiden Staaten bestanden hatte, aufrecht zu erhalten; auch sprach für die Candidatur Alexanders, daß man ihn als einen Mann von geringer Energie und offener Hand kannte. Auf dieser Seite war die Majorität der polnischen Großen. Für Johann Albrecht traten die übrigen, mit Ausnahme derjenigen Magnaten ein, die den energischen Prinzen fürchteten und dennoch Alexander nicht haben wollten. Ihr Candidat war Sigismund, der jüngste Sohn Kasimirs. Endlich wäre wohl auch Wladislaw von Böhmen-Ungarn noch in Frage gekommen, wenn es nicht den Bemühungen der Königin-Mutter gelungen wäre, ihn zu ausdrücklichem Verzicht auf seine Erbansprüche zu bewegen.

Diese Spaltung der Meinungen und Wünsche aber benutzte Herzog Janusz von Masovien, um nun seinerseits als Prätendent aufzutreten. Mit tausend Bewaffneten erschien er vor Piotrkow. Konnte er doch zur Geltung bringen, daß er ein direkter Abkomme Kasimirs des Gerechten und des ersten Boleslaw war, ein echter Piast, nicht wie jene Littauer, in deren Adern nur von weiblicher Seite her noch wenige Tropfen polnischen Blutes flossen. Der Erzbischof von Gnesen — ein Zbigniew Olesnicki — trat eifrig für ihn ein und wahrscheinlich wäre die Entscheidung zu seinen Gunsten erfolgt, wenn nicht die alte Königin Elisabeth ihrem Lieblingssohne Johann Albrecht eine Unter-

1) Vgl. Danilowicz l. l. II. No. 2044.



Grabdenkmal des Cardinals Friedrich Jagiello; im Dom zu Krakau. Bronze.

1510 von König Sigismund errichtet. Vor einer Madonna von fast raphaelischem Typus, die vor einer von Engeln gehaltenen Rücklehne auf Polstern sitzt, kniet der Cardinal-Bischof von Krakau, präsentirt durch seinen Vorfahren, den heil. Stanislaus, Bischof von Krakau (als Märtyrer 1079 gestorben). St. Stanislaus ist, wie seine Darstellungen in der bildenden Kunst meistens, von dem durch ihn vom Tode Auferweckten begleitet. Inschrift: Hoc opus Federico cardinali Cazimiri filio, qui quinque et triginta annis M. D. III. Marcii XIIII. obiit, fratri carissimo divus Sigismundus Rex Poloniae pientissimus posuit, ab incarnatione Domini M. D. X.

stützung von 1600 Mann wolbewaffneter Reiter nach Piotrkow geschickt hätte. Das gab den Ausschlag; am 27. August wurde Johann Albrecht zum Könige erwählt und am 23. September erfolgte seine Krönung unter großen Feierlichkeiten in Krakau.

So war die Entscheidung gefallen, wie Kasimir sie gewünscht hatte; der tüchtigste seiner Söhne hatte den schwierigen polnischen Thron inne und es ließ sich wohl hoffen, daß der energische, damals zweiunddreißigjährige Mann sich seiner Aufgabe gewachsen zeigen werde. Auch die thatsächliche Trennung von Littauen und Polen kann an sich nicht als ein Unglück betrachtet werden. Die polnischen Geschichtschreiber thun Unrecht, darin eine Minderung der Macht Polens zu sehen. Gerade die Verbindung mit Littauen ist schließlich das Unglück sowohl Polens wie Littauens geworden, indem sie nach außen wie nach innen beide Völker in falsche Bahnen führte. Die Trennung mußte beiden Theilen zum Heil gereichen, wenn sie die ganze Kraft vor Allem den eigenen Interessen und der Festigung des Staates in seinen Fundamenten zuwandte. Für Polen wäre zur Zeit das denkbar größte Glück eine gewaltthätige monarchische Regierung gewesen, die den immer maßloser um sich greifenden Uebermuth des Adels zu zügeln und dem Recht wieder zu Ansehen zu verhelfen verstand.

Aber weder Alexander in Littauen noch Johann Albrecht in Polen zeigten sich einer solchen Aufgabe gewachsen.. Wie die Heirath des Ersteren mit der Tochter Iwan III. von Moskau das Verhängniß Littauens wurde, haben wir an anderer Stelle gesehen; Johann Albrecht scheiterte an seinen weitangelegten politischen Plänen, die sich mit einem eigenwilligen Adelsheere nicht durchführen ließen. Es hatte in den ersten Jahren der Regierung Johann Albrechts den Anschein, als wolle er, auf die monarchisch gesinnten Köpfe unter seinen Rathgebern gestützt, die Zügel straffer anziehen und der königlichen Gewalt wieder zu wirklicher Bedeutung verhelfen. Wir finden, daß eine größere Pracht und eine fest geregelte Etiquette die Magnaten um mehrere Stufen vom Könige zurückdrängt; er umgiebt sich, vielleicht in der Hoffnung, dadurch den Grund zu einem stehenden Heere zu legen, mit einer zahlreichen, kriegerisch wohlgeschulten Leibwache; den Adel sucht er zu besserer militärischer Uebung zu schulen und Reformen auf dem Gebiete der Verwaltung und des gänzlich zerrütteten Finanzwesens wurden in Sicht genommen. Nach allen Seiten hin sehen wir Ansätze und — Pläne. Es unterliegt wohl keinen Zweifel, daß die Wünsche des Königs auf Herstellung einer absoluten Regierung gerichtet waren und in den berühmten Rathschlägen des Callimachus hat sich uns auch das Programm derselben erhalten. [1]) In der Form einer

1) Wir gehen auf die im Wesentlichen wohl feststehende Frage der Autorschaft nicht ein. Die folgende Inhaltsangabe ist Zeißberg l. l. pg. 396 entnommen. Callimachus war Italiener, früherer Lehrer, Secretär und Freund des Königs. Er stirbt 1496. Der Text findet sich in den Acta Tomiciana I Nr. 5. Ein Bildniß von ihm auf Bronce gravirt in der schönen Dominicanerkirche zu Krakau. Abgebildet bei Przedziecki l. l. I. Sein Leben in Tiraboschi's Gesch. der italien. Literatur und Zeißberg l. l.



Grabmal des Philipp Callimachus Buonacorsi in einer Kapelle der (1850 durch Brand zerstörten) Dominicaner-Kirche zu Krakau. Gravirte in die Mauer eingelassene Bronceplatte. Höhe 136 Centim., Breite 96 Centimeter.

Callimachus ist als Gelehrter in seiner Bibliothek dargestellt, in einem auf dem Pulte liegenden Buche lesend. Inschrift: Philippus Callimachus Experiens, natione Thuscus, vir doctissimus, utriusque fortune exemplum imitandum, atque omnis virtutis cultor precipuus. Divi olim Casimiri et Johannis Alberti Polonie Regum secretarius acceptissimus, relictis ingenii ac rerum a se gestarum pluribus monumentis, cum summo omnium bonorum merore et regie domus atque huius reipublice incommodo, anno salutis nostre M. CCCC. LXXXXVI. Calendis Novembris vita decedens hic sepultus est.

Denkschrift werden in 35 Artikeln dem Könige Rathschläge gegeben, die man nicht ohne Grund mit denjenigen verglichen hat, die Machiavelli seinem Fürsten ertheilt. Mit dürren Worten wird dem Könige die Abschaffung des von Ludwig verliehenen Privilegs und ein absolutes Regime empfohlen.

Nur zwei oder drei, womöglich unverheirathete Männer, sollte der Fürst in seine enge Berathung ziehen, den Senat dagegen mit Mißtrauen überwachen und in Zwietracht zu erhalten suchen. Dem Adel seien seine Zusammenkünfte streng zu untersagen, derselbe durch stete Kriegsbereitschaft von Conspirationen abzulenken. Reiche Adelsfamilien müsse man unter dem Scheine, sie durch Aemter und Würden auszuzeichnen, zu einem Aufwande zwingen, der ihre Verarmung zur Folge haben werde, dagegen wichtige Staats- und Hofämter rechtschaffenen aber gefügigen Männern übertragen. Auch die anspruchsvolle Stellung des Clerus im Staate mußte gebrochen, an die Stelle canonischer Wahl das Ernennungsrecht des Königs gesetzt, das Einkommen der Bischöfe geschmälert und das Gesetz abgeschafft werden, welches Nichtadelige von der Bekleidung höherer geistlicher Würden ausgeschlossen habe. Die Abteien sollen gelehrten Männern verliehen werden, deren man sich mit Nutzen bei Gesandtschaften und anderen Staatsgeschäften bedienen könne. Das Institut der Landboten sei abzuschaffen, dagegen ließe sich die bedrückte Lage der Kmeten mildern, indem man in Zukunft Castellaneien nicht auf Lebenszeit vergebe und das Gebahren der Castellane überwache. Auch solle der König nur uneigennützige Männer mit der Annahme der Suppliken betrauen, die Angelegenheiten der Städte selbst vornehmen und auch mit fremden Handelsstädten Beziehungen anknüpfen. Andere Rathschläge betreffen das Finanzwesen und den Haushofhalt. Wichtiger als diese sind die Winke, welche hinsichtlich der äußeren Politik geboten werden. Sigismund, seinen Bruder, solle der König nicht bei sich behalten, sondern mit dem Palatinat der Walachei bekleiden, Friedrich, den anderen Bruder (den Cardinal), womöglich über Preußen setzen, zumal das Gerücht im Umlauf sei, daß man daselbst nach des gegenwärtigen Hochmeisters Tode an dessen Erhebung denke. Dagegen möge er sich vor den Herzogen von Masovien hüten, die bei der Wahl ihm feindlich gegenübergestanden hätten. Er möge dahin wirken, daß es in Zukunft im ganzen Reiche nur ein Gesetz und einen König gebe. Gegen widerstrebende Elemente im Innern würde ein Bund mit dem König von Ungarn und dem Großherzog von Littauen förderlich sein, auch könne er deren Widerspänstigkeit dadurch brechen, daß er sie zu einem Feldzug in der Walachei versammle und in geheimem Einverständniß mit dem dortigen Palatin aufreiben lasse. Sollte sich einer diesem Zuge durch die Flucht entziehen wollen, so möge der König ihn vergiften lassen. Denn das sei die Art großer Fürsten."

In diesem Sinne, jedoch ohne daß er sich mörderische Thaten hätte zu Schulden kommen lassen, ist die Politik Johann Albrechts geleitet worden. Ein am 5. December 1492 mit seinem Bruder Wladislaw von Ungarn

geschlossener Vertrag legte nicht nur alle Mißhelligkeiten Beider bei, er gipfelte vornehmlich in der Zusage gegenseitiger Hilfe „bei etwaiger Auflehnung der Unterthanen oder einem Versuche derselben, die königliche Prärogative einzuschränken.“ Johann Albrecht dachte dabei wohl an Herzog Janusz von Masovien und an den Reichsprimas Zbigniew Olesnicki, den Neffen des gleichnamigen Cardinals, welche als Führer der Opposition angesehen werden konnten. Es war ein Glücksfall für den König, daß Olesnicki bald darnach starb, wodurch ihm die Möglichkeit geboten wurde, seinen Bruder Friedrich, den Bischof von Krakau, zur höchsten geistlichen Würde des Reiches zu befördern und sich so einen unbedingt zuverlässigen Freund an der Spitze des Clerus zu sichern.[1]) Auch auf dem Reichstage zu Piotrkow, der im Februar 1493 zusammentrat, kam dieselbe Tendenz des Königs zum Ausdruck. Eine Reihe von gesetzlichen Bestimmungen suchte die Eigenmächtigkeit des Adels einzuschränken[2]), und Ordnung in die zerrüttete Rechtspflege zu bringen.

Es folgte eine Reise nach Großpolen. Von seiner 1600 Mann starken Leibwache umgeben rückte der König in Thorn ein, wo er die Huldigung des Hochmeisters für Preußen entgegennahm und die Gesandten anhörte, die in sehr entgegengesetzter Absicht von Venedig und Constantinopel her zu ihm gezogen war. Wollten erstere ein Bündniß gegen die Türken abschließen, so ersuchten diese um Bestätigung des mit König Kasimir geschlossenen Friedens. So sehr nun der König den Kampf gegen die Osmanen aufzunehmen wünschte, sah er sich doch genöthigt, den Frieden auf drei Jahre zu verlängern, da die Stimmung des polnischen Adels zur Zeit wenig kriegerisch und die diplomatische Action nicht genügend geklärt war, um ein so folgenschweres Unternehmen anzugreifen. Doch gab er den Gedanken nicht auf und eine Zusammenkunft zu Leutschau in Ungarn im März 1494, zu der die Söhne Kasimirs bis auf Alexander vollzählig erschienen und an welcher außerdem noch Markgraf Friedrich von Brandenburg theilnahm, stellte im tiefstem Geheimniß die Grundzüge eines künftigen Feldzuges gegen die Türkei fest. Man beschloß, den jüngsten der Jagiellonen, Sigismund, sobald sich Gelegenheit biete, an die Stelle des unruhigen und unzuverlässigen Wojewoden Stephan zum Hospodar der Moldau zu machen und gleichzeitig Maßregeln zu ergreifen, um den in Ungarn-Böhmen und Polen gleich aufsässigen Adel zu bändigen. Nur daß König Wladislaw selbst wenig zuverlässig war und im Stillen den Ehrgeiz Johann Albrechts fürchtete. Er konnte nicht vergessen, daß dieser sich schon zweimal König von Ungarn genannt hatte, und machte daher zwar alle gewünschten Versprechungen, aber nur um keine derselben zu halten. Und ebenso wenig konnte mit Sicherheit auf den Großfürsten Alexander gerechnet werden. Er war unter dem Bann seiner damals schon negociirten russischen

1) Friedrich wurde durch Papst Alexander VI. zum Cardinal gemacht. Auf dem schönen Grabdenkmal, das ihm später in Krakau errichtet wurde, hat sich sein Bildniß erhalten (siehe die Abbildung S. 603).

2) Vergl. Bandtkie, jus Polonicum 323 ff.

Heirath, die jede selbständige Politik lähmte. Stephan stand in den besten Beziehungen zu Iwan und dieser wollte deshalb dem Schwiegersohn einen Krieg gegen seinen Bundesgenossen nicht gestatten. So war Johann Albrecht im Wesentlichen auf die Hilfsmittel Polens angewiesen.

Er ist ernstlich bemüht gewesen, hier seine Stellung zu kräftigen. Das Fürstenthum Zotor erwarb er durch Kauf, und als Herzog Janusz von Masovien, der ihm soviel Schwierigkeiten gemacht hatte, 1495 starb, konnte er die wichtigsten Gebiete von Plock und Warschau sowie die übrigen Besitzungen des kinderlosen Fürsten mit der Krone vereinigen.[1]) Auch das war ein nicht gering anzuschlagender Erfolg, daß es dem Könige gelang, zum Bischof von Ermeland einen seiner unbedingten Anhänger zu machen, einen Feind des Ordens, Lucas Watzelrode, dem man die Urheberschaft des Planes zuschrieb, den deutschen Orden aus Preußen nach Podolien zu versetzen, um das Ordensland ganz polnisch zu machen. Die Friedensliebe und Lehnstreue des Hochmeisters Hans von Tiefen endlich konnte den König jeder Sorge von dieser Seite her entheben. Der Orden war zur Zeit eher eine Hilfe als ein Hinderniß zur Ausführung seiner Pläne.

Es fällt schwer, unter diesen Umständen zu verstehen, was König Albrecht veranlaßte, auf dem Reichstage zu Piotrkow im September 1496 dem Adel Zugeständnisse zu machen, welche seine Stellung der Krone gegenüber noch mehr als es bisher der Fall gewesen war stärkten. Wahrscheinlich sind es die bereits weit gediehenen Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Kriege gewesen, die ihn zu einer offenbar nicht ehrlich gemeinten Nachgiebigkeit trieben. Noch nie vorher war der Adel in gleichem Maaße zum allein berechtigten Reichsstande proclamirt worden. Nicht nur die früheren Privilegien desselben wurden erneuert unter dem ausdrücklichen Versprechen, daß sie nie widerrufen werden sollten, auch die Oligarchie der Landschaften wurde neu gestärkt, das Gerichts- und Besteuerungsrecht des Königs beschränkt, und die nichtadelige Landbevölkerung völlig schollenpflichtig gemacht. Die schon zu Kasimirs Zeiten scharf genug formulirten Bestimmungen über die Auslieferung flüchtiger Kmeten wurden zu Gunsten des Adels noch genauer specialisirt und die neue Bestimmung getroffen, daß von den Söhnen eines nichtadeligen Landmannes (plebejorum) nie mehr als einer, um die Wissenschaften oder ein Handwerk zu betreiben, zur Stadt ziehen dürfe, wo aber nur ein Sohn vorhanden sei, dieser unter allen Umständen auf der Scholle bleiben müsse, auf der er geboren sei. Ja um das mit zunehmendem Wohlstande steigende Selbstgefühl derselben recht gründlich zu brechen, wurde ihnen das Mittel abgeschnitten zum Wohlstande zu gelangen oder ihn zu bewahren, indem auf gesetzlichem Wege der Kredit der Landleute in den Städten untergraben wurde![2]) Wahrlich, ganz

1) Janusz hatte noch einen Bruder Conrad, der einen Theil jener Landschaften zu Lehen erhielt. Mit ihm verlieren die Masovischen Fürsten jede politische Bedeutung.

2) Vgl. Statuto Joannis Alberti vol. Leg. I. 117 ff. Man vergleiche namentlich die Statuten de kmethonum missione, de fugitivis kmethonibus, de filiis kme-

ungeheuerliche Maßregeln, die um so verhängnißvoller wirken mußten, als sie indirekt den ohnehin stets mehr beschränkten Bürgerstand mit betrafen. Aber auch direkt ging diese unselige Gesetzgebung gegen den städtischen Bürgerstand vor. War schon seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts allen Bürgerlichen der Zutritt in die Domcapitel von Krakau und Gnesen versperrt worden, so verbot man ihnen jetzt alle geistlichen Würden mit alleiniger Ausnahme derjenigen, deren Bekleidung an den akademischen Doctorgrad gebunden war. Kaum wundert man sich unter diesen Umständen noch, daß der freie Besitz von Grund und Boden zu einem ausschließlich adligen Privileg gemacht wurde und bürgerliche Grundbesitzer gezwungen wurden, binnen kurzer Frist ihre Güter zu verkaufen. [1])

Daß die Wahl der Reichstagsboten den Landtagen der Wojewodschaften zufiel, war eine Folge des einmal eingeschlagenen unheilvollen Weges, das auffallendste, zu all' seinen Plänen im grellsten Widerspruche stehende Zugeständniß des Königs aber, daß er sich verpflichtete, ohne Genehmigung des Reichstages weder neue Gesetze zu erlassen, noch das Heer zum Kriege aufzubieten. Von den Partikularlandtagen in den einzelnen Landschaften hatte der König vorher die Erlaubniß zu seinen kriegerischen Unternehmungen einzuholen.

Liegt hier nicht der Verzicht des polnischen Königthums auf eigene Politik zu Gunsten des doch stets von selbstsüchtigen Standesinteressen geleiteten Adels?

Es wollte unter diesen Umständen wenig sagen, daß eine Reihe wohlthätiger Reformen im Gerichtswesen und in der Administration zur Anerkennung gelangte. Ohne ein starkes Königthum ließen sie sich in der Praxis nicht durchführen. Erreicht haben diese Statuten aber das Eine, daß die Stellung der kleinpolnischen Oligarchen durch die allgemeine Gleichheit des Adels gebrochen war. Die Szlachta war zur Herrin proclamirt, die Magnaten waren in ihre Reihen wieder zurückgedrängt worden. Das polnische Königthum aber hatte nur den Herrn vertauscht und es war doch sehr fraglich, ob dieser Tausch ein vortheilhafter war. Bei den Magnaten war wenigstens die höhere politische

---

thonum, de kmethonum debitis apud cives contractis. Im letzteren Statutenpunkte heißt es: item propter deordinationem kmethonum, videlicet nulla lege adstricti quidam eorum in superbias efferuntur, pretiosis vestiuntur, expensasque sumptuosas et alia faciunt, quae illorum conditioni minime conveniunt, sicque debita inter cives contrahunt excedentes kmethonalia . . . . Hier haben wir ein gut beglaubigtes Zeugniß, daß der polnische Bauerstand auf dem Wege war zu Wohlstand und Bedeutung zu gelangen. Erst dieser Reichstag von 1496 hat ihm die Lebensader ganz unterbunden.

1) Vol. Leg. l. l. 128 „statuimus quod civibus et plebeis undecunque existentibus, oppida, villas, praedia et bona alia juri terrestri supposita emere, tenere, possidereque perpetuo vel obligatorio modo liceat minime . . . . et quod illi qui jam in effectu bona terrestria occuparunt illa hinc ad decursum temporis, quo commode istud facere possent vendere teneantur sub poenis quas ex illis secus facientibus, juxta arbitrium nostrum, et Palatini Terrae, in quo illa consistunt, exacturi sumus irremissibiliter.

Einsicht, jetzt lag die Entscheidung bei einer jedem wechselnden Windhauche zugänglichen Menge. Es blieb hier nur Eines: nur wenn jene so feierlich dem Adel verliehenen Privilegien gebrochen und vernichtet wurden, konnte ein starkes, auf Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetz gegründetes Königthum wieder lebendig werden; daß dies Ziel dem Könige vorschwebte, unterliegt wohl keinem Zweifel. Ein siegreicher Feldzug schien ihm das einzige Mittel zur Erreichung desselben, auf diesen einen Wurf setzte Johann Albrecht Alles und das Frevelhafte seines Beginnens lag, wenn man von der ethischen Seite dieses Verhaltens absieht, darin, daß wenn der Feldzug mißglückte, nicht nur ein augenblicklicher Erfolg, sondern auch die Zukunft des polnischen Königthums verspielt war.

Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt der Krieg Johann Albrechts gegen den moldauischen Wojewoden Stephan eine ganz außergewöhnliche Bedeutung.

Mit gewissenloser Treulosigkeit hat der König ihn vorbereitet und ins Werk gesetzt. Den Vorwand gab die Notwendigkeit, einen Feldzug gegen die Türken zu unternehmen, das eigentliche, streng geheim gehaltene Ziel war die Moldau zu erobern. Weder der polnische Adel noch der Hochmeister in Preußen wußten davon und in Kreuzzugsbegeisterung strömte im Frühjahr 1497 das Aufgebot des Adels nach Lemberg. Auch der Deutsche Orden und der Herzog von Masovien durften sich ihrer Lehnspflicht nicht entziehen. Gegen 80,000 Ritter konnte der König zusammenbringen, dazu 40,000 Dienstleute mit einem Troß von 30,000 Wagen, ein Heer so groß, wie Polen aus eigener Kraft es noch nie aufgestellt hatte. Aber auch im Kriegslager machte sich der unbotmäßige Sinn des Adels geltend. So glänzend das Aussehen des Heeres war als der König in Podolien am Dniestr Heeresschau hielt, zuchtlose Feste und Unmäßigkeit des Adels zeigten deutlich [1]), daß er seine Hoffnung viel zu hoch spannte, wenn er glaubte, mit diesem Heere „die ganze Macht der Türken besiegen zu können." Strenge Disciplin wurde nur von der Leibgarde des Königs und sehr im Gegensatz zu früheren Zeiten von der Ordensschaar des Hochmeisters gehalten. [2]) Nicht einmal des Wojewoden vermochte der König Herr zu werden. Daß der Krieg gegen diesen gerichtet sei, wurde klar, als er die Gesandten Stephans festnehmen und gefangen nach Lemberg schaffen ließ. Ohne die masovischen und littauischen Hilfstruppen abzuwarten, rückte das Heer jetzt in Eilmärschen gegen Suszawa, die Hauptstadt der Moldau, vor, um durch einen raschen Schlag den Feldzug zu entscheiden. War Stephan besiegt und Prinz Sigismund an seine Stelle gesetzt, so mochten die Verhältnisse ergeben, was weiter zu thun sei.

1) Man vergleiche die drastischen Schilderungen des Math. von Mischow. Lib III. Cracoviae 1521.

2) Vergl. Liborius Nakers Tagebuch in Scr. Rer. Pruss. V. 289—314. Eine in ihrer Anspruchslosigkeit köstliche Schilderung. Der Hochmeister Hans von Tiefen starb unterwegs am 26. Aug.

Es ging aber bei diesem Feldzuge nach allen Richtungen wider Wunsch. Unter großen Beschwerden, bei welchen sich die geringe moralische Widerstandskraft des Heeres zeigte, von den leichten Truppen des Wojewoden belästigt und geängstigt gelangte man im Juli vor Suszawa, das sich so heldenmüthig vertheidigte, daß alle Angriffe der Polen scheiterten. Stephan aber, der bisher jeden Kampf in größeren Massen vermieden hatte, sammelte im schwer zugänglichen westlichen Theile seines Reiches ein Heer von 40,000 Mann und verstand unter geschickter Benutzung des Mißtrauens, das Wladislaw gegen den Bruder hegte, die Ungarn zur Hilfeleistung zu bewegen. Freiwilligen Zuzug leisteten ihm die Siebenbürger und auch von den Türken schien ihm weitere Unterstützung sicher zu sein.

Unter diesen Umständen wurde die Lage des polnischen Heeres immer bedenklicher. Als daher Stephan durch die Vermittelung Wladislaws von Ungarn dem Könige einen Waffenstillstand auf der Basis der Räumung der Moldau von polnischen Truppen anbieten ließ, ging Johann Albrecht, an dem Erfolg seines Planes verzweifelnd, darauf ein. Der Rückzug aber wurde seinem Heere zum Verderben. Jeder wollte möglichst bald die Heimath erreichen und die Zuchtlosigkeit des Adelsheeres gab den Truppen Stephans — die des Stillstandes mit Wissen und Willen des Wojewoden nicht achteten — Gelegenheit, in der Bukowina einer nicht unbedeutenden Abtheilung des polnischen Heeres eine Niederlage beizubringen, welche zur Vernichtung geführt hätte, wenn nicht rechtzeitig die Garde des Königs als Retterin erschienen wäre (26. October 1497).[1]) Die Bedrängniß durch den Feind dauerte fort; beim Uebergang über den Pruth gelang es noch einen größeren Angriff derselben zurückzuschlagen, aber das war auch der einzige Sieg, dessen sich die Polen rühmen konnten. Es war ein Mißerfolg der polnischen Waffen, der polnischen Politik und vor Allem ein Mißerfolg Johann Albrechts.

Alle seine Pläne sind mit diesem Feldzuge gescheitert. Dem polnischen und littauischen Handel ist fortan die wichtige Straße zum Schwarzen Meere verschlossen. Dniepr, Bug und Dniestr gehörten in ihrer Mündung den Feinden Polens und wenn auch in Folge dessen der Handel des südlichen Littauen sich nach Polen wandte, es war kein Ersatz dafür, daß die Handelsstraße Bielgorod, Suszawa, Krakau und die wichtigere Königsberg, Wilna, Kiew, Krim fortan in ihren südlichen Ausläufern gesperrt blieben. Größer noch als der materielle Verlust war die politische Einbuße. Von einer Bändigung des polnischen Adels und der Errichtung einer starken monarchischen Regierung konnte nicht mehr die Rede sein. Johann Albrecht hat die polnische Adelsherrschaft nicht aufgehalten, sondern beschleunigt.

So bietet der weitere Verlauf seiner Regierung auch nur geringes all-

1) Die spätere Ueberlieferung hat die Niederlage in der Bukowina übertrieben. Immerhin ist sie nicht unbeträchtlich gewesen. Die größten Verluste erlitten die Kleinpolen. Der Gesammtverlust der Polen während des ganzen Feldzuges wird von einer russischen Quelle auf 40,000 Mann veranschlagt.

gemeines Interesse. Je weniger der polnische Adel im Felde geleistet hatte, um so übermüthiger wurde er, als er wieder auf eigenem Grund und Boden saß. Den König selbst verfolgte er mit bitterem Haß, im richtigen Bewußtsein, einen Feind an ihm zu haben. Der Friede mit Stephan kam erst 1499 zu Stande, nachdem das vorhergehende Jahr einen verheerenden Einfall der Tataren, Türken und Moldauer, der sogar Krakau zu bedrohen schien, gebracht hatte.

Am 10. Mai 1499 wurde dann die Union zu Hrodlo mit Littauen in Piotrkow erneuert und die beiden letzten Lebensjahre des Königs füllten Kreuzzugspläne und allerlei Schwierigkeiten, die sich mit dem Deutschen Orden ergaben. Der 1498 zum Hochmeister erwählte Landgraf Friedrich von Sachsen weigerte sich, die Lehnshuldigung zu leisten und wünschte eine Revision des Thorner Friedens. Schon war Johann Albrecht entschlossen, zu den Waffen zu greifen, um den Orden zum Gehorsam zu zwingen, als ein Schlaganfall am 15. Juni 1501 zu Thorn seinem Leben das Ziel setzte.

Der vierzigjährige Fürst ist unvermählt gestorben. Er war ein Mann von nicht gewöhnlichen Gaben. Als Schüler des Historikers Dlugosz und des Humanisten Callimachus auf der Höhe der geistigen Bildung seiner Zeit stehend, von scharfem Verstande und entschiedenem Willen, hätte man von ihm eine glücklichere und erfolgreichere Regierung erwarten müssen. Zu dem Ziele aber, das er sich gesetzt hatte, fehlte es ihm wie seinem Vater an Consequenz. So weitgehend seine Entwürfe sind, ihre Schwäche liegt in der mangelhaften Vorbereitung, und so tapfer er sich bei mehr als einer Gelegenheit gezeigt hatte, ein großer Feldherr war er nicht. Auch Genußsucht und Trägheit hat man ihm vorgeworfen. In seinem ganzen Wesen lag etwas der polnischen Natur wenig Sympathisches, fast wie ein Fremder hat er dem eigenen Volke gegenübergestanden.

Nach kurzem Interregnum wurde der Bruder des verstorbenen Königs, Großfürst Alexander von Littauen, auf den polnischen Thron erhoben. Man hatte zwischen ihm und seinen Brüdern Wladislaw und Sigismund geschwankt. Schließlich überwog die Meinung, daß nur durch die Wahl Alexanders die kürzlich erneute Verbindung mit Littauen sich werde aufrecht erhalten lassen. Die Boten, welche Littauen zum polnischen Wahltage geschickt hatte, Albert Tabor, Jan Zabrzezinski und Nicolaus Radziwil gaben den Ausschlag. Am 23. October 1501 wurde die Union Polens und Littauens erneuert.[1]) Die Bestimmungen der Unionsacte sind von großer Wichtigkeit. In den schärfsten Ausdrücken wird zunächst die ewige und unlösbare Verbindung beider Staaten unter einem Könige ausgesprochen, der gemeinsam auf einem Wahlreichstage zu wählen sei.

---

1) Nicht am 3., wie Szujski l. l. pg. 152 angiebt. Die Einigungsacte datirt (Vol. leg. I. 133) vom Sonnabend vor Simon und Judas, und wurde erst durch die Bestätigung Alexanders perfekt.

Zu der Tafel:

Krönung Alexanders I., König von Polen, 1501.

Miniature im bischöflichen Ceremonienbuche des Erasmus Ciolek, Bischof von Plock; Anfang des 16. Jahrhunderts.

Das Bild zeigt das Innere des Doms von Krakau. Der König ist bereits gekrönt. Bekleidet mit dem Königsmantel von Goldstoff, Scepter und Reichsapfel in den Händen haltend, sitzt er auf einem silbernen Throne bei dem Hochaltar. Drei Edle seines Hofes stehen vor dem Könige, bloße Schwerter in den Händen haltend. Die Bischöfe, in ihrem geistlichen Ornate, sitzen um den Thron, in dessen Nähe auch die weltlichen Räthe, die Käppchen von verschiedener Form und Farbe auf den Häuptern tragen, stehen. Die nächsten Kirchenstühle sind von älteren Damen höchsten Ranges in reichen und glänzenden Costümen besetzt. Mehr im Mittelgrunde ist auf einem Kirchenpult ein Chorbuch aufgeschlagen; vor diesem der Kapellmeister, der den Chor der Sänger dirigirt. Eine Menge Menschen, Männer und Frauen, in den verschiedensten Trachten, drängt sich im Schiffe der Kirche. Ganz vorn der Mann mit weißem Haar und Bart, mit braunem Mantel und braunem Hute, ist — wie die Palette, welche er in der Hand hält, andeutet — der (unbekannte) Maler, welcher dieses interessante Miniature gemalt hat. Am Eingange der Kirche stehen auf vergoldeten Sockeln die Statuen zweier Riesen: der links mit dem Adlerbanner Polens, der rechts mit demjenigen Lithauens (gewaffneter Reiter). Hoch oben unter der Wölbung der Kirche trägt eine Gruppe von drei Engeln ein Spruchband mit der Inschrift: Te Deum laudamus.



Krönung Alexanders I., König von Polen, 1501.

Miniature im bischöflichen Ceremonienbuche des Erasmus Ciolek, Bischof von Plock.

Die Bischöfe, Palatine und Castellane des Großfürstenthums werden in den königlichen Rath gezogen, da beide Staaten fortan einen Körper bilden, sollen Wohl und Wehe desselben gemeinsam berathen werden. Dazu verpflichten Prälaten und Barone beider Herrschaften sich zu gegenseitiger Unterstützung, wo irgend es nöthig werden sollte. Im ganzen Reiche soll Münze und Gewicht gleich sein, alle früher von einem Theil geschlossenen Verträge werden nur so lange Geltung haben, als sie den Rechten und dem Vortheil Polens und Littauens nicht widersprechen.[1]) Räthe und Würdenträger geistlichen wie weltlichen Standes, Capitäne und Castellane haben dem Könige den Treueid zu leisten und ihre Posten stets bis zur Wahl eines neuen Königs zu behaupten. Dann werden Bestimmungen getroffen, welche die Aufrechterhaltung des Vertrages für ewige Zeiten sichern sollen. Endlich garantiren sich beide Staaten gegenseitig die Bestätigung ihrer Privilegien durch den künftigen König und setzen fest, daß dies in einer gemeinsamen Bestätigungsurkunde zu geschehen habe.

Prüfen wir diesen Vertrag genauer, so muß zuerst betont werden, daß er zwischen den polnischen und den littauischen Ständen abgeschlossen wurde und erst nachträglich die Anerkennung Alexanders fand. Daher ist der Inhalt desselben auch wesentlich auf Schutz der ständischen Rechte gerichtet. Diese waren aber in Polen und Littauen nicht gleich; während im Großfürstenthum der Schwerpunkt des Regimentes noch bei den Magnaten war, hatte Johann Albrecht im Königreich, wie wir sahen, die Bedeutung derselben fast ganz beseitigt. Eine Ausgleichung mußte sich nothwendig vollziehen, da die littauischen Großen fortan einen integrirenden Theil des königlichen Rathes bildeten, und so tritt uns die wichtige Thatsache entgegen, daß die polnische Oligarchie allmählich ihre frühere Bedeutung wiedergewinnt.

Freilich nicht in vollem Maße. Die der polnischen Szlachta einmal verliehenen Rechte konnten selbstverständlich jetzt am allerwenigsten rückgängig gemacht werden und wirkten ihrerseits wieder dahin, den littauischen Kleinadel zu demoralisiren.

Man hat darauf hingewiesen, daß die Einigung Littauens und Polens eine Folge des unglücklichen Feldzuges gegen den Wojewoden Stephan gewesen sei[2]), und in der That waren nach demselben beide Staaten mehr aneinander gedrängt als es je vorher der Fall gewesen war. Politische und materielle Interessen wiesen sie auf einträchtiges Zusammenstehen hin, und das hat schließlich die Wahl Alexanders zum Könige von Polen zu einer Nothwendig-

1) Vol. Leg. I. 132. Dieser Punkt ist positiv gefaßt: „Item quaecunque foedera etiam juramentis firmata, antea cum quibusdam inita tamdiu observanda sunt per partem utramque quamdiu contra jura et commoditates Regni, et Magni Ducatus Lithuaniae nil excedere videbuntur.“ Es liegt auf der Hand, daß der Schwerpunkt dahin fällt, daß Verträge eines Theiles, die den jura et commoditates des Anderen widersprechen, jederzeit aufgehoben werden können.

2) Bobrzynski l. l. II. 15—17.

keit gemacht. Am 12. December 1501 ist er unter Festen und Feierlichkeiten in Krakau gekrönt worden; seiner Gemahlin, der russischen Helena, wurde die gleiche Ehre nicht zu Theil. Man wollte in Polen keine schismatische Königin dulden; als sie im Februar 1502 in Krakau eintraf, mußte sie unverrichteter Dinge wieder abziehen. Auch der König konnte nicht länger weilen. Die Vorbereitungen zu dem russischen Kriege riefen ihn nach Littauen, wie denn überhaupt die uns bekannten russischen Beziehungen seine Zeit vornehmlich in Anspruch genommen haben.[1]) Das aber wurde für Polen insofern von Wichtigkeit, als nun die Magnaten in dem zu neuem Ansehen gelangten Senat das Reichsregiment übernahmen. In allen irgend wichtigen Angelegenheiten, nicht nur der Gesetzgebung, sondern auch der Administration, fiel ihm die Entscheidung zu, da Alexander bei seiner Abreise nach Littauen ihm völlig freie Hand gelassen hatte.[2]) Die ursprünglich dem Könige gebührende Stellung eines Präsidenten des Senates erhielt sein Bruder Friedrich, der Cardinal. Nun zeigte sich aber die hohe Körperschaft der ihr gestellten Aufgabe durchaus nicht gewachsen. Der Cardinal lebte seinen Lüsten und das Reich schien in Unordnung und Zuchtlosigkeit aus den Fugen zu gehen, so daß der Ruf nach der Rückkehr des Königs immer dringender wurde. Die Szlachta war nicht gewillt dem Senate zu gehorchen, und wollte ohne Zustimmung der Provinziallandtage weder Abgaben zahlen noch Heeresfolge leisten, unter den Großen selbst war bitterer Hader, und inzwischen nahm der Wojewode Stephan Pokutje ein und verwüsteten die Tataren einmal über das andere ungestraft das Land.

Zu Ende des Jahres 1503 erschien endlich König Alexander und nachdem er in Lublin mit den Senatoren Raths gepflogen, berief er zum 21. Januar 1504 den Reichstag nach Piotrkow. Wie seit Kurzem üblich war, geschah die Berufung sowohl durch Briefe, welche an die Landschaften gerichtet wurden, als durch öffentliches Edikt. Senat und Landboten strömten zusammen und nach Berathungen, welche sich bis zum 13. März hinzogen, einigte man sich auf acht neue Statutenpunkte, die hauptsächlich dahin zielten, die Competenzen der höchsten Reichsbeamten genau zu regeln.[3]) Den unerträglichen Streitig-

1) Vgl. Geschichte Rußlands Kap. 32 und 33, auf welche wir für die Darstellung der littauisch-russischen Beziehungen unter Alexander und Sigismund verweisen.

2) Die Grundlage der neuen Stellung des Senats bildet das Privileg vom 25. November 1501. Vgl. Szujski l. l. 154.

3) Der Modus der Berufung geht aus der Einleitungsformel des Statuts hervor und wir setzen sie hierher, weil sie erst unter König Alexander aufkommt: „Nos Alexander Rex ... indicta conventione generali .... constitutiones certas decrevimus cum consilio et assensu communium Praelatorum, et consiliariorum infra scriptorum, ac Nuntiorum Terrestrium juxta Regni consuetudinem vocatorum nomine absentium post vocationem litteralem nostram atque edicta publica ad eandem Conventionem venientium in eaque constitutorum et aliorum non constitutorum, corpus Regni repraesentantium ..... Vol. leg. I, 134. Eine ähnliche Formel wird nur einmal vorher gebraucht und zwar im Statut vom 12. März 1503. Die regni consuetudo war nicht eben alt.

keiten innerhalb der leitenden Kreise mußte ein Ende gemacht werden, sollte nicht die Szlachta zu noch größerer Bedeutung gelangen. Eine Abschlagszahlung mußte der letzteren übrigens schon jetzt gemacht werden. Durch das Verbot der Cumulation von Aemtern in einer Hand wußte der kleine Adel sich vor der Uebermacht einzelner Magnaten zu sichern, und sich zugleich für



Krönung Alexanders von Polen.

Miniature in dem Pontificale des Erasmus Ciolek, Bischofs von Plock 1504—1522. Der König kniet in königlichem Schmucke vor dem Altar zwischen den Bischöfen von Krakau und Posen, während ihm der Erzbischof von Gnesen, Primas des Reiches, die Krone aufs Haupt setzt. Würdenträger des Hofes, mit langen gelockten Haaren, in lange und weite Gewänder gekleidet, halten die Insignien der königlichen Würde bereit: das Scepter, den Reichsapfel und das blanke Schwert. Letzteres ist dasjenige, welches im Jahre 1000 König Boleslaw d. Gr. von Polen von Kaiser Otto III. empfing. Pontificale ist das Ceremonienbuch, welches die Vorschriften für die bischöflichen Funktionen enthält, also für den Papst und die Bischöfe das, was für die Pfarrer das Rituale ist.

das von ihm exportirte Getreide Zollfreiheit auszubedingen. Um diesen Preis kam es zu einem Waffenstillstande, denn daß die Szlachta nicht ruhen werde,

bis sie alle Gewalt in Händen habe, konnte schon damals keinem Einsichtigen verborgen bleiben.

Den König drängte es aber fortzukommen, da das Verhältniß Polens zum Orden inzwischen eine Wendung genommen hatte, welcher man in Krakau nicht gleichgiltig gegenüberstehen konnte. Der Hochmeister Friedrich, Sohn des Herzogs Albrecht von Sachsen, war fest entschlossen, die Schmach des „ewigen Friedens" nicht länger zu tragen. Solange noch Johann Albrecht regierte, hatte er die littauisch-polnische Eifersucht benutzt, um sich dem Huldigungseide zu entziehen. Albrecht war, wie wir gesehen haben, in Folge dessen im Begriff gewesen, ihn mit Krieg zu überziehen, als der Tod ihn wegrief und seinem Nachfolger gegenüber, der die Kronen von Polen und Littauen auf seinem Haupte vereinigte, konnte diese Politik nicht verschlagen. Der Bruder des Hochmeisters, Herzog Georg von Sachsen, suchte deshalb zu vermitteln und zugleich setzte der Orden Kaiser und Papst in Bewegung, um sich die Lösung von den nur zu feierlich übernommenen lästigen Verpflichtungen zu erwirken. König Alexander ließ in Rom nach der entgegengesetzten Richtung wirken, und wenn man sich auf den Boden des Thorner Friedens stellt, läßt sich nicht läugnen, daß das Recht auf seiner Seite war. Zum Reichstage von Piotrkow war auch der Hochmeister aufgefordert worden, um persönlich den Verpflichtungen nachzukommen, welche der ewige Frieden ihm auferlegte. Er zog es jedoch vor, Vollmächtige zu senden, die, unter dem Vorwande unzureichender Instructionen, jede weitere Verhandlung ablehnten. Unter diesen Umständen hielt es der König für geboten, gleich nach Schluß des Reichstages nach Thorn zu ziehen und den Meister erst hierher, dann nach Marienburg zur Huldigung vor sich zu bescheiden. Eine Aufforderung des römischen Königs Maximilian, am 25. Juli in Frankfurt zu erscheinen, um wegen der Türkengefahr mit den anderen Fürsten des Reiches zu berathen, gab aber Friedrich den erwünschten Anlaß fortzureisen, und so in recht auffälliger Weise der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß er mehr zum Reiche als zu Polen gehöre. Zugleich hatte er alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um sein Land vor einem plötzlichen polnischen Ueberfalle zu sichern. Alexander war im Augenblick nicht in der Lage Gewalt zu brauchen. Er begnügte sich, den Bischof von Plock, Erasmus Ciolek, nach Rom mit einer Klage gegen den Orden zu senden und ebenfalls unter Berufung auf die von den Türken drohende Gefahr darauf zu dringen, daß der Orden zu schuldigem Gehorsam gebracht werde. Wirklich erhielt der Hochmeister auch zu Anfang des Jahres 1505 ein päpstliches Ermahnungsschreiben, das ihn aufforderte, die Huldigung zu leisten, aber da Alexander genöthigt war, sich ganz den littauischen Händeln zu widmen, begnügte er sich, in einer Denkschrift, die an Offenheit nichts zu wünschen übrig läßt, darzulegen, „daß der Friede als gegen des Ordens Stiftung und Verfassung, Privilegien und Rechte, ausdrückliche päpstliche Verordnungen streitend, und den Orden selbst in seinem Wesen und seiner Bestimmung völlig vernichtend, für ihn

als Meister und alle Glieder des Ordens keine Giltigkeit und verbindende Kraft habe." [1])

Sowohl König Maximilian als Papst Julius II. gaben dem Hochmeister Recht und da Polen schwieg, mochte die Streitfrage als für den Orden entschieden angesehen werden.

Suchen wir heute zu einem abschließenden Urtheil zu gelangen, so lag zwar das formelle Recht unzweifelhaft auf polnischer Seite. Polen durfte aber nicht erwarten, dies Recht mehr als äußerlich anerkannt zu sehen, solange noch ein Funke von Selbstachtung und Energie im Orden lebte. Polen war 1466 zu schwach gewesen, um den Orden ganz zu vernichten, das war sein Unglück oder sein Fehler — wie man es eben nennen will. Vertragstreue zu verlangen war es berechtigt nur so lange es stark genug war sie zu erzwingen. Die Geschichte respectirt nur Rechte, die vertheidigt werden. Auf die Sittlichkeit der eigenen Politik sich zu berufen, wäre lächerlich gewesen. Sie war auf einer langen Reihe von Rechtsbrüchen und Vergewaltigungen gegründet und ist diesen Weg weiter gegangen bis ans Ende. Auch hat man auf beiden Seiten sich damals keinen Illusionen hingegeben. Der Kampf mußte noch einmal ausgefochten werden. Nur um die Wahl des rechten Augenblickes hat es sich für Polen wie für den Orden gehandelt.

Den Aufschub im Kampfe brachten die in Littauen ausgebrochenen Wirren und die Aussichten, welche sich in Rußland öffneten, als erst die Krankheit des Großfürsten Iwan III., dann sein am 27. October 1505 erfolgter Tod die Lage im Osten völlig veränderten. [2]) Auch Littauen hatte von Einfällen der Tataren zu leiden gehabt, und gleichzeitig waren im Lande selbst Unordnung und Meuterei ausgebrochen. Alexander hatte unter dem Einfluß des Fürsten Michael Glinski dem Schwager desselben, Andreas Drozdza, die Statthalterschaft von Lida verliehen und den früheren Inhaber derselben, Christoph Ilinicz, seiner Würden entsetzt. Als nun der Senat sich des wider Recht und Gesetz gemaßregelten Mannes annahm, ließ Alexander auf Glinski's Rath den Ilinicz verhaften und die vorzüglichsten Anhänger desselben ebenfalls ihrer Würden berauben. So verlor der littauische Marschall Johann Zabrzezinski die Wojewodschaft Troki, Bartholomäus Tabor, der Bruder des Bischofs von Wilna, die Statthalterschaft von Surwilischki, ja der König ging so weit auf den Rath Glinski's — wie dessen Feinde behaupteten — einen Theil der Großen nach Brest zu einem Reichstage zu verschreiben, um sich ihrer zu bemächtigen und sie unschädlich zu machen. Mißlang auch, Dank der rechtzeitigen Warnung des Kanzlers Johann Laski, dieser treulose Plan, so wurde Zabrzezinski doch definitiv abgesetzt und Troki einem Radziwil verliehen. Zur endgiltigen Beilegung dieser und anderer Schwierigkeiten beschied darauf der König die Littauer zu einem gemeinschaftlich polnisch-littauischen Reichstage nach Radom.

---

1) Voigt, Geschichte Preußens IX, 320. — 2) Vgl. Geschichte Rußlands 353 ff.

Vom 23. März bis zum 29. Mai hat dieser denkwürdige Reichstag gedauert. In der Geschichte der polnischen Verfassung macht er Epoche: er bezeichnet den Uebergang von dem im Princip bisher noch geltenden Absolutismus zum Parlamentarismus. Polen tritt durch denselben, leider viel zu früh, fast dreihundert Jahre vor der französischen Revolution in ein Entwickelungsstadium, das auch heute noch die modernen Staatskörper nur unter den größten Schwierigkeiten zu tragen vermögen.

Um es kurz zu sagen, das polnische Königthum begiebt sich seiner gesetzgeberischen Gewalt und wird zum administrativen und executiven Organ des rechtlich fast unbeschränkten polnischen Adels, den die Fiction der Zeit als das polnische Volk auffaßt. Auch der glühendste Anhänger parlamentarischer Staatsordnungen wird zugeben müssen, daß sie erst dort segensreich wirken können, wo eine Erziehung des Volkes durch ein starkes Königthum vorausgegangen ist.[1] In Polen fehlt diese Voraussetzung und das Statut „Nic nowego" oder „nihil novi", wie man es wohl nach dem ersten entscheidenden Punkte genannt hat, hat mit logischer Consequenz zu einer Entmannung des polnischen Königthums geführt.

Jener verhängnißvolle erste Punkt des Statuts von Radom aber lautet: „Da das gemeine Recht und öffentliche Constitutionen nicht den Einzelnen, sondern das Gesammtvolk angehen, haben wir auf diesem Reichstag zu Radom mit sämmtlichen Prälaten, Räthen, Baronen und Landboten unseres Reiches für recht und vernünftig geachtet, auch verordnet, daß fortan in allen kommenden Zeiten nichts Neues von uns und unseren Nachfolgern bestimmt werden solle ohne Gutheißung unserer gemeinen Räthe und Landboten, sei es, daß es dem Staat Eintrag oder Beschwerde bringe, irgend einem Privatmanne Schaden oder Ungelegenheit verursache oder Neues in das gemeine Recht oder die öffentliche Freiheit hineintrage."[2]

Sehen wir von der durch die „Pandora-Büchse" dieser Bestimmung begründeten Lähmung des Königthums ab, so war die nächst wichtige Folge derselben das Sinken einerseits der Bedeutung der Provinziallandtage, andererseits der Machtstellung der Magnaten. Das polnische Königthum mochte hoffen mit der vielköpfigen Szlachta leichter fertig zu werden als mit den eigenwilligen Magnatenfamilien und wir haben Anzeichen, daß König Alexander solchen Gedanken nicht fern stand.

---

1) Szujski erinnert bei dieser Gelegenheit daran, daß das ganze übrige Europa um diese Zeit unter der Leitung dynastisch und absolutistisch gesinnter Herrscher stand. Man denke an Heinrich VII., Ludwig XI., Ferdinand und Isabella, Maximilian oder gar an die Großfürsten von Moskau. Nur Ungarn, Böhmen und Polen machten eine Ausnahme. l. l. p. 159. In der Beurtheilung des Reichstages von Radom stehen die Ansichten der polnischen Historiker einander schroff gegenüber.

2) vol. Leg. I, 137: „statuimus, at deinceps futuris temporibus perpetuis, nihil novi constitui debeat per Nos et successores nostros sine communi Consiliariorum et Nuntiorum Terrestrium consensu." Aus Rücksichten des Raumes müssen wir leider auf weiteres Detail verzichten.

Die Gesetzgebung des Reichstages von Radom hat unzweifelhaft auch ihre guten Seiten gehabt: strenge Strafen gegen Straßenraub wurden festgesetzt, der grundbesitzende Bürger zum Kriegsdienst herangezogen, das Gerichtswesen schärfer geregelt, das Judenprivileg Boleslaws von 1334 erneuert, durch Bestätigung der Schrift des Nicolaus Kotwicz über das canonische Recht dem Mißbrauch, der mit Interdict und Excommunication getrieben wurde, ein Ziel gesetzt, das Krakauer Gewohnheitsrecht aufgezeichnet und bestätigt, die Eidesformeln für den König, seine Räthe und Lehnsleute festgesetzt, aus dem in Polen geltenden Magdeburger Recht vierzehn Artikel delirt und endlich der von dem Kanzler Johann Laski auf Befehl des Königs aufgesetzte „Processus Juris" bestätigt. Eine in ihrer Summe imposante Leistung, für deren relative Tüchtigkeit schon der Umstand spricht, daß die Grundzüge derselben sich bis in die spätesten Zeiten erhalten haben. Das moderne Polen war damit, um ein berühmtes Wort auf unseren Gegenstand zu übertragen, in den Sattel gesetzt, die Frage, ob es reiten könne, hat die Geschichte beantwortet.

Den Schluß des Reichstages führten die littauischen Differenzen herbei. Die littauischen Großen, welche der König zu Brest vom Senat ausgeschlossen hatte, suchten den König zu versöhnen und dieser erklärte, er wolle der polnischen Fürbitte zu Liebe sie wieder in Gnaden aufnehmen, doch könne das nur auf einem littauischen Reichstage geschehen. Da erhob sich der Bischof von Wilna, Albrecht Tabor, wie wir wissen, der Bruder des vom Könige gemaßregelten Bartholomäus Tabor, und redete ihn vor der ganzen Versammlung folgendermaßen an: „Nicht wir sind schuld, daß Du uns zürnst, sondern die Arglist hochmüthiger Leute. Bisher haben wir Deinen Zorn ertragen, wie es getreuen Unterthanen ziemt. Nicht Deinen königlichen Befehlen widersetzten wir uns, sondern der Willkür einzelner Bürger, welche die Rechte Littauens brechen wollen, die Du und Deine Vorfahren beschworen haben. Ich erkenne in Dir meinen und meiner Collegen Herrscher und verehre Dich als solchen, aber ich weiß auch, daß ich Dein und Littauens oberster Priester bin und kraft meines göttlichen Berufes zu diesem Amte bin ich schuldig Dich abzumahnen von Unternehmungen, die wider unsere Rechte und wider Deinen Eid gehen. Die Strafe des Höchsten, der ein Herzenskündiger und Rächer der Bosheit ist, falle auf den Scheitel dessen, der sie verletzt."

König Alexander gerieth über die Kühnheit dieser Ansprache in solchen Zorn, daß ihn der Schlag traf. Der Reichstag mußte aufgehoben werden und krank wurde der König nach Krakau gebracht, wo er sich nur langsam erholte. Auch waren die nun folgenden Ereignisse nicht dazu angethan, ihn zu kräftigen. Aus Littauen kamen schlimme Nachrichten, die Söhne Mengli Gireis, des Khans der Krim, waren im August 1505 in Littauen eingefallen. Vor Sluck abgewehrt, hatten sie Nowogrodek, wo eben die littauischen Großen über Maßregeln rathschlagten, die zum Sturz Glinski's führen konnten, bis auf die Burg, welche sich behauptete, ausgebrannt. Minsk ging in Flammen

auf, die Gebiete von Polock und Witebsk wurden verheert und gegen 100,000 Menschen gefangen ins Elend geführt. Ungestraft konnten sie wieder abziehen. Das Land war völlig überrascht worden. Und im neuen Jahre wiederholte sich dasselbe Unheil in Polen wie in Littauen. Zu allem Unglück verschlimmerte sich unter den Händen eines unwissenden Arztes das Leiden des Königs so sehr, daß er nicht im Stande war, selbst zu Pferde zu steigen. Eilboten riefen seinen Bruder Sigismund herbei und der Oberbefehl über die littauischen Truppen wurde dem Generalfeldmarschall des Großfürstenthums, Stanislaus Kiszka, übertragen. Als dieser jedoch während des Feldzuges erkrankte, über-



Kleines Wappensiegel König Alexanders von Polen.

Mit Schildhaltern, von rothem Wachs in gewöhnlicher Wachsschale, mit Pergamentstreifen an einer Urkunde im Krakauer Senats-Archive vom Jahre 1502. Unter einer großen Königskrone der von zwei Löwen gehaltene vierfeldige Wappenschild: 1) und 4) von Polen; 2) und 3) von Littauen. Die Umschrift auf einem an den Enden aufgerollten Bande lautet: S · (Sigillum) S · (Serenissime) p · (principis) dni · (Domini) alexandri · dei gra · regis · polonie magni ducis · lithuae · zc. (Nach Voßberg.)

nahm Glinski das Commando und am 6. August gelang es ihm Dank seiner trefflichen Dispositionen und seiner bewunderungswürdigen persönlichen Tapferkeit, den Feinden bei Kleck eine völlige Niederlage beizubringen. Nur wenige entkamen, das tatarische Lager und alle Beute ihres Raubzuges fiel in die Hände der Sieger. Den König traf die Siegesnachricht auf dem Sterbebette. Er hatte bereits die Sprache verloren, aber er streckte die Hände gen Himmel, um seiner Freude Ausdruck zu geben, reichte den Umstehenden die Hand und verschied.

Es war der 19. August 1506.

Alexander war der am wenigsten begabte der Söhne Kasimirs. Langsamen Verstandes und schwerfällig im Ausdruck sprach er nur wenig. Man rühmte seine ungewöhnliche Stärke. Gut gebildet wie seine Brüder, war auch er ein Förderer humanistischer Gelehrsamkeit und Eleganz. Seine außerordentliche Freigebigkeit hatte die Rede aufgebracht, er sei zur rechten Zeit gestorben, sonst wäre alles Krongut verthan worden. Trotz gelegentlicher Beweise von Energie wußte er weder in Polen noch in Littauen des Adels Herr zu werden. Seine Politik, zumal gegen Moskau und die Tataren, ist äußerst unglücklich gewesen. Nach dieser Richtung liegt seine Bedeutung nicht in dem, was er that, sondern in dem, was er unterließ. Wie fast alle Jagiellonen war er träge.

Ueber seinem Leichnam entbrannte ein unerquicklicher Streit. Die Polen wollten ihn in Krakau, die Littauer in Wilna beisetzen. Schließlich überwog die Meinung der Letzteren. Man fürchtete, daß Glinski die Abwesenheit der littauischen Großen zu den Bestattungsfeierlichkeiten benutzen werde, um sich zum Großfürsten von Littauen aufzuwerfen.

Prinz Sigismund hatte den Bruder nicht mehr unter den Lebenden gefunden. Aber er kam noch rechtzeitig, um etwaigen Anschlägen Glinski's und den Bewerbungen des Großfürsten Wassili Iwanowitsch um den littauischen Thron vorzubeugen. In seiner Gegenwart fand unter großem Gepränge die Beisetzung Alexanders in der Stanislauskirche zu Wilna statt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

König Sigismund I. Aeußere Politik.

Gleich nach der Bestattung Alexanders trat in Wilna der littauische Wahlreichstag zusammen. Auch diesmal sah man, wie es hieß unter dem Druck der eine schnelle Entscheidung fordernden Verhältnisse, von der Mitwirkung der Polen bei der Wahl ab. Ohne daß Widerspruch laut geworden wäre, wurde Sigismund zum Großfürsten von Littauen erhoben (20. October 1506) und den Polen blieb nun nichts übrig, als dem gegebenen Beispiel zu folgen. Am 8. December wählten auch sie Sigismund und am 24. Januar 1507 konnte die feierliche Krönung desselben zu Krakau erfolgen. So waren in einer Epoche, welche zu den folgenreichsten in der Geschichte der Menschheit gezählt werden muß, Littauen und Polen aufs Neue fest aneinander gebunden und die zweiundvierzigjährige Regierung des König-Großfürsten hat dahin gewirkt, diese Einigung zu einer bleibenden zu machen. Nach seinem Tode war, Dank der vollzogenen Verschmelzung des littauischen und polnischen Adels, die Trennung nicht mehr möglich.

Man wird nicht in Abrede stellen können, daß Sigismund ein guter

Herrscher war. In der Reihe der Jagiellonen ist er vielleicht der einsichtigste und gerechteste Fürst gewesen. Von seinen Brüdern ist ihm keiner an Arbeitskraft und Nachhaltigkeit, sowie an klarer Erkenntniß der politischen Verhältnisse gleichgekommen. Er hatte einen sicheren Blick für das Erreichbare, war vorurtheilslos in der Wahl seiner Diener und hatte als Statthalter Polens in Glogau-Sagan (seit 1499) sich als tüchtiger Administrator bewährt und dem geplagten Lande Ruhe und Frieden geschafft.[1]) Dem unendlich schwierigeren polnisch-littauischen Regimente ist er aber dennoch nicht gewachsen gewesen.



Siegel von König Sigismund I. als Herzog von Glogau.

Abdruck in rothem Wachs in einer Schaale von gewöhnlichem Wachs, mit Pergamentstreifen an einer Urkunde in der Raczyński'schen Bibliothek vom Jahre 1506: „Sigismund von Gots Gnaden Kunigliches Stambs aws Polan zc In Slesien zu Glog' Tropp' et Herzcog durch Slesien Lawsnz zt Oberster Kuniglicher Stathelder."
Ein von größeren und kleineren Blattkreuzen umgebener vierfeldiger Schild, auf dem in der Mitte der Königliche Adlerschild liegt; 1) und 4) von Littauen, 2) und 3) mit der Oesterreichischen Binde (als dem Familienwappen der Mutter Elisabeth von Oesterreich). Die Umschrift auf einem am Anfange aufgerollten Bande lautet: S · n · p · Sigismdi · d · g · S · Kaziri · p · r · nati · lithwaie · l · Sup'i dbc · zc ·
(Nach Voßberg.)

Wir haben einen Theil seiner Regierung, die stets mitwirkenden Beziehungen Littauens zu Moskau und zu den Tataren bereits kennen gelernt[2]); beide Feinde bereiteten stete Schwierigkeiten, waren gleich unberechenbar in ihrer Politik und lasteten wie ein Alp auch auf Polen. Aber auch nach allen anderen Richtungen bot die Weltlage Schwierigkeiten, in deren Kreis Polen mit hineingezogen werden mußte. Eine rasche Umschau wird hier nothwendig.

Nach einer Seite hin hatten schon seit den Tagen König Kasimirs die Beziehungen sich gebessert. Die nächstliegenden deutschen Grenzländer waren Polen befreundet. Die Herzoge von Pommern, Sachsen und Lignitz sowie der Markgraf von Ansbach hatten polnische Prinzessinnen, Schwestern Sigismunds, geheirathet. Die bedeutsamste dieser Ehen war wohl die des Markgrafen Friedrich von Ansbach mit Prinzessin Sophia von

1) Ueber die späteren Verhältnisse dieses schlesischen Herzogthums, das Sigismund bei seiner Thronbesteigung dem Herzoge Kasimir von Teschen verliehen hatte, vergl. Grünhagen l. l. 376.

2) Vgl. Geschichte Rußlands c. 33. Die Geschichte Sigismunds müssen wir noch skizzenhafter behandeln als die seiner Vorgänger. Ihrer Bedeutung nach verdiente sie allein eine eingehende Monographie. Aber auch in der polnischen Literatur fehlt diese und es ist uns nicht möglich gewesen, auch nur annähernd des ungeheueren Quellenmaterials Herr zu werden. Von der Unvollkommenheit seiner Leistung kann Niemand lebhafter durchdrungen sein als der Verfasser. Die in die Zeit nach 1533 fallenden polnisch-littauisch-russischen Beziehungen sind dem zweiten Bande (Iwan der Schreckliche und seine Zeit), die livländischen Dinge der Geschichte Livlands vorbehalten.

Polen. Während der älteste Sproß derselben, Kasimir, in Baireuth saß, erwarb der zweite, Georg der Fromme von Ansbach, später durch Kauf das in der Geschichte Brandenburg-Preußens so wichtige Jägerndorf, während der dritte Sohn Albrecht im Jahre 1511 zum Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen gewählt wurde.[1]) Die verwandtschaftlichen Beziehungen zu diesem fränkischen Zweige der Hohenzollern wirkten naturgemäß auch auf Brandenburg zurück, so daß bei Beginn der Regierung Sigismunds auf dieser ganzen Linie die Ansicht friedlich war. Eben diese verwandtschaftlichen Beziehungen trugen aber auch den Keim des künftigen Gegensatzes in sich. Das polnische Element war bei den fränkischen Hohenzollern das schwächere, das deutsche überwog. Sobald Albrecht Hochmeister wurde, mußte die ihrem Wesen nach gegen Polen gerichtete Tendenz des Ordens auch auf die übrigen Hohenzollern zurückwirken. Markgraf Joachim von Brandenburg ist denn auch später einer der entschiedensten Gegner Sigismunds gewesen, als der Orden den Kampf um seine Emancipation von der polnischen Lehnsherrlichkeit aufnahm.[2])

Die Wechselbeziehungen Polens zu dem deutschen Reich aber standen wesentlich unter dem Drucke der ungarischen Politik. Man hatte in Ungarn die Erhebung Sigismunds nicht ungern gesehen. Als tüchtiger Mann bekannt, schien er eine Stütze gegen den umsichgreifenden Ehrgeiz Kaiser Maximilians zu bieten. Als Sigismund seinen Boten Christoph Szydlowicki nach Ungarn sandte, kam ein polnisch-ungarisches Bündniß zu Stande, welches bestimmte, daß solange die Jagiellonen in beiden Reichen herrschten, die Moldau unter ungarischer Oberherrlichkeit stehen solle.[3]) Nun wurde am 12. November 1507 ein Vertrag zwischen dem Kaiser und Ungarn geschlossen, der auch in freundschaftlichem Sinne auf Polen zurückwirkte. Die Theilnahme Ungarns an dem gegen Venedig gerichteten Bündniß von Cambray kam nur zu Stande, nachdem Sultan Bajazet sich verpflichtet hatte, auch mit Polen den Waffenstillstand aufrecht zu erhalten. Durch dies Verhalten Ungarns aber wurde Polen mit in die Wirren der westeuropäischen Politik hineingezogen. Es war ein Factor, mit dem gerechnet werden mußte. Papst Julius II. hat schon vor seiner völligen Abwendung vom Bündniß von Cambray alles Denkbare gethan,

1) Ein vierter Sohn, Johann Albrecht, wurde Erzbischof von Magdeburg, der jüngste, Wilhelm, wird uns in der Geschichte Livlands als letzter Erzbischof von Riga begegnen.

2) Vgl. Ranke, Geschichte Preußens I, 151; der aus den Acta Tomiciana das folgende Urtheil Sigismunds über Joachims Thätigkeit citirt: Constat enim satis non modo nobis, sed toti pene Europe, eundem marchionem totius hujus incendii fomitem, ducem et vexilliferum extitisse cujus autoritate ex universa Germania gentes in nos coacte sunt.

3) Vgl. über diese ungarischen Beziehungen: Feßler l. l. III, 277—500. Ich übergehe die polnisch-moldauischen Zerwürfnisse in den Jahren 1508—1510. Polen zeigte sich diesmal dem Gegner überlegen. Der Wojewode Bogdan, Sohn Stephan des Großen, erlitt eine völlige Niederlage und unter ungarischer Vermittelung wurden die früheren Beziehungen wieder hergestellt.

um Sigmund zur Aufnahme eines Krieges gegen die Türken zu bewegen. Sein Legat Achilles de Grassis wurde in dieser Angelegenheit nach Polen und Ungarn abgefertigt. Er erreichte, durch die Abneigung der ungarischen Stände gelähmt, nicht mehr, als daß der ungarische Angriff auf Venedig unterblieb, und auch Sigismund wollte zunächst von einem türkischen Kriege nichts wissen. Seit Markgraf Albrecht den Hochmeistersitz eingenommen hatte und den Lehnseid verweigerte, waren seine Blicke vornehmlich nach Norden gewandt. Dazu kam ein Zweites. Sigismund schaute nach einer Gemahlin aus und hatte sich für Barbara Zapolja entschieden, die Schwester jenes Johann Zapolja, der sich eine Zeitlang selbst mit dem Gedanken trug, den ungarischen Thron zu erringen. Mit großem Geschick verstand man den schwachen König Wladislaw zu bewegen, dem Bruder von sich aus Barbara in Vorschlag zu bringen. Hinter dem Rücken der ungarischen Großen wurde ein vorläufiger Ehetractat abgeschlossen und trotz ihres nachträglichen Widerspruchs am 8. Februar 1512 Barbara zu Krakau mit Sigismund getraut und zur Königin von Polen gekrönt. Es knüpfen sich an diese Heirath weitausschauende Pläne.

König Wladislaw von Ungarn war krank und schwach, sein Sohn stand im zartesten Alter. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte in nicht all zu weiter Frist eine vormundschaftliche Regierung eintreten. Auf die Zapolja gestützt, dachte Sigismund diese Stellung und in Zukunft auch den ungarischen Königsthron für sich zu erringen. Andererseits verfolgte Kaiser Maximilian genau dieselben Pläne. Er wollte Anna, die Tochter Wladislaws, für seinen Enkel, Erzherzog Ferdinand, gewinnen und hatte auch thatsächlich bereits im Jahre 1506 durchzusetzen verstanden, daß Wladislaw ihn zum Vormund seiner Kinder bestellte. Maximilians erbitterte Gegner bei diesen Bestrebungen waren aber die ehrgeizigen und thatkräftigen Glieder des Hauses Zapolja. So mußte als Rückschlag der Ehe Sigismunds mit Barbara eine Verschlechterung der ohnehin nicht eben freundschaftlichen Beziehungen des Kaisers zu Polen erfolgen. Es handelte sich um nichts Geringeres als um den Kampf der Habsburger und Jagiellonen um die ungarische Krone. Trotz der festeren Stellung der letzteren in Ungarn waren die Aussichten Sigismunds die günstigeren. Polen hatte eine Reihe wunder Punkte, in welche der Kaiser nur einzugreifen brauchte, um König Sigismund fühlen zu lassen, ein wie gefährlicher Gegner er sein könne. Einmal, und vor Allem waren es die Beziehungen zu Moskau, dann das Ordensland Preußen, endlich der trotz allen Strebens nach Selbständigkeit leicht auf Umwegen zu beeinflussende polnische Adel. An allen drei Punkten setzte der Kaiser die Hebel an. Der Hochmeister Albrecht wurde von ihm in seinem Widerstande bestärkt und die Zugehörigkeit des Ordens zum deutschen Reiche scharf hervorgehoben, der Großfürst wurde zur Wiederaufnahme des Krieges gedrängt, der polnische Adel bewogen, dem Könige die zur Kriegführung unentbehrlichen Mittel zu verweigern, so daß der Krieg gegen Moskau mit den Streitkräften Littauens

Transcription.

Descriptio ciuitatum et regionum ad septentrionalem plagam danubii. Isti sunt qui propinquiores resident finibus danaorum quos uocant nortabtrezi ubi regio in qua sunt ciuitates. L. III. (53) per duces suos partitae. Vulici · in qua ciuitates XCV et regiones · IIII. Linaa est populus qui habet ciuitates VII. prope illis resident quos uocant bethenici et smeldingon. et morizani. qui habent ciuitates XI. Juxta illos sunt qui uocantur hebfeldi. qui habent ciuitates VIII. Juxta illos est regio quae uocatur surbi · in qua regione plures sunt quae habent ciuitates L. Juxta illos sunt quos uocant talaminzi · qui habent ciuitates XIIII · Betheimare in qua sunt ciuitates XV. Marharii habent ciuitates XI. Vulgarii regio est immensa et populus multus habens ciuitates V. eo quod multitudo magna ex eis sit et non sit eis opus ciuitates habere. Est populus quem uocant merebanos · ipsi habent ciuitates XXX. Iste sunt regiones quae terminant in finibus nostris. Isti sunt qui iuxta istorum fines resident. Osterabtrezi · in qua ciuitates plusquam C. sunt. Miloxi. in qua ciuitates LX · VII. Phesnuzi · habent ciuitates LXX. Thadesi · plus quam CC urbes habent. Glopeani. in qua ciuitates ecce aut eo amplius. Zuireani. habent ciuitates CCC · XXV. Busani · habent ciuitates CC · XXX. I. Sittici · regio immensa populis et urbibus munitis fimis. Stadici. in qua ciuitates D. XVI populusque infinitus · Sebbirozi. habent ciuitates XC. Unlizi · populus multus. ciuitates CCCXVIII. Neriuani · habent ciuitates LXXVIII. Attorozi · habent CXL · VIII. populus ferocissimus. Epta radici · habent ciuitates CCLXIII. Vuillerozi · habent ciuitates CLXXX. Zabrozi · habent ciuitates CCXII. Zuetalici habent ciuitates LXX.IIII. Aturezani · habent ciuitates C. IIII. Chozirozi habent ciuitates. CCL. Lendizi · habent ciuitates · XC.VIII. Thafnezi · habent ciuitates CCLVII. Zeriuani · quod tantum est regnum ut ex eo cunctae gentes sclauorum exortae sint et originem sicut affirmant ducant. Prisfani · ciuitates LXX. Velunzani ciuitates LXX. Bruzi · plus est undique quam de enisa ad rhenum. Vuizunbeire. Caziri ciuitates. C. Ruzzi. Forsderen. liudi. Fresiti. Serauici. Lucolane. Ungare. Vuislane. Sleenzane · ciuitates XV. Lunsici · ciuitates XXX. Dadoesani · ciuitates XX. Milzane ciuitates XXX. Besunzane · ciuitates 11. Verizane · ciuitates X. Fraganeo ciuitates XI. Lupiglaa · ciuitates XXX. Opolini · ciuitates XX. Golensizi · ciuitates V.

Sueui non sunt nati sed seminati.

Beire non dicuntur bauarii sed boiarii a boia fluvio.

Transcription.

Descriptio ciuitatum et regionum ad septentrionalem plagam danubii. Isti sunt qui propinquiores resident finibus danaorum quos uocant nortabtrezi ubi regio in qua sunt ciuitates. L. III. (53) per duces suos partitae. Vuilci · in qua ciuitates XCV et regiones IIII. Linaa est populus qui habet ciuitates VII. prope illis resident quos uocant bethenici. et smeldingon. et morizani. qui habent ciuitates XI. Juxta illos sunt qui uocantur hehfeldi. qui habent ciuitates VIII. Juxta illos est regio quae uocatur surbi · in qua regione plures sunt quae habent ciuitates L. Juxta illos sunt quos uocant' talaminzi · qui habent ciuitates XIIII · Betheimare in qua sunt ciuitates XV. Marharii habent ciuitates XI. Vulgarii regio est inmensa et populus multus habens ciuitates V. eo quod multitudo magna ex eis sit et non sit eis opus ciuitates habere. Est populus quem uocant merebanos · ipsi habent ciuitates XXX. Iste sunt regiones quae terminant in finibus nostris. Isti sunt qui iuxta istorum fines resident. Osterabtrezi · in qua ciuitates plusquam C. sunt. Miloxi. in qua ciuitates LX · VII. Phesnuzi · habent ciuitates LXX. Thadesi · plus quam CC urbes habent. Glopeani. in qua ciuitates ecce aut eo amplius. Zuireani. habent ciuitates CCC · XXV · Busani · habent ciuitates CC · XXX. I. Sittici · regio inmensa populis et urbibus munitissimis. Stadici. in qua ciuitates D. XVI populusque infinitus · Sebbirozi. habent ciuitates XC. Unlizi · populus multus. ciuitates CCCXVIII. Neriuani · habent ciuitates LXXVIII. Attorozi · habent CXL · VIII. populus ferocissimus. Epta radici · habent ciuitates CCLXIII. Vuillerozi · habent ciuitates CLXXX. Zabrozi · habent ciuitates CCXII. Znetalici habent ciuitates LXX.IIII. Aturezani · habent ciuitates C. IIII. Chozirozi habent ciuitates. CCL. Lendizi · habent civitates · XC.VIII. Thafnezi · habent ciuitates CCLVII. Zeriuani · quod tantum est regnum ut ex eo cunctae gentes sclauorum exortae sint et originem sicut affirmant ducant. Prisfani · ciuitates LXX. Velunzani ciuitates LXX. Bruzi · plus est undique quam de enisa ad rhenum. Vuizunbeire. Caziri ciuitates. C. Ruzzi. Forsderen. liudi. Fresiti. Serauici. Lucolane. Ungare. Vuislane. Sleenzane · ciuitates XV. Lunsici . ciuitates XXX. Dadosesani · ciuitates XX. Milzane ciuitates XXX. Besunzane · ciuitates. II. Verizane · ciuitates X. Fraganeo ciuitates XL. Lupiglaa · ciuitates XXX. Opolini · ciuitates XX. Golensizi · ciuitates V.

Sueui non sunt nati sed seminati.

Beire non dicuntur bauarii sed boiarii a boia fluvio.

Uebersetzung.

Aufzeichnung der befestigten Orte und Landschaften nördlich von der Donau. Jene, welche den Grenzen der Dänen zunächst wohnen, sind die, welche man Nortabtrezi (die nördlichen Bodrizer) nennt, dort ist eine Landschaft, in welcher 53 Orte sind, durch besondere Häuptlinge geschieden. Die Vuilzen (Walaten) darin 95 Orte und 4 Landschaften. Linaa (die Gleijaner) ist ein Volk, das 7 Orte hat. Nahe bei ihnen wohnen die, welche man Bethenici (Wjetniker), Smeldingon (Smolinger) und Morizani (Moratschaner) nennt, sie haben 8 Orte. Neben diesen sind solche, die man Hehfeldi (Havellaner) nennt, welche 8 Orte haben. Neben ihnen ist eine Landschaft, die Surbi (lausitzer und meißener Slaven) genannt wird, in dieser Landschaft sind viele, sie haben 50 Orte. Neben ihnen sind solche, die man Talaminzi heißt, die haben 14 Orte. Beheimare (die Czechen [das t vor dem h ist halb radiert]), wo 15 Orte sind. Die Marharii (oberen Mähren) haben 11 Orte. Vulgarii (die Bulgaren) ist eine unermeßliche Landschaft und viel Volk in 5 Orten, weil ihre Menge groß ist und es für sie nicht nöthig ist, viele Orte zu haben. Es ist ein Volk, das nennt man Mehrehani (die niederen Mähren), dieselben haben 30 Orte. Das sind die Landschaften, welche an unsere Grenzen stoßen. Die folgenden sind die, welche bei den Grenzen jener sitzen. Osterabtrezi (östlichen oder südlichen Bodrizer), darin sind mehr als 100 Orte. Miloxi (Milzer), darin 67 Orte. Phesnuzi (Petschenegen), sie haben 70 Orte. Thadesi (die Djedoscher), mehr als 200 Städte haben sie. Glopeani (Kolpianer), darin 400 Orte oder mehr. Zuireani (Swirjaner), sie haben 225 Orte. Die Busani (Bushaner) haben 231 Orte. Die Sittici (Zitiger), ein unermeßliches Land mit sehr wehrhaften Völkern und starkbefestigten Orten. Die Stadici (Staditscher), darin 516 Ort und endloses Volk. Die Sebbirozi (Sebirzer) haben 90 Orte. Die Unlizi, ein zahlreiches Volk, 318 Orte. Die Nerivani (Narewjaner) haben 78 Orte, Die Attorozi (Tiwerzer) haben 148, ein äußerst wildes Volk. Die Extaradizi (Obraditschen) haben 263 Orte. Vuillerozi (Bulerzer), haben 180 Orte. Die Zabrozi (Zaprozer) haben 212 Orte. Die Znetalizi (Netolitscher) haben 74 Orte. Die Aturezani (Turitschaner) haben 104 Orte. Die Chozirozi (Kossoritscher) haben 250 Orte. Die Lendizi (Lutitscher) haben 98 Orte. Die Thafnezi (Tanewzer) haben 257 Orte. Zerivani (Serben), dies ist ein so großes Reich, daß aus ihm alle Geschlechter der Slaven hervorgegangen sind und, wie sie angeben, ihren Ursprung nehmen. Prissani (Prushaner), 70 Orte. Velunzani (Wolynier), 70 Orte. Bruzi (Preußen), ihrer giebt es von allen Seiten mehr, als von der Ens zum Rhein. Vuizunbeire (weiße Bulgaren). Caziri (Chasaren), 100 Orte. Ruzzi (Warägo-Russen). Forsderen (?). Liudi (?). Fresiti (Breschitzi). Seravizi (Serawzer). Lucolane (Lukomljäner). Ungare (Madjaren). Vuislane (Polen). Sleenzane (Slesaner), 15 Orte. Lunsizi (Luschitschaner), 30 Orte. Dadonesani (Djedoschaner), 20 Orte. Milzane (Miltschaner), 30 Orte. Besunzaner, 11 Orte. Verizane, 10 Orte. Franganeo, 40 Orte. Lupiglaa (Lupoglawa), 30 Orte. Opolini (Opolaner), 20 Orte. Golensizi (Goleschinzer), 5 Orte.

Die Sueven sind nicht geboren, sondern ausgesät (d. h. man wird nicht durch die Geburt Sueve, sondern durch die Thatsache der Zugehörigkeit).

Die Beiren heißen nicht Bavarii, sondern Bojarii vom Flusse Boja (Nebenfluß der Wjatka von rechts), conf. Schaffarik II p. 673 sq.

Landtafel des Vngerlands/Polands/Rüssen/Littaw/Walachei vnd Bulgarei.



Facsimile aus Sebastian Münster's Cosmographie vom Jahre 1550.

ausgefochten werden mußte. Der Verlust des wichtigen Smolensk im Kampfe mit Moskau gehört als Folge in diesen Zusammenhang. Die Partei der Zapolja verlor dadurch immer mehr an Boden. Zwei der einflußreichsten Räthe des Königs, der Krakauer Dekan Peter Tomicki und der uns bereits bekannte Chr. Szydlowicki, der gegen den Willen der Zapolja Kanzler geworden war, arbeiteten auf eine Versöhnung mit dem Kaiser hin und wurden dabei durch Wladislaw von Ungarn unterstützt. Es bedeutete einen Umschwung in der Politik Osteuropas, daß Sigismund sich im October 1514 zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser und seinem Bruder bereit erklärte. Ersterer sollte nach Haimburg, die beiden Könige nach Preßburg ziehen. So sehr auch die Zapolja bemüht waren, hindernd dazwischen zu treten oder wenigstens durchzusetzen, daß das unter ihrem Einfluß stehende Pest zum Ort der Monarchenzusammenkunft gewählt werde, sie drangen nicht durch. Schon Ende März 1515 trafen Wladislaw und Sigismund in Preßburg zusammen. Der Kaiser, der verhindert war persönlich zu erscheinen, hatte Vollmächtige geschickt, mit denen man sich nach langem Hin- und Herverhandeln über alle wesentlichen Punkte einigte. Auf die Einladung des Kaisers zogen dann beide Könige Mitte Juli des Jahres nach Wien, und hier fand am 22. Juli jener für die Geschichte des Hauses Habsburg wichtigste Vertrag seinen Abschluß, der wohl als die Fundamentirung des modernen Oesterreich bezeichnet werden kann. Auch für die polnische Geschichte macht er insofern Epoche, als er die Weltstellung der Jagiellonen für die Zukunft annullirte und eine entschiedene Abwendung von den Wegen bedeutete, welche Polen seit den Tagen König Kasimirs gegangen war.

Die wesentlichsten Punkte des denkwürdigen Vertrages aber waren die folgenden: die Enkelin des Kaisers, Maria, wurde mit Ludwig, dem Sohne König Wladislaws, verlobt, Anna, die Tochter Wladislaws, wurde mit einem der Enkel des Kaisers, ob Ferdinand oder Carl, wurde noch nicht festgesetzt, vermählt. Der Kaiser selbst ließ sich mit ihr für den erst später zu bestimmenden Enkel in der Stephanskirche trauen, eine kirchliche Freiheit, die, wie es scheint, damals nicht einmal besonderes Aufsehen erregt hat. Das Wichtigste aber war, daß ein geheimer Artikel einen Erbvertrag zwischen den Habsburgern und den ungarischen Jagiellonen festsetzte und ausdrücklich bestimmte, daß, falls Ludwig von Ungarn erblos sterben sollte, seiner Schwester Anna der ungarische Thron gebühre.

Es ist begreiflich, daß König Sigismund nur um hohen Preis sich dazu verstanden hatte, diese Vereinbarung gutzuheißen, welche die Ansprüche und Aussichten seines Geschlechtes so wesentlich beeinträchtigte. Der Kaiser hat sich ihm gegenüber verpflichtet, entweder mit Moskau und dem Deutschen Orden zu brechen oder beide zum Abschluß eines Friedens mit Polen zu vermögen. Daß Moskau gegenüber trotz der Gesandtschaft Herbersteins dieses Ziel nicht erreicht wurde, wissen wir aus der Geschichte Rußlands, aber auch in Betreff des Ordens ist der Kaiser den Erwartungen Polens nicht gerecht

geworden. Immerhin war es aber von Bedeutung, daß Maximilian fortan entschieden freundlich zu Polen stand und das Verhältniß wurde noch ein innigeres, als Sigismund, der bald nach jener Zusammenkunft in Wien seine Gemahlin Barbara verloren hatte, sich 1518 in zweiter Ehe mit Bona Sforza, der Tochter Johann Galeazzo's von Mailand und Bari, vermählte. Auch er war dadurch in ein verwandtschaftliches Verhältniß zu den Habsburgern getreten.

Am wichtigsten war für Polen jetzt seine Stellung zum Deutschen Orden. Die Wahl des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg hatte ihrerzeit den Beifall Sigismunds gefunden, aber gleich bei den ersten mit ihm gepflogenen Verhandlungen hatte er auf strikte Erfüllung aller Bedingungen des ewigen Friedens von Thorn gedrungen. Das gerade aber war der Punkt, in den der junge Hochmeister weder willigen konnte noch wollte. Die Differenzen zwischen dem Orden und Polen ließen sich auf friedlichem Wege nicht beilegen, da die beiderseitigen Interessen einander schnurstracks gegenüberstanden. Hier konnte nur das Schwert entscheiden. So finden wir schon 1511 beide Parteien in äußerster Spannung. Nur daß weder der Orden noch Polen zur Zeit kriegsbereit waren, führte zu Verhandlungen, an deren Erfolg wohl Niemand ernstlich glauben mochte. Als Symptom von hoher Bedeutung ist ein Vorschlag, den Sigismund dem Meister zu Ende des Jahres 1511 auf einer Tagfahrt zu Thorn machen ließ: „es scheine für den Orden und die ganze Christenheit vielleicht am rathsamsten, daß der jetzige König von Polen selbst den Orden annehme und zum Hochmeister erhoben werde, so daß der neue Meister seinem Amte wieder entsage und vom Könige auf irgend eine Weise nach seinem fürstlichen Stande versorgt werde. Werde der Papst dies wegen des jetzigen Königs Verehelichung nicht zulassen, so solle nach dessen Tode jeder Nachfolger im Reiche Profeß im Orden werden und als Hochmeister eingekleidet sich nie vermählen dürfen, also daß das Königreich und der Orden ein ewig unzertrennlicher Körper werden solle.“ [1]) Bekanntlich hat die weitere historische Entwickelung genau den entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Die nächste Folge dieser polnischen Vorschläge aber war ein engerer Anschluß des Ordens an das Reich. Die nova germania war nicht geneigt, politisch und national abzudanken. Schon schien im Jahre 1513 der Krieg unvermeidlich, als die Noth, welche der russische Einfall in Littauen zur Folge hatte, den König zwang wieder abzuwiegeln. Eine wirkliche Vereinigung scheiterte aber, auch abgesehen von den principiellen Differenzen, an der Polen feindseligen Haltung Kaiser Maximilians, deren Motive wir eben kennen gelernt haben. Er verbot dem Hochmeister bei schwerer Strafe sich auf einen Vertrag einzulassen und wollte die Entscheidung dem Papste und einem Concilium übertragen wissen. Als dann 1515 der Kaiser aus gleichen Motiven seine Politik gegen Polen änderte, war der Orden auf sich allein

1) Vgl. Voigt, Gesch. Preußens IX, 419.

angewiesen, Maximilian hatte den ewigen Frieden ausdrücklich anerkannt und damit die deutsche Stellung des Ordens preisgegeben. Die Haltung des Hochmeisters in dieser überaus schwierigen Lage war fest und kühn: lieber brechen als biegen. Er bereitete sich zum Kriege. Mit der wichtigste Erfolg war es, daß es dem Meister gelang, durch Vertrag vom 28. November 1517 sich durch Verzicht auf das Wiedereinlösungsrecht der Neumark die Hilfe Joachims von Brandenburg zu sichern, Anfang 1518 folgte ein Bündniß mit Moskau und unablässig war er bemüht, die Wehrhaftigkeit und Angriffsfähigkeit seines Landes zu steigern. Nur die noch immer fortdauernden Kämpfe mit dem unzuverlässigen Khan Machmet Girei hatten Sigismund, der fest entschlossen war, die völlige Unterwerfung des Ordens zu erzwingen, davon abgehalten, Albrecht schon früher den Krieg zu erklären. Auch hat Kaiser Maximilian, dem ebenso wie dem Papst an einem Türkenkriege in großem Stil lag, hemmend gewirkt. Nach beiden Richtungen änderte sich die Lage zu Anfang des Jahres 1519. Am 12. Januar starb der Kaiser, Achmet Girei fiel wieder einmal den Polen zu und vom deutschen Reich schien bei der Aufregung und Spannung, welche das Wahlgeschäft mit sich führte, ein thatkräftiges Eintreten für den Orden nicht zu befürchten. Sigismund wollte sich den günstigen Augenblick nicht entgehen lassen, und der Reichstag zu Piotrkow, der wenige Wochen nach des Kaisers Tode zusammentrat, brachte die Entscheidung. Er beschloß für den Fall, daß der Meister den Lehnseid den Bestimmungen des Thorner Friedens gemäß nicht leiste, den Krieg. Brachte auch ein Einfall der Krimschen Tataren in Podolien und Wolhynien nochmaligen kurzen Aufschub, die Beziehungen zwischen dem Orden und Polen nahmen schon jetzt den Charakter offener Feindseligkeit an. Wir verfolgen den Krieg nur in seinen Umrissen. Im December 1519 war Sigismund mit 1600 Pferden in Thorn eingezogen. Seine Kriegsmacht, die auf 20—80,000 Mann angegeben wird, lag in Cujavien, seines Gebotes harrend. Der König schickte jetzt dem Meister sein Ultimatum zu: Huldigung oder Krieg. Da Albrecht am festgesetzten Tage in Thorn nicht erschien, erfolgte die Kriegserklärung und die polnischen Truppen erhielten den Befehl zum Aufbruch. Das geschah am 28. December 1519. Uns interessirt weniger der in die deutsche Geschichte fallende Verlauf des Krieges, als das für Polen hoch bedeutsame Resultat desselben. Nachdem das Jahr 1520 eine furchtbare Verwüstung Pomesaniens, vergebliche Verhandlungen zu Thorn und erneute für beide Theile nicht entscheidende Kämpfe gebracht hatte, bei denen jedoch der größere Erfolg auf polnischer Seite war, kam es 1521 unter Vermittelung Kaiser Karl V. zu neuen Friedensberathungen in Thorn, die am 10. April zum Abschluß eines vierjährigen Waffenstillstandes führten.[1]) Noch vor Abschluß desselben sollte ein Schiedsgericht über die strittige Cardinalfrage wegen

1) Die Urkunde datirt vom Sonntag Quasimodogeniti (April 7) 1521. Dogil IV. 165.

der Huldigung entscheiden und Fürsorge getroffen werden, daß ein „steter und wohlbegründeter" Friede aufgerichtet werde. In diesen vier Jahren des Stillstandes überzeugte der Hochmeister sich aufs Deutlichste, daß er zur Wiederaufnahme des Kampfes von Deutschland her keinerlei Hilfe zu erwarten habe und daß bei den unzureichenden Mitteln des Ordens der Kampf mit Polen auf die Dauer aussichtslos werden müsse. Zudem begann die Reformation in Preußen einzudringen und Albrecht selbst in ihren Kreis hineinzuziehen. Er hat aus diesem Grunde sich eine Zeitlang mit dem Plan getragen, zu Gunsten des Herzogs Erich von Braunschweig abzudanken und in den weltlichen Stand zu treten. Als man jedoch in Polen davon hörte, ließ Sigis-



Wappensiegel von Janusz und Stanislaw von Masovien.

Abdruck in rothem Wachs, mit Pergamentstreifen an einer Urkunde vom Jahre 1520, zeigt in einem umrankten Schilde: im ersten und vierten Felde den die Herzogskrone tragenden Adler von Masovien, im zweiten und dritten den Drachen von Czersk (oder Reußen). Die Umschrift auf einem an den Enden zierlich verschlungenen Bande lautet: ⁝ STANISLAVS ⁝ ET IANVSIVS ⁝ D ⁝ G ⁝ DVCES ⁝ MAZOVIE ⁝ RVSSIE ⁝ ETC · (Nach Voßberg.)

mund ihn dringend auffordern, zu seinen Gunsten abzudanken und ihm für diesen Fall reiche Entschädigung in Aussicht stellen. Zuletzt aber behielt der von Luther lebhaft unterstützte Gedanke einer Säcularisation des Ordens die Oberhand. Die Vermittelung mit Polen übernahmen Herzog Friedrich von Lignitz und Markgraf Georg von Brandenburg; außerdem wissen wir, daß Albrecht am polnischen Hofe einen seinen Plänen günstigen Anhang hatte. Der einflußreiche Rath des Königs Christoph Szydlowiecki hatte den Boden bereitet. Am 2. April 1525 traf der Hochmeister, noch mit dem schwarzen

Ordenskreuz geschmückt, in Krakau ein, am 8. April schloß er als Herzog von Preußen seinen Frieden mit Polen:

Die wesentlichsten Punkte dieses denkwürdigen Friedens aber sind die folgenden:

1. Der Herzog leistet dem Könige als seinem Erbherrn den Eid und erzeigt sich ihm, wie es einem belehnten Fürsten geziemt, in Allem gehorsam. Markgraf Georg soll von seiner und seiner Brüder wegen die Lehnsfahne mit angreifen und die Markgrafen Kasimir und Johann binnen Jahresfrist diesen Vertrag durch Brief und Siegel genehmigen.

2. Sind alle männliche Nachkommen des Herzogs und der drei Markgrafen ausgestorben, so fällt Preußen an Polen.

3. Die Rechte und Privilegien Preußens, soweit sie diesem Vertrage nicht widerstreiten, bleiben in Kraft, alle übrigen Ordensprivilegien sind aufgehoben.

4. Auf dem Reichstage und im Senate nimmt der Herzog die erste Stelle neben dem Könige ein.

5. In allen Kriegsbedrängnissen ist er verpflichtet, dem Könige mit hundert gerüsteten Reitern Zuzug zu leisten.

6. Zwischen Preußen und Polen ist der Handel frei, auch sollen ohne Genehmigung beider Theile keine neuen Zölle errichtet werden.

7. Der Herzog von Preußen, sowie die Städte Elbing, Danzig und Thorn begeben sich des Münzrechts.

Am 9. April genehmigten die preußischen Stände diesen Friedensvertrag und erkannten Herzog Albrecht als ihren rechtmäßigen Landesherrn an, am 10. April leistete der Herzog dem Könige auf dem Markte zu Krakau den Lehnseid.

Es war ein großer Erfolg, den Sigismund hiermit errungen hatte, und wenn polnische Schriftsteller ihm den Vorwurf machen, daß er die gute Gelegenheit vorüberziehen ließ, die sich ihm geboten hatte, um den Orden völlig zu vernichten und Preußen ganz polnisch zu machen, unterschätzen sie die zähe Lebenskraft, die trotz Allem noch in dem innerlich schwer kranken Körper des Ordens wohnte. Auch das sogenannte königliche Preußen ist deutsch geblieben und Sigismund sah unzweifelhaft richtig, wenn er sich mit dem Erfolge des Tages von Krakau zufrieden gab. Ob es möglich war, Preußen auf friedlichen Wegen dem polnischen Staate zu assimiliren, mußte die Zeit geben. Die Chancen hierzu waren die denkbar günstigsten.

Und noch einen anderen Erfolg konnte Sigismund bald danach verzeichnen. Die beiden letzten masovischen Piasten starben kurz nach einander, Stanislaw 1524, Janusz am 24. März 1526, so daß Masovien nun völlig der Krone Polen einverleibt werden konnte. Es ist später von Bedeutung geworden, daß eine Schwester des letzten Masoviers, Sofia, sich mit dem Naderspan von Ungarn, Stephan Bathory, vermählte. Aber auch damals schon haben die ungarischen Dinge in den Gang der polnischen Politik eingegriffen. Am 29. August 1526 hatte König Ludwig II.

auf der Flucht nach der Schlacht bei Mohacz in einem Sumpfe sein trauriges Ende gefunden. Zwei Kronen, Böhmen und Ungarn, waren dadurch frei geworden, und mußten, wenn die Bestimmungen des Preßburger Vertrages in Kraft traten, dem Habsburger Ferdinand zufallen. Aber die Verhältnisse lagen doch ganz anders als im Jahre 1515. Sigismund hatte freie Hand zur Action und es ist nur zu begreiflich, daß ihn der Wunsch beseelte, die schönen Länder seinem Hause zurückzugewinnen. Die Dinge nahmen jedoch einen so raschen Verlauf, daß er nicht Zeit fand sich den Boden zu bereiten. Schon am 10. November wurde Johann Zapolja, der Bruder von Sigismunds verstorbener Gemahlin, zum Könige von Ungarn gewählt und am 11. November gekrönt, während Ferdinand bereits am 23. October seine Wahl zum Könige von Böhmen durchgesetzt hatte. Fest entschlossen, auch seine Ansprüche in Ungarn durchzusetzen, griff er zu den Waffen und so blieb dem Könige Sigismund, dessen Candidatur jetzt völlig aussichtslos gewesen wäre, nichts übrig, als die Rolle des Vermittlers zu übernehmen und so das Ansehen des polnischen Staates zur Geltung zu bringen. Am 16. December wählte eine den Zapolja feindliche Partei Ferdinand auch zum Könige von Ungarn. Der Bürgerkrieg war dadurch unvermeidlich geworden. Daß Sigismund lieber seinen Schwager als dessen österreichischen Rivalen auf dem ungarischen Throne sah, unterliegt keinem Zweifel. Die ersten polnischen Vermittelungsversuche im April 1527 hatten keinen Erfolg. Die Verhältnisse änderten sich, als Zapolja, von Ferdinand immer mehr bedrängt, den für damalige Zeit unerhörten Gedanken faßte, mit den Türken in ein Bündniß zu treten, um so seine Krone zu retten. Sigismund hinderte ihn trotzdem nicht daran, in Polen Söldner zu werben und schien an seinem türkischen Bündniß keinen Anstoß zu nehmen. Auf polnischem Boden, in Posen fand im November 1530 ein neuer Vermittelungsversuch statt, der einen einjährigen Waffenstillstand bis zum 13. December 1531 durchsetzte und bald tauchte der Gedanke auf, eine der Töchter Sigismunds, Elisabeth, mit Johann Zapolja zu vermählen. Da jedoch Sigismund die Bedingung daran knüpfte, daß sein künftiger Schwiegersohn vorher vom römischen Könige Ferdinand und von Kaiser Karl V. als König von Ungarn anerkannt werde, gingen noch Jahre darüber hin und erst im Februar 1539 nach Abschluß des Friedens von Großwardein konnte die Hochzeit vollzogen werden. Inzwischen hatte Sigismund mit vieler Mühe durchgesetzt, daß sein Sohn Sigismund August im October 1529 zu Wilna zum Großfürsten von Littauen gewählt wurde und im folgenden Jahr erreichte er auch die Wahl und Krönung desselben zu Krakau. Ein Fall ohne Präcedens in Polen, von dem Sigismund den Ständen feierlich bezeugen mußte, daß er gegen das Gewohnheitsrecht sei, das jetzt durch ihn erst zum polnischen Staatsrecht erhoben wurde. Er versprach nicht nur, daß die Wahl Sigismunds der alten Sitte nicht präjudiciren solle, sondern bestimmte ausdrücklich, „daß in Zukunft, so oft ein König sterbe und das Reich frei sei, oder irgendwie eine Wahl nothwendig werde, noch bevor die Räthe beider Stände zur

Wahl schreiten, nach altem Gebrauch ein Wahlreichstag berufen werde, der, rechtzeitig allen Bewohnern des Reiches und aller Landschaften verkündigt, nach altem Gebrauch die Wahl vornehmen solle.[1]) Durch eine zweite von demselben Tage (26. März) datirte Urkunde versprach er dann, daß der junge König Sigismund August, sobald er sein fünfzehntes Jahr erreicht habe (das geschah am 1. August 1535) den Eid auf alle Rechte und Freiheiten der polnischen Stände leisten werde. Das folgende Jahr brachte einen glänzenden Sieg der polnischen Waffen über die Walachen, die sich jedoch bald wieder aufs Neue erhoben und erst 1538 zum Frieden gezwungen werden konnten.

1543 vermählte sich Sigismund August, der 1537 hatte schwören müssen, sich bei Lebzeiten des Vaters der Regierung zu enthalten, mit der Tochter des römischen Königs Ferdinand, Elisabeth. Am 16. Mai wurde die Hochzeit zu Krakau gefeiert. Das junge Glück war aber nicht von langer Dauer. Die Mutter des Königs, die intriguante und böse Königin Bona stiftete Zwietracht zwischen den Eheleuten und ihr Verhältniß wurde so schlimm, daß König Ferdinand sich veranlaßt fand, im Jahre 1544 in diesem Anlaß diplomatisch zu interveniren. Der alte König Sigismund versöhnte die Eheleute und Sigismund August war fortan mit der Mutter verfeindet. Das konnte diese nicht ertragen. Schon im Juni 1545 starb Elisabeth, wie das Gerücht erzählte, von ihrer Schwiegermutter vergiftet. Sigismund August selbst glaubte mit Bestimmtheit daran.

Diese ehelichen Verhältnisse Sigismund Augusts haben in ihrem weiteren Verlaufe historische Bedeutung gewonnen. Unfähig den Wittwerstand lange zu ertragen, stürzte er sich bald nach Elisabeths Tode in rauschende Vergnügungen. Auf den Bällen und Gastmählern, bei denen er den littauischen Adel um sich versammelte, lernte er eine junge Wittwe kennen, Barbara, die Tochter des Kastellans von Wilna, Georg Radziwil, Wittwe des Wojewoden von Troki, Stanislaw Gastold. Die junge, berückend schöne Frau entzündete in ihm die heftigste Leidenschaft, und sie wies ihn nicht zurück, vielmehr scheint sie Alles gethan zu haben, um ihn dauernd an sich zu fesseln. Sie duldete, daß er vom königlichen Schloß aus über die Wilja hinüber eine Brücke schlagen ließ, welche in ihren Garten führte. Aber bei all' den leidenschaftlichen Zusammenkünften wahrte Barbara ihre Ehre. Da entschloß der seiner Leidenschaft nicht mehr mächtige König sich, sie zu seiner Gemahlin zu erwählen. In Gegenwart ihrer nächsten Verwandten wurde sie ihm kirchlich angetraut. Freilich in aller Heimlichkeit — weder der alte König noch Bona

1) Vgl. Leg. I, 245: „decernimus, ut deinceps quotiescunque Regem decedere, et Regnum vacare, aut electionem quomodocunque celebrari contigerit, Domini Consiliarii ordinis utriusque antequam ad electionem procedant, prius juxta veterem consuetudinem Conventum electionis generalem statuant, et ipsum universis regnicolis et dominiis, in tempore declarent, ac electionem in eodem Conventu, juxta veterem consuetudinem celebrent. Die vetus consuetudo kann nicht schärfer betont werden.

Sforza, noch endlich die polnischen und littauischen Großen wußten darum. Aber es war wohl eine Wirkung dieser Heirath, daß der Vater und der Oheim Barbara's von Kaiser Karl V. den Titel Herzoge von Olika und Njeswisz erhielten, ihr Bruder Nikolaus zum Herzoge von Dubinki und Birze erhoben wurde, alle drei aber den Fürsten des heil. römischen Reiches beigezählt



Elisabeth von Oesterreich, Gemahlin Sigismund Augusts.
Oelmalerei auf Kupferplatte; 19 Centimeter hoch, 15 Centimeter breit.

wurden. Sigismund Augusts Bestreben ging nun vor Allem dahin, die Gunst des polnischen Adels zu gewinnen. Von der Partei der Radziwil unterstützt, setzte er auf einem Reichstage zu Wilna durch, daß das von Polen vielbegehrte Bielsk in Podlachien vermittelst förmlicher Schenkung von Littauen auf Polen übertragen wurde. Dann reiste er nach Polen, um bei seinen Eltern sich den Boden zur Anerkennung seiner Heirath zu bereiten. Aber die ersten



Sigismund August, König von Polen.

Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von 1554, von Virgil Solis (1514—1562).

zaghaften Andeutungen, die er dem Vater machte, versetzten diesen in äußersten Zorn und vollends Bona legte ihrer Erbitterung keinen Zügel an. Unter solchen Umständen hielt Sigismund August es für gerathen, sein Geheimniß für sich zu bewahren und die Eltern im Glauben zu lassen, daß es sich nur um die Erfüllung eines Lieblingswunsches gehandelt habe. Auch in Polen und



Barbara Radziwil, zweite Gemahlin Sigismund Augusts.

Oelmalerei auf Kupferplatte; 19 Centimeter hoch, 15 Centimeter breit. Stammt aus dem Besitz des Königs; ist mit dem Bildniß der Elisabeth in Form eines Taschenbuchs zusammengebunden.

Littauen war man derselben Meinung. Die scheinbare Unterwürfigkeit des jungen Königs hatte zur Folge, daß der Vater ihm auf dem Reichstage zu Piotrkow die Einkünfte von Masovien und Preußen schenkte, und ihn darauf nach Littauen entließ. Kurze Zeit darnach gab der am 1. April 1548 erfolgte Tod des Vaters ihm freie Hand zur Ausführung seiner Pläne. Barbara

Radziwil ist zur Königin von Polen gekrönt worden. Damit beginnt die wichtige Rolle, die das Geschlecht der Radziwil in der Geschichte Polen-Littauens gespielt hat.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Anfänge der polnischen Reformation.

Wir haben bei unserem Ueberblick über die Ereignisse der Regierung Sigismunds I. oder des Alten, wie er auch genannt wird, den Gang der inneren Entwickelung Polens unter seiner langjährigen Regierung nur wenig berührt. Eine genauere Darlegung derselben müßte uns zu weit führen, das Wesentlichste läßt sich dahin zusammenfassen, daß König Sigismund ernstlich bemüht gewesen ist, die Schäden der polnischen Verwaltung im Finanz- und Kriegswesen zu heben. Auch hat er nach dieser Richtung hin fördernd und bessernd gewirkt, dem Ackerbau und dem Handel zu neuer Blüte verholfen, durch Befreiung der Weichsel und Warthe von den Wehren und Zollstätten, welche die Fahrzeuge und Flöße aufhielten, den Export zu den preußischen Häfen erleichtert, wüstes Land der Cultur zugänglich gemacht, die Domänen, wie schon oben erwähnt wurde, wieder in die Hände der Krone gebracht und sich so die Mittel geschafft, um sein königliches Ansehen wieder zu Geltung und Einfluß zu bringen. Mit der Reform des Militärwesens ging es dagegen weniger günstig. Ein Reichstag nach dem andern hat über die schwierige Frage verhandelt und schon der stete Erlaß neuer Constitutionen zeigt, daß in der Praxis der König mit seinen Reformideen nicht durchdrang. Weder eine stehende Kriegsschaar von irgend erheblicher Stärke zu schaffen, noch auch ein Mittel, des Adelsaufgebotes wirklich Herr zu werden, hat er zu finden verstanden. In den Jahren 1510, 1519, 1520, 1523, 1538, 1540, 1545 wiederholen sich seine Bemühungen, werden stets schärfere Bestimmungen erlassen, um zum Ziele zu gelangen. Das Resultat ist immer das gleiche. Nur nach einer Seite hin konnte der König einen wirklichen Erfolg erzielen. Das war die militärische Organisation der uns aus der Geschichte Rußlands bekannten Saporoger Kosaken. Schon im Jahre 1500 war Predslaw Lanzkoronski zum ersten Hetman von Kleinrußland ernannt worden. Einer seiner Untergebenen, Eustaphius Daszkewicz, ist der erste Gesetzgeber der Kosaken geworden. Sie hatten ihn zu ihrem Häuptling (koschewoi) erwählt, und er organisirte sie zu Hundertschaften und Regimentern. Die kühnen mit Säbel und Flinte bewaffneten Männer erwiesen sich unter seiner Leitung bald als eine vortreffliche Waffe den Tataren gegenüber. Ihre Zahl, die 1532 erst 2000 Mann betrug, wuchs schon 1535 auf 3000 Mann und von nun an nahmen sie ununterbrochen zu.

König Sigismund gestattete ihnen, ihre Vorwerke oberhalb der Stromschnellen des Dnepr anzulegen und verlieh Kaniow und Czerkasy ihrem Führer



Polnische Rüstung.
Anfang des 16. Jahrh. In der kaiserl. Waffensammlung zu Zarskoje-Selo.

Daszkewicz. Außerdem wurde ihnen ein ziemlich umfangreiches Gebiet zu beiden Seiten des Dnepr überlassen. Auf Lanzkoronski folgte als Hetman von Kleinrußland Wisznewecki, auf diesen Eustaphius Koshinski, ein ausgezeichneter Mann, der in Deutschland und Frankreich das Kriegswesen studirt hatte und mit praktischem Blick seine Erfahrungen den eigenartigen Verhältnissen anzupassen verstand, die ihm in Kleinrußland entgegentraten. Er faßte die ganze Masse der kleinrussischen Kriegsmacht zu 20 Regimentern von je 2000 Mann zusammen und gab ihnen Namen nach den kleinrussischen Städten. Die Regimenter (polk) zerfielen in Hundertschaften, an deren Spitze gewählte Obriste (polkownik) und Hundertmänner traten, die ihr Amt lebenslänglich behielten. Diese Regimenter wurden in den Siedlungen und Dörfern der Kosaken ausgehoben und completirt und in ein Kriegsregister verzeichnet, bis sie ihre Dienstzeit hinter sich hatten. Man nannte sie deshalb „registrirte Kosaken". Die Hälfte derselben war beritten und lag stets zu Felde, während das Fußvolk als Garnison in den Städten diente. Kleidung und Bewaffnung dieser Krieger war gleich, ihren Unterhalt fanden sie in ihren Häusern. Nur im Fall eines Krieges erhielten sie Sold. Die Artillerie wurde vom Staate beschafft. Die Bewaffnung bestand für die Reiterei aus Stutzen, Pistolen, Säbel und Speer, für das Fußvolk aus Flinte, Speer und Dolch. Man bezog diese Waffen aus der Türkei und aus Schweden. Man marschirte in Colonnen; in Augenblicken der Noth verstand das Quarré sich zum Dreieck umzustellen. An der Samara, am Bug und am Dnestr standen außerdem drei Freiwilligenregimenter, die den Namen ihrer vom Hetman ernannten Führer trugen. König Sigismund hat alle diese Einrichtungen bestätigt und die Freude erlebt, zu sehen, wie trefflich diese Organisation sich im Kampfe mit Türken und Tataren bewährte.

Als 1534 Koshinski starb, wurde sein Nachfolger als Hetman Wenshik Chmelnicki, dessen Thätigkeit wir hier nicht verfolgen, da sie in den Zusammenhang der moskauisch-polnischen Wechselbeziehungen fällt.[1]) — Um so trauriger waren die Erfahrungen, die Sigismund im eigentlichen Polen machte.

Es war nicht möglich, die Szlachta, die immer mehr in den Vordergrund rückt, zu disciplíniren. Die Maschine versagte stets im entscheidenden Augenblicke und trotz seines kriegerischen Adels war auch Polen genöthigt, zum Söldnerwesen seine Zuflucht zu nehmen, sobald es sich um den vollen Ernst eines Krieges handelte. Wie trübselig war doch der Eindruck, den Sigismund 1537 gewann, als er ein Aufgebot von 150,000 Mann gegen die Moldau in Bewegung gesetzt hatte. Die ganze Masse gerieth in erbitterte Streitigkeiten über Privilegienfragen, und schließlich lief nach diesem „Hahnenkrieg", wie man das Unternehmen spöttisch nannte, das Heer auseinander, ohne das Geringste geleistet zu haben. Das lag zu nicht geringem Theil an der Unzuverlässigkeit und Unfähigkeit der Administration, die nach einem guten Anlauf,

1) Vgl. Markewitsch, Geschichte Kleinrußlands, Bd. I. Moskau 1842 (russ.)

Ansicht der Stadt Grodno mit dem Empfang der zum polnischen Landtag ziehenden fremden Gesandtschaften im Juli 1567. Radirung von Matthes Zündt (arbeitete zu Nürnberg zwischen 1553 und 1573) nach einer Zeichnung von Hans Adelhauser (einem Künstler, dessen Lebensumstände sonst unbekannt sind). — Größe des Blattes 35,5 : 100,5 cm.

Oben die Inschrift: Vera · Designatio · Urbis · In · Littavia · Grodnae. (Wahre Abbildung der Stadt Grodna in Litthauen.) Links in einer Kartusche die Widmung an König Sigismund August von Polen: Dem durchleuchtigisten Großmechtigen Fürsten und herren, Herren Sigmunden Augusto, König zu Polen. Großfürsten zu Lyttaw (Litthauen), Herren und erblingen (erblichen Fürsten) zu Reussen (Rußland) und Preußen, Meinem gnedigisten herren. Rechts: Ware abconterfectung (Abbildung) der Stadt Grodnae, in der Littaw (Litthauen), Daselbs hat die Kön: Maie: (Königliche Majestät) zu Polen einen Landtag gehalten, und sind die nachvermelten (die nachstehend vermeldeten), Erstlich, des großfürsten in der Moßkaw (des Großfürsten von Moskau), so 1200. gewesen, gantz herrlich becleydet (bekleidet), darzu die Türckische, auch Tartarische, Wallachische potschaften (Botschaften — Gesandtschaften), zugleich alda (allda) ankommen, von höchstermelter (höchst erwähnter) Kön: Mai: jhre darzu verordente herren, ein jede besonder, im feldt empfahen, ein jede an ein besonder ort, Bevor aber die Moscowittisch potschaft, in ein großen garten Furiren und vœrwachen (einquartieren) lassen. Darnach sind sie für (vor) der Kön: Mai: in jhrer werbung (Angelegenheit) anghört worden. Wie es dann alhie abgezeychnet, geschehen im Julio, anno 1567. Erstlich durch Hansen Adelhauser abconterfect, hernach durch Mattheum Zünten bürgern zu Nürmberg in diß werck gebracht worden, Anno 1568.

Lateinische und deutsche Überschriften erläutern die hervorragenden Gebäude der Stadt und ihrer Vorstädte, sowie die einzelnen Gruppen und Vorgänge. Letztere sind zeitlich gesondert anzunehmen; der Künstler hat sie der Übersichtlichkeit halber in naiv alterthümlicher Weise sämmtlich auf der einen Darstellung vereinigt. Wir geben die Überschriften in der Reihenfolge von links nach rechts, mit der oberen Reihe beginnend:

Polonj excipiunt Turcicos — Die Poln entpfangen die Thürkis (türkische) bottschafft. — Castra Moscoviticae legationis — Der Moscoviter Leger (Lager. Gemeint ist das ganze durch einen Plankenzaun eingehegte, mit Häusern, Zelten und Pferdeställen bedeckte runde Feld). — Templum Russorum latericium — Ein Reusches (Russische) kürchen (Kirche) von Ziegel (ein Ziegelbau, im Gegensatz zu einem später erwähnten Holzbau). Jenseits des Flusses: Arx Latericia — Das schloß von Ziegel. Mit diesem durch eine hölzerne Brücke verbunden: Domus Regia — Des kinigs (Königs) hauß. Weiterhin: Arca ad domum Regiam — Der Hoff vor des kinigs hauß. — Templum muro circumdatum Russorum — Ein gemauert Reyschniß (statt Reyßnisch, Russisch) kürchen. — Templum Polonorum in Urbe — Ein polnisch statt kyrchen (Stadtkirche). — Curia — Das Ratthauß. — Russorum Templum in Urbe — Ein Reyßnisch kyerchen (Kirche) in der statt. — Stabula Regia — Des Künigs Stallung. In der unteren Stadt (Suburbia), die sich rechts von der Brücke am Ufer des Flusses hinzieht, findet der Empfang der tartarischen Gesandten statt: Polonj excipiunt Tartaros — Die polen entpfan(gen) die That(aren). Weiterhin nach rechts: Templum Russorum Ligneum Suburbia — Ein Reisnisch (Russische) kirch von holtz in der verstatt. Im Flusse selbst die Inschrift: Cronon Fl(uvius) Nunc Nieme Fl(uvius) — (Der Fluß Cronon, jetzt Nieme [Niemen]).

Die untere Reihe der Inschriften: Polonj excipiunt Vvalachos — Die poln entpfangen die Walachiß (Walachische) Bottschafft. — Des künigs Gleydt (Des Königs Gefolge). — Polnis (polnische) Reuterij (Reiterei). — Polonj excipiunt Legatos Mos(coviti)cos — Die Poln enpfangen die Moscovitis (Moscowitische) Bottschafft. — Moscoviter Reutherij und iere (ihre) Colofke oder Wagen.

Eine in der rechten oberen Ecke des Blattes angebrachte Windrose orientiert über die Himmelsgegenden. Jhre Inschriften sind: Oriens Auffgang (Ost) — Meridies Mitthag (Süd) — Occidens Nidergang (West) — Septentrio Mitternacht (Nord).


VERA · DESIGNATIO VRBIS · IN · LITTAVIA · GRODNÆ
Dem durchleuchtigis-
ten Großmechtigen Fürsten vnd herren/
Herren Sigmunden Augusto/ König zu
Polen. Großfürsten zu Lyttaw/ Herren
vnd erblingen/ zu Reüssen vnd Preüssen/
Meinem gnedigisten herren.
Cum gratia & privilegio Sacræ Cæsareæ Maiestatis.
Ware abconterfectung der Stadt Grodnae/ in
der Littaw/ Daselbs hat die Kön: Maie: zu Polen einen Land-
tag gehalten/ vnd sind die nachuermelten/ Erstlich/ des großfürsten in der
Moßkaw/ so 1200. gewesen/ gantz herrlich beeleydet/ darzu die Türckische/
auch Tartarische/ Wallachische potschaften/ zugleich alda ankommen/ von
höchstermelter Kön: Mai: ihre darzu verordente herren/ ein jede besonder/
im feldt empfahen/ ein jede an ein besonder ort/ Beuor aber die Moscowit-
tisch potschaft/ in ein großen garten Furiren vnd verwachen lassen.
Darnach sind sie für der Kön: Mai: in jhrer werbung angehört worden.
Wie es dañ alhie abgezeychnet/ geschehen im Julio/ anno 1567. Erstlich
durch Hansen Adelhauser abconterfect/ hernach durch Matthesi Fürsten
bürgern zu Nürmberg in diß werck gebracht worden/ Anno 1568.
Septentrio Mediterraneo
Oriens Aufgang
Meridies mittag
Occidens Abgang
Arx Lateritia
Templum Ruthenum Lateritium
Arca ad lectum Regum
Templum minus circumdatum Rusticum
Templum Polonorum in Urbe
Curia
Rusticum Templum in Urbe
Stabulo Regia
SVB
VRBIS
GRONON. FL.
NVNC
NIEME. FL.

den sie in den ersten Regierungsjahren des Königs genommen hatte, in immer größeren Verfall gerieth, seit der Einfluß der Königin Bona sich stets mächtiger fühlbar machte. Szydlowecki und Tomicki hatten als Kanzler doch immer das Beste des Reiches im Auge gehabt, nach ihrem Tode begann, von der Königin begünstigt, das Parteiwesen überhand zu nehmen. Die Aemter wurden käuflich. Zwischen dem von der Königin bevorzugten Wojewoden Peter Kmit und dem Kastellan von Krakau, Jan Tarnowski, herrschte bittere Feindschaft, und als der König sich weigerte, den intriguanten, von Bona protegirten Bischof von Przemiszl, Hartmut, zum Kanzler zu erheben, ging die Königin selbst zu offener Opposition über. Es war eine Mißwirthschaft, welche selbst den König, trotz seiner ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften, im Lande verhaßt machte.

Wenn man trotzdem die Regierung Sigismunds als den Beginn eines goldenen Zeitalters in Polen feiert, können wir dies nur mit der Beschränkung zugeben, daß es allerdings eine goldene Zeit für den polnischen Adel war. Das polnische Volk, abgesehen vom Adel, hat aber gerade an diesen äußerlich so glänzenden Tagen schwer zu tragen gehabt. Es kommt fortan nur noch als Piedestal in Betracht, auf dem der polnische Adel sich zu Glanz und Glück erhebt.

Man wende nicht ein, daß der Bauerstand damals in ganz Europa, man kann wohl sagen in der ganzen Welt, seine schwerste Zeit zu überstehen gehabt hat. So schlimm wie in Polen ist es ihm nirgends gegangen.[1]) Die früher freien Kmeten existirten nicht mehr. Seit 1496 war ihnen das Recht freien Grundbesitzes genommen, das Thorner Statut von 1520 hatte statt der bisherigen Abgaben in Geld überall drückende und ungemessene Frohne eingeführt, die Freizügigkeit hatte fast völlig aufgehört; nur der Herr, nicht wie früher die Starosten und Landschaftsbeamten, konnte den Kmeten von der Schollenpflichtigkeit befreien. Und selbst wenn der Herr den Bauern freigegeben hatte, wurde dieser, wenn er nicht nach drei Tagen in anderen Dienst getreten war oder ein Handwerk ergriffen hatte, festgenommen, in Ketten geschmiedet und zur Zwangsarbeit an öffentlichen Werken genöthigt. Die strengen Bestimmungen wider die Läuflinge wollen kein Ende nehmen und die Patrimonialgerichtsbarkeit, der der Bauer verfallen war, erhielt immer ausgedehntere Befugnisse. Noch 1511 hatten die Bauern das Recht gehabt, ihre Kinder bis zum zwölften Jahre in die Schule zu schicken oder ein Handwerk lernen zu lassen. Der Reichstag zu Piotrkow hob in diesem Jahre dies Recht als unbillig und der gemeinen Freiheit widersprechend (parum aequum et libertati communi contrarium) auf.[2])

Bei dem Mangel jeder politischen Berechtigung aber machte sich die Patrimonialgerichtsbarkeit der Gutsherren dem wehrlosen Bauern besonders schwer fühlbar. Die ordentlichen Gerichte waren ihm verschlossen und bald kam es so weit, daß der Herr auch über Leben und Tod seines Untergebenen

1) Shukowitsch: Kardinal Hosius und die polnische Kirche seiner Zeit. Petersburg 1882 (russ.).

2) Vol. leg. I, 172.

verfügen konnte.[1]) Auf den geistlichen Gebieten und in Preußen, wo die bäuerliche Bevölkerung deutsch war, stand es trotz der Zugehörigkeit zu Polen noch unendlich besser, aber im eigentlichen Polen und zum Theil auch in Littauen waren die Zustände so unerträglich, daß jede Menschenwürde darüber zu Grunde ging. „Sie schleppten in bettelhafter Armuth die Fesseln der



Bilder aus dem kirchlichen Leben in Polen im 15. Jahrh. 1. Gründung einer Kirche.
Miniature im bischöflichen Ceremonienbuche des Erasmus Ciolek, Bischof von Plock. Miniaturen-Handschrift aus dem Anfange des 16. Jahrh.

Sklaverei.“ Dem geistigen Wesen der großen Zeit, in der sie lebten, standen sie durchaus fern, und so ist es verständlich, daß auch die reformatorische Bewegung, welche den polnischen Adel mächtig ergriff, spurlos an ihnen vorüberging.

Darin liegt auch zu nicht geringem Theil die Erklärung der Thatsache, daß die Reformation in Polen so völlig verdrängt werden konnte.

---

1) Wir greifen hier in die Regierung Sigismund Augusts über, aus der uns in den Relationen ein überaus werthvolles und reiches Material erhalten ist.

Und doch bildet die Zeit der polnischen Reformation eines der hellsten Blätter in der Geschichte dieses unglücklichen Volkes, nur daß sie in Anbetracht



Bilder aus dem kirchlichen Leben Polens im 15. Jahrh. 2. Ertheilung der Priesterweihe.
In einer gothischen Kirche, vor dem Altar, auf dem Kelch und Patene steht, legt der Bischof dem die Weihe empfangenden knieenden Geistlichen die Hand auf; acht andere die Ordination Erwartende knieen hinter ihm. Zwei Laien im Kostüme des polnischen Adels wohnen der Ceremonie bei; einige Bürger stehen am Eingange. Aus demselben Ceremonialbuch.

der vom gesammten Abendlande so durchaus divergirenden Verhältnisse dort auch einen anderen Charakter annahm[1]).

1) Wir stützen unsere Darstellung der polnischen Reformation vorzüglich auf: Count Valerian Krasinski: historical sketch of the rise, progress and decline of

Vorbereitet zur Aufnahme einer kirchlichen Reformation war der Boden einerseits durch den Hussitismus, der trotz aller Verfolgungen doch bleibende Spuren hinterlassen hat und namentlich dahin wirkte, daß die bisher arg vernachlässigte Landessprache zu Ehren kam. In der berühmten Disputation mit den Hussiten im Jahre 1431 hatten die Krakauer Professoren sich dazu bequemen müssen, die Kirche den Ketzern gegenüber in polnischer, nicht in lateinischer Sprache zu vertheidigen und seither hat das Polnische sich allmählich auch in den Kreisen der Gelehrten und Gebildeten den Boden zu erobern



Bilder aus dem kirchlichen Leben Polens im 15. Jahrh. 3. Weihung einer Kapelle.
Ein Bischof, von zwei Geistlichen assistirt, vollzieht die Weihung vor einem Trag-Altar, den ein Triptychon schmückt. Drei Frauen, zwei Männer und ein Knabe wohnen der Feier bei; letzterer hält einen Marschallsstab, wahrscheinlich das Zeichen der Würde seines Herrn. Aus demselben Ceremonialbuch.

verstanden. Die Söhne Kasimirs führten es am Hofe ein, es erschienen die ersten polnisch gedruckten Bücher und ein weiterer Schritt vorwärts war, daß Sigismund I. gestattete, gerichtliche Entscheidungen in polnischer Sprache zu promulgiren. Im Gegensatz zu der kirchlich kosmopolitischen Richtung, die Zbigniew Olesnicki vertreten hatte, entfernte das dadurch gehobene Nationalgefühl

---

the Reformation in Poland. London 1838, Bd. I u. II. Szujski, odrodzenie i Reformacya w Polsze. Bobrzynski l. l. und das oben citirte Werk von Shukowitsch.

von Rom. Der Gedanke an eine polnische Nationalkirche ist damals aufgetaucht und die befreiende Wirkung, welche der Humanismus überall auf die Geister ausübte, löste auch in Polen den Bann, der auf jeder freien Regung des Geistes ruhte, sobald es sich um Fragen der kirchlichen Lehre handelte. Von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an finden wir, daß zahlreiche Polen die Hochschulen des Abendlandes besuchen, durch sie und durch die auch in Polen heimisch gewordene Buchdruckerkunst drangen die neuen Ideen ins Land. Der antirömische Geist herrschte bald jenseit wie diesseit



Bilder aus dem kirchlichen Leben in Polen im 15. Jahrh. 4. Segnung des Ostermahles.
Ein Priester mit der Stola bekleidet, sprengt das Weihwasser über die Tafel, auf der das Osterlamm und Kuchen stehen, während eine Frau eine Schüssel mit Ostereiern hereinbringt. Aus demselben Ceremonialbuch.

der Oder. Szujski hat nachgewiesen, wie auch die Universität Krakau sich diesem Treiben nicht zu entziehen vermochte. Schon 1504 wurden hier Bücher gedruckt, wie das Buch „vom rechten Glauben“ und „von der Priesterehe“, die eine der herrschenden kirchlichen Tendenz entschieden feindliche Richtung vertreten. 1515 erregt ungeheures Aufsehen ein Sendschreiben Bernhards von Lublin an Simon von Krakau, welches das Evangelium als einzige Richtschnur des Glaubens hinstellte, und als Papst Leo X. einen Ablaß in Anbetracht des Jubeljahres ausschrieb, war der Ertrag in Littauen und Polen ein äußerst geringfügiger.

Den eigentlichen Anstoß gab aber in Polen wie überall die deutsche Reformation und ihr großer Führer Martin Luther. Das polnische Preußen

ist eines der ersten Länder gewesen, in welchem die Lehren Luthers sich verbreiteten. Schon 1518 wirft der Danziger Dominicaner Jacob Knade das Mönchsgewand von sich, nimmt ein Weib — lange bevor Luther den Entschluß dazu fand — und predigt in seiner Vaterstadt die „reine Lehre." Es war von keinerlei Wirkung, daß der Bischof von Cujavien ihn erst festnehmen und darauf aus der Stadt verweisen ließ. Andere traten an seine Stelle. In den Jahren 1520—1523 greift die Reformation in der großen Handelsstadt so sehr um sich, daß erst der Erzbischof von Gnesen Jan Laski den vergeblichen Versuch machte, durch seine persönliche Anwesenheit die Bewegung niederzuschlagen, worauf König Sigismund ein scharfes Decret erließ, welches jede Veränderung in der Lehre untersagte. Energische Maßregeln zu ergreifen, erlaubte die politische Lage nicht. Gerade damals lag der König im Kampfe mit Albrecht von Brandenburg und ein zu strenges Eingreifen hätte ein Uebergehen Westpreußens zum Orden zur Folge haben können. Erst nach der Unterwerfung Preußens, als aus dem letzten Meister der erste protestantische Lehnsherzog geworden war, hatte er freie Hand zur Action. Und inzwischen hatten die Dinge in Danzig eine Wendung genommen, welche ein Einschreiten des Königs zur Nothwendigkeit machten, wenn er nicht zuschauen wollte, wie ganz Westpreußen lutherisch wurde. Im Januar 1525 hatte ein Aufstand dem katholisch gesinnten Rath Zugeständnisse abgerungen, welche die freie Predigt des Evangeliums sicherten und bald danach setzte ein zweiter Aufstand die Führer der protestantischen Partei an die Spitze der städtischen Verwaltung. Aufhebung der Klöster, Beseitigung des katholischen Gottesdienstes und Einziehung des Kirchenvermögens waren die nächsten nothwendigen Folgen dieser Revolution. Eine an den König abgefertigte Gesandtschaft wurde beauftragt, ihm darzulegen, wie hier nur religiöse und keinerlei politische Beweggründe mitgespielt hätten, ihn der vollen Treue der Stadt zu versichern und um Bestätigung dessen zu bitten, was nun einmal geschehen sei. Aber auch die Boten des gestürzten Rathes waren zum Könige gedrungen. Ihre Darstellung des Herganges und die Erwägung der politischen Lage veranlaßten den König und den Reichstag, energisch zu Gunsten der alten Lehre durchzugreifen. Nachdem der neue Rath einer Sommation des Königs nicht Folge geleistet hatte, wurde Danzig im Februar 1526 mit der Acht belegt und aller Privilegien bis zu seiner völligen Unterwerfung für verlustig erklärt. Zugleich wurde beschlossen, daß Sigismund persönlich die Ruhe in Danzig wieder herstellen solle. Wie es dabei herging, erzählt uns der in seiner schlichten Einfalt drastische Bericht eines Lutheraners, der jene bösen Tage mit erlebt hat[1]).

„Anno 1526 in den Fasten (6. März) ist königliche Majestät gekommen

1) Vgl. Scr. Rer. Pruss. V. 577 ff., Beilage A zu Bernt Stegmanns Chronik vom Aufruhr 1525. Stegmanns Bericht ist höchst parteiisch für Sigismund und den alten Rath.

auf Marienburg. Da waren etliche Bürger von Danzig aus der Gemeine hincitirt, denen man Schuld gab, ein Ursprung des Aufruhrs . . . zu sein, die dann vorher von königl. Maj. citirt und geladen waren gen Krakau und sich da nicht stellten, aber aufs Neue nach Marienburg geladen wurden. Von ihnen kamen einige und wurden mit gutem Bescheid abgefertigt, das darum geschah, daß die anderen um so sicherer und ungewarnt blieben.



Bilder aus dem kirchlichen Leben Polens im 15. Jahrh. 5. Glockentaufe.

Ein Bischof mit der Mitra und dem Krummstab — ein Processionskreuz und eine Kirchenfahne werden ihm vorgetragen, seine Geistlichkeit folgt ihm — weiht eine große Glocke, auf der man die Namen der polnischen Schutzheiligen Adalbertus und Stanislaus liest. Ein kleiner Metalleimer mit Weihwasser und Weihwedel steht vor dem Bischof. Aus demselben Ceremonialbuche.

In der hl. Osterzeit sind etliche Räthe des Königs mit großem Kriegsvolk nach Danzig gekommen, und da die Gemeinde vernahm, daß der König mit noch viel größerem Volke nachkäme, wurden sie sehr erschreckt und kamen zusammen und bedachten, daß es nicht gut mit ihnen werden wollte. Da

ließen kön. Maj. Räthe Briefe und Siegel an die Kirchenthüren schlagen und schworen darin von wegen des Königs und bei ihren Ehren, Helme und Schilde, daß sich keiner fürchten solle, auch nicht der Ungerechte. Denn seine kön. Maj. käme nicht Blut zu vergießen und Jemandem schädlich zu sein, sondern wieder aufzurichten Friede und Einigkeit.

Nach vierzehn Tagen ist kön. Maj. von Marienburg gezogen mit einem großen Volk, neben ihm etliche Bischöfe auch mit ganzer Macht. Da nun die Gemeinde solches vernahm, haben sie die Pforten wollen schließen und ihr Geschoß zubereiten und nach ihren Privilegien halten, darinnen sie von Alters hatten, daß kön. Maj. zu Polen nicht stärker denn mit 200 Mann zu ihnen kommen sollte, aber daß er jetzt so stark käme, mußte ohne Zweifel nichts Gutes bedeuten." Es folgt die Erzählung, wie der verrätherische Bürgermeister Philipp Bischof das Volk bewegt, von jedem Widerstande abzustehen. Dann heißt es weiter: „Da nun kön. Maj. in die Stadt von Danzig kam, wurden Briefe an die Kirchenthüren geschlagen mit königlichem Decret, daß keiner sich fürchten solle, auch die Schuldigen nicht; was vergeben wäre, solle auch vergessen sein bei seiner königlichen Ehre. Dasselbige thaten auch Sr. Maj. Räthe; wie es aber gehalten wurde, wird hernach folgen. Als nun kön. Maj. in der Stadt eine Zeit lang gewesen war, ward kön. Maj. oft und dick von dem alten Rathe besucht und sie gaben dem Könige etliche Bürger an, die den Aufruhr vorhin veranlaßt hätten, der doch nur gekommen war von kön. Maj. Befehl, daß sie das Evangelium zu predigen nicht zulassen sollten. . . . Beschuldigten etliche weiter um Dieberei und Beraubung der Kirchen, davon sie doch ein Theil in Bewahrung hatten, auch daß sie das Sakrament des Altars und die Mutter Gottes gelästert, den Papst mit den Bischöfen geschändet, Pfaffen, Mönche und Nonnen verjagt hätten, das Rathhaus, in dem der König wäre, anstecken wollten und der Dinge mehr, die sie vorgaben. Nach etlichen Tagen wurden die angegebenen Bürger zur kön. Maj. citirt, und vieler Dinge beschuldigt und angeklagt, sonderlich aber, daß sie des Königs Mandat verachtet und nicht gehalten hätten, deren sie sich gern entledigt haben wollten. Aber ihr Wort ward nicht erhört, sondern sie mußten von Stund an ins Gefängniß gehen. Danach wurden diejenigen, welche man angab, daß sie gerne Gottes Wort hörten, Tag bei Tag gesucht und immer in den Thurm gebracht. Da war groß Jammern der Frauen und Kinder, die vor Sr. Maj. auf der Straßen oft und viel ihm zu Füßen lagen, aber kein Wort noch Stimme von ihm haben mochten. Nach etlicher Zeit wurden 6 Bürger enthauptet und 14 Tage danach 7, die alle ohne Urtheil und Antwort auf den Markt gebracht wurden, die jämmerlich gepeinigt waren, und hatten Alles bekennen müssen, was ihnen vorgesagt wurde, da die Pein früher nicht aufhörte. Sie widerriefen aber das Alles bei dem Tode, den sie nun leiden sollten und bei ihrer Seelen Seligkeit."

Die übrigen Hauptschuldigen wurden verbannt und allen Anhängern der lutherischen Ketzerei geboten, binnen vierzehn Tagen sich wieder zur alten Lehre zu

bekennen, oder bei Todesstrafe die Stadt zu meiden. Alle übergetretenen Kleriker erhielten einen Termin von nur vierundzwanzig Stunden zur Auswanderung, jede weitere Verbreitung der Irrlehren sollte mit Einziehung der Güter und dem Tode, Verbreitung von Büchern, welche gegen die katholische Kirche gerichtet waren, mit Ausweisung und Confiskation bestraft werden und ebenso sollte jeder seines Eigentums verlustig sein, der ferner seine Beziehungen mit den Ausgewiesenen aufrecht erhalte und solcher draconischer Gebote mehr.

Die Härte, mit der hier Sigismund auftritt, hat ihren Grund weniger in religiösem Fanatismus als in politischen Erwägungen. Es galt ihm seine Autorität in Preußen energisch zur Geltung zu bringen und durch Aufrechterhaltung des Katholicismus in der größten Handelsstadt seines Reiches das letztere vor einer sonst unvermeidlichen Inficirung mit dem ketzerischen Gifte zu bewahren. Es haben übrigens diese Maßnahmen doch nur einen sehr vorübergehenden Erfolg erzielt. Nach einem Menschenalter mußte man den Versuch aufgeben, die Evangelischen aus Danzig zu verdrängen; obgleich die Stadt äußerlich katholisch blieb, war die Zahl der offenkundigen Protestanten bereits zu groß geworden, ihre Stellung zu fest begründet, als daß es möglich gewesen wäre, sie zum zweiten Mal zu unterdrücken.

Und inzwischen hatte die Reformation bereits ihren Weg durch ganz Westpreußen genommen. In Thorn lassen sich die ersten Spuren schon 1520 und 1521 nachweisen und wenn ein Versuch die ganze Stadt protestantisch zu machen auch 1525 mißglückte, auf friedlichem Wege gewann die Reformation immer mehr an Boden. In Braunsberg faßte die Reformation ebenfalls in den zwanziger Jahren Fuß, aber auch hier fand, wie in den übrigen preußischen Städten, seit 1526 eine Reaction statt, die freilich nicht von langer Dauer war. Aus Preußen aber sprang die Bewegung auch in das eigentliche Polen über. Zuerst in die Städte, deren noch immer starke deutsche Bevölkerung die Beziehungen zum alten Mutterlande nicht abgebrochen hatte. Die erste Maßregel König Sigismunds war hier ein Edict vom Jahre 1520, das bei Strafe der Güterconfiscation und der Ausweisung die Verbreitung der Schriften Luthers verbot. Aber schon 1522 mußte er dies Edict mit direktem Hinweis auf Krakau wiederholen, 1523 folgte ein drittes, das strengste, das überhaupt in Polen erlassen worden ist. Es bedrohte jeden, der sich der neuen Lehre anschließe oder ihre Schriften verbreite, mit dem Scheiterhaufen. Gleichzeitig wurde eine Commission geistlicher und weltlicher Senatoren eingesetzt, um durch ernannte Inquisitoren im Verein mit städtischen Beamten Haussuchungen nach verbotenen Büchern anzustellen, sobald der Bischof es verlange. Um dieselbe Zeit hielt die polnische Geistlichkeit unter dem Vorsitz Jan Laski's ihre erste Synode in Sachen der Ketzerei. Ihre Beschlüsse zielten hauptsächlich auf Confiscation des Eigenthums der überführten Ketzer und strenge Beaufsichtigung der Verdächtigen. Trotz alledem richtete man nichts aus. Die Anschauungen der Reformation griffen um sich, ohne wie in Deutschland

sogleich äußerliche Gestaltung zu finden. Eine gewisse Verwandtschaft mit humanistischen Anschauungen ließ oft nicht erkennen, wo die Grenze liege, so daß die Verfolgung eine mehr auf den Namen als auf die Sache gerichtete war. Sigismund selbst verhehlte sich die Gefahr nicht. In einem Briefe an Papst Clemens VII. sagt er schon 1524, die von der lutherischen Lehre drohende Gefahr sei nicht geringer als die Türkennoth, während fast gleichzeitig der Kanzler Christophorus Szydlowiecki, der sich rühmte, das strenge Ketzeredict von 1523 veranlaßt zu haben, dem Papste schreibt; Polen sei das einzige von der Ketzerei nicht befleckte Land[1]). Noch 1525 wiederholt Clemens VII. in einem Schreiben an den Erzbischof von Gnesen diesen Ausspruch des Kanzlers, zugleich aber warnt er vor den Fallstricken des Satans und rieth gegen reuige Ketzer mit größter Milde, gegen hartnäckige mit äußerster Strenge vorzugehen. Ein Abfall hatte also doch stattgefunden und zwar, wie es scheint, zuerst in den Reihen der Geistlichkeit. Auch der Herzog Janusz von Masovien sah sich kurz vor seinem Ende, im Jahre 1525 veranlaßt, ein Ketzeredict zu erlassen; war er doch der nächste Nachbar Preußens, dessen ketzerischen Herzog der König anerkannt und als obersten Rath an seiner Rechten sitzen hatte. Der Eindruck dieser Thatsache ist wohl kaum durch das draconische Eingreifen in die Danziger Reformation verwischt worden. Die Synoden der Jahre 1527, 1530, 1532 sahen ein Rettungsmittel nur noch in der Einführung der Inquisition und stellten Spanien als Muster in dieser Beziehung hin. Dann griff man zum Verbot des Besuches deutscher Universitäten. Alle in Wittenberg studirenden Polen wurden bei Strafe der Ausweisung zu sofortiger Rückkehr aufgefordert, und sollten nach ihrer Heimkehr ihre Irrlehren abschwören, widrigenfalls ihnen nicht gestattet würde, in den Staatsdienst zu treten. 1540 wird dies Verbot auf Wittenberg, Leipzig und Goldberg, sowie auf die anderen ketzerischen Städte ausgedehnt und die Uebertreter desselben werden mit dem Tode und Confiscation der Güter bedroht. Und derselben Strafe sollen alle diejenigen unterliegen, welche lutherische Schriften einführen und verbreiten. 1542 erläßt die Synode vom Piotrkow eine ganze Reihe von Bestimmungen, um die Jugend vor der eindringenden Irrlehre zu schützen. Alle Werke von Luther, Melanchthon und ihren Anhängern sind auf Schulen verboten, in den Häusern des Adels und der Bürger sollen Nachforschungen nach verbotenen Schriften durch Inquisitoren und Archidiacone angestellt werden. An die Eltern geht ein Ermahnungsschreiben, ihre Kinder aus Wittenberg zurückzurufen. In jeder Eparchie soll mindestens einmal jährlich eine Revision der Bibliotheken und Buchläden stattfinden; was an ketzerischen Büchern aufgefunden wird, verfällt dem Scheiterhaufen und die Schuldigen sollen bestraft werden. 1544 bedroht ein aus Brest Litowsk datirtes Mandat des Königs die Einführung, den Vertrieb und den Besitz lutherischer

1) Sein Schreiben bei Theiner II, p. 419, wo jedoch die Unterschrift nicht Christoforus de F, sondern de S zu lesen ist.

Schriften aufs Neue mit dem Tode — aber alle diese Gebote und Verbote blieben fast ganz ohne Wirkung. Regierung und Geistlichkeit waren nicht stark genug, die Gegner der alten Lehre zu fassen. Sie entwanden sich ihnen gewissermaßen unter den Händen.

Die Erklärung dieser eigenthümlichen Erscheinung giebt der Umstand, daß die Anhänger der Reformation polnische Edelleute waren und daß gerade in den Tagen Sigismund I. die Szlachta stolzer als je ihr Haupt erhob. Der Schwerpunkt des Reiches lag bereits in der Landbotenstube, deren Führer Hieronymus Ossolinski, Rafael Leszczynski, Mikolaj Siennicki König und Magnaten in Abhängigkeit gebracht hatten. Schon waren die Landboten nicht mehr als Bevollmächtigte der Landschaften an feste Instructionen gebunden. Sie usurpirten das Recht, Alles zur Sprache zu bringen und je stürmischer die geschlossene Majorität war, in der sie auftraten, um so gefügiger wurde die Minderheit. Auf den Reichstagen erschienen sie in so großer Zahl, daß Sigismund sich 1540 genöthigt sah, ein Verbot dawider zu erlassen. Wie war diesem vor Allem auf seine Selbständigkeit stolzen Stande mit Maßregeln beizukommen, welche eine Beschränkung der persönlichen Freiheit des Einzelnen nach sich ziehen mußten? Das Verbot, an ausländischen Universitäten zu studiren, erwies sich als ganz undurchführbar. Der Vicekanzler Samuel Karyewowski, nominirter Bischof von Chelm, äußert sich in einem Schreiben an den päpstlichen Nuntius über diesen Punkt, wie folgt: „Wenn es Leute giebt, die aus Polen nach Wittenberg ziehen, um dort zu studiren, so trifft den König keine Schuld, der eine große Zahl von Edicten promulgirt hat, um es zu verhindern, aber bis jetzt damit gar nichts erreichte. Der Grund dieser Thatsache ist aber, daß die Edicte nur solche treffen, die besitzlich sind: jene Jünglinge aber besitzen fast nichts zu eigen, Alles liegt noch in Händen ihrer Eltern . . . so daß sie selbst nicht bestraft werden können. Wie aber sollte man sich an die Eltern halten, wenn diese sagen, sie hätten ihre Söhne nach Leipzig, nicht nach Wittenberg gesandt, wider ihr Wissen und wider ihren Willen seien jene dorthin gezogen. . . .“ Diese jungen Polen aber wurden nach ihrer Rückkehr die Pioniere der neuen Lehre und man vermochte ihnen weder die weltlichen noch die geistlichen Aemter zu verschließen, da sie äußerlich am Katholicismus festhielten. Sogar auf Bischofssitzen finden wir sie wieder. Völlig unfaßbar aber war der Einfluß, den die Begabteren unter ihnen als Landboten auf den Reichstagen und im Kreise ihrer Standesgenossen ausübten. Und auch die Universität Krakau selbst vermochte sich von den lutherischen Ideen nicht frei zu halten. 1528 wird die Rechtgläubigkeit des Mag. Jacob von Ilza, Prediger an der Johanneskirche und Mitglied der philosophischen Facultät in Zweifel gezogen und wenn damals der Proceß gleich niedergeschlagen wurde, 1534 sah man sich genöthigt, ihn wieder aufzunehmen. Er wurde flüchtig, aber andere Lehrer von zweifelhafter Zuverlässigkeit blieben zurück und gerade zu ihnen drängte die studirende Jugend, während die Hörsäle der alten Professoren leer standen.

König Sigismund selbst aber suchte in Polen den Schein der Kirchlichkeit zu wahren und war trotz seiner strengen Edicte allen Verfolgungen abhold. Die polnische Reformation hat deshalb auch in ihren Anfängen keine Märtyrer gehabt. Eine Aufforderung, welche Johann Eck an den König richtete, im Sinne König Heinrich VIII. von England vorzugehen, trug dem heißblütigen Gegner Luthers eine nicht mißzuverstehende Abweisung ein. „Die Zeiten wandeln sich, in ihnen die Herrschaften und der Sinn der Gesetzgeber, die Wissenschaften verfallen und erblühen aufs Neue. Mag König Heinrich gegen Martinus schreiben. Mir wirst Du gestatten, den Schafen wie den Böcken König zu sein. Ich flehe zu den Göttern (obsecro superos), daß sie dem Eifer Leo X. die Milde Leo I. verbinden. Wenn unter den Christen Corruption für sittlich und öffentliches Aergerniß für erbaulich gehalten werden kann, dann werden Tage des Unglücks einbrechen, an denen der König und der Hirt der Heerde Christi in unreinem Panzer einhergehen." [1])

So schrieb der König im Jahre 1528 und wir finden nicht, daß er die vornehme Ruhe des Humanisten, die uns aus dieser Antwort entgegenklingt, später abgethan hätte.

Die zweideutige Stellung, welche die Königin Bona einhielt, that das Weitere, um die Stellung der heimlichen und offenkundigen Protestanten zu stärken. Die böse und verdorbene Italienerin ließ sich in ihrer Haltung von rein persönlichen Rücksichten leiten. Gaben auch die engen Beziehungen, in denen sie zum kaiserlichen Hofe stand, ihr eine gegen den Protestantismus gewandte Richtung, so ließ sie sich in ihren Handlungen doch stets von Motiven allerpersönlichster Art leiten. Wenn es galt, ihre Ziele zu erreichen, war ihr jedes Werkzeug gut, und sie sah dabei von der confessionellen und religiösen Stellung vollkommen ab. Ihr Beichtvater Lismanini war eifriger Förderer der protestantischen Anschauungen in Krakau, und die Königin selbst half ihm reformatorische Schriften aus dem Auslande zu beziehen. Dazu kam noch, daß sie in einem Liebesverhältniß zum Palatin von Lublin, dem Hofmarschall Johann Firley stand, der aus seinem Lutherthum kein Hehl machte und in den Tagen Sigismund Augusts der anerkannte Führer der polnischen Protestanten wurde. [2]) Mit am bedeutsamsten aber wurde die Bildung einer geheimen Gesellschaft in Krakau, die sich das Ziel stellte, die reine Lehre des Evangeliums zu verbreiten. Aeußerlich streng katholisch, strebte sie scheinbar nur solche kirchliche Reformen an, welche mit dem Festhalten an der alten Kirche vereinbar waren. An der Spitze dieser Gesellschaft stand der uns bekannte Franciscaner Lismanini, die Mitglieder waren ausnahmslos hervorragende Persönlichkeiten: Jan Trzecieski, der bedeutendste polnische Grammatiker, sein Sohn Andreas Trzecieski, Philologe und Bernhard Wojewodka, Buchhändler und Aeltermann von Krakau, Beides Schüler von Erasmus,

1) Krasinski l. l. p. 134 Anm.
2) Vgl. hierfür und für das Folgende Krasinski l. l. 137 ff.

Andreas Fryez Modrzewski, Schüler Melanchthons, J. Przylaski, Jurist, Ad. Drzewiecki, Kanoniker an der Krakauer Kathedrale, der Lieblingsschüler des Erasmus Andreas Zebrzydowski, später Bischof von Krakau, Jan Uchanski, nachmals Erzbischof von Gnesen und viele andere. Wie frei hier discutirt wurde, zeigt uns der Umstand, daß die gegen die Trinität gerichteten Lehren Servets bei einigen Gliedern der Gesellschaft Anklang fanden und so den



Hof der Jagiellonen-Universität zu Krakau. (Nach Essenwein.)

Grund zur Ausbreitung des für Polen später so gefährlich gewordenen Socinianismus legten.

Es ist nicht auffallend, daß das Treiben Lismanini's und seiner Freunde Verdacht erregte; der Bischof von Krakau Samuel Maciejowski ließ eine Haussuchung bei ihm vornehmen, die jedoch erfolglos blieb, da Lismanini rechtzeitig gewarnt worden war, und auch später verstand der gewandte Italiener seinen Gegnern jeden greifbaren Beweis vorzuenthalten; 1545 hielt Macie-

jowski es für geboten, durch eine Inquisitions-Commission das Krakauer Domcapitel auf seine Rechtgläubigkeit prüfen zu lassen. In Kleinpolen begannen katholische Priester gegen die römische Lehre aufzutreten. Martin Krowicki predigte gegen die Verehrung der Heiligen und celebrirte die Messe in polnischer Sprache und ein anderer Priester Jacob Sylvius, Rector zu Krzemien, ließ 1547 als erster die Messe ganz fallen. Der Professor des Hebräischen in Krakau verdammte bei Auslegung der Psalmen die Anbetung der Heiligen, und ähnliche Beispiele ließen sich noch viele aufzählen. Wurden diese Leute festgenommen, so wurden sie von dem ihnen gleichgesinnten Adel wohl gewaltsam befreit, oder sie entschlossen sich zum Widerruf, wurden danach freigelassen und setzten später auf dem Hofe irgend eines polnischen Edelmannes ihre Thätigkeit in reformatorischem Sinne fort. Denn unter dem polnischen Adel, den seine Privilegien vor Kirche und Regierung sicherten, drang die Reformation immer tiefer ein. Schon zählte sie eine Reihe der hervorragendsten Persönlichkeiten zu ihren Mitgliedern: Bonar, der Castellan von Biecz, der Privatsecretär des Königs Justus Decius, Nicolaus Olesnicki, Martin Zborowski, Stanislaw Cikowski, der erste polnische Dichter Nicolaus Rey, die mächtigen Familien der Szafraniec, Stadnicki und so fort. Und eine ähnliche Entwickelung schienen die Dinge in Littauen nehmen zu wollen. In Wilna hatte Abraham Kulwa, ein Littauer von Geburt, eine Schule gegründet, die, meist von den Kindern deutscher Kaufleute und Handwerker besucht, bald einen entschieden protestantischen Charakter annahm. Die littauische Geistlichkeit verstand seiner nicht Herr zu werden und die gefährlichen Anschauungen, die er über Kirchengebräuche, Fasten, Eucharistie, Feiertage, Heilige u. s. w. vertrat, drangen bald aus der Schule in die Bürgerhäuser. Ein Abfall in größerem Maße schien zu drohen und das war in Littauen, wo der Katholicismus vollauf zu thun hatte, um der griechischen Kirche das Gleichgewicht zu halten, doppelt bedenklich. In dieser Noth ging die littauische Geistlichkeit den König um Hilfe an, der schon früher (1541) die polnischen Edicte auch auf Littauen ausgedehnt hatte und nun am 19. Mai 1542 ein Specialedict für Littauen erließ, das, an den Bischof Paul von Wilna gerichtet, denselben bevollmächtigte, Abraham Kulwa und dessen Anhänger vor sich zu ziehen und nach geistlichem Recht zu strafen. Stelle er sich nicht, so sei er dem weltlichen Gerichte verfallen, erscheine er auch dann nicht, so solle er vertrieben und sein Eigenthum eingezogen werden.

Kulwa entzog sich der Bestrafung durch die Flucht nach Preußen, das allen des Glaubens wegen aus Polen Verbannten willige Aufnahme gewährte, die neue Lehre aber ließ sich von Littauen um so weniger fernhalten, als sie in Sigismund August, der seit 1544 regierender Großfürst von Littauen war, einen eifrigen Beschützer fand. Schon 1539 hatte Calvin dem damals neunzehnjährigen Prinzen seine Auslegung des Briefes an die Hebräer gewidmet, und 1540 hielt der päpstliche Nuntius es für nothwendig, in einer Privataudienz bei der Königin Bona die heikele Frage wegen der Unzuverlässigkeit

Sigismund Augusts in Glaubenssachen zur Sprache zu bringen.[1]) Seit 1544 aber legte der junge Großfürst sich keine Zügel weiter an. In Wilna gingen die seiner Bibliothek entnommenen Schriften Luthers, Melanchthons, Calvins und der anderen Reformatoren von Hand zu Hand und seine Hofprediger Jan Kasinczik und Laurencius Wawrzinec predigten offen die neue Lehre von der Kanzel herab dem Volke. Wollte die katholische Geistlichkeit



Littauisches Siegel von König Sigismund August.

Abdruck in rothem Wachs, mit grün- und rothseidenen Schnüren an einer Urkunde vom Jahre 1539 in der Ossolinski'schen Bibliothek zu Lemberg. In einem zierlichen Schilde, dessen Spitze oben in eine Lilie ausläuft, der Littauische Reiter, am Arme mit dem neuen Jagiellonischen Wappenschilde. Umschrift: SIGISMVNDVS : AVGVS : REX : POLON : MA : DVX : LITVANIAE · + (Nach Voßberg.)

dazwischen treten, so fanden sie Schutz beim Großfürsten und wie in Wilna begannen auch im übrigen Littauen die Gedanken der Reformation immer mehr Boden zu finden. Welche Hoffnungen durfte nicht die Partei der kirch-

1) Theiner II, p. 532, 533. „Secundariamente tocai la sinistra informatione data a N. S. ch'el ci fusse alcuni, quali se sforzasseno infectare el Sermõ filio sua de la heresi Lutterana; la quale cosa perho Sua Santità non posse persuaderse, considerando ch'el era stato educato da Sua Maestà, et final presente giorno perseverava sotto la tutella sua, nè io per quanto havea possuto com-

lichen Neuerer fassen, als dieser Mann nach dem Tode des Vaters die Regierung von Polen und Littauen vereinigte.

Dies ist die Lage der Kirche um 1548. Fassen wir das Ergebniß noch einmal kurz zusammen, so sehen wir, daß der polnische Adel und die (meist deutsche) Bürgerschaft der Städte sich den neuen Ideen insoweit angeschlossen haben, als überall die von Luther und Calvin angegriffenen Schäden in der Lehre und im Kirchenregiment als bestehend anerkannt werden. Daß das niedere Volk der Bewegung fern steht, der künftige Erbe des Thrones sie begünstigt, zur Zeit aber noch jede kirchliche Organisation der Reformpartei fehlt. Sie hat sich noch nicht zu Gemeinden zusammengethan und eine protestantische — lutherische oder calvinische — Kirchenordnung giebt es für Polen noch nicht. Der alte König Sigismund schloß die Augen, da eine ungeheuere Entscheidung an seine Völker herantrat. Sein Nachfolger übernahm als wenig geeigneter Träger die Erbschaft, welche die Zukunft Polens in ihrem Schooße barg. Umgeben von einem seines Uebergewichtes frohen Adel, beeinflußt vom Kreise der hochgebildeten Magnaten, die ihn bald nach dieser, bald nach jener Richtung hin zu bestimmen suchten, leichtfertig und sinnlich seinen Anlagen nach, ist er sein Leben lang der Spielball von Verhältnissen und Personen gewesen, denen er nicht stark genug war, sich zu entziehen.

Der Lauf seiner Regierung aber läßt sich nicht begreifen, ohne genauen Einblick in die russischen und livländischen Verhältnisse, die nun auf lange die Geschichte Ost- und Nordeuropas bestimmt haben. Dorthin müssen wir zunächst unsere Blicke wenden.

---

prendere, trovava che Sua Santità se fusse de la concepta speranza inganata..." Ueber die Antwort der Königin berichtet Rorarius: „Circa il filiolo disse N. S. esser stato mal informato, che lei lo havea educato, oltra che la natura lo inclinava a la bontà et religione del padre, et che in conto alcuno non ne parlasse a Sua Maestà ch'el saria un mettere molestia et affanno a quel bon vechio senza causa."



Goldmünze (Ducaten) von Danzig unter Sigismund I. von Polen.

Umschrift der Vorderseite: ✠ SIGIS · I · REX · POLO · DO. PRVSS · 1548. Im Felde das gekrönte Brustbild des Königs. Umschrift der Rückseite: ✠ MONE · NO · AVR · CIVI · GEDANENS, im Felde das Wappen von Danzig: eine Krone über zwei Kreuzen in einem Schilde, den zwei Löwen halten. (Berlin, königl. Münzkabinet.)



Grabmal von Sigismund I. im Dom zu Krakau. Rother Marmor.

Verzeichniß der Illustrationen.

Im Text.

Seite 13: Skythische Silbervase. Petersburg, Kaiserl. Eremitage. (Nach dem Stiche von D. Andronzskii; Zeichnung von Rod. Piccard.)

„ 14: Die sogen. Nikopol'sche Silbervase; mit Darstellungen von Skythen in der oberen Bordure. Vorderansicht. Petersburg, Kaiserl. Eremitage. (Nach Rod. Piccard.)

„ 15: — — — Seitenansicht. (Ebd.)

„ 31: Ein Beispiel der sog. Kamennaja baba: Steinweiber (steinerne Colossalfiguren meist auf Grabhügeln aufgestellt); im Stadtgarten zu Nowotscherskask. (ОЧЕРКИ РУССКОЙ ИСТОРІИ ВЪПАМЯТНИКАХЪ БЫТА.)

„ 32: Der Grabhügel (Kurgan) bei Alexandropol. Im Kreise Jekaterinoslaw 150 Fuß Umfang, 10 Faden hoch, Plateau 9 Faden breit. (Ebd.)

„ 37: Steingrab; bei Kraszeowkutsk gefunden. (Ebd.)

„ 46: Details vom Wikingerboot. Innere Ansicht des einen Endes. Ansicht der Planken von der Innenseite. Durchschnitt zur Veranschaulichung der Rippenbefestigung. Ruderklampe. Ruder. Steuerruder. Ein Stück Eichenplanke mit eisernen Nägeln. (Court Engelhardt, Denmark in the early Iron-Age.)

„ 47: Zwei Ansichten des im Moor bei Nydam (Schleswig) am 18. August 1863 entdeckten Wikingerboots. Kiel. (Ebd.)

„ 77: Elf Münzen von Wladimir. Vorder- und Rückseiten. (Theils nach galvan. Copien von Exemplaren i. d. Slg. des Grafen von Tolstoi. — Theils nach: Tolstoi, die ältesten russischen Münzen. — Zeitschrift f. Numismatik, hrsg. v. von Sallet.)

„ 81: Eine Seite aus einer die Geschichte von Boris und Gleb behandelnden mit Miniaturen gezierten Handschrift. (Nach Seswneski.)

„ 83: Silbermünze von Swjätopolk. (Nach galvan. Copie des Exemplars i. d. Slg. des Grafen von Tolstoi.)

„ 85: Helm Jaroslaws; 1802 im Gaue Wladimir gefunden. (ОЧЕРКИ РУССКОЙ ИСТОРІИ ВЪПАМЯТНИКАХЪ БЫТА.)

„ 88: Münzen Jaroslaws. Silber. (Tolstoi, die ältesten russischen Münzen. — Zum Theil nach galvan. Copien der Exemplare in der Slg. des Grafen von Tolstoi.)

„ 90: Das angebliche Grab Jaroslaws in der Sophien-Kathedrale in Kiew Weißer Marmor. (ОЧЕРКИ РУССКОЙ ИСТОРІИ ВЪПАМЯТНИКАХЪ БЫТА.)

Seite 92: Die Sophienkirche zu Kiew. (Nach Copie einer Zeichnung aus dem 17. Jahrhundert.)
„ 99: Der älteste Plan von Kiew. (Nach einem anonymen Facsimile.)
„ 101: Das goldene Thor in Kiew nach der Ausgrabung. (ОЧЕРКИ РУССКОЙ ИСТОРІИ ВЪПАМЯТНИКАХЪ БЫТА)
„ 105: Swjätoslaw und seine Familie. Miniature in dem Iskornich (Gebetbuch) Swjätoslaws v. J. 1073. (Nach einem anonymen Facsimile.)
„ 124: Ueberreste des Palastes des Großfürsten Andrei Boguljubski in Wladimir. (ОЧЕРКИ РУССКОЙ ИСТОРІИ ВЪПАМЯТНИКАХЪ БЫТА.)
„ 136: Dimitrowski'sche Kathedrale zu Wladimir. (Nach einer anonymen Zeichnung.)
„ 138: Sculpturen am Bogen des Hauptportals der Kathedrale von St. Dimitri zu Wladimir. (Viollet-le-Duc, l'art russe.)
„ 139: Sculpturen im Fries der Kathedrale von St. Dimitri zu Wladimir. (Ebd.)
„ 150: Das angebliche Grab Nestors im Petscherski'schen Kloster zu Kiew. (ОЧЕРКИ РУССКОЙ ИСТОРІИ ВЪПАМЯТНИКАХЪ БЫТА.)
„ 164: Ruinen des alten Bolgari. (Nach Photographie.)
„ 172: Der Perepetow-Kurgan; Gouvernement Kiew. (ОЧЕРКИ РУССКОЙ ИСТОРІИ ВЪПАМЯТНИКАХЪ БЫТА.)
„ 173: Der schwarze Kurgan; Gouvernement Tschernigoff am Welezki'schen Kloster. (Ebd.)
„ 178: Miniature aus dem 14. Jahrhundert: Der Großkhan den Brüdern Polo ein goldenes Geleitstäfelchen für das Durchreisen seines Reiches übergebend. (Yule, The book of Ser Marco Polo.)
„ 183: Thüren des Sigtun (sogen. schwedische Thüre) in der Sophienkirche zu Nowgorod. (Antiquités de l'empire de Russie; éditées par ordre de sa Majesté l'empereur Nicolas I.)
„ 195: Helm des Großfürsten Alexander Newsky; im Kreml, Moskau. (Ebd.)
„ 270: Mongolischer Eisenhelm. In der Autheinaja Palata; Moskau, Kreml. (Ebd.)
„ 289: Das wunderthätige Muttergottesbild von Wladimir. Aufbewahrt in Moskau in der Kirche zu Mariä Himmelfahrt im Kreml. (Antiquités de l'empire de Russie.)
„ 303: Facsimile des Titelholzschnittes von Elucidarius errorum ritus Ruthenici. Ioannis Sacrani Cracoviensis ecclesiae Canonici, anno Domini 1500 scriptus.
„ 315: Bildniß Iwan III. (Cosmographie universelle d'André Thevet; Paris 1575.)
„ 330: Mützen der Erzbischöfe von Nowgorod aus dem 15. Jahrhundert. In der Sacristei der Sophien-Kirche zu Nowgorod. (Antiquités de l'empire de Russie.)
„ 331: Hostiengefäß aus der Zeit des Großfürsten Iwan Wassiliewitsch. Silber, vergoldet. Von 1486 datirt. In der Cathedrale zu Mariä Himmelfahrt im Kreml zu Moskau. (Ebd.)
„ 359: Großfürst Wassili IV. Iwanowitsch. Verkleinertes Facsimile der Radirung von Augustin Hirschvogel (1503(?)—1552). (Herberstein, Rerum Moscoviticarum commentarii. Viennae 1549.)
„ 369: Goldene Bulle von Wassili IV. Iwanowitsch. (Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde. Neue Folge.)

Seite 370: Kaiser Maximilian I. empfängt die Gesandtschaft des Großfürsten Wassili. Verkleinertes Facsimile des gleichzeitigen Holzschnittes von Burkmaier im „Weißkunig". (Weißkunig, Wien 1775.)
„ 372: Moskowitische Krieger. (Herberstein, Rerum Moscoviticarum commentarii. Viennae 1549.)
„ 375: Russische Waffen, Sattelzeug und Ausrüstungsstücke. (Ebd.)
„ 379: Baron Herberstein in russischem Costüme. (Ebd.)
„ 433: Platte vom Grabe Boleslaws des Kühnen. Eingemauert in der Kirche zu Ossiach an den Kärnthner Alpen. (Alexandre Przedziecki et Eduard Rastowiecki, Monuments du moyen-âge et de la renaissance dans l'ancienne Pologne.)
„ 441: Siegel von Mieszko dem Alten. An einer Urkunde im Breslauer Archive vom Jahre 1175. (Voßberg, Siegel des Mittelalters von Polen, Littauen, Schlesien, Pommern und Preußen.)
„ 457: Kelch im Schatz der alten Kathedrale von Plock; Weihgeschenk von Konrad I., Herzog von Masovien. (Alexandre Przedziecki et Eduard Rastowiecki, Monuments du moyen-âge et de la renaissance dans l'ancienne Pologne.)
„ 464: Siegel des Herzogs Conrad von Masovien; an einer Urkunde vom Jahre 1238. (Voßberg, Siegel des Mittelalters von Polen, Littauen, Schlesien, Pommern und Preußen.)
„ 469: Siegel von König Boleslaw dem Schamhaften. Kleines Reitersiegel, an Urkunden vom Jahre 1235 und 1243. Großes Fußsiegel, an einer Urkunde im Krakauer Kapitelsarchive vom Jahre 1255. (Voßberg, Siegel des Mittelalters von Polen, Littauen, Schlesien, Pommern und Preußen.)
„ 473: Siegel von Przemislaw I., Herzog von Großpolen; an Urkunden von 1256 und 1257 in der Raczynski'schen Bibliothek zu Posen befindlich. (Ebd.)
„ 477: Großes Siegel von Przemislaw II. (Ebd.)
„ 481: Siegel von Wladislaw Lokietek, an einer Urkunde vom Jahre 1315 im Krakauer Kapitelsarchive befindlich. (Ebd.)
„ 489: Grabmal der Anna Jagiello im Dom zu Krakau. (Nach Photographie.)
„ 494: Siegel Kasimir des Großen. (Essenwein, Die mittelalterlichen Kunstdenkmale der Stadt Krakau.)
„ 496: Großes Siegel der Stadt Krakau, 1333—1370. (Ebd.)
„ 498: Silbermünze von Kasimir d. Gr. von Polen; sogen. Krakauer Groschen. (Nach dem Original im königl. Münzkabinet zu Berlin; gezeichnet von A. Lütke.)
„ 507: Grabmal Kasimir des Großen im Dom zu Krakau. (Nach Photographie, gezeichnet von G. Rehlender.)
„ 513: Siegel von Kestuit (Kynstutte), Herzog von Trakehn, als Heide. 1379. (Voßberg, Siegel des Mittelalters von Polen, Littauen, Schlesien, Pommern und Preußen.)
„ 515: Thronsiegel der Königin Hedwig; an einer Urkunde vom Jahre 1386. (Ebd.)
„ 523: Majestätssiegel von Wladislaw Jagiello; an einer Urkunde vom Jahre 1388. (Ebd.)
„ 533: Der Dom zu Krakau, in seiner ursprünglichen Gestalt; 14. bis 15. Jahrhundert. (Essenwein, Krakau.)

Seite 545: Majestätssiegel von Witold, Großfürst von Littauen. (Voßberg, Siegel des Mittelalters von Polen, Littauen, Schlesien, Pommern und Preußen.)
„ 549: Hussiten-Disputation. Gemälde in der Jagiellonen-Kapelle des Doms zu Krakau, aus dem 15. Jahrhundert. (Alexandre Przedziecki et Eduard Rastowiecki, Monuments du moyen-âge et de la renaissance dans l'ancienne Pologne.)
„ 551: Anbetung der Könige. Gemälde in der Jagiellonen-Kapelle des Doms zu Krakau, aus dem 15. Jahrhundert. (Ebd.)
„ 559: Siegel des Bischofs Zbigniew Olesnicki von Krakau; an einer Urkunde vom Jahre 1438. (Voßberg, Siegel des Mittelalters von Polen, Littauen, Schlesien, Pommern und Preußen.)
„ 561: Das Florianithor von Krakau, Ziegelbau von 1498. (Essenwein, Krakau.)
„ 577: Denkstein des Cardinals Zbigniew Olesnicki, Bischof von Krakau. Steinrelief aus der Jagiellonen-Universität zu Krakau, 1453. (Alexandre Przedziecki et Eduard Rastowiecki, Monuments du moyen-âge et de la renaissance dans l'ancienne Pologne.)
„ 582: Bilder aus dem Krakauer Leben des 15. Jahrhunderts. 1. Armbrustschießen. In einer Miniaturen-Handschrift in der Jagiellonen-Universität zu Krakau. (Alexandre Przedziecki et Eduard Rastowiecki, Monuments du moyen-âge et de la renaissance dans l'ancienne Pologne.)
„ 584: Bilder aus dem Krakauer Leben des 15. Jahrhunderts. 2. Maler-Atelier. (Ebd.)
„ 585: Bilder aus dem Krakauer Leben des 15. Jahrhunderts. 3. Schneider. (Ebd.)
„ 587: Bilder aus dem Krakauer Leben des 15. Jahrhunderts. 4. Kaufleute. (Ebd.)
„ 589: Die Tuchhalle in Krakau. 1358 von Kasimir d. Gr. erbaut, 1557 wieder hergestellt. (Essenwein, Mittelalterliche Kunsthalle der Stadt Krakau.)
„ 597: Thronsiegel von Wladislaw Jagiello. (Voßberg, Siegel des Mittelalters von Polen, Littauen, Schlesien, Pommern und Preußen.)
„ 600: Deckplatte des Sarkophages von Kasimir Jagiello; im Dom zu Krakau. (Essenwein, Krakau.)
„ 602: Ringsiegel des Bischofs Friedrich; auf einer Pergamenturkunde in der Sammlung von Pulawy. (Voßberg, Siegel des Mittelalters von Polen, Littauen, Schlesien, Pommern und Preußen.)
„ 603: Grabdenkmal des Cardinals Friedrich Jagiello; im Dom zu Krakau. Bronze. 1510 von König Sigismund errichtet. (Alexandre Przedziecki et Eduard Rastowiecki, Monuments du moyen-âge et de la renaissance dans l'ancienne Pologne.)
„ 605: Grabmal des Philipp Callimachus Buonacorsi in einer Kapelle der (1550 durch Brand zerstörten) Dominicaner-Kirche zu Krakau. Gravirte in die Mauer eingelassene Bronzeplatte. (Ebd.)
„ 615: Krönung Alexanders von Polen. Miniature in dem Pontificale des Erasmus Ciolek, Bischof von Plock. (Ebd.)
„ 620: Kleines Wappensiegel König Alexanders von Polen; an einer Urkunde im Krakauer Senats-Archive vom Jahre 1502. (Voßberg, Siegel des Mittelalters von Polen, Littauen, Schlesien, Pommern und Preußen.)
„ 622: Siegel von König Sigismund I. als Herzog von Glogau; an einer Urkunde in der Raczyńskischen Bibliothek vom Jahre 1506. (Ebd.)

Seite 628: Wappensiegel von Janusz und Stanislaw von Masovien; an einer Urkunde vom Jahre 1520. (Ebd.)
„ 632: Elisabeth von Oesterreich, Gemahlin Sigismund Augusts. Oelmalerei auf Kupferplatte. (Alexandre Przedziecki et Eduard Rastowiecki, Monuments du moyen-âge et de la renaissance dans l'ancienne Pologne.)
„ 633: Barbara Radziwil, zweite Gemahlin Sigismund Augusts. Oelmalerei auf Kupferplatte. (Ebd.)
„ 635: Polnische Rüstung. Anfang des 16. Jahrhunderts. In der Kaiserl. Waffensammlung zu Zarskoje-Selo. (Gillé, Musée de Tzarskoe-Selo.)
„ 638: Bilder aus dem kirchlichen Leben in Polen im 15. Jahrhundert. 1. Gründung einer Kirche. Miniature im bischöflichen Ceremonienbuche des Erasmus Ciolek, Bischof von Plock. Miniaturen-Handschrift aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. (Alexandre Przedziecki et Eduard Rastowiecki, Monuments du moyen-âge et de la renaissance dans l'ancienne Pologne.)
„ 639: Bilder aus dem kirchlichen Leben in Polen im 15. Jahrhundert. 2. Ertheilung der Priesterweihe. (Ebd.)
„ 640: Bilder aus dem kirchlichen Leben in Polen im 15. Jahrhundert. 3. Weihung einer Kapelle. (Ebd.)
„ 641: Bilder aus dem kirchlichen Leben in Polen im 15. Jahrhundert. 4. Segnung des Ostermahles. (Ebd.)
„ 643: Bilder aus dem kirchlichen Leben in Polen im 15. Jahrhundert. 5. Glockentaufe. (Ebd.)
„ 649: Hof der Jagiellonen-Universität zu Krakau. (Essenwein, Krakau.)
„ 651: Littauisches Siegel vom König Sigismund August; an einer Urkunde vom Jahre 1539 in der Ossolinski'schen Bibliothek zu Lemberg. (Voßberg, Siegel des Mittelalters von Polen, Littauen, Schlesien, Pommern und Preußen.)
„ 652: Goldmünze (Ducaten) von Danzig unter Sigismund I. von Polen. (Nach dem Original im königl. Münzkabinet zu Berlin; gezeichnet von A. Lütke.)

Karten im Text.

Seite 26: Die Slaven nördlich von der Donau um 900.
„ 175: Ueberreste der Stadt Sarai in der Nähe von Zarew. (Yule, The book of Ser Marco Polo.)
„ 275: Terrainskizze des kulikow'schen Feldes. (Von Th. Schiemann.)

Vollbilder.

Seite 116: Darstellung des Großfürsten Wladimir Monomach von Kiew auf einer alten Kirchenfahne. (Antiquités de l'empire de Russie.)
„ 137: Ornamentirung der heiligen Pforte der Kirche „St. Johannes Theologus" in Rostow. (Viollet-le-Duc, l'art russe.)
„ 192: Die älteste Ansicht von Nowgorod, befindlich unter einem Muttergottesbilde in der Znamenski'schen Cathedrale zu Nowgorod. (Nach einem anonymen Facsimile.)

Seite 264: Proben von Ornament-Malereien in russischen Handschriften des Mittelalters. 1. Aus einem Evangeliarium des 12. oder 13. Jahrhunderts; Moskau, öffentliches Museum (Rumjanzoff). 2. Aus einem Psalter-Manuskript des 13. oder 14. Jahrhunderts; im Kloster zur Auferstehung oder Neu-Jerusalem (Voskresensk, Gouvernement Moskau). (Boutowsky, Histoire de l'ornement russe.)

„ 376: Iwan IV. Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches von Hans Weygel. † 1590. (Rovinsky, Portraits authentiques des Tzars Jean III., Basil son fils et Jean IV. le terrible.)

„ 588: Krakau am Ausgang des 15. Jahrhunderts. Verkleinertes Facsimile der Ansicht in der Hartmann-Schedel'schen Chronik von 1493.

„ 632: Sigismund August, König von Polen. Verkleinertes Facsimile des Kupferstiches vom 1554 von Virgil Solis.

„ 653: Grabmal von Sigismund I. im Dom zu Krakau. Von rothem Marmor. (Nach Photographie gezeichnet von G. Rehlender.)

Doppelvollbilder.

Seite 112: Großfürst Wladimir Monomach auf seinem Thronsessel. Hochzeit des Fürsten Andrei Wladimirowitsch. (Historien von Fürsten und Zaren des russischen Landes. Ausgabe der archäographischen Kommission.)

„ 123: Mirakel der heiligen Jungfrau in Nowgorod; in der Kirche zur Geburt der Jungfrau. (Antiquités de l'empire de Russie.)
Dazu Erläuterungsblatt.

„ 184: Die Korsun'schen Thüren in der Kirche der heil. Sophia zu Nowgorod. Hauptwerk mittelalterlicher Kunst in Rußland. (Antiquités de l'empire de Russie.)

„ 357: Facsimile eines Theiles einer großen Karte von Moskau zur Zeit des Großfürsten Wassili (Sohn Iwans III.) mit dem Bildniß desselben. Original aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. (Nach dem Abdruck in der Sammlung des Herrn Daschkow.)

„ 393: Die Erzreliefs am Portal des Doms zu Gnesen; Darstellungen aus dem Leben des heil. Adalbert. (Nach einem anonymen Stahlstiche.)
Dazu Erläuterungsblatt.

„ 613: Krönung Alexanders I., König von Polen; 1501. Miniature im bischöflichen Ceremonienbuch des Erasmus Ciolek, Bischof von Plock. (Alexandre Przedziecki et Eduard Rastowiecki, Monuments du moyen-âge et de la renaissance dans l'ancienne Pologne.)

„ 625: Landtafel des Ungerlands | Polands | Rüssen | Littaw | Walachei und Bulgarei. Facsimile aus Sebastian Münsters Cosmographie. Gedruckt zu Basel durch Henricum Petri. Anno 1550.

Beilagen.

Seite 29: Facsimile aus der Handschrift des „baierschen Geographen". München, Königl. Centralbibliothek, Nr. 560, 4°, Blatt 149 und 150.
Dazu Transscription und Uebersetzung.

Seite 286: Urkunde über den von Nowgorod mit den Boten von Lübeck, Wisby, Riga, Dorpat und Reval im Jahre 1392 abgeschlossenen Frieden. Originalgroßes Facsimile der im Rathsarchiv zu Reval befindlichen gleichzeitigen russischen Copie des verlorenen Originals.

Dazu Transscription und gleichzeitige niederdeutsche Uebersetzung.

„ 368: Brief des Großfürsten Wassili Iwanowitsch an die Stadt Reval. Im Stadtarchiv zu Reval. Originalgroßes Facsimile.

Dazu Transscription und Uebersetzung.

„ 636: Ansicht der Stadt Grodno mit dem Empfang der zum polnischen Landtag ziehenden fremden Gesandtschaften im Juli 1567. Facsimile einer Radirung von Matthes Zündt nach einer Zeichnung von Hans Adelhauser.

Dazu Erläuterungsblatt.

Karten.

Seite 64: Rußland um das Jahr 962. (Gezeichnet in F. A. Brockhaus' geogr.-artist. Anstalt in Leipzig.)

„ 245: Rußland von der Verlegung des Russischen Großfürstenthums nach Moskau 1328 und der Gründung des Großfürstenthums Littauen bis zur Vernichtung der Goldenen Horde 1480. (Ebd.)

Inhalts-Verzeichniß.

Geschichte Rußlands bis zu Iwan dem Schrecklichen.

Seite

Vorwort 1

Erstes Kapitel. **Urgeschichte der Slaven** 5

Arische Anfänge 7

Die Letto-Slaven 9

Sitze der Letto-Slaven 11

Die Periode der slavischen Spracheinheit 17

Zweites Kapitel. **Die slavische Völkerwanderung** 18

Aelteste Wanderungen 19

Das Reich Samos 21

Drittes Kapitel. **Die Sitze der Slaven im 9. Jahrhundert** 22

Sitze der westslavischen Stämme 23

Viertes Kapitel. **Aelteste Sitze und Stämme der russischen Slaven** . . . 25

Geographische Skizze 25

Die einzelnen Stämme 27

Siedelungsstätten und Städte 29

Staatliche Organisation und Kultus 31

Bestattungsgebräuche 33

Der Bericht des Ibn Fadhlan 35

Kulturstand 37

Fünftes Kapitel. **Die Nachbarn der Slaven** 38

Biarmier, Chasaren 39

Die Wolga-Bolgaren 41

Sechstes Kapitel. **Die Waräger-Russen und die Gründung des russischen Staates** 43

Die Waräger 43

Rurik, Askold und Dir 45

Olegs Zug nach Constantinopel 49

Der Vertrag des Jahres 911 51

König Inger von Byzanz 53

Der Vertrag des Jahres 945 55

Olga 57

Swjätoslaw in Bolgarien 59

Unglückliche Kämpfe mit den Rhomäern 61

Swjätoslaws Ausgang 63

Bruderkriege 65

Seite

Siebentes Kapitel. **Wladimir der Heilige** 65
Wladimir als Eroberer 67
Die Annahme des Christenthums 69
Sturz des Heidenthums in Kiew 71
Wladimir als Christ 73
Brun von Querfurt bei den Petschenegen 75
Achtes Kapitel. **Wladimirs nächste Nachfolger** 79
Die Familie des Großfürsten 79
Jaroslaw und Swjätopolk im Kampf um Rußland 83
Zeitweilige Theilung des Reiches 85
Beziehungen Jaroslaws zu Byzanz 87
Jaroslaw im Licht der Sagas 89
Charakteristik Jaroslaws 91
Ende der Warägerzeit 93

Rußland unter den Theilfürsten.

Erste Periode (1054—1223.)

Neuntes Kapitel. **Die Söhne Jaroslaws** 94
Die Erbfolge im Fürstenhause 95
Beginn der Zwietracht 97
Isjaslaw 101
Römische Pläne 103
Zehntes Kapitel. **Wladimir Monomach** 106
Die Polowzer 107
Ein Brief Wladimirs 109
Die Blendung Wassilko's 111
Wirksamkeit im Innern 113
Wladimirs Testament 115
Elftes Kapitel. **Das Sinken Kiews und die steigende Bedeutung Susdals** 117
Wladimirs Tod. Verfall Kiews 117
Eroberung und Plünderung Kiews 119
Nationale Wandlungen des Südens 121
Andrei Bogoljubski 123
Andrei's Streben nach kirchlicher Selbständigkeit 125
Zwölftes Kapitel. **Die Kulturfortschritte Rußlands bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts** 127
Kulturzustände 127
Die Bauern 129
Glaube und Leben 131
Gesellschaftsklassen 133
Die Städte 135
Gewerbe und Kunst 137
Der Handel 141
Die Gefolgsleute 143

Seite

Das Fürstengeschlecht 145
Die Geistlichkeit 147
Bildung und Literatur 149
Weltliche Literatur 151

Zweite Periode.

Rußland unter dem Joch der Mongolen.

Dreizehntes Kapitel. **Dschingiskhan und die Entstehung seines Reiches** . . 152
Chinesische Quellen über die Mongolen 153
Die Anfänge Dschingiskhans 155
Die Eroberung von Khuarezm 157
Vierzehntes Kapitel. **Begründung der Herrschaft der Tataren über Rußland** 158
Erste Kämpfe Rußlands mit den Mongolen 159
Charakteristik Dschingiskhans 161
Dschingiskhans Ende und seine Nachfolger 163
Fünfzehntes Kapitel. **Die Unterjochung Rußlands** 163
Der Winterfeldzug Batu's 165
Die entscheidenden Niederlagen des Nordens 167
Unterwerfung des Südens 169
Ogotai und seine Nachfolger 171
Sechszehntes Kapitel. **Die goldene Horde zu Sarai** 171
Die Trümmer von Sarai 173
Plano Carpini beim Großkhan 175
Der Adel der Steppe. Stände 177
Das System des Tatarischen Abgabenwesens 179
Siebenzehntes Kapitel. **Nowgorod und Alexander Newski** 181
Die Machtstellung Nowgorods 185
Verfassung und Recht 187
Herrenstand und Kaufmannschaft 189
Handelspolitik 191
Was Nowgorod fehlte 193
Nowgorod erkennt die Herrschaft der Horde an 197
Achtzehntes Kapitel. **Halicz und König Daniel** 199
Bojaren und Fürsten von Halicz 199
Daniel und die Tataren 201
Rettungspläne 203
Daniel und die römische Kirche 205
Die Tataren behalten das Feld 207
Die Rache der Tataren. Daniels Ende 209
Neunzehntes Kapitel. **Littauens erste Erhebung** 210
Aelteste Ansicht von Littauen 211
Religiöse Vorstellungen 213
Politische Anfänge 215
Mindowe 217
Niedergang 219

Seite

Zwanzigstes Kapitel. Witen und Gedimin 1293—1341 219
Russisch-Littauen 221
Livländische Beziehungen 223
Gedimins vermeintliche Absicht Christ zu werden 225
Unerwünschte Aufklärungen 227
Gedimins religiöse Stellung 229
Charakteristik Gedimins 231
Einundzwanzigstes Kapitel. Olgerd und Kestutt. 1341—1377 231
Gedimins Erbe 231
Begründung der Zweiherrschaft in Littauen 233
Charakteristik der Fürsten 235
Littauen und der Orden 237
Littauen und Rußland 239
Rivalität von Twer und Moskau 241
Südrußland wird littauisch 243

Das moskowische Rußland.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Moskau und Twer im Kampf um die Oberherrlichkeit 245
Uebergewicht Twers 247
Die Wendung zu Gunsten Moskaus 249
Das tragische Ende Alexanders von Twer 251
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Iwan I., Danilowitsch Kalita und Simeon Iwanowitsch der Stolze 251
Die Politik Kalita's 253
Einwandernder Adel 255
Simeon der Stolze. Der schwarze Tod 257
Vierundzwanzigstes Kapitel. Kulturgeschichtliches 258
Verwaltung im Moskowischen Rußland 259
Der neue Moskowische Bojarenstand 261
Die Geistlichkeit 263
Einsiedeleien und Klöster 265
Verfall der Horde 267
Fünfundzwanzigstes Kapitel. Dmitri Iwanowitsch Donskoi. 1362—1389 . 267
Michael von Twer 269
Der erste Sieg Rußlands über die Tataren 271
Vorbereitungen zum Entscheidungskampfe 273
Die Schlacht auf dem kulikow'schen Felde 275
Timur und Tochtamisch 277
Erneuerung des Tatarenjoches 279
Moskau behauptet seine leitende Stellung 281
Dmitri's Ende 283
Sechsundzwanzigstes Kapitel. Wassili I. Dmitrijewitsch, 1389—1425 . . . 283
Politik des Großfürsten nach innen und außen 285
Beziehungen zu Nowgorod, Pskow und Littauen 287
Edegu vor Moskau. Wassili's Tod 291

Seite

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Wassili II. Wassiljewitsch der Geblendete. 1425—1462 292
Oheim und Neffe 293
Kasan 295
Dmitri Schemjäka und die Blendung Wassili's 297
Ausgang des russischen Mittelalters 299
Achtundzwanzigstes Kapitel. Moskau und das Concil zu Florenz 300
Unionspläne 301
Isidors Thätigkeit für die Union 305
Die Vereinigung der Kirchen 307
Moskau weist die Union zurück 309

Iwan III. Wassiljewitsch.

Neunundzwanzigstes Kapitel. Die Vernichtung der Theilfürstenthümer und dienenden Fürsten 311
Untergang Twers. Ausgang Andrei des Großen 313
Die „dienenden Fürsten" in Littauen 317
Dreißigstes Kapitel. Groß-Nowgorods Untergang 318
Die politische Stellung Nowgorods 319
Nowgorods Hochverrath 321
Iwans erster Feldzug gegen Nowgorod 323
Vorbereitungen zur Vernichtung der Stadt 325
Der zweite Feldzug des Großfürsten 327
Das Ende 329
Einunddreißigstes Kapitel. Das Aufhören des Tatarenjoches 332
Die Steppenmänner 333
Die große Horde und die Krim 335
Die Tataren ziehen ab 337
Untergang der goldenen Horde 339
Zweiunddreißigstes Kapitel. Die Familie des Großfürsten. Der littauische Krieg. Iwans Ausgang 340
Die byzantinische Gemahlin des Großfürsten 341
Heirathspolitik 343
Ein verhängnißvoller Ehetractat 345
Die ersten Früchte der littauischen Heirath 347
Die Schlacht an der Wedrosch a 349
Livländische Siege 351
Friedensverhandlungen 353
Der Großfürst 355
Bedeutung Iwan's III. 357
Dreiunddreißigstes Kapitel. Wassili IV. Iwanowitsch. (1505—1533) . . . 357
Michael Glinski 361
Helena. Kasan 363
Pskows Untergang 365
Erneuter Krieg mit Littauen 369

Seite

Erwerbung von Smolensk. Die Krim 371
Scheinbare Erneuerung des Tatarenjochs 373
Kasan 375
Familienverhältnisse und Tod 377
Anhang 378

Geschichte Polens bis zu Sigismund II. August. 1548.

Erstes Kapitel. **Die Entstehung des polnischen Staates** 383
Ibrahim — Ibu — Jakub 385
Erste Berührungen mit dem Deutschen Reiche 387
Mscislaws äußere Politik 389
Zweites Kapitel. **Boleslaw der Kühne** 390
Der heilige Adalbert 391
Kaiser Otto III. in Polen 393
Die Wendung gegen Deutschland 395
Niederlage und Frieden 397
Neue Verwickelungen 399
Letzte Unternehmungen und Tod 401
Drittes Kapitel. **Innere Zustände** 402
Negative Resultate 403
Viertes Kapitel. **Der Niedergang der polnischen Macht und die Anfänge ihrer Wiederaufrichtung** 405
Vertreibung und Rückkehr Mscislaws 407
Reaction des Heidenthums. Herzog Kasimir 409
Fünftes Kapitel. **Boleslaw II., der Kühne und Wladislaw Hermann** . . . 410
Große Anfänge 411
Wladislaw Hermann und seine Familie 413
Sechstes Kapitel. **Boleslaw III. Schiefmund** (krzywousty, curvus) 415
Die Theilung des Reiches und ihre Folgen 415
Pommern, Böhmen und das Deutsche Reich 417
Zbigniews Ausgang. Pommern 419
Die Bekehrung Pommerns 421
Abermaliger Rückgang der Machtstellung Polens 423
Siebentes Kapitel. **Polens innere Zustände** 424
König und Adel 425
Die Stände 427
Kriegsverfassung 429
Die Geistlichkeit 431
Altslavische Anklänge 433
Achtes Kapitel. **Entstehung der polnischen Theilfürstenthümer** 434
Wladislaw und seine Brüder 435
Sturz und Vertreibung des Herzogs 437
Der Feldzug Barbarossa's 439

Seite

Kasimirs Tod und Leszeks Wahl 441
Die Beseitigung des Seniorats 443
Neuntes Kapitel. **Das Emporsteigen Schlesiens und die deutsche Colonisation** 445
Handelsbeziehungen zu Südrußland 445
Innere Kriege 447
Heinrich der Bärtige 449
Deutsche Colonisation 451
Polnische und deutsche Bauern 453
Deutsche Städte 455
Zehntes Kapitel. **Polen und die Gründung des deutschen Ordensstaates in Preußen** 456
Die Mission in Preußen 457
Anfänge des Deutschen Ordens in Preußen 459
Die Brüder von Dobrin 461
Die Eroberung Preußens durch den Deutschen Orden 463
Elftes Kapitel. **Die Tataren in Polen und die Folgen der Schlacht bei Lignitz** 465
Die Tataren 465
Der Niedergang Polens 467
Heinrich IV. Kirchenprivileg und Testament 471
Zwölftes Kapitel. **Wladislaw Lokietek; (der Zwerg.)** 472
Wenzel von Böhmen und König Przemislaw 473
Nationale Bestrebungen 475
Pommerellen 479
Der Kampf mit dem Orden 481
Dreizehntes Kapitel. **Innere Wandlungen** 483
Die Szlachta 483
Die Nichtadligen 485
Die Anfänge des polnischen Parlamentarismus 487
Vierzehntes Kapitel. **Die Anfänge Kasimir des Großen. Der Orden und Halicz** 488
Vorgeschichte und Anfänge Kasimirs 489
Der Friede von Kalisz 1343 491
Erwerbungen in Wolhynien 493
Fünfzehntes Kapitel. **Kasimirs Walten im Innern** 493
Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft 495
Die Krakauer Festtage 1363 497
Reformen 499
Genesis und Conföderationen 501
Die Reorganisation des Kriegswesens 503
Sechszehntes Kapitel. **Die Familie des Königs. Sein Tod und die Regierung König Ludwigs von Ungarn** 503
Das Judenstatut 505
Steigende Bedeutung des Adels 509
Siebzehntes Kapitel. **Das Interregnum** 510
Der Streit um die Krone 511
Der Adel in Kleinpolen und Littauen 513

Seite

Jagiello's Werbung 515
Jagiello und Hedwig 517
Achtzehntes Kapitel. König Wladislaw Jagiello 517
Der erste Plan einer Theilung Polens 519
Gefährliche Lage des Ordens 521
Die Schlacht bei Tannenberg 525
Ein Brief des Königs 527
Der Friede zu Thorn 529
Die Union von Hrodlo und ihre Folgen 531
Die Hussitenfrage 533
Witolds kirchenpolitische Pläne 535
Die Action in Böhmen 537
Die wolhynisch-podolische Frage 539
Der Fürstentag zu Luck 541
Das Intriguenspiel und die Littauische Krone 543
Würdigung der Pläne Witolds 545
Charakteristik des Großfürsten 547
Switrigails Niederlage 553
Die Constitution von Jedlno 555
Charakterbild Jagiello's 557
Neunzehntes Kapitel. Zbigniew Olesnicki 558
Der Wettstreit um Böhmen 559
Entschiedener Anschluß an das katholische Abendland 561
Beziehung zu Böhmen und Ungarn 563
Der Friede von Szegedin und die Schlacht bei Varna 565
Innere Zerrüttung Polens 567
Ein Urtheil über Zbigniew Olesnicki's Politik 569
König Kasimirs Regierungsantritt 571
Der König und die Oligarchen 573
Niederlage des Königs 575
Der Tod des Cardinals 577
Zwanzigstes Kapitel. Polen im Kampf mit dem Orden, Rückwirkung und Folgen desselben 578
Der Friede zu Thorn 1466 579
Polnisch-Preußen 581
Verwaltung 583
Polnisch-Preußen 585
Polnischer Adel und deutsches Bürgerthum 587. 589
Die Reaction zu Gunsten des Königthums 591
Die Landbotenstube 593
Einundzwanzigstes Kapitel. Kasimirs äußere Politik 593
Böhmen und Ungarn 595
Mißerfolg Johann Albrechts 599
Kasimirs Tod 601
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Johann Albrecht und Alexander 601
Callimachus. Zusammenkunft in Leutschau 607
Der Reichstag von 1496 609

Seite

Der Feldzug gegen den Wojewoden Stephan 611
Erneuerung der Union Polens und Littauens 613
Szlachta und Magnaten 615
Der Aufschub im Kampf mit dem Orden 617
Die Gesetzgebung des Reichstags von Radom 619
Alexanders Ende 621

Dreiundzwanzigstes Kapitel. König Sigismund I. Aeußere Politik . . . 621
Beziehungen zu Brandenburg und Ungarn 623
Die Zusammenkunft zu Wien 1515 625
Hochmeister Albrecht von Brandenburg 627
Der Krakauer Friede 629
Sigismund und Johanna Zapolja 631
Barbara Radziwil 633

Vierundzwanzigstes Kapitel. Die Anfänge der polnischen Reformation . . 634
Das goldene Zeitalter Polens 637
Vorbereitende Regungen 639
Beginnende Abwendung von Rom 641
Die Reformation in Danzig 643
Fortschritte der Reformation 645
Kirchliche Stellung der Szlachta 647
Königin Bona 649
Vordringen der Reformation nach Littauen 651

Verzeichniß der Illustrationen 653

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Beendigung des Satzes am 30. Juli 1886.

Biblioteka Główna UMK
300020836405

Biblioteka
Główna
UMK Toruń
19073

Biblioteka
Główna
UMK Toruń
19073/2/10/1

